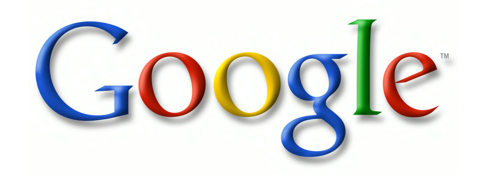
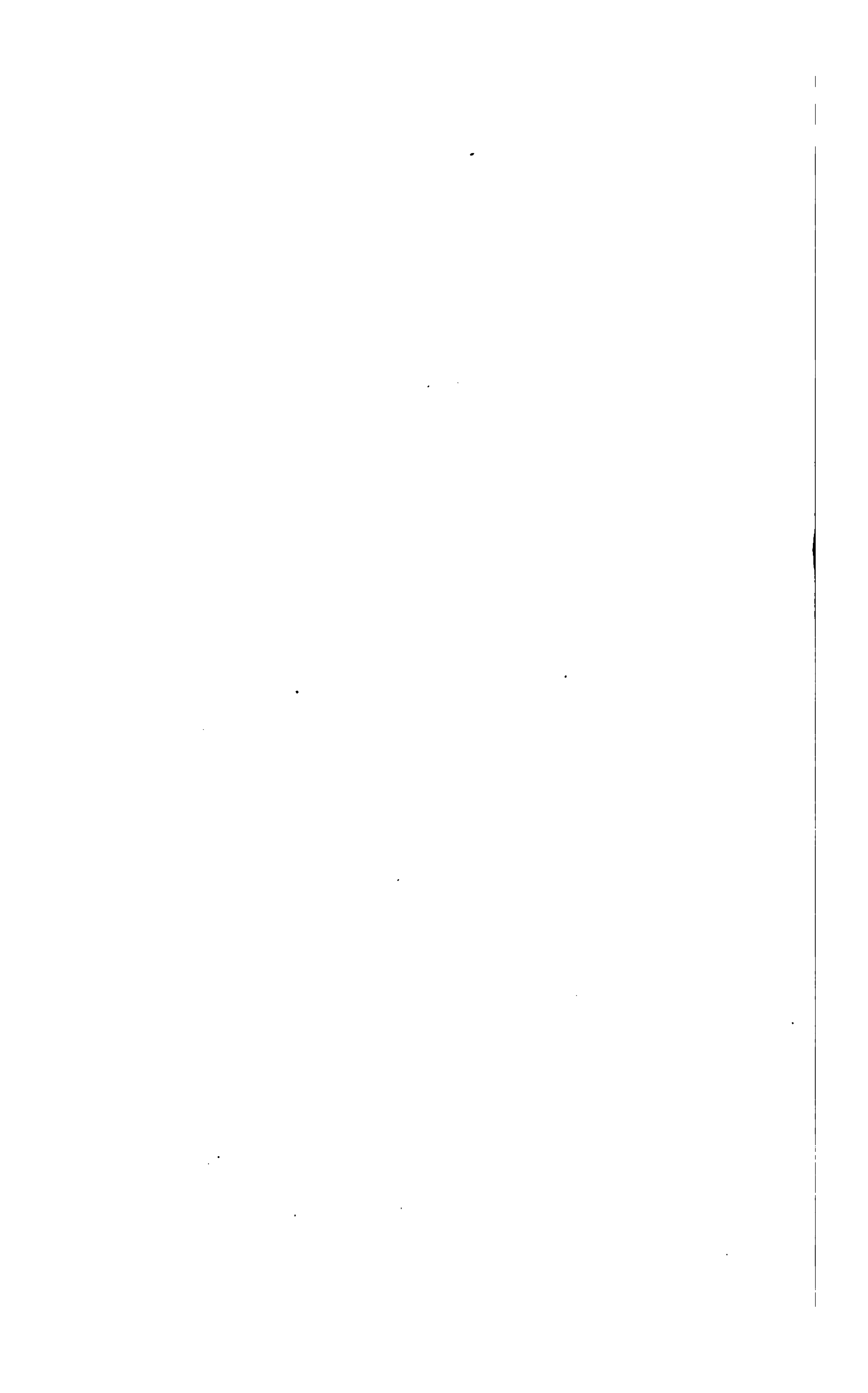






Depot
Z 128





Jahrbücher der Literatur.

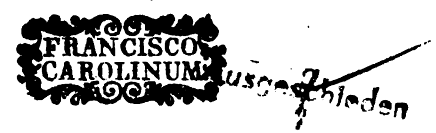
Drey und achtzigster Band.

1838.

July. August. September.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des drey und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXIII.

Seite

Jahrbücher der Literatur.

July, August, September 1838.

Art. I. 1) The Mythology of the Hindus, with notices of various mountain and Island Tribes inhabiting the two peninsulas of India and the Neighbouring Islands and an appendix comprising the minor avatars, and the mythological and religious terms etc. of the Hindus, with plates illustrative of the principal hindu deities by *Charles Coleman*. London 1832. Großquart, 401 S.

2) Mythen der alten Perser, als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien, nach den einzelnen Andeutungen der Kirchenväter und mehrerer neuerer Gelehrten zum ersten Male systematisch dargestellt von F. Nork. Leipzig 1835. 172 S. Octav.

3) Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, dargestellt von P. F. Stuhr. Berlin 1836. 448 S. Octav.

4) Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Cappadocier, Juden und Syrer, von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. Berlin 1836. 234 S. Octav.

5) Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, von Friedrich Creuzer, Doctor der Theologie und Philosophie, großherzlich badischem Geheimrath und Comthur des großherzoglich badischen Ordens vom Zähringer Löwen, ordentlichem Professor der alten Literatur zu Heidelberg, und mehrerer Akademien und anderer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Dritte, verbesserte Ausgabe. Leipzig und Darmstadt 1836. 234 S. Octav.

6) Darstellung der ägyptischen Mythologie, verbunden mit einer kritischen Untersuchung der Ueberbleibsel der ägyptischen Chronologie, von J. C. Prichard, M. D., übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von L. Haymann, nebst einer Vorrede von A. W. v. Schlegel. Bonn 1837. 491 S. Octav.

Creuzers Symbolik und Mythologie strahlt nicht nur unter den hier angezeigten, sondern unter allen mythologischen Werken des verflossenen und laufenden Jahres ut luna inter sidera minora vor. Mythologien, römische und griechische, hat es vor der Creuzer's schon zur Genüge gegeben, auch Iconologien und Erklärungen von Allegorien in Ueberfluß; aber keiner hat vor ihm, wie er, den Blick über das Pfahlwerk griechischer und römischer Mythologie hinaus nach dem Osten, Westen, Süden und Norden gewendet, und das eigentliche Studium der Symbolik nicht nur in Deutschland, sondern in Europa begründet. Wenn gleich, wie schon der Titel angibt, sein Hauptaugenmerk

die Griechen, so hat ihm das gründlichste Studium derselben doch keineswegs den Gesichtskreis beengt, und er trägt seinen Blick nach Osten, wo die Quelle des Lichts, und woher dasselbe, troß aller Jalousien hellenistischer Pfahlbürger, welche dasselbe ausschließen möchten, siegreich in das bisherige Dunkel griechischer Mythologie einströmt. Creuzer hat nicht nur den Gesichtskreis der Mythologie erweitert, sondern auch der Symbolik erst ihren wahren Standpunkt angewiesen. Schon vor mehr als dreyßig Jahren ist durch seine Lehrvorträge das mythologische und symbolische Studium in Deutschland, und jüngst durch die Uebersetzung der zweyten Ausgabe seines großen Werkes auch in Frankreich neu angeregt und befruchtet worden. Die erste Ausgabe seiner Mythologie und Symbolik erschien vor acht und zwanzig Jahren in vier Bänden; noch ehe ein Jahrzehend verflossen, erschien die zweyte, völlig umgearbeitete, deren fünfter Theil: Mone's Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa; und hier liegt bereits der erste Theil der dritten verbesserten Ausgabe vor uns, dessen drey Hefte zugleich den ersten Band der ersten Ausgabe seiner gesammten Schriften bilden *). Wir wissen nicht, ob in dieser neuen Ausgabe der sämmtlichen deutschen Schriften des verehrten Verfassers auch Mone's Werk als fünfter Theil mit einbegriffen sey, oder dieselbe nur die vier Bände von Creuzer's eigenem Werke nach der Eintheilung der zweyten Ausgabe enthalten wird, und können nur den ersten vorliegenden Band mit dem der ersten und zweyten Ausgabe vergleichen; wenn die letzte auf dem Titel als eine völlig umgearbeitete angekündet worden, so dürfte, nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, wohl auch die dritte nicht bloß als eine verbesserte, sondern als eine neu umgearbeitete angekündet worden seyn; denn das erste Buch der allgemeinen Beschreibung des symbolischen und mythischen Kreises ist wirklich ganz umgeschmolzen, indem der Inhalt derselben unter allgemeine, höhere Gesichtspunkte zusammengeordnet worden. Dieses vormalige erste Buch bildet nun den allgemeinen Theil zur Naturgeschichte heidnischer Religionen, besonders der griechischen und italischen, nicht in die sechs Kapitel der ersten und zweyten Ausgabe, sondern in die zehn folgenden Abschnitte eingetheilt: 1) Religion des Magismus; 2) hieratische Poesie; 3) hieratische Bildnerey; 4) Physiogonie (Orphische und Hesiodeische Theogonie); 5) vollendeter Anthropismus (episch-homerische Götter); 6) Vermischung des Anthropismus und der Apotheose,

*) Friedrich Creuzer's deutsche Schriften, neue und verbesserte Ausgabe, erste Abtheilung.

des Götter- und Heroenwesens; 7) Exanthropismus, Euhemerismus; 8) Nekrolatrie, Metensomatose; 9) Telestik, Grundzüge der Tesmophorien-Lehre; 10) Gebrechen und Verfall der Naturreligion; der Christianismus. Der besondere Theil enthält die ethnographische Betrachtung der alten heidnischen Religionen in anderer Ordnung, als in der ersten und zweyten Ausgabe, wo zuerst von der Religion des alten Aegyptens, dann von den Religionen Indiens und hernach erst von der medisch-persischen Religion gehandelt ward, während in der vorliegenden dritten Ausgabe das erste Kapitel die arianische Religion, oder baktrisch-medisch-persische Lehre und Kultus, das zweyte Kapitel die Religionen Indiens enthält, auf welche dann zunächst die ägyptischen und dann die anderen Religionen des vorderen und mittleren Asiens folgen dürften. Hieraus erhellet schon, daß die dritte Ausgabe nicht nur eine verbesserte, sondern ebenfalls eine umgearbeitete zu heißen verdient; wenn dieselbe in keiner Handbibliothek eines Liebhabers von Mythologie und Alterthumskunde fehlen darf, so darf derselbe sich aber deßhalb keineswegs der zweyten und ersten Ausgabe als überflüssiger Dubletten entäußern, und Referent kennt wenig Werke, wo es so wesentlich wäre, die verschiedenen Ausgaben zur gegenseitigen Ergänzung und zur klaren Uebersicht des Fortschrittes der Wissenschaft neben einander zu behalten.

In der Vorrede überblickt der verehrte Verfasser ruhig die Schicksale seiner Lehre während des Viertel-Jahrhunderts, in welchem sie sich troz der Gegner Antisymboliker, Rationalisten und Aesthetiker, troz Voß und Lobeck Licht und Luft gemacht; er erklärt sich wider O. Müller's zu äußerliche Behandlung des mythologischen Stoffes, indem dem Mythologen mit dem Kritiker vor allen Dingen geniale Dichtungskraft und was Speusippus die wissenschaftliche Empfindung (ἐπιστημονικὴ αἴσθησις) nennt, Noth thut, erklärt sich aber ganz für die Grundsätze und Ansichten E. Gerhard's; berührt kurz zwey andere Widersprüche, welche sich wider sein Verfahren erhoben, nämlich die Beschuldigung der Vermengung der verschiedenen Mythen, Lehrsätze und Kulte, und den Vorwurf der Ableitung der hellenischen und italischen Religionen aus morgenländischen. In Betreff des ersten soll diese Umarbeitung beurkunden, wie der Verfasser beflissen, das religiöse Leben der Griechen und Italiker immer mehr in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen und darzulegen, ohne Vergleichungen, die sich aufdringen, von der Hand zu weisen, in Betreff der zweyten steht er fest bey Herodot's unerschüttertem Zeugnisse von dem morgenländischen Ursprunge griechischer Religionen, und hat, wie natürlich, die Stimme aller Alterthumsforscher

für sich, welche den Orient näher kennen als einseitige Hellenisten. Absichtlich ward der in dem ersten Hefte enthaltenen Uebersicht alter Religionen der Charakter einer speziellen Monographie gegeben, damit die Leser aus lauter concreten Beyspielen ersehen können, in welchem Geiste diese dritte Auflage bearbeitet sey, deren folgende Theile abgekürzt sind, so daß troß ganz neu hinzukommender Kapitel das Ganze auf drey Bände beschränkt seyn wird. Auf die von Aristoteles über den Gang der alten Götterlehre gegebenen Winke, auf Plato und Homeros gestützt, wird der älteste Götterglaube, wovon die Griechen Kunde hatten, als eine Religion des Magismus oder als ein psychisches Heidenthum bezeichnet, und dieß ist der Kultus der Pelasger, in welchem Sinne schon Schlegel und Hug davon gesprochen. Schon hier zeigen die großen, mächtigen Gottheiten, die Kabiren, unabweislich auf morgenländischen Ursprung hin. Als ob der Verfasser seiner Sache zu unsicher wäre, sagt er hypothetisch: »sey dieser Name nun mit dem Dienste selber aus den Morgenländern gekommen.« Wie sollte er denn nicht aus dem Morgenlande gekommen seyn, wo derselbe, so wie der des dienenden Genius Kamilos, von der ältesten Zeit, in welche geschichtliche Kunde hinaufreicht, bis in unsere Tage als Kebir, d. i. der Große, und Kjamil, d. i. der Vollkommene, fortlebt. Wer nur irgend etwas von arabischer Geschichte oder indischen Reisebeschreibungen gelesen, kennt den noch heute in Indien fortlebenden Kultus der Diener Kebir's [1]), und den Namen Kjamil aus der Geschichte der Kreuzzüge als den des vollkommenen Königs (Melik el-Kjamil). Der Ausruf des moslimischen Gebets: Allah ekber, ist nur die superlative Formel des Allah kebir, d. i. Gott ist groß, und eines der berühmtesten mystischen Werke der Ssofi ist das, welches den Titel: Insan ol-Ajamil [2]), d. i. der vollkommene Mensch, führt. Da der Verfasser sich hier, nach des Recensenten Meinung, nicht positiv genug ausgedrückt, so hält dieser sich hiezu als Orientalist um so mehr verpflichtet, wie er denn auch überhaupt in dieser Anzeige, den Orient im Auge behaltend, dem Verfasser vorzüglich wider die Vorwürfe derer, welche die Abstammung griechischer und italischer Religionen von asiatischen und afrikanischen läugnen, in Schutz zu nehmen, und die orientalische Ansicht vielmehr zu er-

[1]) Polier mythologie des Indous II. 312 u. f., und Il libro primario dei Cabiristi, Fundgruben des Orients, III. Bd. S. 308.

[2]) Vom Scheich Abdolkerim Ben Ibrahim el-Dschili, d. i dem aus Gilan.

weitern beflissen seyn wird; so bemerkt er gleich, daß das älteste von den Pelasgern befragte Orakel von Dodona seine orientalische Verwandtschaft nicht verläugnen kann, nicht bloß aus etymologischem Grunde, weil Dodona (Du dana) [1]) die zwey Wissenden (die beyden Tauben oder Priesterinnen) heißt, sondern aus dem inneren Grunde des uralten Orakelwesens der Bäume im Morgenlande; ein solcher Orakelbaum, dessen Blätter sich stets nach der Sonne wenden, heißt im Persischen Dirachtek dana [2]) oder Diracht dana, d. i. der kundige Baum; auf selben anspielend, sagt der große Lyriker Chakani:

> Wie sollt' ichs scheu'n, wie sollte ich verschmähen,
> Vor seiner Thür als kund'ger Baum zu stehen;
> Durch seines Glückes Hochaltane
> Wird selbst der Kürbis zur Platane.

In demselben Sinne singt der Lyriker Esireddin von Achsiket:

> Durch deine Huld wird in dem Hain vom Zeitenraum
> Das dümmste grüne Zeug zu einem kund'gen Baum.

Die Pelasger tauschten nicht bloß ihre alten Götternamen mit symbolischen ägyptischen aus, sondern sie nahmen neue Wesen mit nie gehörten Namen von den Fremdlingen an, die ihnen die neuen Götter gebracht. »Waren es fremde ägyptische Na»men? Dieß scheint Herodotus zu sagen. Aber wollte man auch »den, wie man sagt, eigentlich Gott überhaupt bedeutenden Na»men Phthas mit dem altgriechischen Sthevs (Zevs) zusam»menstellen, und sich der Vermuthung hingeben, daß Athena »durch Umstellung aus Neitha entstanden sey, — so haben »doch die übrigen althellenischen Götternamen, wie z. B. der von »Herodot selbst genannte des Dionysos, ganz und gar nichts mit »den ägyptischen gemein.« Recensent möchte das letzte nicht behaupten. Was den Namen des Phthas betrifft, so scheint die Wurzel desselben dieselbe mit dem arabischen Fatih, d. i. der Eröffner, zu seyn, welches auch ein arabischer Name Gottes, oder vielleicht sicherer noch die des chinesischen Fto, was einen Hammer bedeutet, welcher das Attribut des Phthas (des ägyptischen Vulkans) als Demiurgos. Die Neitha ist zwar nicht zunächst in der Athene, sondern in der Anaitis, über

---

1) دو دانا

2) Ferhengi Schuuri I. B. Blatt 433 Dirachtek dana; wenn das letzte Wort den Namen dem Orakel von Dodona gegeben, so dürfte in Diracht auch der Ursprung des Namens des benachbarten Dyrrachium zu suchen seyn.

welche Plutarch umständliche Auskunft gibt, zu suchen; aber sicher ist es, daß alte Statuen der Athene, wie z. B. die schöne im Museum zu Dresden, ganz den ägyptischen Charakter der Neith an sich tragen.

2) Hieratische Poesie. Bruchstücke von orphischen Gedichten werden herausgehoben, um zu zeigen, daß der älteste Kultus Elementardienst war. »Orphisch nannte man alles, was alttheologisch,« sagt der Verfasser; auch diese Benennung nimmt das Morgenland ganz und gar in Anspruch. Orfi oder Urfi heißt zuerst alles, was auf Kenntniß und Kunde Bezug hat; dann die positive Gesetzgebung des Staats (in Arabien, Persien und in der Türkey); Urfi (Orpheus) heißt einer der größten mystischen persischen Dichter[1]), und diesen Dichternamen führt ein noch lebender osmanischer Dichter, nämlich der Director der mathematischen Schule und der Buchdruckerey an der Militärschule zu Dolmabaghdsche am Bosporos. Urf heißt die vierte Quelle moslimischer Gesetzgebung (die drey ersten sind Schery, d. i. das Religionsgesetz; Kanun[2]), d. i. das Staatsgrundgesetz; Aadet, d. i. Herkommen), und wird als solche mit Willkür übersetzt, so daß Tekjalifi urfije so viel als willkürliche Auflagen heißt; die Grundbedeutung des Wortes ist aber alles, was sich auf Kunde und Erkenntniß (Gnosis) bezieht, und in so weit ist orphisch schon der Grundbedeutung des Wortes nach innigst verwandt mit gnostisch. Eine altorphische (wenn gleich auch bey den Gnostikern noch gäng und gäbe) Vorstellung ist die des Zeus als Scarabäus, das ohne weibliches Zuthun alles Lebendige erzeugende Leben. Wenn gleich diese Geschlechtslosigkeit unstreitig von den Orphikern, wie von den Aegyptern dem Scarabäus beygelegt ward, so ist Rec. jedoch der Meinung, daß der erste Grund seiner Erhebung zum Bilde der Gottheit keineswegs in der Geschlechtslosigkeit, sondern in der höchst auffallenden Eigenschaft dieses wunderbaren Käfers liegt, welcher den Koth ballt, und dann mit den Hinterfüßen nie gerade, sondern immer in einer elliptischen Linie, wie die der Sonnenbahn, fortrollt; dadurch ward er dem Sohne der Natur zuerst das Bild des Schöpfers, Gottes, dessen Allmacht Sphären ballt und fortrollt. Als Rec. vor sieben und dreyßig Jahren eines Nachmittags vor den Zelten des englischen Lagers am Ufer des Nils lag, und zum ersten Male einen Scarabäus, mit dem Kopfe in den Sand gestützt, mit den Hinterfüßen Kugeln aus Pferdekoth bilden, und dann in elliptischer Linie fortrollen sah, ward ihm auch zuerst die tiefe Bedeutung des alten Bildes klar. Der Scarabäus

---

[1]) Gesch. der pers. Redekünste S. 304. [2]) Urf heißt auch Wohlgeruch, Θυμιαμα.

ging als erhabenes Bild der Gottheit durch Clemens von Alexandrien selbst in christliche Litaneyen über, und Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, welche über das Jésus mon doux scarabée spotteten, hatten freylich keine Ahnung von der Erhabenheit des ursprünglichen Sinnes. Diese, jedem Beobachter auf den ersten Blick ins Auge springende, seltsame Naturerscheinung war gewiß früher, als die nicht in der Natur gelegene, und später erst von den Priestern auf den Scarabäus als Symbol der Gottheit übertragene Geschlechtslosigkeit. 3) Hieratische Bildnerey. Hier öffnet sich das Gebiet des Thierdienstes als Kultus: »Das im Thiere sich kundgebende Leben, verbunden mit »etwas Geheimnißvollem seiner Natur, mußte dazu veranlassen, »es mit einer Art von Ehrfurcht zu betrachten, von wo der Schritt »zur wirklichen Verehrung nicht entfernt war.« In der Note wird eine Stelle aus der Levana: »Der Mensch sieht in der Thierform den seltsamen Isisschleyer einer Gottheit,« dann eine aus Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion, und eine aus K. O. Müller's Handbuch zur Archäologie der Kunst citirt. »Das Thier,« sagt Hegel, »hat diese Selbstständigkeit, »Lebendigkeit, die sich nicht preis gibt, die dieß und jenes vor»nimmt; es hat zufällige willkürliche Bewegung; es ist nicht zu »verstehen, hat etwas Geheimes in seinen Wirkungsweisen, sei»nen Aeußerungen; es ist lebendig, aber nicht verständlich, wie »der Mensch dem Menschen. Dies Geheimnißvolle macht das »Wunderbare für den Menschen aus, so daß er die thierische Le»bendigkeit für höher ansehen kann, als die seinige.« Und Müller bemerkt richtig: »Solcher Art sind die Thiersymbole griechi»scher Götter; nur der von dem bestimmten Gefühle und Glau»ben Durchdrungene sieht das göttliche Leben in dem Thiere.« Hier hätte wohl auch die Stelle des Aristoteles, welche der Entwicklung Hegel's zum Grunde liegt, angeführt werden können*). »Diese hieratische Bildnerey ist noch ganz unmittelbar, indem sie »auf Erden die Abbilder von den Thieren aufstellte, welche die »Einbildungskraft alter Völker in den Sterngruppen am Firma»mente zu sehen gewohnt war; gerade so wie die alten Päonier »ihren Sonnendienst an die Sonnenscheibe richteten, die sie auf »einer Stange aufgerichtet hatten.« Hiezu bemerkt Rec., daß das Symbol der Sonnenscheibe auf Stangen, noch heute der Gegenstand der höchsten religiösen Verehrung auf den Südseeinseln, nur dem Könige vorgetragen werden darf. Solche Sonnenscheiben auf Stangen oder Rudern, Tukira Rawi, d. i. Gott-

*) Προς δε την θηριοτητα μαλιστα ἀν ἁρμοττοι λεγειν την ὑπερ ἡμας ἀρετην, ἡρωικην τινα και θειαν.

Sonne (Tukira, dasselbe mit dem tätarischen Tegri, wie Rawi mit dem ägyptischen Ra), befinden sich in europäischen Sammlungen der Kulturgegenstände der Südseeinseln. Eines der ältesten Gebilde war das des kretischen Zevs Talaios, von Talos, dem ehrenen Sonnenriesen, so benannt. Auch dieser uralte mythologische Name lebt noch in Indien im Tali, d. i. im Talismane der indischen Bräute fort *). Der solarische Talos war der talismanische Wächter des Eilandes. Dem täglich dreymal umwandelnden Talos und dem kretischen Zevs Talaios steht der dreyäugige Zevs von Argolis zur Seite. Der dreyfache Zevs (der himmlische, der Meerzevs als Poseidon und der unterirdische als Hades) ist eine hellenische Trimurti. Dem dreyfachen Zevs steht eine dreyfache Here zur Seite (als Athene, Demeter und Kora). Der Mithras Triplasios, dessen hier nicht erwähnt wird, ist vielleicht doch eben so alt; hingegen wird eines vierhändigen Apollo, eines zweyköpfigen Silenos, eines dreyköpfigen Hermes und des zweyköpfigen Janos erwähnt, welcher nichts, als der aus Einem in zwey Leiber decomponirte Fischmensch Oannes. Die sichtbaren Götter der altgriechischen Nationalreligion wie die Bildergötter waren Elementargötter, und der ursprüngliche Inhalt der ganzen Götterlehre, so wie der Gegenstand der pelasgisch-hellenischen Kulte, war nichts anderes als Physiologie. 4) Physiogonie (orphische und hesiodeische Theogonie). Mit dem ersten Namen wird, nach dem Vorgange griechischer Erklärer, die entfaltete Physiologie bezeichnet. In den orphischen Gesängen, obwohl nach Fassung und Form späteren Zeiten und zum Theil der pythagoreischen Schule angehörig, war die physiologisch-elementare Vorstellung von den Göttern noch vorherrschend; die späteren Anthropismen müssen von älteren physisch-elementaren Vorstellungen abgesondert werden. Wenn die Theogonie des Hesiodos auch nachhomerisch seyn sollte, »so wird sich doch auf dem jetzigen Standpunkte der Alterthumskunde niemand leicht mehr überreden lassen, daß sie zum Theil »auch aus dem Homer geschöpft, und mit eigenen vielen Zusätzen »des Sängers vermehrt worden sey. Eben so wenig möchte die »Annahme zulässig seyn, daß Hesiodos, dessen Gedichte allent»halben eine Verbindung der vermenschlichten Götter mit den »natürlich-elementaren beurkunden, es darauf angelegt habe, »uns das Geheimniß dieser Anthropismen errathen zu lassen.« — »Hesiodos unternahm es, eine Masse von überlieferten Theolo»gumenen und anthropisirten Mythen in ein poetisches System zu »bringen; er verfertigte nach eigener Zeichnung aus verschiedenen

*) Sonnerat, voyage aux Indes orientales, I. p. 70.

»Steinarten und Glasflüssen ein künstliches Mosaik, ohne zu »wissen, ob das Stück ägyptischer, tyrischer, karischer oder phry»gischer Marmor, und noch weniger im Stande, die Stücke mi»neralogisch zu bestimmen.« 5) Vollendeter Anthropismus (episch-homerische Götter). Herodot's bekannte Stelle, vermög welcher Hesiod und Homer die Erfinder der Theogonie gewesen seyn sollen, wird widerlegt; Homer war entweder selbst in dem schon längst eingewurzelten volksmäßigen Anthropismus befangen, oder was er besserer Einsicht vor dem gemeinen Manne seiner Zeit voraus haben mochte, vergaß er, indem er sich als Dichter mit der Sinnes- und Empfindungsart der großen Masse seiner Zeitgenossen identifizirte; so war demnach der Anthropismus vollendet, oder vielmehr auf dem Wege, vollendet zu werden. 6) Vermischung des Anthropismus und der Apotheose des Götter- und Heroenwesens. Zur Lösung dieser Aufgabe wird, ganz concreten Verfahrens willen, Herakles fürgewählt, welchen schon Herodot als einen Doppelten, als olympischen und als Heros kennt. In der ägyptisirenden Kosmogonie, die den Namen des Hieronymos und Hellanikos trägt, geht aus Wasser und Erde eine geflügelte Schlange mit Stier- und Löwenkopf und eines Gottes Angesicht hervor, welche die nie alternde Zeit, zugleich Herakles heißt; mit demselben ist die Nothwendigkeit, die körperlose Adrastea verbunden. Hier ist also ein Schlangengott Herakles mit der Naturseele Adrastea verbunden. Rec. bemerkt hiezu, daß diese Tetras dieselbe der Thiere von Persepolis, Chobar und des Borrak, d. i. des persischen, hebräischen und moslimischen Cherub; der Unterschied ist nur, daß von der Schlange bloß die Flügel geblieben, und der Kopf des Löwens und des Stieres durch die Mähnen des ersten und Hufe des zweyten ersetzt worden sind. Als Vermittler der Zeit auf Erden war Herakles der Sonnengott, Zeitmesser und Lichtbringer durchs Jahr vom Widder an. »Er durchläuft »als Incarnation der Sonne alle Sonnenhäuser; er kämpft »mit allen Thieren des Sonnenkreises, bis er im letzten ermattet, »und im Steinbocke untergeht. Dieß war der Inhalt der phy»sisch-astronomischen Herakleen gewesen.« Als Stifter der agrarischen Kultur heißt er der Ochsenspanner, er ist aber auch der Thierschlächter, Ochsenfleischfresser und Vielfresser; seine Göttlichkeit beruhte auf der Apotheose. »Die eigentliche Gottheit der »Griechen waren verkörperte, mit menschlichen Gesinnungen und »Leidenschaften in Handlung gesetzte, in mystisch-sagenhafter »Weise aufgefaßte Naturtheile und Naturkräfte, elementare We»sen, wie Zeus, Hera, Poseidon, Demeter u. s. w. (Anthro»pismus).« 7) Exanthropismus, Euhemerismus.

In der Religion der Aegypter war die göttliche Verehrung eines lebenden Menschen eine nothwendige organische Ergänzung des gesammten Thierdienstes, dessen Grundwesen eine Vergötterung des Lebens. Die griechische Apotheose, wie die des Herakles, hatte mit den orientalischen Incarnationen, wie die des Budha, nichts gemein. »Unter den Griechen erklärten zuerst die Sophi»sten die griechischen Nationalgottheiten theils auf realistische »Weise, theils lehnten sie sich entschieden gegen den hellenischen »Polytheismus auf.« In der cyrenäischen Schule nahm die Skepsis in Sachen der Nationalreligion ohngefähr denselben Gang; die destructiven Sätze der Sophisten, der Cyrenaiker und Skeptiker brachte Evhemeros von Messana in das vollste Volksleben; Evhemeros war besonders die Zielscheibe der frühesten Lehrer des Christenthums, denen es zweckdienlich schien, in ihm den Repräsentanten aller alten Religionen zu bekämpfen. Trotz der fast allgemeinen Gleichheit der Gottheiten der Griechen und Römer, hatten ihre Religionen einen ganz verschiedenen Charakter; die griechische war ein Gemisch von kindlicher, den Naturmächten gezollter Furcht und Freude; der römische Kultus diente Gott menschlichen Zweckes willen; Ackerbau, Hauswesen, Krieg und Staat erfüllten ganz den Römer. Der Verfasser tritt dem Evemerismus, als dem Geiste des Alterthums widersprechend, entgegen, und behauptet (mit Berücksichtigung von Cousin's und Emeric David's Einreden), daß das Religionssystem fast aller Völker seinem Wesen nach Naturreligion, ganz und gar auf physisch-elementarem Grunde beruhe. 8) Nekrolatrie, Metensomatose. Versuch einer neuen Uebersicht der verschiedenen Stufen, die diese Lehre durchlaufen (bey den Indern und Aegyptern). 9) Telestik, Grundzüge der Thesmophorien-Lehre. Das große hieratische Drama der hellenischen Sittigung und Heilsordnung bewegte sich neben der Pallas Athene um die drey Gottheiten Demeter, Persephone und Dionysos; die Mysterien waren die Geheimlehre von Ackerbau und Satzung. 10) Gebrechen und Verfall der Naturreligion: der Christianismus. In den agrarisch-religiösen Weihen lagen die zwey Grundlehren der Sündhaftigkeit des Menschen und der Unsterblichkeit seiner Seele, aber das System war mangelhaft und schwankend; bey den Römern ging der Geist desselben ganz und gar verloren; die Sehnsucht in dem allgemeinen Elende der Welt ward endlich befriedigt durch das Christenthum.

Das erste Kapitel des zweyten, besonderen Theiles umfaßt die arianische Religion, oder baktrisch-medisch-persische Lehre und Kultus. Das Neue dieser Ausgabe ist nicht den abgekürz-

ten Paragraphen eingeschaltet, sondern in besonderen Nachträgen gegeben, auf welche bey den Abschnitten, wozu sie gehören, verwiesen wird, wie sogleich in der Einleitung auf den ersten Nachtrag über das alte Ariana, d. h. Iran in der weitesten Ausdehnung, als der wahrscheinliche Sitz ältester baktrischer oder altmedischer Kultur. Das Resultat des Verfassers stimmt mit der vom Referenten schon vor achtzehn Jahren im neunten Bande dieser Jahrbücher *) geäußerten Meinung überein, daß alle Kultur vom baktrisch-medischen oder areianischen Reiche ausgegangen, sich von Baktra westlich nach Babylonien durch die Chaldäer, und südlich an den Indus durch die Brahmanen verbreitet habe. »Dafür,« sagt der Verfasser, »zeugen auch die Sprachen und die Lehrsätze.« Der Nachtrag zu dem zweyten Abschnitte der Quellen, unter denen die ersten die Sendbücher, wird in der Note Stuhr's Ansicht von dem Ursprunge des persischen Feuerdienstes erwähnt, nach welcher das Feuer ohne Bezug auf den häuslichen Herd und die Schmiede bloß als lichtbringende Kraft im Gegensatze der Macht der bösen Geister und des Dunkels und der Finsterniß verehrt worden sey. Diese Ansicht ist eine irrige, weil sie in geradem Widerspruche mit so vielen Stellen der Sendbücher, in welchen von den verschiedenen Arten des Feuers (der Pflanzen, des Blitzes, des Herdes der Schmiede) die Rede ist. Statt der hypothetischen Ansicht Stuhr's ließe sich vielleicht gerade die entgegengesetzte durchführen, daß schon in der Sendlehre selbst Licht und Feuer wohl von einander unterschieden, nur jenes als rein verklärend, dieses aber als nur durch Zerstörung reinigend anerkannt worden. Dieser Gegensatz, welcher, weil er in der Natur der Sache von einer Naturreligion, wie die des Lichtes und Feuerdienstes, unmöglich umgangen und verkannt werden konnte, war vielleicht schon die Grundlehre einer der verschiedenen (in der Geschichte der Religionen Schehristani's aufgezählten) Secten des Magismus; wenigstens läßt sich die Hölle, deren Peinen, wie die der Freuden des Paradieses, unstreitig schon der Lehre Serduscht's angehörten, nicht wohl ohne Feuer denken, das wenigstens hier nur ein Werkzeug des Grimms, und kein Repräsentant der Milde und Huld des Lichts. Diesen in der Natur von Licht und Feuer liegenden Unterschied hat später der Islam als Gegner der Sendlehre in der größten Schärfe entwickelt. Der Gegensatz zwischen Nar (Feuer) und Nur (Licht) läuft durch die ganze Ideenwelt des Moslims, von seinen ersten bis zu seinen letzten Dingen, von seiner Kosmogonie bis zu seiner Theodizee, von der Erschaffung der ersten Vernunft und der Engel aus Licht, und des Satans aus Feuer,

*) S. 32.

bis zu dem ewigen Lichte in dem Paradiese und dem ewigen Feuer in der Hölle. Schneidend sagt in diesem Bezuge Saadi:

Der Maghe mag sich nur dem Feuer weih'n,
Und hundert Jahr es ehren;
Fällt er nur Einen Augenblick hinein,
So wird's ihn doch verzehren.

Rec. gesteht Hrn. Stuhr gerne zu, daß dieser Gegensatz des Lichtes und Feuers nicht in dem ursprünglichen Feuerdienste lag, und erst später durch Serduscht (den Lehrer des Paradieses und der Hölle) oder durch einige spätere Secten, die sich aus demselben entwickelt haben, hineingetragen worden seyn mag. Vor Serduscht waren ja schon zwey Perioden der persischen Religionsgeschichte verflossen; die erste von der Offenbarung des reinen Feuerdienstes oder der reinen Urreligion bis auf Dschemschid, die zweyte von der Einsetzung des Sonnenfeuerdienstes unter Dschemschid durch Hom bis auf Serduscht. Da wir über die Geschichte des ältesten persischen Kultus keine andere Quelle kennen, als das Schahname und die persischen Geschichten, welche aus demselben geschöpft, so können wir uns auch nur an diese halten, und müssen in ihnen bis zur Einsetzung des ältesten aller Feste in allen Kalendern, nämlich bis zum ersten Feuerfeste Sade, d. i. der persischen Lichtmeß, welche am 10. Behmen (29. Jänner) gefeyert ward, emporsteigen, um zu sehen, von welcher Natur dieses erste Feuerfest Nach den einstimmigen Angaben aller persischen Geschichtsquellen waren es Freudenfeuer, welche zur Feyer der Hochzeit der funfzig Paar Kinder des Kejumer's Schah abgebrannt wurden. Hundert heißt auf persisch Ssad, und daher soll das Fest seinen Namen haben; nach anderen aber daher, weil von diesem Feste bis zum Newruf (Frühlingsanfang) noch funfzig Tage und Nächte. Hierüber ist zweyerley zu bemerken: erstens, daß Ssadi, indem er von hundert Jahren spricht, wahrscheinlich auf dieses Hundertfest, das erste aller Feuerfeste, anspielt; zweytens, daß funfzig Tage vor der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zurückgerechnet, nur den Unterschied von vier Tagen mit unserem Lichtmeßfeste geben, welches also unstreitig das älteste aller bekannten Feste des Kalenders. Die Nachrichten über das Fest Ssade finden sich in den drey berühmtesten persischen Wörterbüchern: dem Siebenmeere [1]), dem Burhani Katii [2]) und Ferhengi Schuuri [3]). Der letzte gibt die folgenden Verse der großen

[1]) III. Bd. S. 170.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe S. 464.

[3]) II. Blatt 78.

Lyriker Chakani und Esraki auf dieses älteste persische Feuerfest:

Laß nicht, daß die Seele brenne,
Feuer von dem Sadefest,
Wenn ich mich vom Geber trenne,
Der nur Unglück nach sich läßt.
(Chakani.)

Von den Qualen, von den Peinen,
Den absurden eitlen deinen,
Trage ich in jedem Odem;
Lichtmeßfestes Feuerbrodem.
Deiner Liebe Lichtmeßfeyer
Goß mir in den Busen Feuer.
Männlich ists nicht, vor den Gluthen
Fliehend sich zum Heil zu sputen.
(Esraki.)

Nun folgt die Entwicklung und die Lehre des Kultus des Magismus, und die höhere Ansicht seiner Grundlehre. »Alle »Dinge bestehen in der Mischung des Gegensatzes; oder: das »Endliche hat sich durch ethischen Kampf der beyden unendlichen »Prinzipien in Gott gesetzt. Zwiespalt gibt den Dingen Daseyn; »wie dieser aufhört, d. h. wie die Gegensätze sich in ihre Quelle »auflösen, hören auch die endlichen Dinge auf; ihre Dämonologie, Kosmogonie und Eschatologie. Die beyden letzten Lehren kennt der Islam unter der einfachen und entsprechenden Benennung der Kunde von den ersten und letzten Dingen (Ilmol-ewail wel ewachir). Die magische Geisterhierarchie besteht in den sieben Amschaspanden, die sich in den sieben Gaben des heiligen Geistes wieder finden. Die acht und zwanzig Isede oder Schutzgenien der Welt und ihrer Bewohner, und die unzählbare Ferwere, d. i. die Ideen, Prototypen, die Vorbilder aller Wesen, abgeprägt aus dem Wesen von Ormusd, die reinsten Ausflüsse seines Wesens. Im Reiche Ahriman's stehen den sieben Amschaspanden die sieben Erzdiwe entgegen, an deren Spitze der Erzdiw Eschem, der Dämon des Neides, der Widersacher des Sorusch *). Ethik, Liturgie und religiöse Ansicht des Lebens. »Der Zweck der ganzen Parsenreligion ist Lichtwer-»dung, Verklärung der Finsterniß in Licht, oder Sieg des »Guten durch die ganze Natur, im Leibe, Geiste, Hause und »Staate. Daher sind Religion, Liturgik, Ethik, Politik, »Oekonomie ein einziges organisches Ganze, und durch und durch »verbunden.« Das Grundprinzip ihrer Liturgie ist das lebendige Wort, welches die Welt hervorgebracht; die sieben Kasten

*) Nicht Serosch; in Ferhengi-Schuuri II. 805 mit der Vocalisirung.

waren der Reflex der sieben Amschaspande, daher auch die sieben verschiedenfarbigen Mauern von Ekbatana und die sieben Grade der Mysterien des Mithras. »Alle Religionsgebote gehen auf Reinheit, und zwar des Leibes und der Seele (des Gedankens, des Wortes — Wahrhaftigkeit), Reinheit des Leibes an sich und gegen andere.« Nicht das materielle Feuer ward verehrt, sondern das Prinzip desselben, das immaterielle, intellectuelle Feuer, das Urfeuer, Ormusd in seiner Gotteskraft. Es liegt ein System der Landeskultur unter Bildern von Licht und Finsterniß. »Ein Religionssystem und ein »Kultus, welche beyde ursprünglich ausgegangen von der Vor»stellung der lebendigen Haushaltung der Natur, späterhin, »wiewohl schon frühe nach unserer so jungen Geschichte, der »Staatsordnung und Abstufung in einem monarchischen, orien»talischen Reiche zum Vorbilde gedient haben, so daß der Ord»nung der großen Fürsten und der übrigen Staatsdiener von »Iran die Ordnung der Geister als beständiges Musterbild vor»schwebte.« In Indien ist der Dualismus und der ganze Kultus auf Ruhe gerichtet, beym Perser hingegen Aufregung der Kraft und Thätigkeit, darum auch das Perservolk rührig wie die Elemente, die es anbetete, und lange im Besitze der Herrschaft Asiens. Der Charakter ihrer Symbolik und Mythik war einfach, als die eines reinen Natur- und Elementardienstes; indessen fehlt es doch nicht an Symbolen der Genien und Wunderthiere. Unter diesen steht ganz gewiß die vordem irrig bald als Martichoras, bald als Abudad gedeutete persische Sphinx, nämlich das Thier von Persepolis, obenan, welches der persische Cherub, das Vorbild des hebräischen, welches Ezechiel am Flusse Chobar sah, und des demselben nachgebildeten moslimischen Borrak. Die vier folgenden Abschnitte mit ihren Nachträgen sind einzig dem Mithras und seinem Dienste geweiht, welcher vor einigen Jahren von dem französischen Institute zur Preisaufgabe gewählt worden. Von den zwey eingelaufenen Abhandlungen ist die eine, welche ehrenvoller Erwähnung werth erachtet ward, bereits durch den Druck bekannt, die andere aber des Hrn. Felix Lajard, welcher der Preis zuerkannt worden, wird noch immer erwartet. Mithras und Mitra sind nicht eines und dasselbe Wesen, sondern wohl von einander zu unterscheiden. Freyherr de Sacy sagt mit Recht, daß das Persische keinen Geschlechtsunterschied im Worte Mihr kennt *); allein der persi-

*) Es existirt doch eine, wenigstens dem Ausgange nach weibliche Form von Mihr, Mehr oder Mühr, nämlich Mühre, die Koralle, welche durch ihre Rundung und ihren Glanz sonnenverwandt.

sche Name der griechischen Mitra ist Anahid, und die griechische Anaitis und Mitra sind der eine und derselbe weibliche Genius des Morgensterns *). Mithras ist nach dem Verfasser das Symbol des männlichen, Mitra des weiblichen Feuers. Rec. möchte lieber glauben, Mithras, der Mittler, sey kein Feuerrepräsentant, oder könne noch eher als der des Sonnenlichts, so wie Mitra oder Anaitis als die des Sternenlichts betrachtet werden, da sie mit Sonnenstrahlen besaiteter Lyra den Reigen der Gestirne anführt. Im folgenden Abschnitte wird das Wesen des Mithras im weitesten Sinne nach Plutarch, und nicht im beschränkten Zoega's und F. Schlegel's, welche in demselben nur einen Mittler zwischen Ormusd, Ahriman und dem Menschen erkennen wollten, entwickelt. Mithras, im Send Methree, im Pehlewi Meher (Mehr), wird auch noch im Neupersischen Mehr ausgesprochen, da sich der Name der Sonne (sonst Mihr) im Schahname einigemal auf Schehr reimt. In dem Nachtrage wird wider Stuhr's Behauptung, daß »die höhere ethische, auf das ewige Leben der Seele sich beziehende Deutung jener Vorstellungen, die diesen im neuen Gesetze gegeben ward, aus dem Judenthume geschöpft sey,« mit Recht bemerkt, daß Hrn. Stuhr von solchen umkehrenden Sätzen schon das berühmte Zeugniß des Theopompos beym Plutarch hätte abhalten sollen, wo von einem Aufhören des Hades und von einem darauf folgenden glücklichen Leben der Menschen die Rede ist. Die Personalitäten des Mitra- und Mithraskultus werden von Hrn. v. Streber als Ergebniß einer trapezuntischen Münze in die folgenden vier Hauptsätze zusammengefaßt: 1) »Die persische Mitra ist das weibliche Feuer, dessen Hauptbegriff der Mond »ist. Selene, die Beschützerin der Perser. 2) Der persische »Mithras ist das männliche Feuer, dessen Hauptbegriff Sol »(der Sonnengott) ist, der höchste Gott der Perser. 3) Anai»tis, oder die pontisch-persische Mitra, ist das weibmännliche »Feuer, mit Vorwaltung des weiblichen Wesens Mitra-Mi»thras. 4) Lunus, oder der pontisch-persische Mithras, ist

*) Auf den indisch baktrischen Münzen findet sich die Göttin Nanaja, welche Prinsep in seiner gelehrten Abhandlung hierüber (Journal of the asiatic society of Bengal, Sept. 1834) für eine und dieselbe mit Anaitis, Avdall aber in einer späteren Abhandlung (May 1836, p. 268) von derselben für verschieden hält, so daß es noch unentschieden, ob die persische Anaitis dieselbe mit der indischen Bibinanni, welche eine Form Parbati's als eine Göttin Mutter. In der Bibel findet sich dieselbe in den Büchern der Makkabäer (II. Kap. Vers 13) als Nanea. Wer sollte glauben, daß unsere Nani altpersisch oder altindisch?

»das mannweibliche Feuer, mit Vorwaltung des männlichen We»sens, Mithras-Mitra.«

Das Stieropfer wird in seiner symbolischen Bedeutung nach allen Seiten als Sühnungsopfer im genetischen, kosmologischen und astronomischen Sinne beleuchtet; vielleicht wäre im letzten sogar die Erklärung zu wagen, daß Mithras die Sonne, der Stier aber den Mond vorstelle, indem es nicht nur Sonnen-, sondern auch Mondesrinder gab, bey den Indern der Montag dem Stiere geheiligt war, und noch in Indien als der eigentliche indische Sonn- und Feyertag besteht [1]). Daß Sonne und Mond bey dem Mithrasopfer selbst gegenwärtig, würde dieser Erklärungsweise nichts schaden, indem sie nur doppelt, einmal wirklich und einmal symbolisch, vorhanden wären. Der eilfte Abschnitt gibt die Geschichte der Mithrasmysterien. Die in der Note nach Herbelot, Kleuker, Mouradjea d'Ohsson und dem Recensenten citirte Angabe von der Epoche des Mihrgjan muß der letzte hier dahin berichtigen, daß das eigentliche große Mihrgjan weder im Frühlings-Aequinoctium, noch im Winter-Solstitium, sondern in der Herbst-Tag- und Nachtgleiche gefeyert ward [2]). Mit besonderer Liebe und Vollständigkeit ist der folgende zwölfte Abschnitt über Mithras, Perses oder Perseus ausgearbeitet, dessen vorzüglichstes Denkmal das Löwenthor von Mykene. Zwar hat sich Rec. nicht getraut, in seiner Abhandlung über die Mithrasmysterien [3]) dieses Löwenthor in den Kreis der Mithrasdenkmale aufzunehmen, und überhaupt demselben den Mithrasperses oder Perseus einzuverleiben; aber nach den hier so klar und reich angeführten Beweisen läßt sich die nächste Verwandtschaft des Perses oder Perseus mit dem Mithras wohl nicht läugnen. Rec. ergreift diese Gelegenheit, von dem ächtpersischen Ursprunge des Perseus einiges Neues zu sagen, und wie er vor achtzehn Jahren [4]) die Parallele der ältesten persischen Herrschernamen nach Ktesias, Herodot und dem Schahname aus der ersten Dynastie durchgeführt hat, hier die Parallele der Vorfahren des Darius Hystaspes bis hinauf zum Achämenes, und von da zum Perseus und der Andromeda, und sogar bis zum Jupiter und zur Danae zu verfolgen; dieß zu thun ist er durch eine höchst interessante Mittheilung des brittischen Hauptmannes Hrn. Rawlinson in Stand gesetzt, welcher ihm

[1]) Dubois description of the character manners and customs of the People of India, p. 5.

[2]) Diese Jahrbücher XXXVIII. Bd. S. 44.

[3]) Mémoire sur le culte de Mithra. Paris 1833.

[4]) Diese Jahrbücher IX. Bd. S. 15 u. f.

durch ein Schreiben aus Tehran vom 1. Nov. 1837 Kunde von seiner Entzifferung der Keilinschriften von Ekbatana gegeben, und dessen entscheidende Stelle hier im Original folgt: The result of my researches is the determination of two distinct synchronous cities of the name of *Ecbatana*, the one at Hamadan in Media Magna — the oder identical with *Gaza or Gauzaca* in the province of Atropatene — during this obligatory cessation from geographical studies I have resumed my enquiries into the cuneiform inscriptions with much ardour; the principal object of my analysis has been an' inscription at Bisitoon near Kermanshah (the Bagistane of antiquity) of two hundred lines of which I have taken a nearly perfect copy and I anticipate the most interesting historical result from my labours; in the first paragraph of the inscription the genealogy of Darius Hystaspis is recorded in a manner that resolves the difficulty attending this subject as it appears in Herodotus. *Darius* is called the son of *Vyshtasp* (Hystaspes) the son of *Arsham* (Arsames), the son of Aryuarames (Ariaramnes) the son of *Juceshp* (Jeispes), the son of *Ukhumun* (Achaemenes), thus showing that the Cyrus and Cambyses who are named by Xerxes amongst his ancestors refer to the maternal branch as some of the critics have supposed and not to the intermediate generations betwen Jeispes and Achaemenes; it is most satisfactory to be thus able to verify Herodotus and doubt not but that as the signification of the inscriptions becomes more developed our confidence in the father of history will be proportionatly augmented.

Wirklich gibt diese Entzifferung ein für die Genealogie der alten persischen Könige und die Glaubwürdigkeit des Vaters der Geschichte sehr erfreuliches Resultat, indem die Namen der Vorfahren des Darius Hystaspes auf der Inschrifttafel von Ekbatana, in Herodot und in den neupersischen Quellen der Geschichte parallel laufen. Darius, der Sohn des Hystaspes, ist bekanntlich der Dara Ben Guschtasp; der Guschtasp der persischen Schriftsteller ist der Sohn des Lohrasp [1]), d. i. der Arscham der Inschrift (Arsames); Lohrasp ist der Sohn des Orond [2]) oder Erwend (Ariaramnes); dieser der Sohn des

[1]) Lubbet-tawarich in Büsching's Magazin XVII. p. 29. Fenaji, Beidhawi, Güside, Herbelot.

[2]) Im Lubbet-tawarich Arunend, was irrige Lesart; im Herbelot Orond oder Arwend.

Keischip (Zeispes); diesen letzten nennt das Güside, die glaubwürdigste neuer persischer Geschichtsquellen, Kei Schip [1]), was augenscheinlich Zeispes. Kei Schip endlich war der Sohn des Keikobad, welcher also der Achaemenes der Griechen. Daß dieser nicht Dschemschid seyn könne, und der letzte der Dejokes Herodot's sey, ist schon im neunten Bande dieser Jahrbücher gezeigt, und seitdem von anderen Forschern altpersischer Geschichte ausführlich bestätigt worden [2]). Hiezu ist nur zu bemerken, daß das Wort Achämenes der Griechen und der ekbatanischen Inschrifttafel sich rein im heutigen Adschem [3]), wie die Perser im ganzen Morgenlande heißen, erhalten hat. Die Achämeniden Herodot's sind die heutigen Adschem, d. i. Perser. Die Perser wurden, sagt Herodot (VII. 61), von den Griechen auch Kiphenen, von sich selbst und den Nachbarn aber Artaier genannt. Diese beyden Benennungen leben heute nicht mehr fort, doch scheint das erste nichts als das Kejanian der Morgenländer zu seyn [4]). Bis hieher wäre alles historisch klar, und die genealogische Verbindung von Darius Hystaspes mit Keikobad, seinem Ahne im fünften Grade, auf eine zwischen den Griechen, Alt- und Neupersern übereinstimmende Weise hergestellt; Keikobad's Sohn (Keischip) und Enkel (Erwend) saßen aber nie auf dem Throne, und zwischen Lohrasp und Keikobad herrschte unmittelbar vor dem zweyten Keichosrew, der Sohn des Siawesch, und vor Keichosrew herrschte Keikawus, der Enkel des Keikobad. Keikawus war (nach der Angabe des Lubbet-tewarich Fenaji's und Herbelot's) laut Einigen der Sohn, nach Anderen der Enkel des Keikawus [5]); aber das Güside, glaubwürdiger als jene Quellen, nennt allein den Vater des Keikawus, nämlich Kenase [6]); demnach stellt sich die Ge-

[1]) Bey Herbelot Kai und im Lubbet-tewarich Keishah statt Keischib.

[2]) Dsjemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster. Von Arnold Hölty. Hannover 1829. S. 54.

[3]) عجم

[4]) Ref. zieht diese Vermuthung seiner früheren vor, daß dieser Name von Giwe, dem Helden des Schahname, abzuleiten sey, in dessen Sohn Bersu er auch früher irrig den Perseus gesucht.

[5]) Cai Caus Cai Cobadis filius, vel ex filio nepos. Lubbet-tewarich XVII. p. 27 *Caikaus*; il étoit ou fils ou petit fils de Caicobad son prédécesseur. Herbelot.

[6]) كناس

schlechts- und Herrscherfolge zwischen Keikobad und Darius Hystaspes wie folgt:

1) Keikobad (Achaemenes)

Keischip (Jeispes) — Kenase

Erwend (Ariaramnes) — 2) Keikaus

4) Lohrasp (Arsames) — Siawesch

5) Guschtasp (Hystaspes) — 3) Keichosrew

6) Dara (Darius).

Von den neun Nachkommen Keikobad's saßen also die sechs mit Ziffern bezeichneten nach der Folge derselben auf dem Throne. So weit ist also alles klar und genügend; aber bey dem Uebergange von dem Gebiete der Geschichte in das der Mythologie stoßen wir in Achämenes auf eine große Schwierigkeit, die uns verhindert, die Verbindung zwischen diesem historischen Stammbaume und dem folgenden von Creuzer nach Herodot und den Commentatoren des Plato gegebenen Geschlechtsregister genügend herzustellen. Dieses Geschlechtsregister der Ahnen des Achämenes ist das folgende:



Es frägt sich nun, unter welchem Namen der persischen Quellen der griechische Perseus versteckt liege; wir glauben behaupten zu dürfen, daß es kein anderer, als der unglückliche Held des Schahname Siawesch (insgemein Sajawusch ausgesprochen), der Sohn des Keikaus, der Vater des Keichosrew, welcher letzter der Cyrus und nicht der Achämenes der Griechen. Das Sternbild des Perseus heißt in mehreren astronomischen Werken der Morgenländer Siawesch oder Sejawusch*), was zwar für eine Verstümmlung von Perseus erklärt wird, aber eigentlich nur eine Herstellung des alten ursprünglichen Namens ist. Die Gemahlin des Siawesch war Ferengis, welche also der Andromeda entspricht. Perseus war der Sohn des Zeus aus der Danae, und Siawesch der Sohn des Keikaus aus dem auf

*) Ideler's Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternennamen, S. 86.

dem Felde Daghawi *) geraubten Mädchen. Kei Kaus stellt demnach in der persischen Geschichte den Zeus dieses mythologischen Geschlechtsregisters vor, und da Kei (das Deutsche Kaiser) nur ein dem eigenen Namen vorgesetzter gemeinsamer Herrschertitel ist, wie in Kei Schip, Kei Kobad, Kei Chosrew, so bleibt für den eigentlichen Namen von Kei Kaus nur die zweyte Hälfte Kaus übrig, welcher im Griechischen Zeus nur wenig verändert ist. Nach der historischen Geschlechtstafel ist Keichosrew der dritte und Lohrasp der vierte Nachfolger Keikobad's auf dem Throne, beyde die Urenkel Keikobad's aus seinen beyden Söhnen Keischip und Kenase, von welchen beyden bisher die europäische Geschichte nichts gewußt, welche beyde aber aus dem Güside, und der erste auch aus der ekbatanischen Schrifttafel hier zum ersten Male auftauchen. Um den Widerspruch zwischen dem historischen und mythologischen Geschlechtsregister zu lösen, wüßte Rec. keinen anderen Ausweg, als die Annahme, daß Achämenes weder der eigene Name Keikobad's, noch der Keichosrew's, sondern ein beyden gemeinsamer Geschlechtsname gewesen, welcher sich als Volksname der Perser noch bis auf den heutigen Tag im Worte Adschem, wie die Perser im ganzen Morgenlande heißen, erhalten hat. Wie dem nun auch seyn möge, so genügt es uns hier, durch Mittheilung der von Hrn. Rawlinson so glücklich bewerkstelligten Entzifferung der ekbatanischen Inschrift und der Vergleichung der neupersischen Geschichtsquellen mit derselben die altpersische Geschichtsforschung wieder um einen Schritt gefördert zu haben.

Den Schluß der ersten Abtheilung macht der Abschnitt:

Mithras als Mittler.

»Das himmlische Licht ist Lebensquell und Princip alles Heiles in der Natur (physischer Wohlfahrt); es ist aber auch der entzündende Funke für jede ethische That — Das Licht, außer Gott (dem Ewigen) gesetzt, hat seinen Gegensatz: die Finsterniß; die Sonne, des himmlischen Lichtes Bild, hat gegen sich das Dunkel; das Gute: das Böse. In der Zeit ist ein Kampf gesetzt — der Kampf des Tages mit der Nacht, der Lichtseite des Jahres mit der Nachtseite, der Frömmigkeit periodisch mit dem Laster. Der Ewige wollte nur das Licht; die Sonne kämpft und ringt, und gewinnt jeden Tag, jedes Jahr einen neuen Sieg. Die Sonne reinigt sich von den Flecken des Dunkels. Ihr Vorkämpfer, ihr Reiniger, ihr guter Geist ist die intelligible Lichtkraft in ihr: der überirdische (himmlische) Lichtfunke, der in ihr lodert. Das Dunkel muß immer wieder weichen, es wird ins Licht aufgenommen. Das Gute kämpft mit dem Bösen: zwey Geister, Ormusd und Ahriman. Aber das Gute hat noch außerdem seinen Hort, seinen Genius und Vertreter (Mittler); und das Böse (Ahriman) wird in der Zeiten Fülle zum Lichte

*) Siebenmeer III. S. 83.

hingezogen, wird gereinigt, wird verklärt. In Liebe vermittelt und versöhnt der Ewige das, was in der Zeit feindselig aus einander lag; und die Hölle hat ein Ende.«

Diese so schön entwickelte Ansicht erhält auch durch neuarabischen Sprachgebrauch und moslimische Ueberlieferung die vollste Bestätigung. Kjafir, d. i. der Ungläubige, oder Gjaur oder Geber heißt der Wurzelbedeutung nach der Undankbare und der das Licht der Wahrheit Bedeckende (Kamus II. S. 99), so daß die Obscuranten die eigentlichen Ungläubigen sind; und die moslimische Ueberlieferung stimmt hinsichtlich der endlichen Vermittlung der Liebe ganz mit der obigen Entwicklung überein. Nach dieser Ueberlieferung wird nach dem jüngsten Gerichte, wenn die Seligen schon alle ins Paradies eingegangen, und alle Welten längst vernichtet seyn werden, nur noch die Hölle fortbrennen; da wird auf dieselbe ein Blick der göttlichen Liebe fallen, und die Hölle wird aufgehört haben zu seyn.

Das zweyte Kapitel, von den Religionen Indiens, geht vom indischen Thessalien und Zauberthale Kaschmir, wahrscheinlich das alte Kaspatyros (Herodot's), aus, das für Europa zuerst durch Bernier entdeckt, in der jüngsten Zeit durch den größten Sanskritologen Englands (Wilson) historisch, durch den größten Geographen Deutschlands (Ritter) geographisch beleuchtet, durch die im Drucke begriffenen Reisebeschreibungen des unglücklich im Osten gestorbenen Moorcroft und des ins Vaterland zurückgekehrten Freyherrn v. Hügel neues Interesse erweckt. Am Himalaja, wo der Paropamisus und Imaus von einer Wurzel ausschießen, und sich nach beyden Seiten verzweigen, wo die vier großen Landesströme, der Burampurte, d. i. der Knabe Brahma, der Ganges, der Indus und der Oxus, aus den vier Mäulern des Pferdes, der Kuh, des Kameels und des Hirschen sich ergießen, wo sich der heilige Berg Meru erhebt, und Gelehrte das Paradies gesucht, dort ist die Wiege der indischen Mythologie, dort ist das Land der heiligen Pflanzen, der Lotos (auf deren Blatte Wischnu schwimmt), der Pipala, d. i des heiligen Feigenbaumes (unter welchem Buddha geboren ist), der schmerzstillenden Narde, des wunderbaren Sandelbaumes und der Wohlthäterin des Menschen, der Palme, welche der Prophet deßhalb die Tante des Menschen genannt. Die drey folgenden Abschnitte überblicken die Quellen, und zwar die griechischen und römischen, die indischen, die vier Vedas (Ritsch, Jagusch, Saman und Atharvan), das Upnekhat, die achtzehn Puranas, die großen episch-historischen Gedichte, die Herakleen Indiens (das Ramayan und Mahabharata), die philosophischen,

dramatischen Werke und Apologen, endlich die Baudenkmale. Die indischen Religionsperioden werden nach der Zeitfolge der vier Alter des Brahma-, Schiwa-, Wischnu-Dienstes und des darauf hervorgegangenen Buddhismus (der indische Protestantismus) aufgeführt. Hier hätte wohl auch der Dscheinas Erwähnung geschehen sollen, welche nach ihrer, im Anhange zu Dubois Werk umständlich entwickelten Lehre auf die Ehre der. ältesten und reinsten Religion Anspruch machen, in welche erst der Brahmanismus später den Götzendienst hineingetragen [1]). Wiewohl es wahrscheinlicher, daß die Lehre der Dscheina erst eine spätere Reinigung der alten Lehre [2]), beyläufig wie im Islam die der Wehhabi, so lassen sich doch auch Gründe für die Behauptung der Dscheinas anführen, nach welchen derselbe die eigentliche Urreligion der Mehabaden, welche eigentlich Mehabudden zu lesen sind (die früheren Buddhas-Religionsgesetzgeber vor Buddha Schakjamuni) gewesen wäre, welche in dem von Sir W. Jones so hoch gepriesenen, von Erskine und Silv. de Sacy (wohl nicht ganz mit Recht) als ganz und gar apokryph erklärten Desatir [3]) vorliegt. Wenn die Unächtheit des Desatir als primitives Religionssystem auch zugegeben werden muß, so bleibt Rec. nichts desto weniger bey seiner vor funfzehn Jahren ausgesprochenen Meinung stehen, daß dasselbe eine Masse von Elementen uralter persischer und indischer Religion enthalte; so dürfte wohl das zweyte Buch des Propheten Dschiafram das Religionssystem der Dscheinas vorstellen; daß das Wort Dschi keine Erfindung des Verfassers des Desatir, sondern ein wirklich uraltes persisches Wort, nämlich der Name der Stadt Ißfahan sey, ist schon in der oberwähnten Anzeige in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur dargethan worden [4]). Nach Dubois Erklärung ist der Name Dscheina aus den zwey Wörtern Dschi und Na zusammengesetzt, und bedeutet einen, der der gewöhnlichen Art zu leben und zu denken der Menschen entsagt hat, weil ein wahrer Dscheina seiner Religion die Pflicht, sich von der Gesellschaft zu trennen,

[1]) Eine gründlichere Darstellung, als die des Dubois, gibt Colebrooke in seinem Aufsatze über die Philosophie der indischen Secten: Transactions of the Royal As. society I. p. 551.

[2]) Houghton Hodgson erklärt dieselben (Transact. II. 230) als reformirte oder ketzerische Buddhisten.

[3]) The Desatir or Sacred Writings of the Ancient Persian Prophets. Bombay 1818. Vom Rec.'en beurtheilt in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1823, Nr. 6 bis 20.

[4]) Ferhengi Schuuri I Bl. 324, und Burhani Katii Konstantinopelitaner Ausgabe S. 281.

und über den Tadel derselben hinauszusetzen, auferlegt. Wenn dieß die wahre Bedeutung der beyden Wörter, so liegt schon in derselben ein Widerspruch wider die Behauptung der Dscheinas, daß ihre Religion die erste und ursprüngliche, indem diese nur einen Verein der Menschen in der Gesellschaft, und keine Trennung derselben bezwecken konnte. In jedem Falle wird durch diese Etymologie die Grundbedeutung des altpersischen Namens Ißfahan's und eines seiner Districte als gesellschaftlicher Verein beleuchtet. Die vier göttlichen Attribute sind nach der Lehre der Dscheinas [1]): 1) unendliche Weisheit; 2) unendliche Anschauung aller Dinge; 3) unendliche Macht; 4) unendliche Glückseligkeit. Diese vier Attribute sind in dem Buche Dschiaframs viermal viermal multiplicirt oder vielmehr sechzehnmal varirt [2]).

Wenn die Lehre der Dscheinas stillschweigend übergangen wird, so ist die Darstellung des Buddhismus, wovon der sechste Nachtrag ausschließlich handelt, nach Abel-Remusat [3]), Eugene Burnouf [4]), Deshauterayes [5]), Hodgson [6]), Colebrooke [7]), Wilson [8]), Upham [9]), Wilhelm v. Humboldt [10]), Klaproth [11]), Bohlen [12]), Neumann [13]), Schmidt [14]) und Ritter [15]) auf das

---

1) Dubois p. 552.

2) 65. Excellence, Worthiness, Beneficence, Goodness. 67. Godhead, Unity, Perfection, Attributes. 69. Life, Knowledge, Desire, Power. 70. The Word of God, the Book of God, the Angel of God, the Prophet of God, must be comprehended!

3) Nouveau Journal asiatique. Mel. asiat. I. 124.

4) Essai sur la Pali in der Yaçna.

5) Journal asiatique VII. 150 und VIII. 40.

6) Transactions of the royal Asiatic Society II. 222.

7) Ebenda I. p. 558—566.

8) In Crawfurd's Mission to Siam.

9) The history and doctrine of Buddhism. London 1828.

10) Ueber die Verbindung zwischen Indien und Java in dem Werke über Kawisprache. Berlin 1836.

11) Asia Polyglotta, journ. asiat. IV. 9. Nouveau journ. asiat. V. 305. VII. 161.

12) De Buddhaismi origine. Regiomonti 1827.

13) Lehrbuch des Mittelreichs. München 1836.

14) Mémoires de l'académie de St. Pétersbourg, VI. série I. 109. II. 1. 41.

15) Erdkunde. Asien Bd. IV. I. 492. Bd. III. S. 1160—1170. Vorhalle europäischer Völkergeschichten, S. 31. 319.

Genügendste gegeben, und dabey in der Note (S. 553) gegen Stuhr, welcher Abel Remusat's Untersuchungen über die buddhaische Lehre mit Unrecht verdächtigen wollte, das Gehörige mit Anführung Wilhelm Humboldt's Urtheil über den Werth der Arbeiten Abel Remusat's bemerkt worden. Wir sind im Stande, bey dieser Gelegenheit auch einen neuen Beytrag nicht nur zur Lebensgeschichte Buddhas, sondern auch zur Religionsgeschichte der Inder, zwar nicht unmittelbar aus indischen, aber doch aus einer kaschmirischen, von einem der glaubwürdigsten persischen Geschichtschreiber benützten Quelle zu liefern. Das persische Geschichtswerk ist Binakjeti's Garten der Gescheiten in der Kunde der Geschichten und Zeiten [1]), dessen Verfasser, Ebi Suleiman Fachreddin Daud von Binaket, dasselbe i. J. d. H. 718 (1318) vollendete. Binakjeti ist der Epitomator des großen klassischen Geschichtswerkes Reschideddin's, von dessen mongolischer Geschichte so eben die durch Quatremere besorgte Prachtausgabe zu Paris erscheint, dessen universalhistorischer Theil aber bisher weder auf der Bibliothek zu Paris, noch auf irgend einer anderen europäischen Bibliothek vorhanden. Binakjeti's Geschichte zerfällt in neun Abtheilungen [2]), und die siebente in drey Hauptstücke, deren zweytes von den indischen Propheten, von der Geburt Schakjamuni's, seinem Leben und seinem Tode handelt. Die mehrmal angeführte indische Geschichtsquelle ist das Werk des Bachschi, Kemalseri (Kemalscheri?) [3]) von Kaschmir. Das in die Anzeige der vorliegenden Religionsgeschichte gehörige Wichtigste findet sich gleich Eingangs des ersten Abschnittes, wo von den sechs Gesetzgebern indischer Religion die Rede ist, die unseres Wissens noch nirgends so zusammengestellt erscheinen, indem außer Brahma, Wischnu und Buddha die Namen der vier anderen bisher nur als Stifter von Secten oder philosophischen Systemen bekannt. Hier folgt also die Uebersetzung der vier Abschnitte dieses zweyten Hauptstücks.

---

1) Raudhat uliel-bab fi maarifet et-tewarich wel-ensab (Genealogien).

2) 1) Geschichte der Propheten; 2) der alten persischen Könige und Weisen; 3) des Propheten und der Chalifen; 4) der den Chalifen gleichzeitigen Sultane und Könige; 5) die Geschichte der Juden; 6) der Christen und Franken; 7) der Inder; 8) die Geschichte Chatai's (China's); 9) die der Mongolen und Dschengischan's. Die ausführliche Inhaltsanzeige im Anzeigeblatte LXIX. 34, wo Z. 5 durch Druckfehler Juden statt Inder und Benakiti st. Binaketi.

3) كالشري

Erster Abschnitt: Erwähnung der indischen Propheten.

»Kemalseri Bachschi der Kaschmirer sagt, daß der indischen Propheten unendlich viele, daß aber nur sechs derselben Gesetzgeber (Religionsstifter); der erste Mahischwer [1]), der zweyte Weschen (Wischnu), der dritte Brahma, der vierte Erhent [2]), der fünfte Nasik [3]), der sechste Schakjamuni. Jeder derselben ist für sich der Stifter einer besonderen Religion und Secte, und ihre Anhänger sind theils Götzendiener, theils Feueranbeter, stark unter einander haltend. So sind die Anhänger Mahischwer's im Wahne daß er nicht gestorben und nie sterben wird, daß er weder Vater, noch Mutter, wohl aber Weib, Kinder und drey Augen hat, das eine die Sonne, das andere der Mond und das dritte das Feuer; seine Anhänger sind der Musik und dem Tanze sehr ergeben. Die des Weschen (Wischnu) sind beschaulichen und ascetischen Lebens; die des Brahma sind Feueranbeter. Die Brahmanen, so wie die Anhänger des Mahischwer und Weschen leben im Wahne, daß die Sonne sich mit jedem Monate erneuert, so, daß im Jahre zwölf Sonnen geboren werden, und daß alle dritthalb Sonnenjahre ein Mondmonat hinzukömmt, welches sie dreyzehnte Sonne nennen. Einige von ihnen beten diese dreyzehnte Sonne an. Die Erhenti (Arhatas) glauben an vier und zwanzig Erhent, welche sie Propheten nennen, nach welchen die Schöpfung zu Ende seyn, und die Welt, die Menschen, die Thiere und die Pflanzen in den Wohnort der Guten gehen, und nicht mehr zurückkommen werden. Die Nasiki glauben an das Daseyn von Paradies und Hölle, und an die Vergeltung der guten und bösen Handlungen; sie wähnen, daß die Geschöpfe alle wie das Gras dahinschwinden werden. Die Anhänger des Schakjamuni zerfallen in drey Theile; die ersten, welche Schirawek [4]) heißen, sagen, Schakjamuni hat einen beschwerlichen Weg angezeigt, wie sollen wir mit Mühe zum Zwecke gelangen können? wie sollen wir andere leiten, da wir genug zu thun, uns selbst allein zu retten? Die zweyten sind die Sertik [5]), welche wähnen, die Weltbewohner von allem Unglücke zu befreyen. Die dritten sind die Samanen [6]), welche die höchste Stufe einnehmen, die Menschen leiten, mangelhafte Seelen vervollkommnen, und in alle Geheimnisse Schakiamuni's eingeweiht sind. Die heilige Schrift Schakjamuni's heißt Ebedrem [7]), d. i. das erste und letzte aller Bücher. Kemalseri Bachschi, der

---

1) The Máhéswara sect; transactions of the R. As. Sc. I. Bd. S. 550, und in Bohlen's Indien I S. 358. Mahischwer ist also derselbe mit dem Mahamuni Colebrooke's (Transact II. p. 44): The carliest lawgiver of the present carth.

2) Ist Erhat, nach welchem sich die Dscheinas Arhatas nennen. Ebenda S. 451 u. 551.

3) ناسك steht vielleicht für Naik, dem Stifter der dialectischen Schule Niaja. Ebenda S. 413, und in Bohlen's Indien II. 316.

4) شيراوك 5) سرتيك (؟ ثرتيك) 6) سمن 7) ابدرم

Kaschmirer, überliefert Schakjamuni's Wort: daß alle Propheten einig im Sinne, nur von Zeit zu Zeit wiederkommen, um denselben aufzufrischen; daß alle Propheten nur Ein Wort gesagt, und daß der Sinn von Allen sich im Buche Ebedrem befindet.«

Zweyter Abschnitt: Von der Geburt Schakjamuni's.

»In vorigen Zeiten war in Indien ein König, dessen Name Uschduden [1]), d. i. der Mann von reinem Inneren, in der Stadt Kesimas [2]), dessen Gemahlin Mahamaja [3]), d. i die Große. Diese Frau träumte in einer Nacht, daß sie Sonne und Mond gegessen, und das Meer auf Einen Zug ausgetrunken, und den Berg Kaf verbrannt, und sich dann niedergelegt. Als sie erwachte, erzählte sie diesen Traum ihrem Gemahle Uschduden, der die Traumausleger zu Rathe zog. Sie sagten: Sie wird einen Knaben gebären, der entweder die Welt beherrschen, oder von der ganzen Welt als Gottheit (But) angebetet werden wird. Als die Zeit der Geburt herankam, ging Mahamaja, sich zu erlustigen, in einen Garten, wo sie, indem sie mit der rechten Hand mit dem Äste eines Baumes spielte, einen Knaben gebar, außer der Stadt Mehabad [4]), welche der Geburtsort Schakjamuni's, in der Mitte Indiens gelegen. In demselben Augenblicke lief Schakjamuni fünf Schritte, und unter jedem seiner Schritte entsproß ein Blumenbeet, und kam ein verborgener Schatz in Vorschein. Er sprach: Dieses mein Geborenwerden ist nicht zu niedrigem Zwecke, und ein andermal will ich nicht wieder geboren werden, denn ich will nicht die Welt, ich, der ich ganz geistig, zu meiner eigenen Welt zurückkehre. Vier Engel, welche, als sie auf Erden waren, sich der Gottheit angemaßt, nämlich Mahischwer, Weschen, Brahma und Erhent, kamen, um den Dienst von Hebamme und Säugamme zu leisten. Sie wuschen ihn mit vom Himmel gefallenen Regenwasser; Töne von Trommel- und Saiteninstrumenten erschollen aus der Höhe in die Ohren der Menschen, und es regnete Rosen vom Himmel. Dann brachten diese vier Genien ein Kissen, worauf sie die Mutter und das Kind setzten, und

---

1) اوشدودن In dem von Klaproth im Anhange der Asia polyglotta dann im vierten Bande des Journal asiatique gegebenen Leben Buddha's heißt dieser König Sudaduni (Saoduaodani); in der von Deshauterayes im siebenten Bande derselben Zeitschrift gegebenen Biographie des Fo Schekjamuni ist Siitato der Großvater Schakiamuni's.

2) کسیواس, bey Klaproth Chober-Schara.

3) ماهاما, bey Deshauterayes Moye.

4) مهابد, bey Klaproth auf dem Lustschlosse Lüm-ba zu Magadabi; aber Colebrooke Trans. II. p. 41) bestimmt die Lage von Mahabuddha zu Buddha Gajer, wo noch die Ruinen des Tempels.

zum Vater trugen. Der Padischah berief die Sternkundigen, und befahl ihnen, das Horoskop der Geburt zu stellen. Sie trugen ihn in das Götzenhaus, daß er sich vor den Gestalten dieser vier Genien niederwerfe, diese aber warfen sich vor ihm nieder. Die Völker blieben erstaunt, und sagten, unsere Götter werfen sich vor einem Menschen nieder, der also wohl der Gott unserer Götter seyn wird; sie nannten ihn Serwarat send [1]), d. i. die vollkommene Seele vollendeter Handlung. Als er vier Jahre alt war, befahl der Vater, denselben in Wissenschaften und Künsten zu unterrichten. Die Brahmanen zeigten ihm verschiedene Schriften, die er alle las, und er selbst schrieb eine Schrift, die sie nicht lesen konnten; sie unterwarfen sich alle und gehorchten ihm. Als Schakjamuni das männliche Alter erreicht hatte, gab er sein Herz nicht der Welt, und sein Vater sperrte ihn in ein Schloß ein, wo er Jahre lang blieb. Die vier Genien gaben den vier großen Weltmonarchen, welche auf den vier Seiten des Berges Kaf herrschen, Kunde, daß Serwarat schon durch mehrere Jahre im Schlosse beschauliches Leben führe, daß er neun und zwanzig Jahre alt, und daß es nun Zeit sey, ihn aus der Gefangenschaft zu befreyen. Die vier Padischahe kamen zum Schlosse, und brachten ein Pferd mit sich, auf das sie ihn setzten. Er nahm einen Säbel in die Hand, und begab sich auf den Weg. Von einem Stallmeister begleitet, kam Schakjamuni an das Ufer des Ganges, wo er viele Greise sah, welche in der Gestalt von Ssofi (Gymnosophisten) Bußübungen oblagen. Er schor sich das Haar, warf den Säbel in die Fluth, und schickte einen Theil seines Haares durch den Stallmeister seinem Vater und seiner Mutter, den Rest des Haares trugen die Genien in den achten Himmel. Die Greise erklärten sich als seine Widersacher, er aber saß voll Eifer auf einem Felsen, und aß jeglichen Tag für sich allein durch sechs Jahre. Da kam der Genius Indr (Indra), der tausend Augen hat, und nannte ihn Schakjamuni, während ihn die Bekenner anderer Religionen Adam nannten. Die Spuren seines Fußes sind auf dem Berge Serendib's (Ceylon's) in den Felsen eingegraben, dort wo die Minen der Rubinen, dort sind auch seine Zähne in der Hand der Priester, die sie Schadil [2]) nennen. Die vier Weltmonarchen, welche vom Berge Kaf gekommen waren, brachten für Schakjamuni vier Becher, und trugen dieselben auf ihrem Kopfe, wie dieselben noch heute von den benachbarten Bewohnern des Berges von Ceylon getragen werden.«

Dritter Abschnitt: Von den Zuständen und Worten Schakjamuni's.

»Schakjamuni lebte achtzig Jahre. Er sagte: Ich bin vier und achtzigtausendmal unter verschiedenen Gestalten auf die Welt gekommen, und jedesmal auf eine andere Art gestorben. Einmal kam ich als Kaufmann, befuhr als solcher das Meer; ein großes Crocodil kam auf mein Schiff zu, und mir kam das Wort auf die Zunge: Temu Budai [3]), d. i. ich bete Gott an; als das Crocodil den Schall dieser Worte vernommen, erinnerte es sich, daß es vormals in menschlicher Gestalt gelebt, und Gott mit diesen Worten gepriesen, griff es das Schiff nicht

---

1) سروارت سند 2) شاديل (؟ شاديل) 3) تمو بداي

an, und blieb von Sünde frey; als es starb, blieb zur Belohnung dafür sein Gebein auf dem Felde, und sein Geist fuhr in den Leib eines jungen Derwisches, der, so viel er auch aß, nie satt werden konnte. Schakjamuni bereitete für ihn einen Scherbet, der ihn alsbald sättigte. Schakjamuni fragte ihn, ob er noch etwas wünsche, und erhielt zur Antwort, daß ihm die Eßlust gänzlich vergangen. Schakjamuni sagte zum Jüngling: Komm, und laß uns spazieren gehen. Als sie zum Gebeine des Crocodils gekommen, fragte ihn Schakjamuni: Was ist dieses für ein Gebein? — Der Jüngling sagte: Ich erinnere mich, daß ich dieses Crocodil gewesen, daß durch deinen Segen dieses Gebein von mir geblieben. Er legte die Hand an den Saum Schakjamuni's, und sagte: Befreye mich von diesem Kommen und Gehen unter verschiedenen Gestalten, und von diesem Wechsel mannigfaltiger Form. Die Bekenner der Seelenwanderung sagen, daß die Theile der Welt in beständiger Vermehrung und Vervollkommnung begriffen, und daß, wenn eine Seele in einer elementarischen Form sich nicht zur Vollkommenheit ausbilden kann, sie sich von dieser elementarischen Form trennt, so zwar, daß wenn nach der Trennung in ihr menschliche Eigenschaften vorherrschen, sie sich menschlichem Temperamente vermischt, und auf diesem Wege ihre Vervollkommnung sucht, um, was sie in der ersten Form an Vollkommenheit versäumt, in der zweyten nachzuholen, bis sie sich zum Grade der Engel aufschwingt, wo alle Vollkommenheiten erreicht werden. Diese zweyte Umwandlung von einer menschlichen Gestalt in die andere heißt Nesch; wenn nach der Trennung in der Seele thierische Natur und Eigenschaft vorherrscht, wird dieselbe sogleich in thierische Gestalt eingekleidet, von welcher sie dann wieder, wenn sie menschlich geeigenschaftet, menschliche Gestalt annimmt, sich bis zum Engel emporschwingt, und zur wahren Vollkommenheit gelangt. Es braucht viele Zeit zur Uebertragung der thierischen Gestalt in die menschliche, welche Mesch heißt. Wenn nach der Trennung in der Seele die Natur und Eigenschaft von Pflanzen vorherrscht, wird sie in Pflanzengestalt eingekleidet, und diese Verwandlung heißt Fesch, so wie der Uebertritt ins Steinreich Resch genannt wird. Die Bekenner dieser Lehre sagen, daß ein Wesen sey und seyn werde, welches Jukischwer [1]), und auf chinesisch Gujischi [2]) heißt, dessen Thun einzig darin besteht, die Geister aus den mangelhaften thierischen Formen zu befreyen, und in die menschlichen zu übertragen. Schakjamuni sagte, daß die Grade des Kommens und Gehens und der Verwandlung in verschiedene Formen sechserley seyen: 1) die Hölle; 2) die Teufeley; 3) die Thierheit; 4) die Menschheit; 5) der Mittelzustand zwischen Engel und Mensch; 6) das Engelthum; daß es sieben und zwanzig Paradiese und acht Höllen gäbe, und zehn Sünden, drey der Gier, nämlich Blutdurst, Geldgier, Verführung; vier der Zunge, nämlich Trug, Verläumdung und harte oder unnütze Worte; und drey des Herzens, nämlich Neid, Groll und Mangel der Erkenntniß des anderen Lebens. Er sagte: Wer sich der Nahrungsmittel der Menschen ohne Befugniß bemächtigt, mit Hartherzigkeit und Frechheit den Menschen betrügt, und von seinem Eigenen nichts spendet, wird in der Seelenwanderung zum Diwe, den man Fetikten [3]) nennt (vermuthlich eine Art von Pavian), der sich nur von Würmern

---

1) يوكشور 2) كويشي (؟كونشي) 3) فتيق تن

der Bäume nährt. Die, welche Güter sammeln, und nicht genießen, und nichts davon hergeben, und sagen: es sey für ihre Kinder, werden in Teufel verwandelt, deren Nahrung keine andere, als die Brosamen, die vom Tische abfallen; und wieder: wer sein Weib so sehr liebt, daß er sich von ihr gar nicht trennen kann, wird, wenn er stirbt, zum Wurme oder zur Zecke (ricinus), die sich an dem After der Thiere festhält; und wieder: die Dränger und Zwänger, die Bösen und Unruhstifter werden zu Schlangen und Scorpionen oder anderen giftigen Thieren. Schakjamuni sagte: Das Menschenleben ist kurz, weil er andere Thiere tödtet; würde er kein Thier tödten, so würde er länger leben. Wieder sagte er: Wer immer einen anderen erhellt und erleuchtet, dessen Herz wird erhellt und erleuchtet, und die geringste Ruhe und Hülfe, die er den Menschen in seiner ersten Gestalt gewährt, wird ihm in seiner zweyten durch Ruhe und Hülfe vergolten werden. Kurz, was du immer Anderen thust, Gutes und Böses, das thust du dir selbst. Man erzählt, daß, als Schakjamuni sich im Gebethause von Rentwen [1]) befand, ein Engel zu ihm kam, und ihn fragte: Welches Schwert ist das gezogenste, welches nackt verwundet, und welches Gift tödtet den, der es genießt, und welches Feuer verbrennt die Seele, und welche Finsterniß ist die finsterste? Er antwortete: Das nackte Schwert ist ein hartes und böses Wort, das Gift ist der Anblick der Schönen, das seelenverbrennende Feuer ist Zorn und Grimm, und die finsterste Finsterniß ist die Unwissenheit. Er fragte ihn dann weiter: Welcher Mundvorrath ist der tragbarste, und welches Ergebniß ist das mit der geringsten Mühe verbundene, und welchen Panzer kann man von sich nicht trennen, und welche Waffe wird nie abgestumpft? Er antwortete: Der tragbarste Mundvorrath sind gute Handlungen, das leichteste Ergebniß ist die Welt, in die wir von selbst gekommen, der Panzer ist die Geduld und die Waffe die Vernunft. Er fragte weiter: Wer ist dann in der Welt ruhig und wer mächtig, wer bekleidet und wer ein Bettler? Schakjamuni antwortete: Wer genügsam und mit seinem Unterhalte zufrieden, ist ruhig, der Genügsame ist auch mächtig; der Bekleidete ist der Bescheidene, und der Bettler ist, der sich trügerischer Weise für einen Frommen ausgibt.

Vierter Abschnitt: Von dem Tode Schakjamuni's.

»An der äußersten Gränze Hindostan's ist eine Stadt, Namens Kuschanghas [2]), deren Bewohner alle Tapfere und Helden. Sie hörten, daß Schakjamuni sich in diese Stadt begeben wolle. Auf dem Wege dahin ist ein großer Berg, welchen sie aus dem Wege räumen wollten. Schakjamuni kam in diese Stadt durch ein Wunder vom Himmel, und sagte: Was bedarf ich eurer Mühe. Als sein Leben zu Ende gekommen, ward auf einmal in dieser Stadt ein Dom aus dem reinsten Krystall erschaffen. Schakjamuni begab sich in diesen Dom, schlief aber nicht gleich dem Löwen. Von außen sahen die Leute mittels des durchsichtigen Krystalles hinein, ohne jedoch hineingehen zu können, weil kein Eingang war. Auf einmal sahen sie ein Licht, welches sich wie eine Säule von der Spitze des Domes erhob. Nach drey Tagen kam ein

---

1) رنتون 2) قوشنغز

Mann aus fernen Landen, um aus den Worten Schakjamuni's Nutzen zu ziehen. Als er, was vorgefallen, gehört, wehklagte er, und wollte sich selbst umbringen. Unversehens hob er die Augen zum Himmel, wo er den Schakjamuni sah, der ihm zurief: Gräme dich nicht und wehklage nicht, denn ich bin nicht geboren und nicht gestorben; ich bin von keinem Orte gekommen und bin nach keinem Orte gegangen; ich bin nicht gewesen und werde nicht seyn. Dieser Mann freute sich dieser Rede, und sammelte den Nutzen seiner Worte in einem Buche, welches sie Kaschurni (Kanschur) [1]) nannten.

Außer diesem Kapitel geschieht in der Geschichte Binaketi's noch einmal Buddha's in der achten Abtheilung, welche die Geschichte der sechs und dreyßig chinesischen Dynastien enthält, bey der zwölften Dynastie Erwähnung, und dort findet sich wörtlich die von Klaproth in der Asia polyglotta übersetzte, und dann im Journal asiatique (IV. p, 12) im Texte kund gemachte Stelle, welche Klaproth ganz irrig dem Geschichtschreiber Beidhawi zuschreibt, welcher schon i. J. 685, und also um zwey und dreyßig Jahre früher starb, als jene Stelle geschrieben, in welcher das Datum des Jahres 717 ausdrücklich erwähnt wird. Wie Klaproth in diesen Irrthum verfallen, und warum er nicht auch die folgende merkwürdige Stelle, die sich unmittelbar an jene anschließt, übersetzt habe, wissen wir nicht zu erklären.

Erzählung.

»Nach dem Wahne der Bewohner China's hatte die Geburt Schakjamuni's Burchan folgendermaßen Statt. Sein Vater war Fürst (Wang) aus Kaschmir, und herrschte im Lande Jukiabilawi [2]) über 82260 Städte. Seine Gemahlin war Muje Jutschin; er hatte sie als reine Jungfrau genommen, und mit ihr gar nicht gesprochen, als sie in einem Garten, dessen Name Lumbini [3]), unter einem Baume, den man Jukdsche [4]) (ficus religiosa) nennt, schlief, wo sie von der Luft und Licht schwanger ward. Darauf spaltete sich ihre rechte Seite, aus welcher ein Kind hervorging. Ihr Gemahl fragte sie: Ich habe mich dir nicht genaht, und du warst reine Jungfrau, von wem bist du schwanger geworden? Sie sagte: Im Garten ist unter jenem Baume ein Licht auf mich gefallen, wodurch ich von Sinnen gekommen, und schwanger geworden bin. Zur Zeit der Geburt Buddha's stiegen neun Drachen vom Himmel nieder, und gossen Wasser auf ihn aus ihren Mäulern. Er ward in einem goldenen Becken gewaschen, und lief sogleich sieben Schritte. Eine Stimme erscholl: Mich hat Gott gesandt als Propheten, bis die anderen Propheten kommen. Er war sehr schön, wohlberedt, kundig und vollkommen. Mit neunzehn Jahren ging er ins Gebirge, wo er fünf Jahre, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ver-

---

1) قشوروي 2) يوكيابيلاوي 3) لمبيني, bey Klaproth Lüm-Ba.

4) يوكجه, vermuthlich für Bogaha, بوگه

weilte, und sechs andere Jahre bloß im Gebete begriffen war, dann erklärte er sich als Propheten; Kaschmir und der größte Theil Chinas und Indiens nahmen seine Lehre an.

In den Nachträgen enthält der Blick auf den Buddhismus das Neueste aus den obgenannten Werken, und besonders die merkwürdige Ergänzung von Humboldt's Erörterungen über die Dagops der Buddhisten aus Ritters Bericht über die Stupas oder architectonischen Denkmale der großen Königsstraße zwischen Indien, Baktrien und Persien, Tupo, Sutupo oder Sutheouphu, worin, wie der Verfasser sagt, Abel Remusat und Klaproth nur die Umschreibung des sanskritischen Stupa erkennen, sind eines und dasselbe mit Top, Depe und Taphos, nämlich Grabhügel. Die neun Stufen, mit dem wasserblasenförmigen Dome gekrönt, »bezeichnen die Nidanas oder die geistigen Lebensstufen, die verschiedenen sogenannten Existenzen (auch buddhistische Himmel), welche die fromme Erhebung der Seele, nach der buddhistischen Kirchenlehre, hindurchgehen muß, um in das Nirwana oder in die Ewigkeitsgedanken einzugehen. Jede dieser Stufen ist durch besondere Arten der Weihungen in den aufgefundenen Fundorten bezeichnet.« Die in diesem ganzen Hauptstücke durchgeführte Lehre orphischer und platonischer Lehrsätze und Bilder mit indischen hätte, zur Rechtfertigung, des vagen und undeutlichen Ausspruchs Hrn. Schmidt's, »daß der Buddhismus seinen Antheil an der Einwirkung, die sich bey einer gewissen Klasse unserer philosophischen Systeme bis auf den heutigen Tag kund gibt, haben könne,« wahrlich nicht bedurft.

Da wir uns auf indischem Grund und Boden befinden, so wenden wir uns sogleich zu Coleman's indischer Mythologie, welche vollständiger und besser geordnet, als Moor's indisches Pantheon, die Ergebnisse der Forschungen und Arbeiten der größten indischen Mythologen, wie S. W. Jones, Fra Paolino, Colebrooke, Vans Kennedy und anderer vereint, und als die beste und vollständigste Compilation, welche bisher über indische Mythologie erschienen, zu empfehlen ist. Die beygegebenen Lithographien, vierzig Blätter an der Zahl, stellen die beschriebenen Gottheiten und ihre Symbole auf genügende Weise dar. Es beginnt mit der Trimurti oder indischen Dreyfältigkeit (Brahma, Wischnu, Siwa). Als Gegensatz zu der obigen Angabe des persischen Geschichtschreibers von den sechs Gesetzgebern der Inder sey Colebrooke's Bemerkung angeführt, daß fünf indische Secten ausschließlich Einen Gott verehren, nämlich die Wischnaiwas den Wischnu, die Saurias die Sonne, die Ganapatias den Ganescha oder Polia, d. i. den

Gott der Klugheit und Hindernisse, die Sactis, die Bhawani oder Parawati (Siwa's Gemahlin) und die Bhagawati Verehrer Siwa's. Nareda, der Sohn von Brahma und seiner Gemahlin Seraswati ist der Bote der Götter, der Erfinder der Waina oder indischen Lyra, der indische Merkur. Brigu ist ein anderer Sohn Brahma's, welcher den gewagten Versuch unternahm, zu prüfen, welcher von den drey Göttern der Trimurti der mächtigste; er vernachläßigte erst auf beleidigende Weise den Schöpfer Brahma, wofür ihn dieser bestrafte; noch respectwidriger verfuhr Brigu wider den Zerstörer Siwa, wofür ihn dieser seinen vollen Grimm fühlen ließ; hierauf kam er zum schlafenden Wischnu dem Erhalter, dem er mit dem Fuße einen Stoß auf die Brust versetzte; Wischnu erwachte, und weit davon, ergrimmt zu seyn, wie Brahma und Siwa, äußerte er nur seine Furcht, daß Brigu sich am Fuße wehgethan haben möchte, und begann ihm denselben sänftigend zu reiben; dieser, rief Brigu aus, muß der mächtigste der Götter seyn, weil er der mildeste und großmüthigste. Ein dritter Sohn Brahma's ist Wiswakarman, der Architect der Welt, der Waffenschmied der Götter, der indische Demiurg und Vulkan, wie Phta der ägyptische. Sieben andere Söhne Brahma's, die Brahmadikas, sind wohl dieselben mit den sieben Menus oder Rischis, welche die sieben ältesten indischen Patriarchen, mit den sieben Söhnen Japhet's-Eins zu seyn scheinen. Brahma's Gemahlin Seraswati, die Göttin der Wissenschaft und Kunst, der Musik und Poesie, reitet auf einem Pfau Wischnu, vierhändig wie Brahma, hält die Keule, die Tschank, d. i. die Muschel, womit zum Gebete geblasen wird; die Tschekra, d. i. die Wurfscheibe und die Lotos: er ruht auf der Schlange der Unendlichkeit Ananta (ohne Ende), oder reitet auf dem Adler (Gharuda), oder steht mit seiner Gemahlin Sri oder Lachschmi, d. i. der Göttin der Schönheit und des Glückes, auf der Lotos. Die zehn Awatare oder Verwandlungen Wischnu's sind bekannt: wir bemerken nur zur ersten des Fisches, daß der Matsya Awatar derselbe mit Mahischwer, dem ersten indischen Religionsstifter und dem assyrischen Fischmenschen zu seyn scheint, zum zweyten Schildkröt' Awatar, das in dem Amrita oder Lebenswasser, welches aus dem Milchmeere von den guten und bösen Genien hervorgequirlet wird, das Ambrosia der Griechen unverkennbar, daß das siebenköpfige weiße Pferd das Seitenstück zur siebenköpfigen Schlange Ananta und zu dem siebenköpfigen Pferde, womit Aruna, der Gott der Morgenröthe, den Himmel herauffährt. Zu dem dritten Awatar des Ebers, daß der durch verursachte Ueberschwemmung die

Zerstörung der sieben Pagoden von Mahabalipuran; zum vierten Awatar des Löwen, daß das persische Nersi (Narses) nur eine Zusammenziehung des indischen Nersingh (Mannlöwe) zum fünften oder Zwerg Awatar, daß der von Wischnu in Zwerggestalt überlistete Weltherrscher Maha Bali (der große Baal) der Gründer der oberwähnten Stadt Mahabalipurna; zum sechsten und siebenten Awatar als Parasu Rama und Rama Tschandra, daß die Thaten desselben der Stoff des epischen Gedichtes Ramajani von Walmik, wie die Liebesgeschichten Krischna's, des achten Awatar, mit den Gopias, d. i. Kuhhirtinnen, und mit seiner Gemahlin Radha der Stoff der Gita-gowinda Dschadschadewa's. Krischna als Gopinathu ist der Gott der Milchmädchen. Der neunte Awatar ist Buddha, und der zehnte, Kalki Awatar, d. i. der des Pferdes, wird erst erwartet. Der indische Gott der Liebe ist Kamadewa oder Kamadeo, auf dem Papagey sitzend, mit dem Bogen, dessen Blumenpfeile der bienenbesetzten Sehne entschwirren. Bala Rama ist Krischna's Bruder; der letzte wurde eines Tages, als er in menschlicher Form unter den Gopias herumirrte, erschlagen, und seine Gebeine blieben zerstreut, bis sie ein frommer König auf Geheiß Wischnu's sammelte, und Wismakarma, der Weltarchitect, den Auftrag erhielt, daraus wieder ein Menschengebild zu formen; dieser fand sich hiezu bereit, unter der Bedingniß, daß er in seiner Arbeit nicht unterbrochen würde; da ihn die Neugierde des frommen Königs nach vierzehn Tagen unterbrach, war der Oberleib des Gebildes bis auf die Arme vollendet; der Bildner aber ward durch diese Unterbrechung so erzürnt, daß er sein Werk ohne Hände und Füße aufgab. Dieses unförmliche Idol, dieser Cul de jatte von einem Gotte, ist das hochberühmte Götzenbild Dschaggernath, dessen Tempel und Cultus durch ganz Indien seiner blutigen Opfer willen so weit berühmt. Bey dem feyerlichen Umgange, welcher jährlich an dem großen Feste Statt findet, werden die drey Brustbilder Dschaggernath's, seines Bruders Bala Rama und ihrer Schwester Sebhadra (alle drey ohne Arme und Füße) herumgetragen. Dieß sind die Termen der indischen Mythologie, welche an die Hermesköpfe zu Athen erinnern. Nicht weniger als zweymalhunderttausend Pilgrime besuchen jährlich Dschaggernath's berühmten Tempel in Orissa, und zwey- bis dreytausend derselben opfern alljährlich dort ihr Leben auf. Dschaggernath, der Gott Cul de jatte, ist, wie es scheint, eben durch seine Unförmlichkeit zur Ehre gelangt, der Herr der Welt zu heißen, welche so oft, wie die Frösche durch einen ihnen von Jupiter gesendeten, von einem Klotz regiert wird. Siwa, oft Ma-

hadeo (der große Gott oder Diw) und Rudra genannt, ist der Zerstörer, auch unter dem Namen und der Form von Kal, d. i. der allzerstörenden Zeit, vorgestellt. Vierhändig, wie Brahma und Wischnu, hält er in der einen Hand die Trisula, d. i. den Dreyzack, in der anderen eine Antelope, die dritte bittend gesenkt, die vierte gebietend emporgerichtet. Sein Wahan, d. i. Fuhrwerk (Wagen) ist der Stier Nandi. Als Kal hält er in der ersten seiner sechs Hände eine kleine Trommel, in der anderen die Schale, um das Blut der Erschlagenen aufzufangen, in der dritten die Keule, in der vierten den Dreyzack und in den beyden anderen zwey Köpfe von Erschlagenen; er ist mit einem Tigerfelle umgürtet, und hinter seiner linken Schulter ragt der Kopf einer Cobra Capella hervor. Nork, der Verfasser von Nr. 2, bemerkt mit Recht nach Heeren, daß die altpersische Sage von Sohak, welchem Schlangenköpfe aus den Schultern wuchsen, durch die Abbildungen Siwas beleuchtet wird; und Recensent bemerkt noch weiter, daß dieser Zusammenhang altpersischer Lehre mit indischer noch weit mehr aus den astronomischen Bildern der Perser und Araber erhellt, in denen Saturnus (ebenfalls die zerstörende Zeit) ganz und gar dem Siwa und Kal nachgebildet ist; sechshändig, in einer derselben eine Antelope, in der anderen eine Streitkeule, in der dritten eine Wurfscheibe (in den drey anderen Federbusch, Fahne und Rosenkranz) *). Diese bildliche Identität des indischen Kal mit Saturnus (beyde die zerstörende Zeit) ist von den Mythologen noch nicht berücksichtigt worden. Die Wischnewi rufen Wischnu als Iswara, d. i. den Herrn; die Verehrer des Siwa denselben als Bhuban Iswara, d. i. den Herrn der Welt an; er heißt auch Schamkara Kapali, Nilakanta, der Blauhalsige, so wie Wischnu vorzugsweise als Nerajana, d. i. der auf dem Wasser Getragene, angerufen wird; wiewohl dieser Name auch dem Siwa und Brahma von ihren Verehrern beygelegt wird. Das Paradies Siwas ist Kailasa, das Wischnu's Waikentha, das Brahma's Setjalok. Siwa wird besonders in der Form des Linga (Priapus), seine Gemahlin in der der Juni (Cunnus) verehrt. Eine der unglaublichsten, dem Siwa zu Ehren am Feste Tscheraka im Monate Choitru angestellten Bußübungen ist die des Tscherek (Cerchio, circulus), d. i. des kreisförmigen Schwingens, indem die Andächtigen auf eisernen, in das Fleisch zwischen den Schultern eingeschlagenen Haken aufgezogen, im Kreise herumgeschwungen werden. Siwa's Gemahlin ist Parwati, d. i. die Berggeborne,

*) Die Abbildung im ersten Bande der Fundgruben des Orients.

oder Durga, d. i. die thätige Tugend, oder Kali, d. i. als Gemahlin Kal's, d. i. die zerstörende Zeit. Der berühmteste Tempel der letzten ist zu Kalighat, in der Nähe von Calcutta. Sie steht auf einem Erschlagenen, ihr Gürtel ist mit Menschenhänden bekranzt, ihr Halsband sind Menschenköpfe oder Todtenschädel, in der Hand schwingt sie das Schwert. Hierauf scheint sich der berühmte arabische Spruch zu beziehen: Der Weise ist der Sohn der Zeit, aber die Zeit ist ein schneidendes Schwert. Die vier Hände von Durga, der thätigen Tugend, scheinen mit der griechischen Cardinalzahl *) der Tugenden in Verbindung zu stehen. Der Sohn Kal und Kalis ist Bairawa oder Biru, eine schreckliche, nur durch Blut zu sättigende Gottheit, welcher der Hund als Wahan geweiht ist Wirabadra gilt auch für einen Sohn Siwas, welcher aus den schwarzen Locken Siwas, die er sich in einem Anfalle von wahnsinnigen Schmerz abschnitt, und auf die Erde warf, entstanden. Berühmter, als diese beyden Söhne Siwa's, ist der dritte, Kartikeja, der indische Mars; sein Fest wird in dem ihm geheiligten Monate Kartika gefeyert, in welchem viele tausend Bildnisse desselben aus Lehm geformt, wie die an ihren Festen geformten Gebilde der Kali und Durga, ins Wasser geworfen werden. Er reitet auf einem Pfau, wodurch zwar nicht die Tapferkeit, aber der Stolz des Kriegers versinnlicht wird. Siwas Gemahlin wird unter nicht weniger als zwölf Namen in eben so vielen Gottheiten verehrt, nämlich: 1) Parwati, die Göttin des Gebirges; 2) Seti oder Siti, als Tochter Brahma's, in seinem irdischen Awatar Dachscha; 3) Durga, die allthätige, allwirkende Tugend; 4) Kali, die zerstörende Zeit; 5) Tschinnu Mustuka, als die Gemahlin Siwas Kepali, ein nacktes Weib mit einem Halsbande von

*) Die Cardinalzahl der Tugenden findet sich besonders häufig im Persischen, wie z B. im Pendname Attar's, in welchem nicht weniger als acht und zwanzig Abschnitte mit den Worten Tschar tschif est, d. i. vier Dinge sind's, beginnen. In der indischen Religionslehre stellt sich die Tetras höchst bedeutend hervor: 1) In den vier Religions- und Gesetzbüchern der Inder (die Wedas, Puranas, Schastras und Gesetze des Menu), und den zu den Wedas gehörigen (Rigweda, die Jadschur weda, Sama weda, Atharweda), und den dazu gehörigen Upanischedas, Upawedas, Wedangas und Upangas; 2) in den vier Kasten (Brahmanen, Khschetri, Waisa und Sudra); 3) in den vier Weihen der Brahmanen (Brahmane, Krahasta, Wanaprasta, Sanjasi); 4) in den vier Jugs oder Weltalter (Kerdajuga, Tredajuga, Djuaparajuga, Kalijuga).

Schädeln; 6) Bhawani, die personifizirte Natur; 7) Anna Purna, eine Haus- und Wirthschaftsgöttin, die Anna Perenna der Römer; 8) Ganescha Junani als die Mutter Ganescha's, des Gottes der Klugheit, der Ehen und der Hindernisse, dessen Wahan eine Maus; 9) Dschugudhatri, ein gelbes Weib auf einem Löwen sitzend, deren Bildnisse, wie die Durga's und Kali's, ins Wasser geworfen werden; 10) Krischna Krora, eine andere Form Durga's, der Krischna säugend, um die schädliche Wirkung des Giftes der Schlange Kalia abzuwenden; 11) Kamula Kamini, eine andere Form Durga's, als welche sie einen Elephanten aus dem Munde zieht; 12) Mahadewi, d. i. die große Göttin, welchen Namen sie mit Seraswati, der Gemahlin Brahma's, und Lachschmi, der Gemahlin Siwa's, gemein hat, so wie Nerajana der gemeinsame Name Brahma's, Wischnu's und Siwa's. Die vereinigte Form von diesen beyden letzten heißt Heri Hari; Wischnu wird immer schwarz und Siwa weiß gemalt. Da sich ein solches Doppelgebilde, welches die beyden Gottheiten, deren Anhänger einander so sehr entgegengesetzt sind, vereint wirklich vorfindet, so läßt sich wohl auch die Vereinigung der beyden Stirnzeichen der Bekenner dieser Lehre, nämlich der senkrechten Linie der Wischnewi und der wagerechten der Siwaiten, denken, welche zusammen, wie Rec. längst schon anderswo bemerkt hat, das Symbol des Kreuzes geben. Das Urwesen theilte sich in das männliche und weibliche (Siwa und Parwati), und die Frucht ihrer Annäherung war Wiradsch, das erste Geschöpf, der Vater der Menu's, Rischi's, Brahmadika's und der Kinder der Sonne. Prith'hnwi, die Göttin der Erde, ist als Form Lachschmi's die indische Ceres, sonst Sri. Ganescha, welcher mit dem Janus der Römer verglichen worden, heißt an der Küste von Koromandel Polliar; er hat verschiedene Epithete, als der Langbauchige, der Einzähnige, der Elephantengesichtige u. s. w. Zu Schinkor bey Puna wird sogar heute noch eine lebende Verkörperung Ganescha's in dem Nachkommen eines frommen Mannes verehrt. Kuwera ist der Gott der Reichthümer, dessen Sachti, d. i. Gemahlin, Kuweri; sein Paradies heißt Alaka. Pavana, der Gott der neun und vierzig Winde, reitet auf einer Gasele. Jama oder Dhermaradscha, der indische Pluto, ist der Gebieter der unteren Regionen Patala; er heißt auch Sradhadewa, d. i. der Herr der Begräbnisse, weil er denselben vorsteht; sein Fuhrwerk (Wahan) ist der Büffel, welcher unter dem Namen Dhermaradscha (des Höllenrichters) das Sinnbild der Gerechtigkeit. Agni (ignis) ist der Gott des Feuers, und seine Gemahlin

Swaha hat, wie die Vesta der Römer, keine Bildsäule in den Tempeln. Agni hat, wie die drey Götter der Trimurti, ein besonderes Paradies, das Agniloka heißt. Indra ist der Gott des Firmaments und sichtbaren Himmels, dessen Wahan der Elephant Airawat; sein Himmel heißt Swerga, achthundert Meilen im Umfange, vierzig hoch, mit diamantenen Pfeilern, goldenen Pallästen, lichtstrahlenden Blumenbeeten; sein Fest wird am vierzehnten des Monats Bedra gefeyert; seine Beynamen sind: der Träger des Donnerkeiles, der Vernichter der Riesen, der Wolkengetragene u f.w.; er besitzt die folgenden, aus dem Milchmeere hervorgequirleten Schätze, nämlich: Kamdenu, die allgewährende Kuh, Parjataka, den Baum des Ueberflusses, und Utschisrawa, das achtköpfige Pferd; der achte Kopf unterscheidet es vom siebenköpfigen Surjas, dem Sonnengotte, welcher, wie Indra, ein Sohn Kasjapas und Aditis ist. Tschandra, der Mond, wird, wie bey den Persern und Arabern, in der Gestalt eines schönen Jünglings vorgestellt, welcher in einem von Gasellen gezogenen Wagen, welche ganz den Hindinnen Dianens entsprechen. Mungula (Mengela?) ist das Gestirn Mars, vierhändig, mit Keule, Dreyzack und Schwert bewaffnet, reitet er auf einem Widder. Budh, d. i. Merkur, ist der Sohn Tschandra's und Rohini's, d. i. des Mondes und der Pleias (Rohini ist das persische Perwin); daß der indische Budh, d. i. Merkur, derselbe mit dem nordischen Wodan, läßt sich nicht wegläugnen, wenn auch Klaproth am Schlusse seines Lebens Buddha's die Identität des letzten mit Odin bestritten hat. Brischput oder Brihuspati ist Jupiter, der Guru oder Lehrmeister der Götter, auch Gischputu, d. i. der Wohlberedte, genannt, zwey Eigenschaften, welche die Aegypter dem Toth, die Griechen dem Hermes beygelegt; er reitet auf einem Pferde, und der Mangobaum ist ihm geweiht. Sukra (augenscheinlich das arabische Sohre), der Planet Venus, wird bald männlich, bald weiblich abgebildet, reitet auf einem Kameele, und hat eine Halbtrommel in den Händen, vermuthlich um damit den Tact zum Reigen der Gestirne zu schlagen, welchen Sohre bey den Arabern, Anahid *) bey den Persern mit sonnenstrahlenbesaiteter Lyra anführt. Sani oder Schuni, d. i. Saturnus, sitzt auf einem Geyer oder Raben. Rahu, der Gott des aufsteigenden Mondknotens, auf einer Eule oder einem Drachen;

*) Anahut heißt das Pulsen der Adern, welches man, wenn man mit den Fingern die Ohren zuhält, vernimmt, und worin der Inder den Tact des Reigens der Gestirne hört, Ayeeni Akbari.

Ketu, der des absteigenden Mondknotens, auf einem Geyer oder Frosch; Waruna, der Gott der Wasser, der indische Neptun, auf einem Meerungeheuer; er hat ein eigenes Paradies, wie Brahma, Wischnu, Siwa, Kawea, Warnu, Agni und Indra. Schesti ist die Göttin der Fruchtbarkeit, ein gelbes Weib, das auf einer Katze sitzt. Die Göttin Schetula wehrt die Blattern und andere Hautausschläge ab. Suradewi, die Göttin des Weines, ward mit anderen guten Dingen aus dem Milchozeane hervorgequirlet. Aswini ist der Name Parwati's, welche die Gestalt einer Stute annahm, als sich ihr Suria, der Sonnengott, in Gestalt eines Hengstes nahte; durch die Berührung der Nüstern wurde sie mit Sonnenstrahlen geschwängert, und die Frucht dieser ätherischen Lichtbegattung waren die Zwillinge des Thierkreises. Diti, die Gemahlin Kasjapas, ist die Mutter der Daitjas oder Asuras, d.i. der Dämonen und Giganten, deren tugendhafter König Durotosa heißt. Ghandhawas oder Gundharwas sind die himmlischen Sängerinnen, die Apsaras die indischen Huris, Bauts die indischen Barden, welche Siwa aus einem Schweißtropfen seiner Stirne entstehen ließ, damit sie Parwati's Lob sängen; als sie aber bloß das ihres Schöpfers sangen, ergrimmte Parwati so sehr, daß sie dieselben aus dem Paradiese vertrieb, seit wann sie auf Erden ein wanderndes Leben zu führen, und das Lob der Helden zu singen gezwungen sind. Dewadasi heißen die Bajaderen, Gopias die Kuhhirtinnen, Grahas die Planeten aus dem Milchozeane (Crerasaga) wurden außer den obgedachten guten Dingen noch hervorgequirlet Kustuba und Rembha, zwey unschätzbare Juwelen des Ausspruchs der Träume der Eingebornen dieses Landes. Danuscha oder Danuk, der nie irrende Bogen; Bich, das Gift, ein weißer Elephant und Dhanorantra, ein weiser Doctor.

Mit dem neunten Kapitel ist die eigentliche indische Götterlehre auf der 136. Seite zu Ende, indem die folgenden vier Kapitel des ersten Theiles von den Wedas, Brahmanen, Tempeln, den Secten und ihren Abzeichen, den Opfergeräthen, den Anhängern Buddha's, den Dscheinas und Scheichen (Shikhs), und der letzte Abschnitt von der ägyptischen Mythologie handelt, der zweyte Theil aber sich ausschließlich mit den verschiedenen Kasten und Stämmen Indiens, mit denen von Japan, Borneo, Dschawa, Sumatra, Ceylon, Kotschin und Tonkin China beschäftigt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Mythologie selbst in einem Werke, welches sich hauptsächlich als solche ankündet, ausführlicher behandelt und besser geordnet, und dasselbe mit

einem genügenden Register versehen worden wäre; denn der als dritter Theil überschriebene Anhang enthält bloß ein Verzeichniß von Götternamen und Tempelgeräthen u. s. w., bey denen nur hie und da wie durch Zufall eine Seitenzahl angegeben ist. Ueberhaupt hätte Hr. Coleman weit besser gethan, die von Ward im ersten Bande seines vortrefflichen Werkes (welches, troß aller Einseitigkeit des Missionärs, bey weitem das beste aller über Indien erschienenen) getroffene Eintheilung der Gottheiten in himmlische Götter und Göttinnen, in irdische Götter und Göttinnen, und in andere Gegenstände der Verehrung, als: Menschen, Thiere, Bäume, Flüsse u. s. w., beyzubehalten. Diese Anordnung ist in jedem Falle zweckmäßiger, als die der Eingebornen, welche aus ihren dreyhundert dreyßig Millionen von Göttern fünf Klassen hervorheben, nämlich: 1) die Trimurti [1]); 2) die fünf großen Götter, deren Bekenner die fünf großen Abtheilungen der Religionsbekenner bilden [2]); 3) die zehn Schutzgötter der Welt [3]); 4) die acht Schutzgötter der Himmelsgegenden [4]); 5) die neun Planeten, nämlich die sieben bekannten, sammt dem auf- und absteigenden Mondknoten [5]); weil nach dieser Eintheilung ein und dieselbe Gottheit in verschiedenen Klassen aufgeführt ist. Hr. Coleman hätte seinen Vorgänger Ward besser benützen sollen; wie unvollständig sind die von dem ersten gegebenen Awatare und Namen, in Vergleich der von dem zweyten gegebenen! Die tausend Namen Wischnu's sind zwar freylich noch nicht bekannt, aber die von Ward gegebenen bilden allein für jeden Gott eine besondere Litaney, wie z. B. die Kamadius, des Gottes der Liebe: Liebeberauschender! Gemüthbewegender! Allbesiegender! Träger des Fischpaniers! Sehnsuchtschwellender! Körperloser! Begierdenschöpfer! Mit fünf Pfeilen Bewaffneter! Entflammer! Herzgeborner! Blumenpfeiliger! Blumenbogichter! Gemütherzeugter! Selbstgeschaffener! Gemähl von Reti! Außer den zehn bekannten Awataren Wischnu's hätten wenigstens das halbe Hundert der Formen Durga's, welche bey Ward sich finden, aufgeführt werden sollen. Auch die Dä-

1) Brahma, Wischnu, Schawi.

2) Surja Ganescha, Schiwa, Wischnu, Durga.

3) Indra, Agni, Jama, Noirita, Varuna, Pavana, Ischu, Ananta, Kuveru, Brahma. Ward I. 38.

4) Indra, Agni, Jama, Nirut, Varuna, Wadschir, Kuvera, Isana. Dubois 444.

5) Rewi (das Rawi der Südsee-Inseln, Sonne), Soma (Mond), Mangala (Mars), Budh (Merkur), Virhaspati (Jupiter), Schukra (Venus), Scheni (Saturn), Rahu der aufsteigende, Ratu der absteigende Mondknoten.

monen (Datias), Riesen (Asuras), Recken (Rachschasas), Schlangen (Nagas, deren Königin Menesa) hätten ausführlichere Behandlung verdient. Die heiligen Pflanzen gehen fast ganz leer aus, in Vergleich der von Ward bey dem Paradiese Wischnu's und anderswo angeführten zahlreichen Namen von Bäumen und Blumen Der heilige Stein Schalgrama findet sich nicht einmal im Anhange. Die Formen des Ritus und die äußeren Religionspflichten hätten ganz füglich nach den fünf bekannten Religionspflichten der Moslimen (Reinigung durch Waschen, Gebet, Fasten, Almosengeben und Wallfahrt) klassifizirt werden können, und es ist auffallend, daß diese Uebereinstimmung des Islams mit den indischen Religionssystemen noch nirgends hervorgehoben worden; nur von den vielfältigen Opfergebräuchen der Inder und Hebräer hat Mohammed die Bekenner seiner Lehre enthoben, indem der Islam nur das Schlachtopfer am großen Opferfeste oder bey feyerlichen Gelegenheiten kennt: aber wie die Lesung der Wedas und Puranas, ist die des Korans und der Sunna verdienstliches Werk, und die Wiederholung der Namen Gottes als Litaney und Rosenkranz ist beyden Religionen gemein. Rec. würde, nach der Darstellung der Götterlehre, den in den beyden ersten Theilen des Werkes Coleman's zerstreuten mythologischen und hieratischen Inhalt vielleicht in die folgenden zehn Rubriken gebracht haben: 1) Von den Weibern (Sachti); 2) den Wagen (Wahan) oder den ihnen heiligen Thieren; 3) den Waffen und anderen Attributen der Gottheiten, sammt ihren Paradiesen; 4) von ihren Verwandlungen (Awatar); 5) von den heiligen Pflanzen; 6) von den heiligen Flüssen; 7) von den Riesen, Recken und Dämonen, und von den Sängerinnen und Nymphen des Paradieses (Apsaras und Gandarvas); 8) von den Opfern und Tempeln, den Tempel- und Opfergeräthen; 9) von den Priestern und Büßern, Secten und Bettlern; 10) von den Festen. In der Folge dieser Rubriken bemerken wir zur zweyten, daß eine Tafel der verschiedenen heiligen Thiere der Inder wenigstens eben so zweckmäßig gewesen wäre, als die S. 10 gegebene Parallele der indischen und griechischen Götter, nach welcher Siwa und Indra = Jupiter; Brahma = Saturn, was ganz und gar gefehlt, da dieser, als die allzerstörende Zeit, nur mit Kal und Kali verglichen werden kann; Jama = Minos (richtiger wäre Pluto); Waruna = Neptun (hinkt ebenfalls, da der Dreyzack dem Schiwa besseren Anspruch gibt); Surja = Sol; Tschandra = Lunus; Waju, sonst Parana, welcher wieder besonders unten als Pan angeführt wird, mit dem er nicht die geringste Aehnlichkeit, als die Assonanz des Namens, hat = Aeolus,

Wiswakarma = Vulkan; Aswinikamara = Kastor und Pollux; wie Wiradsch als der Styx erscheint, ist dem Rec.'en ganz unbegreiflich, da Wiradsch laut S. 110 nichts anderes, als das in die zwey Geschlechter zerfallene Urwesen; Kuwera = Plutus; Krischna = Apollo; Nareda = Merkur; Rama = Bacchus; Skanda (was ein Beyname Siwas) wird irrig als Mars aufgeführt, welcher Kartikeja, der Sohn desselben; Durga = Juno (aus sehr einseitigem Gesichtspunkte angesehen); Seraswati = Minerva; Rembha, ein Beyname Lachschmi's, der Göttin der Schönheit, als Seegeborne, indem sie aus dem Schaume des Milchmeeres hervorgequirlet ward = Aphrodite: Swaha = Vesta; Sri = Ceres; Ushasa = Aurora, diese erscheint weder im Verfolge des Werkes, noch im Anhange; die indische Gottheit der Morgenröthe ist Aruna, der Lenker des Sonnengespanns; die Gopias, d. i. Kuhhirtinnen, würden besser mit den Nymphen, als mit den Musen parallelisiren, da den letzten nur die himmlischen Sängerinnen, nämlich die Gandharvas, verglichen werden können; Prithiwi, die Gottheit der Erde, = Cybele; die drey letzten, nämlich Atawi Dewa = Diana, Aswikulapa = Genien, Herakula = Herkules, erscheinen in der Folge gar nicht; die Diana ist einzig und allein mit der Anahid (welche die persische Atemis) zu parallelisiren: hier fehlen Bhawani = Isis, Rohini = Pleias, Budh (Merkur) = Wodan u. s. w. Eine gleiche Uebersicht hätte von den Wahan oder heiligen Thieren gegeben werden sollen, welche besonders wegen der Vergleichung mit dem ägyptischen Thierkultus wichtig; Dubois hat zu Ende des vierten Hauptstücks wenigstens die acht Götter der Weltgegenden mit ihren Wagen und Waffen aufgeführt; wir stellen dieselben hier statt Hrn. Coleman zusammen. 1) Brahma reitet oder sitzt auf dem Schwane oder der Gans; seine erste Verwandlung ist in einen 2) Fisch: Wischnu reitet auf dem 3) Adler (Garuda), oder wird auf den Wassern ruhend, von sieben Köpfen der tausendköpfigen 4) Schlange Ananta oder Sescha überschattet; in seiner Verwandlung als Krischna zertritt er den Kopf der Giftschlange Wasuki, deren sich die Suras und Asuras, d. i. die guten und bösen Genien, beym Quirlen des Milchmeeres statt eines Strickes des Berges Mendere, statt eines Quirles bedienten; in seiner Verwandlung als Rama ist 5) der Affe Hanuman sein getreuer Verbündeter und Brückenbauer; in seiner dritten Verwandlung erscheint er als 6) Eber, und seine Gemahlin Lachschmi, die Göttin der Schönheit, heißt dann Warahi, d. i. die Wildsau; in seiner vierten Verwandlung als Narasing, d. i.

Mannlöwe, zerreißt er als 7) Löwe den Dränger Hieranjacasipa; in seiner zehnten und letzten Verwandlung 8) das Pferd mit sich, Indra hat achtköpfiges, Aruna siebenköpfiges Pferd; Schiwa reitet 9) auf dem Stiere Nandi, so auch seine Gemahlin Parwati oder Durga auf einem Stiere oder Löwen, auf dem letzten auch der Planet Merkur. Jama, der Gott der Unterwelt, auf dem 10) Büffel (Dhermaradscha), welcher mit dem Stiere Nandi nicht zu verwechseln; der Sohn Schiwa's, Kartikeja (der indische Mars), auf einem 11) Pfau; sein Bruder Ganescha erhielt statt des ihm abgehauenen Kopfes den eines 12) Elephanten, und fährt mit einer 13) Maus. Agni, der Gott des Feuers, sitzt auf einem 14) Widder; Kamadewa, der Gott der Liebe, auf einem 15) Papagey; Tschandra (der Mond) fährt mit 16) Antelopen, deren eine auch Schiwa in der Hand hält; Sukra (der Genius des Abendsternes) reitet auf einem 17) Kameele; Mars auf einem 18) Schafe; Saturn auf einem 19) Raben oder 20) Geyer; der aufsteigende Mondknoten auf einem 21) fliegenden Drachen, einer 22) Eule oder 23) Schildkröte; der absteigende Mond auf einem 24) Frosch, und Waruna (der Gott der Wasser) auf einem 25) Seeungeheuer. Von diesem Viertelhundert geheiligter Thiere sind im Anhange unter dem Artikel Wahan nur sechzehn angegeben. Eben so hätten nach dem von Dubois bey den acht Genien der Weltgegenden gegebenen Beyspiele die Waffen und die Attribute der verschiedenen Gottheiten zusammengestellt und erklärt werden sollen, wie Tschakre die Wurfscheibe, Tschank die Seemuschel, Trisuba der Dreyzack, Mogut das Königsdiadem u. s. w.; im Anhange findet sich aber nicht einmal ein Artikel für weapons. Der sieben Paradiese (Brahma's, Wischnu's, Schiwa's, Indra's, Agni's, Waruna's, Kuwera's) ist schon oben erwähnt worden; die poetische Ausmalung derselben findet sich bey Ward. Von den heiligen Pflanzen hätten wenigstens die beyden heiligen Feigenbäume (ficus religiosa und ficus indica), die beyden heiligen Gräser Durga- und Kusa-Gras, der Tulusibaum und der Marmelbaum (Aegle marmelos), und die Lotos besondere Abschnitte verdient. Die Verwandlung der frommen Tulusi, welche, weil sie dem Wischnu gefiel, durch seiner Gemahlin Lachschmi Eifersucht in einen Baum verwandelt worden, ist das Urbild der Metamorphosen Daphne's, Myrrha's und anderer, und derselben ist die Pagode Tulsiperat geheiligt; eine Abbildung dieses Tempels, so wie derer von Dschaghernat, Mundir und Laboraton (?) findet sich in der an Gegenständen des Kultus des Brahmaismus und Buddhaismus so reichen Sammlung Hrn.

Lamare Picquot's. Aus dem Marmelbaume werden die Mausoleen (Berschukat, d. i. Begräbnißholz) aufgerichtet, deren weder in dieser Mythologie, noch bey Dubois und Ward Erwähnung geschieht, deren sich aber mehrere in der Sammlung Hrn. Lamare Piquot's befinden; sie werden in der Nähe eines heiligen Baumes oder Flusses errichtet, bestehen aus vier oder fünf Stockwerken, im untersten ein untergeordneter Gott (Dotton, vermuthlich eine Verstümmlung von Datia oder Dewata), welcher der Träger des Ganzen und der Führer der Seelen zum Paradiese Schiwa's; ober demselben zwey Elephanten, das Symbol Ganescha's und der Klugheit; dann der heilige Stier (nicht Nandi, der Träger Wischnu's, sondern Dharmaradscha, der Gerechtigkeitsstier der Unterwelt); ober diesem ein Gemach, welches das eigentliche Grabgemach des Verstorbenen vorstellt, und das von außen mit seinem Porträte und mit dem seiner geliebten Gemahlin (Bibi), oder mit Lingams verziert ist. Die heiligste Pflanze ist die Lotos, die nicht höher verehrt ward am Nil, als am Indus und Ganges von den Bekennern der Lehren des Brahma und Buddha. Die heilige, von Klaproth[1]) erklärte Formel: Om mani padme hum! (O du schöne Lotosblum'!), ist das heiligste Gebet der Buddhisten, so wie das Gajatri, d. i. das Sonnengebet: Laßt uns betrachten das anbetungswerthe Licht des göttlichen Gesetzgebers, möge es unseren Verstand erleuchten[2])! die heiligste Gebetformel der Brahmanen. In der erwähnten Sammlung Hrn. Lamare Picquot's findet sich auch ein kolossaler Kopf aus Thon des Waldgottes Kalura Dukinera, welcher bey Ward[3]) Kalulaja heißt, und der Beschützer der Holzhauer und Fischer wider die Tiger und Krokodile. Das Seitenstück zu diesem Schutzgotte der niedersten Klasse des Volkes ist Kalu Bhoirawa, ein nackter, dreyäugiger, mit Asche beschmierter Schiwa, der auf einem Hunde reitet, in der einen Hand ein Horn, in der andern eine Trommel hält, der Schutzpatron von Kaschi (Benares), dessen in Coleman eben so wenig Erwähnung geschieht, als der beyden folgenden Gottheiten des gemeinen Volks, Pantschanana, eine Schiwagestalt mit fünf Gesichtern, jedes mit drey Augen, der auch bloß als rother, mit Oel beschmierter Stein am Dinstag und Sonnabend besonders verehrt, von den Kindern die hinfallende Krankheit abwehrt, und Darma Thekura, ebenfalls eine Form Schiwa's,

---

[1]) Nouveau journal asiatique VII. p. 185.

[2]) Ward's view LXXXII.

[3]) I. S. 236.

in der Gestalt eines schwarzen Steines verehrt [1]). Von den heiligen Flüssen sind im Anhange die Triwena, d. i. die drey zusammengeflochtenen Locken, nämlich der Zusammenfluß des Ganges und des Dschemna in der Nähe von Allahabad, mit welchen sich, nach der Meinung der Inder, der Saraswati unter der Erde vereinigen soll, erwähnt, und unter der Rubrik: rivers, sind noch der Godaweri, Sind (Indus), Krischna und Brahmaputr, jedoch ohne Angabe der Seitenzahl, aufgeführt. Der Flußgottheiten Jamuna, Nermeda, Kewiri, welche bey Ward [2]) vorkommen, wird nicht gedacht. Unmittelbar nach der Götterlehre handelt das zehnte Kapitel von den Wedas, den Brahmanen, über deren vier Benennungen nach dem verschiedenen Alter ebenfalls nach Dubois und Ward weit mehr zu sagen gewesen wäre, von ihrer Einkleidung mittelst des heiligen Gürtels Poita (persisch Sonnar, neugriechisch Ζωναρι), von den Tempeln (Dewal), den Höhlentempeln zu Elephante, Salsette, Karli, Ellora, dem schönen, von Fra Paolino beschriebenen Tempel des Eilandes Seringa in Tandschur, der von Tripetti ebenda, der sieben Pagoden Mahabali Purams, der berühmte von Dschaggernath, der obenerwähnte von Mundir, Laboraton (?) und Pulsiperat (deren Modelle in der reichen Sammlung Hrn. Lamare Picquot's) wird nicht gedacht. Ref. bemerkt über diese Pagoden, deren Kleinheit mit dem herrlichen Baue großer Moscheen gar nicht zu vergleichen; daß das Dach mehrerer aus einem doppelt aufsteigenden Vierecke mit einem Gipfel besteht; daß auf jedem Ecke der beyden Vierecke und von dem Gipfel ein kegelförmiges kleines Thürmchen emporragt, so daß das Ganze neungipfelig. Diese Ansicht gewährt einen klaren Begriff über die berühmte neungipfelige Herrschaftsstandarte Tschengischan's, deren neun Gipfel also nicht in einer Reihe neben einander, sondern in drey aufsteigenden architektonischen Gliedern zu denken sind, indem von den beyden viereckigen, sich über einander erhebenden Dachplatten von jeder vier Thürmchen emporragen, und das neunte vom Gipfel. Bey der Pagode von Laboraton erheben sich drey sechseckige Dachplatten (die obere immer kleiner als die untere) über einander; auf jedem Ecke der beyden Platten und auf dem Gipfel steht auf einer Kugel ein Kegel, so daß das Dach nicht neungipfelig, wie das der anderen, sondern neunzehngipfelig. Die goldene Zahl Neunzehn ist auch eine heilige Zahl, wenn gleich nicht so heilig, wie die Sieben, die Drey und dreymal Drey.

---

[1]) Ward I. S. 232 — 235.

[2]) I. LXXXI. und 278, wo nicht weniger als dreyßig Flußnamen.

Von den Opfern (Pudscha) sind die berühmtesten Durga Pudscha, das am Feste der Durga dargebrachte; Aswamedha, das Pferdopfer; das Homani-Opfer; das Opfer mit zerlassener Butter (Dschi); Dhuna heißt die Anbetung einer Gottheit mit Opfern; die dargebrachte Opfergabe, gewöhnlich eine mit dem Kraute Mugri bekränzte Kokosnuß, heißt Gatha (gâteau). Von den Opfergeräthen sind in Coleman die vorzüglichsten auf den beyden Tafeln (32 u. 33) abgebildet, und befinden sich auch in der Sammlung Hrn. Lamare Picquot's. Die merkwürdigsten sind die Lampen und die Pateren, die Lingas und Junis; die Form der letzten ist besonders in den kupfernen Pateren, welche Argapatra heißen, beybehalten; es wird wohl überflüssig seyn, zu bemerken, daß das zweyte Wort das lateinische patera, so wie das erste das griechische αργω. Hieraus läßt sich die häufige Wiederkehr der Nachenform im ägyptischen Kultus als Arche (Arga), Opferschale (Patra) u. s. w. am anschaulichsten erklären, und bekanntlich hat sich diese Form bis auf heute in den Weihrauchgefäßen erhalten. Die Feuergefäße der indischen Tempel heißen Ateschdan, was aber ein persisches Wort, so wie Muschat, der indische Name für moslimische Tempel, nur das verderbte arabische Mesdschid. Wassergefäße zu den vorgeschriebenen Reinigungen heißen Osruwa, andere Tassen Pinda; Schalen zum Auffangen des Opferblutes nach einer Etikette der Sammlung Hrn. Lamare Picquot's Gangatra. Eben dort findet sich eine Gottheit, die unseres Wissens sonst nirgends vorkömmt, nämlich Baram Tschoke, d. i. die Lampengottheit, Trägerin der fünf heiligen Feuer; sie trägt eine lange flache Tafel in den Händen, in der fünf für die Tochte eingeschnittene rothgefärbte Vertiefungen als fünf Feuerströme auslaufen. Diese bisher unbekannte Lampengottheit, Trägerin der fünf heiligen Feuer, ist schon deßhalb merkwürdig, weil sonst insgemein die Zahl der letzten als Sieben *) bekannt ist. Der Priester Opferer, welcher das Opfer schlägt, heißt Hota; Anbetung, die von Reinigungsceremonien begleitet ist, heißt Rejama; die Fliegenwädel, welche ober den Häuptern der Gottheiten gehalten werden, und welche eigentlich Schwänze tatarischer Kühe, ein Attribut des Königthums, wie die Sonnenschirme (Tschetr), befinden sich bekanntermaßen schon auf

*) Feuer! sieben sind deine Zunder, sieben sind deine Zungen, sieben sind deine heiligen Weisen, sieben sind deine geliebten Wohnstätten, auf sieben Wegen beten dich deine Opferer an. sieben deine Quellen. Colebrooke's in den Essay asiatic researches, VII Bd

den Felsensculpturen von Persepolis. Bey Gelegenheit der Lampen und Opfergefäße hätte wohl des äußerst merkwürdigen, von Dubois (S. 97) so verschrieenen Lampen- und Gefäßekultus erwähnt werden sollen, vermög dessen Andächtige, besonders weiblichen Geschlechtes, das vor ihnen stehende Gefäß oder die Lampe so lange innigst anschauen und anrufen, bis sie ihnen, sagt Dubois, selbst zur Gottheit wird. Der Missionär sieht hierin nur reinen Fetischismus; uns bedünkt aber, daß dieser Kultus wohl in einem weit milderen Lichte, als der wahre Beginn eines symbolischen erklärt werden könne; in der Juniförmigen Opferschale (Argapatra) betet die Indianerin weder das kupferne Gefäß, noch das Ebenbild ihrer Geschlechtstheile an, sondern nur die große Gebärmutter der Natur, welche, mit dem Linga vereinigt, das Symbol der allerzeugenden Naturkraft; in der Lampe wird dieselbe nicht als Gefäß des Feuers, und auch dieses nicht als Gottheit, sondern nur als Symbol derselben verehrt, und die Spuren dieses symbolischen Kultus finden sich, troß des Feuereifers, womit der Islam den Feuerdienst verfolgt, sogar im heiligen Lichtvers der Sure des Lichtes (dem 36sten der XXIV. S.): »Gott ist das Licht der Himmel und der Erden; sein Licht ist das »eines Wandfensters, worin eine Lampe, und die Lampe im »Glas wie ein strahlender Stern, entflammt von dem Oele eines »gesegneten Baumes, der kein östlicher und kein westlicher; das »Oel glänzt, als ob es selbst leuchte, auch ohne vom Feuer be»rührt zu werden. Licht auf Licht, Gott leitet zu seinem Lichte »wenn er will, und gibt Gleichnisse den Menschen. Bey Gott! »er ist aller Dinge wissend.« Ward erwähnt außer dieser Anbetung oder Verehrung des Feuers und Lichtes und seiner Gefäße (das enthaltende die Juni, das enthaltene der Linga), noch der Abschnitte über die Verehrung der Steine (Schalgrama), des Holzblocks (Pedal), so wie überhaupt die umständlichste Kunde über die Tempel und ihre Weihe, über die Opfer und ihre Geräthe, über die Priester und ihre Diener; so z. B. wäre man selbst nach den Etiketten der Sammlung Lamare Picquot's und nach den darüber erstatteten Berichten versucht zu glauben, daß Mundir der eigene Name einer besonderen Pagode, wie Dschaggernath [1]), während dasselbe ein Geschlechtsname für doppelgewölbte, der Verehrung des Linga geweihte Tempel [2]), wie

[1]) Une autre pagode appelée Moundir. *Extrait* du rapport fait *à la société libre des beaux-arts* le 18 Juin 1833.

[2]) *Mundiru* means any edifice of brick or stone; but custom has appropriated it almost exclusively to the temples of the lingu. Ward's view, II. T.

Dewal für die dem Dschaggernath geweihten Nawaratna, die den Awatar des Wischnu heiligen u.s.w. Dasselbe gilt von den Opfern des Stieres, Esels, den Brandopfern (Hom), den blutigen (Paratana), den Trankopfern (Tarpana) und allen Gattungen von Opferceremonien (Pudscha), den Bußübungen (Tapasja), dem Baden (Snana), der Betrachtung (Dhiana), den Gelübden (Wrata), den Gaben (Dana), den Wiederholungen heiliger Texte (Gita) u.s.w.; von denen allen hier nichts zu finden, über welche aber Ward umständliche Auskunft gibt. Dieser hat auch die Benennung des beständigen Wiederholens der Namen Gottes, nämlich Dschepe, wider welche er und Dubois als ganz sinnloses Geplapper wetteifern; allein dieß gilt von allen Gebeten, die bloß zur leeren Wortformel ohne Geist herabgesunken, von der indischen Dschepe und dem arabischen Sikr (der Wiederholung der hundert Namen Gottes), wie von dem gedankenlosen Herplappern des Rosenkranzes und Litaneyen. Der Charakter dieser Wiederholung eines und desselben göttlichen Namens oder Attributes, das unverwandte Anschauen des Bildes der Gottheit, das hartnäckige Ausharren in einer und derselben Stellung des Büßenden entstammt alles einem und demselben Grundcharakter des Morgenländers überhaupt und des Inders insbesondere, nämlich der höchsten Stätigkeit und Intensität, wodurch auch der indische Kultus allen Einwirkungen fremder Eroberung zu allen Zeiten siegreichen Trotz geboten. So lange der Liebende hundert und tausendmal: ich liebe dich und ich bete dich an, mit dem innigsten Ausdrucke des Gefühls wiederholt, ist diese Wiederholung nicht nur wahrer intensiver Kultus der Liebe, sondern eben durch die Intensität des Gefühls der entsprechendste Ausdruck desselben, indem durch Umschreibung und Entwicklung von Begriffen diese Intensität nicht gesteigert werden könnte. Von dieser Ansicht aus läßt sich also das Dschepe der Inder und das Sikr der Moslimen nicht nur leicht begreifen, sondern auch rechtfertigen. Eine der sonderbarsten, indischer Religionslehre ausschließlich eigenen, Ansichten ist die bekannte, daß der Fromme und Büßer durch fortgesetztes Gebet und Bußübungen der Gottheit so viel Macht und Herrschaft abtrotzen könne, daß dieselbe selbst der Macht und Herrschaft der Götter zuletzt gefährlich. So erklärt die indische heilige Sage die Uebermacht der Weltmonarchen und Dränger, die Kämpfe und Schlachten der Götter mit den Weltdrängern und Giganten. Dasselbe Prinzip liegt der ebenfalls aus Reisebeschreibungen hinlänglich bekannten Sitte des Dhernasitzen der Fakire und Jogis zum Grunde, welche sich vor das Hausthor hinsetzen, und die Ge-

währung ihres Begehrens durch das Ausharren in ihrem Sitzen vor der Thüre zuletzt erzwingen. Diese Sitte moslimischer Fakire und indischer Jogis ist indessen doch auch dem Westen nicht so fremd, wie es auf den ersten Anblick scheint, denn sie ist nur gemildert und anders modifizirt in der ausharrenden Beständigkeit derer, die durch stetes Verweilen in Vorzimmern und Gesellschaftssälen der Minister und Großen als Salonspfeiler und Kabinetsauskultanten ihren Weg machen, und durch ihre Opportunität und Importunität, was dem bloßen Verdienste nie geworden wäre, erreichen. Noch sey zum Schlusse dieser Bemerkungen zweyer nicht minder eigenthümlicher Formen indischen Gottesdienstes erwähnt, nämlich die eine: das Bilden unzähliger Gottesbilder aus Thon, welche während des Festes mit Blumen bekränzt, mit Butter gesalbt, in feyerlicher Prozession herumgetragen, zu Ende des Festes aber alle ins Wasser geworfen werden: diese Sitte findet ihre beste Erklärung im italienischen Sprichworte. passata la festa gabbato il santo; als Gebrauch religiösen Kultus ist dieselbe uralt, indem schon zu Rom am 15. May ein Block Holz als Symbol einer Gottheit in die Tiber geworfen ward [1]). Die zweyte absonderliche religiöse Sitte ist die der Verehrung durch bloßes Herumgehen um das Bild der Gottheit, welches die Nachahmung des Umgangs der Planeten um die Sonnen und dieser um einen anderen höheren Mittelpunkt. Der Tanz der Planeten und der Zeichen des Thierkreises um die Sonne ist eine schon aus Moor's Pantheon bekannte bildliche Darstellung indischer Mythologie; von diesem Sonnentanze ist ganz gewiß die Stelle Lucian's in seiner Abhandlung vom Tanze zu verstehen [2]), und derselbe hat sich in dem siebenmaligen Umgange der Pilger um die Kaaba, und dem Walzer und dem Reiger der Derwische Mewlewi erhalten, so daß der Walzer der religiöseste aller Tänze. Die berühmtesten Wallfahrtsplätze der Inder, welche, da sich Coleman's Werk nicht bloß auf Mythologie beschränkt, sondern auch in die Religionslehre und in den

[1]) Scirpea pro Domino *Tiberi* jactatur imago. Ovid. Fast. Libr. V. Eine sehr schöne symbolische Anwendung dieser Sitte findet sich bey Ward II. p. 222: I am like the image, made to day, to be cast into the river to morrow.

[2]) Et quid Graecos tibi commemoro, cum etiam Indi, postquam mane surrexerunt, adorent Solem, non ut nos, qui ubi manum sumus osculati, perfectam putamus a nobis esse adorationem: sed stantes in orientem conversi saltatione solem salutant, silentio conformantes se, et Dei hujus saltationem imitantes. Et haec est Indorum adoratio, et chori, et sacrificium: quare etiam his rebus bis placant Deum, tum incipiente die, tum occidente. V. p. 133. Biponti 1790.

Kultus eingeht, darin ebenfalls an seiner Stelle gewesen wäre, sind nach Ward die heiligen Stätten Kaschi, Benares, Prajaga (Allahabad), Ajodhja (Aud), Dschaghannath (in Orissa), Rameschwara (Ramiseram), dem Rama heilig, die südliche Gränze des Brahmanismus; Ganga Sagara, das Eiland an der Mündung des Ganges; Gaja, die Stelle, wo Wischnu einen Riesen erschlug; Tschandraschekara, ein Berg bey Tschittagong, wo ein Tempel des Linga; Noimischa, der Wald bey Lekuau; Ekamra-kanana an der Gränze von Orissa, wo allein sechstausend dem Wischnu geweihte Tempel u. s. w. Zwey Tafeln vergegenwärtigen in Coleman's Werk, die eine (I.) die verschiedenen Bußübungen, die andere (II.) sechs und dreyßig verschiedene Namen, d. i. Stirnenzeichen, wodurch sich die Bekenner der verschiedenen Secten von einander unterscheiden; aber die Büßer selbst, von denen Ward zwanzig Klassen unter besonderen Namen aufführt, gehen leer aus; nur der Setis, d. i. der zum Scheiterhaufen bestimmten Witwen, geschieht Erwähnung, doch ohne Ward's heute, Dank der Menschlichkeit der brittischen Gesetzgebung! nicht mehr wahren Berechnung, nach welcher im brittischen Indien im Durchschnitte Tag für Tag zwey Witwen verbrannt wurden. Ein Abschnitt Coleman's handelt von dem Kindermorde, namentlich dem Mädchenmorde der Radschputen, einem Zweige der Kschetri's oder Kriegerkaste; aber nicht wird gedacht der verschiedenen Arten freywilligen und für verdienstlich gehaltenen Selbstmordes (Kamja marana) [1]) in den Fluthen des Ganges, unter den Rädern des Mordwagens von Dschaghanath, durch Sturz von Felsen in Abgründe, durch die Thiere des Waldes oder durch den Grimm der Kälte (wie der Held des Romans Jaques von George Sand) stirbt; auf solche Art starben, nach der Sage der Purana's, Judisthir's (Wischnu's Freund) fünf Gefährten [2]). Dieser alten Sage scheint die im Schahname des mit seinen sechs Gefährten für immer verschneyten Keichosrew nachgebildet, oder auch umgekehrt. Von den Büßern geschieht in Coleman's Werk der einzigen Woiradschis, welche auch Woischnawas, d. i. Bekenner des Siwa, genannt werden, besondere Erwähnung; doch hätten wenigstens der bekannteren, wie der Ramata, Anhänger Rama's, der Munis, welche ewiges Stillschweigen geloben; der Dandi's, welche ihren Namen von ihrem Stabe oder Krücke (Dandi) haben; der Kabiren-panthis, deren Stifter der Moslim Kebir, Erwähnung geschehen sollen. Coleman gibt über die fünf Secten,

[1]) Ward II. S. 115. [2]) Ebenda S. 126.

die Buddha's, Dschaina's, Sichen, Tschoitenja, Saad kurze Auskunft. Die Tschoitenja, von dem Stifter der Gosais so benannt, sind Bekenner des Krischna, den sie unter dem Namen Heri anrufen; sie halten keine anderen Feste, als die Krischna's. Die Saads, reine Deisten, welchen der Ganges ein Gegenstand der Verehrung, ähneln den Quäckern Englands. Die politisch merkwürdigste dieser Secten ist die der Sichen, deren Stifter Nanak (ein Hindu der Kriegerkaste Kschetri) im J. 1469 starb. Diese Secte herrscht in Lahur, auf dessen Beherrscher, Rendschit-Sing, auch die Augen Europa's geheftet sind, und dessen Lebensbeschreibung in Prinsep's trefflichem Werke über den Ursprung der Macht der Sichen in Pendschab [1]) der Welt vorliegt; darin geschieht auch ihrer Religion, doch nicht so ausführlich als von Ward, Erwähnung. Ref. kann nicht umhin, zu bemerken, daß noch nirgends die enge Verbindung dieser Secte mit dem Islam nachgewiesen worden, wiewohl dieselbe nicht nur daraus, daß der Stifter Nanak die Worte Kebir's anführt [2]), sondern auch aus ihrer Einweihungsformel erhellt, welche, das Wort Guru (Meister) abgerechnet, rein arabisch; diese Formel heißt: Wah! Guru dschida chalsa! — Wah! Guru dschida feth [3]), d. i. Ach! guter Meister Befreyung! Ach! guter Meister Eroberung! Außer diesen fünf ketzerischen Secten erwähnt Ward noch der drey orthodoxen Ritus des Brahmaismus, nämlich der Soiwas (Verehrer des Schiwa), der Woischnawas (Verehrer des Wischnu), der Schaktas (Verehrer der Bhaghawati oder Durga), der jüngsten aber und ihrer Orgien willen verabscheuungswürdigsten Sekte der Tschekre wird in Coleman gar nicht gedacht. Ward beschreibt [4]) ihre Orgien, bey denen sich die Eingeweihten aus Menschenschädeln mit Branntwein berauschen, und die Nächte in den abscheulichsten Ausschweifungen zubringen; diese Orgien heißen Purnabhischeka, welches Wort, so der Etymologie als der Sache nach,

---

[1]) Origin of the Sikh power in the Punjab and Political life of Muha-Raja Ranjeet Singh with an account of the present condition, religion, Laws and customs of the Sikhs compiled by Henry T. Prinsep. Calcutta 1834.

[2]) Ward II. 288.

[3]) Ebenda II. 278. Ward gibt die wahre Bedeutung dieser Wörter in der Note, ohne jedoch zu wissen, daß dieselbe arabisch, nämlich: واه Ah! جيدا Gut, خلاص Befreyung, فتح Eroberung.

[4]) II. p. 93 und 247. dann I. Bd. LI u. f.

nichts anderes, als das griechische Πορνοβοσκεῖον. Coleman erwähnt, nach den übrigen Secten, noch der Dämonen und Giganten; der Pandus, d. i. der fünf Heldensöhne des Pandu; des Berges Meru, als des Aufenthalts der sieben Rischi; der himmlischen Nymphen (Apsara) und Sängerinnen (Ghandarwa), und des Schlangenkönigs (Nagaradscha). Auf dem Berge Meru sind auch die sieben oberwähnten Paradiese; Schiwa's irdischer Aufenthalt ist aber in dem Himalajagebirge, so wie der Indra's in dem Gebirge Silanta.

Der zweyte Theil von Coleman's Werk (eigentlich ein Viertel des ganzen) handelt von den verschiedenen indischen Stämmen; eine zum besseren Verständniß des mythologischen Theiles des Werks nicht überflüssige Zugabe. Diese Stämme sind nicht mit den Kasten der Hindus zu verwechseln, deren ursprünglich, wie allbekannt, nur vier (die Priester, Krieger, Kaufleute und Handwerker), welche auch im Schahname schon unter Huscheng vorkommen. Die von Coleman aufgeführten Stämme sind: 1) Die Bhils auf der Nordseite der Bergkette (Ghauts), welche der Küste von Malabar parallel läuft; 2) die Kulis von Gudschurat, etwas weniger räuberisch als die vorigen; Ref. hält dieselben für Abkömmlinge der mongolischen und türkischen Stämme, welche Indien von Tschengischan's Zeit an überschwemmten; das Wort ist rein türkisch, und heißt die Sclaven; so heißen insgemein in Indien auch die Lastträger, doch ist das Wort wohl zu unterscheiden von Kulin, welches der Name der höchsten Klasse der Brahmanen; Coleman aber sagt, daß die Bhils, die Kulis von Gudschurat, und 3) die Goands, welche den östlichen Theil der Halbinsel (Goandwana) bewohnen, für die Ueberbleibsel der Aborigenen Indiens gehalten werden; auch S. John Malcolm hält die Bhils für einen uralten Stamm, was vielleicht von denselben, aber nicht von den Kulis wahr seyn mag. Eben so wenig, als die Kulis, kann Rec. die Tudas (ein Nilgerreyvolk), welche von der indischen Götterlehre nichts wissen, mit Ritter (IV. 1036) nach Herloß für Aborigenen Indiens halten, nicht nur weil sie, als der schönste Menschenschlag, augenscheinlich der türkischen, und nicht der indischen Rasse angehören, sondern auch, weil die von Herloß angeführte Benennung Aul für Mann (Polaul, Kapilaul) augenscheinlich nichts, als das türkische Aul (Stamm) ist; Mort, das verstümmelte Jurt, und Nor das rein mongolische Nor; diese Tudas sind also aus besserem Grunde, als die Kulis, für Abkömmlinge alter türkischer Stämme zu halten, welche unter der Herrschaft der Mongolen das Land überschwemmten. 4) Die Radschputen; 5) Katti; 6) Kaat;

7) Kumbis, welche alle Bewohner um Gudschurat und Kattiwar, wieder in verschiedene Stämme zerfallen, deren Sittengemälde und Geschichte Major Tod in seinem aus zwey dicken Quartbänden bestehenden Prachtwerke geliefert; 8) die Maherattas, welche zu Ende des verflossenen Jahrhunderts und im Beginne des gegenwärtigen durch ihre bald verbündeten, bald als Nebenbuhler sich einander gegenüber stehende Häuptlinge (Pischwa, Holkar und Sindia) politisch berühmt geworden; ein Zweig derselben sind die Kumbis von Lony, deren Religion ein trauriges Gemisch von evangelischen Lehren und Götzendienst, und deren Idole Kendu, Bjiru, Dschemni, Jemni, Tukia nichts als Verkörperungen von Mahades (Schiwa) und Parawati. 9) Die Pindaris, ein räuberisches Volk, in Derras, d. i. Stämme, eingetheilt, welche durch Serdare befehligt werden, seit dem wider sie im J. 1814 geführten Kriege von den Engländern gänzlich unterjocht; 10) die Mhairs, westlich von Adschmir, ein freyheitliebendes, kriegerisches, selbst von ihren Nachbarn, den Radschputen, gefürchtetes Volk, welche in unwegsamen Gebirgsschluchten wohnen; 11) die Bewohner von Nipal sind die Stämme der Niwaren; 12) die Sirmoris, ein Gränzvolk von Nipal, verdient wegen der bey ihnen eingeführten Vielmännerey besondere Erwähnung; 13) die Rohillas, ein kriegerisches Volk, deren Gebiet dem des Wesirs, d. i. nachmaligen Königs von Aud, zugeschlagen, heute den Engländern unterthänig; 14) die Ruschenije, d. i. die Erleuchteten, eigentlich eine Secte der Afghanen, der Wortbedeutung und der Sache nach Illuminaten, weßhalb ihr Stifter Bajesid Anßari (nicht Banyesid Ansauri) mit Recht Piri tark (the pear of darkness) genannt wird; 15) die Dhamianen oder Waischtenaiwas, eine mohammedanische Secte in Bendelkend (so ist Bundelcund auf deutsch auszusprechen), deren Gründer Dschi Ssahib sich Herr des Lebens nannte, und für den am Ende der Welt erwarteten Mehdi ausgab; 16) die Basiger, d. i. Spielleute oder Nats, sind die indischen, in sieben Klassen getheilten Zigeuner, von denen nicht ohne Wahrscheinlichkeit der Ursprung der europäischen abgeleitet worden. Basiger heißt, wie gesagt, bloß Spielmann, und ist also nicht der eigentliche Name des musikalischen Stammes, welchen Behramgur aus Indien kommen ließ, nämlich den der Loren (richtiger Luren), von welchem, wie die glaubwürdigste Quelle persischer Geschichte, das Tarichi Güside, sagt, noch heute alle persischen Musiker und Spielleute abstammen; das Wort Basiger selbst aber ist an die Stelle des Bersiger, d. i. Bauern, ge-

treten, zu welchen Behramgur die Luren wahrscheinlich bestimmt hatte, so daß aus Bersiger, d. i. Bauern, Basiger, d. i. Spielleute, geworden, wie man sogleich sehen wird. Rec. wüßte nicht, daß von allen denen, welche über die Abstammung der Zigeuner geschrieben, eine historisch sicherere angegeben worden wäre, als diese Verpflanzung von zehn- oder zwölftausend Luren aus Indien nach Persien, von wo aus sie später Kleinasien und Europa überschwemmten. Da diese Stelle des Güside und die noch ältere des Schahname vollträchtig an historischer Wichtigkeit, so folgen hier dieselben zum ersten Male übersetzt, und die erste noch im Texte.

Aus dem Güside:

»Seine (Behramgur's) Zeit war eine Zeit des Vergnügens und der Lust; die Handwerker arbeiteten bis Mittag, und weihten die andere Hälfte des Tages dem Vergnügen. Die Tonkünstler kamen so sehr in Aufnahme, daß auch der schlechteste mit einem Dirhem des Tages sich nicht begnügte. Behramgur brachte aus Indien zwölftausend Luren zur Ergötzung der Leute durch Musik, und ihr Stamm macht noch heute in Persien Musik [1]).

Aus dem Schahname [2]):

Er schickte an Schengel [3]) den Abgesandten,
Und sprach durch ihn: o Schah! schaff mir zu Handen [4])
Zehntausend Luren, Mann und Weib betraute,
Die mit dem Plektron schlagen frisch die Laute.

---

1) زمان او زمان عشرت و طرب بود اهل صنعت تا نیم روز بکسب مشغول بودندي ونیمه دیکر بعشرت کار مطربان رواجی عظیم کرفت جانکه کمتر مطربي روزي بدرم قانع نمی شد بهرامکور از هند دوازده هزار لوري بجهت مطربي مردمان بیاورد و نسل ایشان هنوز در ایران مطربي میکنند

2) Der 519. Abschnitt, überschrieben: Behramgur beruft die Luren an seinen Hof. (Inhalts-Anzeige des Schahname im Anzeigeblatt des LXIV. Bandes dieser Jahrb. S. 14, und das Shanamah by Turner Macan. Calcutta 1829, III. Bd. p. 1085.)

3) Der Schah Indiens, von dem die vorhergehenden Abschnitte handeln. Ebenda. Da das ganze Schahname gedruckt, so genügt es hier, auf den Text desselben zu verweisen.

4) Ei Schah bedestres ist eine bessere Lesart, als die in Macan's Schahname: Ei Schahi ferjadres.

Du wollest sie mir schicken, daß vielleicht
Durch sie mein Kreis des Ruhmes Ziel erreicht.
Als zum Schengel gekommen dieses Schreiben,
Wollt' er den Kopf an dem Saturnus reiben;
Gewählet wurden Luren von Schengel,
Wie es der Schah befohlen hatte, schnell.
Als zu dem Schahe kamen nun die Luren,
Befahl er, daß man ihnen öffne Fluren,
Und jedem einen Esel, eine Kuh,
Die Luren zügelt er als Bauern [1]) zu;
Auch gab Getreid' denselben, tausend Lasten,
Der Landesfürst [2]), das sie empfangend faßten,
Daß reich an Küh' und Maul die Lagerstatt,
Zu Früchten reif heran des Kornes Saat.
Daß sie aufspielen sollen für Derwische,
Der Kleinste sich umsonst am Ton erfrische.
Des Luren Kuh und Korn war bald zergangen,
Im neuen Jahr kam er mit gelben Wangen.
»Wie ist es denn,« so scholl des Königs Wort,
»Daß Korn und Saat von dir zerstreut sind fort.
»Der Esel blieb, der mag euch nun begleiten,
»So blas't die Flöte nun und schlagt die Saiten.«
So ist's, daß durch des Königs Wortes Frucht,
Der Lure in der Welt Erwerb sich sucht,
Daß in Gesellschaft stets mit Wolf und Hunden
Das ganze Jahr am Weg er wird gefunden [3]),
Daß auf des guten Königs Wort gesteift,
Er Tag und Nacht als Dieb umher stets schweift.

Es ist unmöglich, ein treueres Gemälde des Zigeunerlebens zu geben, als dieses vom Sänger des alten Nationalepos entworfene der herumziehenden Lebensweise der musikalischen und diebischen Banden der Luren, welche augenscheinlich dieselben mit den indischen Basigers oder Spielleuten. Ihre Religionsbegriffe und was sie von einem künftigen Leben glauben sind in ihren eben so schönen als einfachen Gesängen enthalten, deren meiste die Frucht der Begeisterung des schon oben erwähnten Kebir, eines Webers zur Zeit Schirschah's, des indischen Cromwell. Der Gründer der oben erwähnten Secte der Kebirpanthi, welche ihrer Wahrhaftigkeit willen berühmt, eine Art von Quäckern, wie die Saads; sie glauben an eine allgemeine Weltseele, mit welcher sich die menschliche, von den Banden

---

1) Si Luri hemi sacht bersigeri, wörtlich: Er machte aus den Luren Bauern.

2) Schehrujar in meinem Schahname eine bessere Lesart, als bey Macan bud peikjar.

3) Das folgende Distichon fehlt in der Ausgabe des Schahname von Kalkutta.

des Körpers befreyt, vereint. 17) Die Parsi oder Feueranbeter theilen sich in die Priester (Mobed) und die Laien (Bedia). 18) Die Garraus, Bergbewohner, essen alle Arten von Fleisch, selbst das von Hunden, Fröschen, Schlangen, und das Blut von allen Thieren, das sie in hohlen, grünen Bambusröhren auf langsamem Feuer rösten. 19) Die Kukis oder Lenktas, ein wildes, kriegerisches Bergvolk, vor deren Idol Schimsak (Simsak? Silberschenkel) die Köpfe der Erschlagenen aufgeschichtet werden. 20) Die Sintisos in den östlichen Distrikten von Asam, ein ausgewandertes chinesisches Bergvolk. 21) Die Kiajins in Arrakan sind nach ihrer Legende die Urbewohner des Birmanenlandes, beten Aerolithen an, und halten für den größten Mann — den größten Fresser.

Wir erwähnen nun zuletzt der Feste, welche zu Ehren der verschiedenen Gottheiten gefeyert werden, weil dieselben unmittelbar den Uebergang zu der Abhandlung über die Monatsnamen einiger alten Völker bilden, und weil, wenn gleich, nach des Recensenten längst darüber ausgesprochenen Meinung, der persische Kalender unstreitig der älteste, mehrere der indischen Feste ihrer Uebereinstimmung willen mit den persischen bemerkt zu werden verdienen. Diese Uebereinstimmung ist bereits vor zwanzig Jahren im ersten Jahrgange dieser Jahrbücher [1]) hervorgehoben worden. In Coleman haben die Feste, welche doch so zahlreich, keinen besonderen Abschnitt, sondern werden nur hie und da bey den Gottheiten im Vorbeygehen erwähnt. Das größte derselben, nämlich das Durgafest im October, entspricht so der Dauer als der Zeit nach dem der eleusinischen Mysterien [2]); das berühmte Wagenfest Dschagganath's, seines Bruders und seiner Schwester, hat vom 2ten bis 10. Julius Statt; das Aschenfest der Saniasi mit dem Schwingen an Haken, welches Ward umständlich beschrieben [3]), wird, so wie das Huli (das Narrenfest), im April gefeyert, und die drey Tage des Festes der Anna Perna, der indischen Hausgöttin, ebenfalls in diesem Monate begangen [4]), fällt mit den zu Rom gefeyerten Cerealia und Palilia zusammen. Die beyden Monate, in welchen die indischen Feste am zahlreichsten, sind Magha und Kartika, wovon jener dem Februar, dieser dem November entspricht. Das Fest der Schlangengöttin Manasa hatte am 10ten des aufnehmenden Mondes des Junius [5]) Statt, an welchem es vorzüglich verdienstlich, sich im Ganges zu baden [6]) (vier Tage später wird auch Dschagghanath gebadet);

---

1) III Bd. S. 149 u. f. 2) Ebenda, S. 158. 3) I. 23.
4) Ward I. 137. 5) Ebenda II. 24. 6) Ebenda II. 22 u. I. 176.

am Feste der Schlangengöttin wird kein Feuer angezündet, weil einer der Namen dieser Göttin Arandhana, d. i. die Nichtkochende, heißt; sie wird auch im August und October verehrt, und an diesen Festen werden Euphorbien vor's Haus gepflanzt. Am 14ten des Mondes Bhadra (September) wird das Fest der Unendlichkeitsschlange Ananta und zugleich das Indra's, des Königs des Himmels, gefeyert, welchem vierzehn Arten von Kuchen und mehrere Opfergaben, alle zweymalsieben an der Zahl, dargebracht wurden; der Tag sowohl als die Siebengabe entspricht dem großen Mithrasfeste (Mihrgjan), an welchem die Tafel mit sieben Ingredienzien bestellt ward [1]). Dieses weiset auf eine bisher noch nirgends hervorgehobene Identität des indischen Indra mit dem persischen Mithras hin, und jener hat wie dieser tausend Augen [2]); Indra, der Gott des indischen Himmels, steht eben so ober dem indischen Sonnengotte Surja oder Rawi, wie der persische Mithras über dem Genius der Sonne Chorschid. Ein merkwürdiges indisches Fest ist das am 5ten des Mondes Magha (Februar) der Saraswati (der Göttin der Wohlredenheit und Gelehrsamkeit) gewidmete, weil an demselben, nebst dem Bilde der Göttin, Feder, Tintenzeug und Buch göttlich verehrt werden; aber sonst ist der Kultus der Göttin der Wissenschaft an diesem Tage ein negativer, indem gerade an diesem Festtage die Inder weder eine Feder, noch ein Buch anrühren, weder lesen, noch schreiben [3]); dem Tage nach ist dieses Fest nur drey Tage von der persischen Lichtmeß (Sade) entfernt, welche ein Fest des Feuers war, welches auch in diesem Monate von den Indern im Vollmond feyerlich verehrt wird [4]), wobey noch zu bemerken, daß dieser ganze Monat, vorzüglich der erste Sonntag desselben, der Sonne heilig war [5]). Im Vollmonde desselben Monats wird auch Ganescha, der Gott der Klugheit, Ehen und Hindernisse, verehrt [6]). Am 7ten, 8ten und 9ten desselben Mondes werden zwey Feste zugleich gefeyert, das der Göttin Dschaghadguri, einer Form Durga's, welche ganz gelb, in ihren vier Händen eine Muschel, eine Wurfscheibe, eine Keule und eine Lotos hält [7]); und das Krischnakrora's (ebenfalls Durga), welche den Krischna säugt, um das Gift der Schlange Kalja unschädlich zu machen. Hier sey noch bemerkt, daß das Fest Ganescha's, des Gottes der Ehen, am 14ten des Mondes, d. i. am selben Tage

---

[1]) Das εκτατρανιζα Hydes p. 246, das persische Heftchuan.

[2]) He has woo eyes. Ward I. 37.

[3]) Ward I. 172. [4]) Ebenda S. 65. [5]) Ebenda S. 51. [6]) Ebenda S. 158. [7]) I. 134.

gefeyert wird, wo nach der uralten, schon von Mesudi erörterten Angabe des arabischen und persischen Kalenders am 14. Februar der zweyte der drey Frühlingstropfen fällt, welche die Erde beleben, und daß sich an diesem Tage die Vögel begatten. Am 14. Februar wird in Indien der Jahrestag der Auferstehung des Linga gefeyert, der nur ein Symbol der mit herannahendem Frühling wieder erwachenden Zeugungskraft der Natur [1]). Ein Reflex dieser alten Kalenderlehre hat sich noch in der englischen Sitte Valentin und Valentine, welche an diesem Tage gefeyert wird, erhalten. Im Februar wurden zu Rom die Todtenfeste Feralia oder Parentalia, in Persien der persische Todtenfasching Purdian oder Furdian (eins mit dem hebräischen Feste Purim) [2]), und in Indien in den letzten Tagen des abnehmenden Mondes ein Todtenopfer gefeyert, wobey zu bemerken, daß auch das persische Purdian an den Schalttagen, d. i. in die fünf letzten des Februars, fiel; auch der römische Schalttag fiel in die letzten fünf Tage des Februars; an diesem Tage (23. Februar) wurden in Persien die Talismane wider schädliche Thiere geschrieben; der ganze Monat war zu Rom der Scheuerung der Tempel geweiht [3]). In den drey letzten Nächten dieses abnehmenden Mondes wird in Indien das Fest der Göttin Schmasana Kali, d. i. der Vorsitzerin der Kirchhöfe, des Verbrennens der Todten [4]), gefeyert. Wir haben also in dem einzigen Monate Magha oder Februar allein drey unläugbare, augenscheinliche Uebereinstimmungen des indischen und persischen Kalenders: das Feuerfest im Beginn, das Todtenfest zu Ende, und das Fest der Zeugungskraft der Natur in der Mitte des Monats. Die Idee des reinigenden (Feuers) ging von den Persern und Indern zu den Römern über, und diese uralten persischen und indischen Kalenderfeste leben noch heute in der Lichtmeß der Katholiken, im Purim der Juden und im Valentinstage der Engländer fort. Es wäre hier zu weitläufig, die nächste Verwandtschaft des indischen und persischen Kalenders durch die Zusammenstellung der Feste auch in den anderen eilf Monaten des Jahres durchzuführen, was übrigens zum Theil bereits vor zwanzig Jahren in dem oben erwähnten Aufsatze dieser Jahrbücher [5]) geschehen; allein die obige Zusammenstellung genügt zur Ueberzeugung, daß die Monatsord-

---

[1]) Ward II. 26.

[2]) Jahrbücher der Literatur, Bd. XXXVIII. 49.

[3]) Ward II. 25, und Jahrb. der Lit. Bd. XXXVIII.

[4]) Ward I. 166.

[5]) III. Bd. S. 149.

oder *Δοδυ* den persischen Dei, in *Οσγμάνα* oder *Θεμαι* den persischen Behmen, in *Ξουδαρα* oder *Ξουδαρυ* den persischen Isfendermed erkennen. Ganz undenkbar endlich ist für alle Kenner persischer Sprache und Geschichte die von den Verfassern (S. 131) aufgestellte Vermuthung, daß die angeblich dem Jesdedschird zugeschriebenen Monatsnamen in eine ältere Zeit als derselbe gehören sollen, indem dieselben, augenscheinlich neu geschmiedete, vielmehr einer weit späteren angehören dürften. Wenn Rec. sich also unumwanden ausspricht, daß er die in diesem Werke hypothetisch aufgestellte Parallelisirung der jüdischen und sendischen Monate keineswegs als hinlänglich begründet ansehen kann, und die hebräischen Monatsnamen (vier derselben ausgenommen) nur für syrische gelten lassen muß; so erkennt er doch das Verdienst der Verfasser in Parallelisirung der kappadocischen Monatsnamen mit den persischen und ihre große etymologische Gelehrsamkeit mit der größten Achtung an.

Je mehr uns die Anzeige von dreyen der obigen sechs Werke zur Umständlichkeit und zu Absiechern bewogen, desto kürzer müssen wir uns, aus Beschränktheit des Raumes, über die drey anderen fassen, was um so leichter, je weniger dieselben Neues enthalten. Die Grundidee von Nr. 2, die Mythe der alten Perser als Quellen christlicher Glaubenslehren und Ritualien zu betrachten, ist in diesen Jahrbüchern mehr als einmal, und besonders in der schon mehr erwähnten Tafel des Festkalenders [1]) angedeutet, in der zweyten Ausgabe aber von Creuzer's Symbolik und Mythologie in dem zweyten Anhange, welcher die vergleichende Zusammenstellung des christlichen Festcyclus mit vorchristlichen Festen enthält, von Hrn. Doctor Ullmann [2]) umständlicher entwickelt worden. Es würde ein wahrer Verlust seyn, wenn diese Abhandlung in der vorliegenden dritten Ausgabe wegfallen, und nicht vielmehr neu vermehrt wiedergegeben werden sollte. Rec. hält sich so mehr verpflichtet, diese schätzbare Abhandlung Hrn. Ullmann's ins Gedächtniß zurückzuführen, als Hr. Nork in seinem Vorworte wohl das, was Richter, Rhode, Kleuker und Seel hierüber geäußert, erwähnt, Hrn. Ullmann's Abhandlung aber sowohl, als die meisten der hieher gehörigen Stellen der Jahrbücher mit Stillschweigen übergeht. Der Mangel der Kenntniß orientalischer Sprachen hat ihn noch überdieß zu einigen, wiewohl im nächsten Bezuge auf seinen Gegenstand nicht wesentlichen Irrthümern verleitet; wie z. B. (S. 10) die Ableitung des Namens des Xerxes von Schiruje, während die Identität des ersten mit Isfendiar sich nicht weiter bezweifeln läßt.

---

[1]) III. Bd. S. 148. [2]) IV. Bd. S. 577.

Auf der nächsten Seite sind die persischen Lettern, welche das Wort Jesdedschird vorstellen sollen, nicht nur vom Setzer durch einander geworfen, sondern auch mit zweyen nicht dazu gehörigen vermehrt. S. 20 steht Thewuresch statt Tahmuraśp, und in der Note wird bemerkt, daß Dschemschid auch Djam-Schid genannt werde; das letzte ist bloß fehlerhafte Schreibweise Herbelot's, und könnte leicht eine wesentliche Verwirrung zwischen Dschemschid, dem Namen des großen Königs, und Dschami Dschemschid oder Dschami Dschem *), d. i. der Becher Dschemdschid's, hervorbringen; in diesem doppelten Worte springt die Verschiedenheit des E- und A-Lautes und die Nothwendigkeit, denselben im Schreiben zu unterscheiden, grell ins Auge. Das He ist bekanntlich der lindeste Hauchlaut des Arabischen und Persischen, Tschehel, d. i. Vierzig, kann daher in keinem Falle Tschechel geschrieben werden; auch heißt Minar (wie S. 22) nicht die Säule, sondern Leuchtthurm. Der Bruder Tur's heißt Iredsch und nicht Irets, und der auf derselben Seite vorkommende König Minotschehr und nicht Minotpher. Daß die von Hrn. Nork als unumstößlich vorausgesetzte Annahme Heeren's, daß unter Kei Guschtaśp Niemand anderer als Kyaxares I. zu verstehen, heute nicht mehr haltbar, erhellt aus der oben gegebenen Beleuchtung der Stammtafel der Könige der zweyten Dynastie in der von Kapitän Rawlinson entzifferten ekbatanischen Keilinschrift.

Eben so kurz, als über Hrn. Nork's Werk, können wir uns über die von Haymann übersetzte, von August Wilhelm v. Schlegel mit einer Vorrede versehene Darstellung der ägyptischen Mythologie des Arztes James Cowles Prichard fassen, indem wir sagen, daß das Werk zwar eine sehr wohlgeordnete Darstellung der ägyptischen Götterlehre, wie dieselbe schon seit Kircher und Jablonski vor den Entzifferungen Young's und Champollion's bekannt war, daß aber auf diese das Pantheon des letzten nicht die geringste Rücksicht nimmt. »Dem Verfasser,« sagt Hr. v. Sch. in der Vorrede, »ist die deutsche Sprache und Lite»ratur nicht fremd. Er hat sogar einen Abschnitt aus der Schrift »meines Bruders: Ueber die Sprache und älteste Weis»heit der Indier, unverändert eingeschaltet. Vieles jedoch, »was in Deutschland schon vor Abfassung seines Werkes kühn be»hauptet und heftig bestritten worden, scheint Hrn. Prichard un»bekannt geblieben zu seyn. Dieß war vielleicht vortheilhaft für »die Unbefangenheit und den einfacheren Gang seiner Untersu-

*) جام جم

»chung.« Diese Untersuchung betrifft die Verwandtschaft der indischen und ägyptischen Mythologie, und Vergleichung ihrer Religion und Verfassung, in welchem Gebiete Dr. Prichard Hrn. v. Sch., wie dieser sagt, seinen eigenen Forschungen begegnet, das ist, auch von dieser Seite nichts Neues enthält. Der Vorredner ist der Meinung, wenn auch Champollion's Entzifferungen über allen kritischen Zweifel erhaben ständen, dieselben zwar kein großes Licht über die Mythologie, wohl aber um so größeres über die Geschichte verbreiten würden. Vorausgesetzt, daß Champollion's Entdeckungen gegründet, so stoßen dieselben die bisherige ägyptische Mythologie ja völlig um, und schon deßhalb hätten dieselben in dem vorliegenden Werke wenigstens hypothetisch berücksichtigt werden sollen. Hr. v. Sch. sagt weiter: »Es ist mißlich, wie der Verfasser thut, die Vergleichung mit »der Mythologie anzufangen. Freylich tritt er weit besser gerü»stet auf, als Sir William Jones in seinem ganz verfehlten Ver»suche einer Zusammenstellung indischer Götter mit griechischen »und italienischen. Wären aber auch die von Hrn. Prichard her»vorgesuchten Aehnlichkeiten treffender, als sie in der That sind, »so würden sie dennoch bey mir wenig Ueberzeugung bewirken. »Andrerseits beweist auch die Divergenz der Mythologien nichts »gegen die Herleitung der Religionen aus einer gemeinschaftlichen »Quelle. Nach Verschiedenheit des Himmelsstriches und der »Landesart konnten die Mythologien sich örtlich umgestalten: die »Oertlichkeit so mancher ägyptischer Mythen ist unverkennbar; »Aehnlichkeiten hingegen konnten aus einem verwandten Triebe »der Dichtung und Betrachtung hervorgehen, ohne Mittheilung »von außen. Dieß gilt von vielen kosmogonischen Mythen: es »sind eben Spekulationen über die Natur; Philosopheme, wie »Heyne sie treffend nannte, in anthropomorphistischen und nicht »selten grobsinnlichen Einkleidungen.« Der Vorredner fährt fort, die vorzüglichste Uebereinstimmung indischer und ägyptischer Religionslehren und Staatseinrichtungen hervorzuheben: die Unsterblichkeit in der Form der Seelenwanderung, die Bevormundung der ganzen Lebensweise des Volkes durch die Priester u. s. w.; doch waren die Inder strenge Büßer, und der ägyptische Thierdienst, sagt Hr. v. Sch., war den Indern ganz fremd; das letzte möchte sich in dieser Ausdehnung nicht behaupten lassen; auch die Inder haben einen Cyclus heiliger Thiere, welche den Göttern zu Fuhrwerken dienen, und die bereits oben aufgezählt worden. Ganescha hat einen Elephantenkopf, wie bey so vielen ägyptischen Gottheiten bloß der Kopf thierisch; aber außerdem ist der Elephant Oirat an und für sich, so wie das Pferd, welches Wischnu im zehnten und letzten Awatar mit sich führt, ein

heiliges Thier. Die Uebereinstimmung der cobra di capello mit dem Uräos der Ägypter läßt aber Hr. v. Sch. selbst gelten. Er bemerkt dann wieder die Verschiedenheit der Todtenbestattung durch Scheiterhaufen und Mumien, den Abscheu der Inder vor den Verschnittenen, welche den Aegyptern die reinsten der Menschen. In der übrigen geselligen Verfassung gibt Hr. v. Sch. die auffallendste Aehnlichkeit zu, er tadelt Hrn. Prichard bloß in der Ueberschrift eines Abschnittes: die ausdrückliche Hierarchie und erbliche Priesterschaft gleichbedeutend gebraucht zu haben. Die Hierarchie ist eine Stufenfolge geistlicher Würde in der Unterordnung unter Ein Oberhaupt, während in Indien die zu Einer Kaste gehörigen Priester ebenbürtig, und im Brahmanismus keine Spur priesterlicher Obergewalt. Auch in der Anwendung der Astrologie auf die technische Chronologie thut sich eine durchgreifende Abweichung der indischen und ägyptischen Methode hervor. Hr. v. Sch. bemerkt mit Recht, daß die Einrichtung der Woche nach sieben Tagen rein ägyptisch oder semitisch, aber nicht indisch oder persisch (japhetisch). Von der Uebereinstimmung des indischen und persischen Kalenders ist schon oben gesprochen worden; wirklich hatten die alten Perser keine siebentägige, wohl aber eine zehntägige Woche, welche sich in den Benennungen der Monatstage durch die Feste Dir abschneidet. Die von den Tuskern entlehnte Einrichtung des römischen Kalenders stimmt auffallend mit der indischen zusammen, indem die Calendae den Neumond, die Idus (in deren Namen sich sogar der altindische Name des Mondes Indu erhalten hat) den Vollmond bezeichnen. Die Einrichtung der sieben und zwanzig Mondhäuser ist den Indern, Arabern und Persern gemein; Hr. v. Sch. sagt, daß die Araber dieselben von den Indern angenommen, nicht umgekehrt, wie Montucla versicherte, und daß sich weder in Vorderasien, noch in Aegypten die geringste Spur davon finde. Hierüber bemerkt Rec. erstens, daß noch so viele Figuren des ägyptischen Thierkreises unerklärt sind, daß sich in denselben die Mondesstationen wohl noch finden dürften; zweytens, daß sich außer den beyden Behauptungen Montucla's und Hrn. v. Sch.'s noch eine dritte als die wahre denken läßt, nämlich, daß die Mondesstationen ursprünglich nicht von den Indern oder Arabern, sondern von den Babyloniern oder dem medischen Urvolke ausgegangen, bey welchem wissenschaftliche Kultur ursprünglich aufblühte, und sich dann westlich nach Babylon, östlich nach Indien verbreitete, und sich unter ganz verschiedenen Himmelsstrichen und äußeren Umständen in zwey ganz verschiedenen Systemen des Feuer- und Sternendienstes entwickelte, denen doch mehrere Berührungspunkte gemein geblieben, so im Dienste der fünf und sieben heiligen Feuer, wie in der bildlichen Verehrung der Pla-

neten, z. B. des indischen Sokra, welcher die arabische Sohre, der persischen Anahid, welche die babylonische Anaitis, und des indischen Indra derselbe mit dem persischen Mithras u. s. w. Nach Hrn. v. Sch.'s so gehaltvollem Vorworte bedarf Dr. Prichard's Werk keiner weiteren Empfehlung des Recensenten, der schon oben seine Meinung ausgesprochen, daß dasselbe trotz dem, daß es von den Entdeckungen Champollion's keine Kunde nimmt, eine sehr schätzbare Uebersicht der bis auf Champollion bekannten ägyptischen Mythologie.

Aus einem anderen Gesichtspunkte, als dem einer Gesammtübersicht des Stoffes aller Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients, geht der Verfasser von Nr. 3 aus, welchem die höchste Aufgabe der Mythologie die Beleuchtung des Heidenthums in seiner geschichtlichen Beziehung zum Christenthume; einzelne Stellen, in denen dem Verfasser Creuzer entgegen tritt, sind schon oben berührt worden; davon abgesehen, und auch davon, daß der Verfasser kein Orientalist, ist sein Werk gewiß von allen, denselben Gegenstand in Gesammtübersicht behandelnden, das vorzüglichste und empfehlenswertheste. Die ersten drey Viertheile desselben behandeln Ostasien, den Brahmanismus und Buddhaismus, die verschiedenen indischen Secten, den Religionszustand unter den Völkern des Hochlandes und Nordens von Asien, auf Ceylon, in Hinterindien und den Inseln der indisch-chinesischen Meere; das letzte Viertheil behandelt in zwey Abtheilungen in gedrängter Kürze den Feuerdienst von Iran und die Religionsgeschichte der Völker Vorderasiens, der Chaldäer und Sabäer. Aegypten, welchem Hrn. Prichard's Werk ausschließlich gewidmet ist, bleibt also von dem des Hrn. Stuhr gänzlich ausgeschlossen; der Fetischdienst des inneren Afrika, der Thierdienst Aegyptens gehen ganz leer aus, und der Verfasser überblickt nur ganz kurz den Sternendienst der Sabäer, den Feuerdienst der Chaldäer, den Sonnenkultus der Perser und den Götzendienst der Juder sammt dem Schamanismus und Buddhaismus. Der Schluß seines Werkes beschließe auch diese Anzeige:

»An der Pforte, die aus dem Osten nach dem Westen hinüberführt, war der Mensch zu dem Bewußtseyn seiner eigenen Kraft gekommen; aber es fehlte ihm das Maß, und in seiner Erhebung über sich selbst verfiel er im Baalsdienste der Nothwendigkeit, während im Jehovadienste das auf die Freyheit hinweisende Leben unter dem Gesetze sich entfaltete. Weiter westlich spaltete sich, an verschiedene Welttheile des Südens und Nordens geknüpft, das Völkerleben in seine schärfer sich gegenüber gestellten Gegensätze. Nach Afrika zu versank der Mensch äußerlich in die Gewalt der Natur, ihrer Zerspaltenheit und Zerrissenheit nach, in völliger Willkür einem thierischen Daseyn hingegeben, da hingegen in Europa ein freyes, kräftiges Leben des Menschengeistes zu nächst in dem Bewußtseyn der Hellenen erwachte.«

Hammer-Purgstall.

Art. II. Astronomy and general Physics. By *W. Whewell*. London, b. *W. Pickering*, 1835.

(Schluß.)

Unser Verf. scheint aber nicht viel anders zu denken, und wenn er die, welche seine Gründe, und welche Gründe sind dieß, nicht gelten lassen, auch nicht gleich den Händen der Nachrichter überliefert, so kann er sie doch nicht ohne jenes Brandmal aus seinen eigenen Händen entlassen. — Er fängt ganz gemüthlich mit der Betrachtung an, daß wohl Jeder, der während einer heiteren Nacht den Mond sein sanftes Licht über Felder und Städte, über Erd' und Wasser ausströmen sieht, nicht bloß dieses wohlthätige Licht in seinem Herzen segnen, sondern daß er auch inniglich glauben wird, es sey nur zu diesem Zwecke erschaffen worden. Diesem Glauben aber, lenkt er dann ein, will sich Laplace nicht hingeben, worauf denn die oben erwähnte Stelle aus der Schrift des letzteren folgt, die nun jetzt S. 173 u. f. auf das schlagendste widerlegt werden soll. Und wie fängt er dieß an?

Zuerst wird gesagt, daß ein Mensch, der weder das Kerzenlicht, noch irgend eine andere künstliche Beleuchtung kennt, ohne Zweifel das Mondlicht bey Nacht als einen nicht ganz unbedeutenden Zusatz zu dem Tageslicht der Sonne halten würde, um ihm bey seinen Arbeiten zu dienen. Zugegeben — aber was hat diese Bemerkung mit einer Widerlegung unseres Satzes zu thun?

Ferner heißt es, daß nur ein sehr kleiner Theil der Nächte jedes Monats von dem Monde nicht beleuchtet ist, so u. f. Allein Laplace hat gesagt, daß beynahe die Hälfte dieser Nächte von dem Monde nicht beleuchtet ist, und dieß hat unser Verf. nicht widerlegt, er hat nur diese Hälfte einen sehr kleinen Theil des Ganzen zu nennen beliebt. Dieß sind Fechterkünste, und, wie man sieht, nicht von den feinsten.

Laplace, fährt er weiter fort, hat den Mond viermal weiter von uns weggerückt, um uns immerfort eben so viel Licht zu geben, als jetzt der Vollmond gibt. Allein, sagt unser Verf., in dieser viermal größeren Entfernung würde unser Mond sechzehnmal kleiner erscheinen, und also auch mit seinem vollen Lichte uns lange noch nicht diejenige Beleuchtung geben, die er jetzt im Vollmonde hat. — Allein Laplace hat ja schon selbst gesagt, daß, zu jenem Zwecke, der Mond auch so viel größer seyn müßte. Die Hand, welche ihn so viel weiter von der Erde rückt, wird ihn auch so viel größer machen können, und beydes, sagte schon Laplace, müßte geschehen seyn, wenn jene Behauptung, daß der Mond nur wegen uns da sey, richtig seyn soll. Allein unser Verf. fand für gut, dort, in seiner Citation, diesen Zu-

1795 wurde dieser Komet wieder entdeckt von Herschel's Schwester, Miß Caroline, aber, obschon von mehreren Astronomen beobachtet, doch nicht gehörig berechnet. Nicht besser ging es mit seiner dritten Auffindung i. J. 1805. Endlich fand ihn Pons zu Marseille am 26. Nov. 1818 noch einmal auf, und nun erkannte Encke, der die an diesem Kometen gemachten Beobachtungen einer sorgfältigen Rechnung unterwarf, daß derselbe in nahe 3 Jahren und 115 Tagen seinen Umlauf um die Sonne vollendet, und daß jene drey früheren Erscheinungen von 1786, 1795 und 1805 alle einem und demselben Kometen zuzuschreiben sind.

Dieser Himmelskörper, an welchem Encke eine immer abnehmende Umlaufszeit bemerkt hat, brachte ihn bekanntlich auf die Voraussetzung eines den ganzen Weltenraum in allen seinen Theilen erfüllenden Aethers. In der That ist bereits früher schon auf theoretischem Wege gezeigt worden, daß die Folgen, welche ein solches widerstrebendes Mittel auf die Bewegung eines Körpers in demselben äußern wird, in einer immerwährenden Abnahme der großen Achse der Bahn, oder, was dasselbe ist, in einer immerwährenden Verkürzung seiner Umlaufszeit um die Sonne besteht, während die Excentricität und die Lage des Perihelium durch dieses widerstehende Mittel nur periodische Aenderungen erleiden, die sich mit jeder Revolution des Kometen wieder herstellen. Obschon nun die Beobachtungen an jenem Kometen damit übereinzustimmen scheinen, so hat doch bekanntlich Bessel noch eine andere, vielleicht nicht minder wahrscheinliche, und gewiß eben so sinnreiche Erklärung dieser Erscheinung zu geben versucht, und erst länger fortgesetzte und ganz verläßliche Beobachtungen werden uns über diese Frage nähere Aufklärung geben können.

Unser Verf., der von dieser zweyten Erklärungsart noch keine Kenntniß zu haben scheint, und der überhaupt Encke's Ansicht, die der letzte doch selbst nur als eine sehr wahrscheinliche Hypothese aufgestellt hat, als schon völlig erwiesen annimmt, wird dadurch S. 197 u. f. auf die Annahme eines endlichen Untergangs des ganzen Sonnensystems geführt. Dieser Untergang ist allerdings eine nothwendige Folge jenes widerstehenden Mittels; allein da die Existenz des Letzten noch nicht erwiesen ist, so hätte er auch das Erste, da es ohnehin nicht sonderlich in seinen Plan paßte, immerhin weglassen können. Wenn aber jede Selbstüberwindung ehrenvoll ist, so wollen wir auch hier die Mühe gern erkennen, die er sich gegeben hat, diesen ihm und seinem Zwecke widerstehenden Gegenstand mit der Offenheit zu behandeln, die uns die Erkenntniß der Wahrheit, oder was wir

dafür halten, zur Pflicht macht. Wenn die Umlaufszeit eines Planeten oder Kometen fortwährend abnimmt, so muß er der Sonne immer näher kommen, und endlich in sie stürzen. Wenn aber jener Aether, welcher Art er auch seyn möge, in der That existirt, so ist diese Vereinigung aller Planeten und Kometen mit der Sonne, sie mag nun früh oder spät erfolgen, an sich selbst unvermeidlich, und daß dann das ganze Sonnensystem aufhört, ein System zu bilden, ist für sich klar. — Nach Encke's Rechnungen soll die Geschwindigkeit jenes Kometen in je zehn Revolutionen desselben, d. h. in nahe 33 Jahren, um ihren tausendsten Theil zunehmen (wofür unser Verf. wiederholt irrig abnehmen schreibt), woraus dann folgen würde, daß diese Geschwindigkeit des Kometen nach 7000 Revolutionen oder nach 23100 Jahren schon um die Hälfte schneller seyn müßte, als im Anfang dieser Periode. Bey den viel dichteren Planeten wird diese Aenderung allerdings viel langsamer vor sich gehen, und jene Vereinigung mit der Sonne wird daher viel später, aber darum nicht weniger gewiß erfolgen. Wenn z. B. Jupiter in Millionen Jahren ein Milliontheilchen seiner gegenwärtigen Geschwindigkeit gewinnt, so würde er 70 Millionen Jahre brauchen, um ein Tausendtheilchen seiner Geschwindigkeit zu gewinnen, und erst nach einer siebenhundertmal so langen Zeit oder nach 49000 Millionen Jahren würde seine Geschwindigkeit das Doppelte der gegenwärtigen betragen. So groß auch diese Zeiträume uns erscheinen mögen, so sind sie doch, gegen die Unendlichkeit der Zeit, nur als sehr kleine Theile zu betrachten, und, wie gesagt, die Existenz des Aethers einmal angenommen, muß eine immerwährende Bewegung der Planeten um die Sonne ganz eben so unmöglich seyn, als das Perpetuum mobile, und es ist gleich thöricht, das eine oder das andere vorauszusetzen. Die Annahme des Aethers, auch des feinsten, führt unmittelbar auf die Zerstörung, auf das unmittelbar daraus folgende Ende aller Bewegungen der Himmelskörper. Perioden von vielen Millionen Jahren sind sehr groß, so wie die Gegenstände, die wir nur mehr durch unsere stärksten Mikroskope erblicken, sehr klein sind — aber alle diese Dinge sind nur groß oder klein für uns, nicht für Den, der dieß alles gemacht hat, und der mit Maßen mißt, die uns eben so unbegreiflich sind, als Er selbst. Gegen Ihn verschwindet alles, was uns umgibt, so wie wir selbst wieder gegen diese Umgebungen, gegen das Werk seiner Hände, in ein Nichts verschwinden. Der uns im Weltenraume angewiesene Raum ist nur ein Punkt, die uns zugetheilte Zeit nur ein Augenblick, und was außer diesem Raume, was vor und nach dieser Zeit ist, liegt für uns in finsterer Nacht. Aber auch

jenen Sonnensystemen, jenen Milchstraßen sind, für uns zwar unmeßbar größere Räume, längere Zeiten ihrer Dauer, aber dem ungeachtet nicht minder beschränkte Gränzen angewiesen, die auch sie nicht überschreiten können. Um uns diesen kleinen Platz und diese kurze Zeit, auf die der Mensch angewiesen ist, um uns die Schwäche und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens recht fühlbar zu machen, wissen unsere Dichter kein anderes Mittel, als die Vergleichung mit denjenigen Dingen auf der Oberfläche unserer Erde, die besser gegründet, fester gestellt und dauernder eingerichtet erscheinen, mit Urwäldern, die ganze Länder seit vielen Jahrtausenden bedecken, mit himmelhohen Bergen, mit dem ungemessenen Ocean, mit der Sonne und den übrigen Gestirnen, die, wie es scheint, von jeher über uns auf- und untergehen, und immerdar bestehen werden Allein alle diese Gleichnisse, so schön sie auch der kunstvollste Pinsel des Malers ausschmücken mag, sind doch nur Täuschungen unserer Phantasie, nur Beweise unserer Unkenntniß der Natur. Diese Wälder vermodern, wenn ihre Zeit gekommen ist; diese Berge verlieren mit jedem Tage von ihrer Höhe; der Ocean zieht sich von seinen Gestaden zurück und vertrocknet, und auch diese Sonne, und mit ihr alle Gestirne des Himmels, sie werden alle dermaleinst verlöschen, und von ihnen allen wird dort oben, wie von Babylon und Karthago hier unten, keine Spur mehr gefunden werden. Auch diesen Gestirnen, diesem unermeßlichen Wald von Welten, ist demnach eine Gränze gesteckt. Auch sie werden, wenn sie verblüht haben, fallen, wie die welken Blätter unserer Bäume, den Winden zum Spiele hingegeben, und dieselbe Woge, die sie so lange getragen hat, wird sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, auch hinabziehen in die ewige Nacht. Das Ephemeron lebt nur wenige Stunden; der Mensch, wenn das Glück ihm günstig ist, achtzig Jahre; Reiche und Nationen zählen ihre Lebensdauer nach Jahrhunderten; unsere Gebirge nach vielen Jahrtausenden, und die Gestirne des Himmels, an deren Bewegungen wir diese Jahrtausende abmessen, vielleicht noch Milliarden solcher Perioden — aber wenn einmal ihre Dauer um, und ihre Bestimmung erfüllt ist, wenn einmal auch die Gewichte dieser großen Weltenuhr abgelaufen sind, dann wird auch sie still stehen, und von allem, was da war, wird nichts mehr seyn, als der Moder der Verwesung, aus dem nur durch den Hauch der Allmacht wieder ein anderes Leben in neuen Formen, eine neue Welt hervorgehen kann, wie hier unten, nach jeder winterlichen Erstarrung unserer Fluren, der kommende Frühling wieder Leben über sie ausgießt, und neue Gebilde aus dem erstorbenen Boden hervorruft.

Die drey letzten Kapitel des zweyten Buches widmet er der Untersuchung, ob die drey Naturgesetze, der allgemeinen Schwere, der Bewegung und der Friction, die zweckmäßigsten aus allen möglichen, und daher eben die mit weisem Vorbedacht gewählten seyn mögen. — Nach einigen propädeutischen Betrachtungen über unser Unvermögen, Fragen dieser Art genügend zu beantworten, da es keineswegs in unserer Macht steht, das Ganze der gegenwärtigen Natur, und noch weniger des gränzenlosen Reichs der Möglichkeiten zu übersehen, geht er zu der näheren Betrachtung des ersten der drey erwähnten Gesetze über, nach welchem nämlich jedes Massenelement alle anderen Elemente des Universums im verkehrten Quadrate seiner Entfernung anzieht. Nach diesem Gesetze werden z. B. drey Planeten, die in der Entfernung 1, 2 und 3 von der Sonne abstehen, von dieser in den Verhältnissen 1, $^1/_4$ und $^1/_9$ angezogen, und diese Planeten beschreiben zugleich, in Folge desselben Gesetzes, Linien der zweyten Ordnung oder sogenannte Kegelschnitte, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt. Betrachtet man aber die Bewegung der Körper in geringen Höhen über der Oberfläche der Erde, wo daher die Entfernungen derselben von dem Mittelpunkte der Erde, in Beziehung auf den Halbmesser der letzten, alle als unter sich gleich, also auch die auf sie wirkende Kraft der Erde als constant angenommen werden kann, so findet man, daß, vermöge dieser Gesetze, die auf der Oberfläche der Erde frey fallenden Körper sich so bewegen, daß ihre Geschwindigkeiten den Zeiten, und die von ihnen zurückgelegten Räume den Quadraten dieser Zeiten proportional sind. Auf diese zwey Sätze lassen sich bekanntlich alle Bewegungen reduziren, die wir am Himmel und auf der Erde beobachten.

Es entsteht nun die Frage, ob dieses Gesetz der allgemeinen Schwere, dessen Entdeckung wir bekanntlich Newton verdanken, das beste und zweckmäßigste aus allen anderen ist, oder, da die so gestellte Frage für uns vielleicht unbeantwortbar seyn wird, ob sich wenigstens mehrere Vortheile angeben lassen, welche diesem Gesetze ausschließend zukommen?

Zuerst läßt sich, allerdings nur durch Rechnungen, die hier nicht näher angeführt werden können, zeigen, daß es um die Einrichtung der Natur sehr übel stehen würde, wenn der Urheber derselben irgend ein directes Verhältniß der Kraft zur Entfernung gewählt hätte, d. h. wenn die Kraft der Anziehung eines Körpers auf einen anderen mit der Entfernung derselben zunehmen möchte, während sie jetzt, wie das Quadrat dieser Entfernung, abnimmt, und daß daher alle diese directen Verhältnisse, als unzweckmäßig, ausgeschlossen werden müssen. Wenn z. B.

jenen Sonnensystemen, jenen Milchstraßen sind, für uns zwar unmeßbar größere Räume, längere Zeiten ihrer Dauer, aber dem ungeachtet nicht minder beschränkte Gränzen angewiesen, die auch sie nicht überschreiten können. Um uns diesen kleinen Platz und diese kurze Zeit, auf die der Mensch angewiesen ist, um uns die Schwäche und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens recht fühlbar zu machen, wissen unsere Dichter kein anderes Mittel, als die Vergleichung mit denjenigen Dingen auf der Oberfläche unserer Erde, die besser gegründet, fester gestellt und dauernder eingerichtet erscheinen, mit Urwäldern, die ganze Länder seit vielen Jahrtausenden bedecken, mit himmelhohen Bergen, mit dem ungemessenen Ocean, mit der Sonne und den übrigen Gestirnen, die, wie es scheint, von jeher über uns auf- und untergehen, und immerdar bestehen werden Allein alle diese Gleichnisse, so schön sie auch der kunstvollste Pinsel des Malers ausschmücken mag, sind doch nur Täuschungen unserer Phantasie, nur Beweise unserer Unkenntniß der Natur. Diese Wälder vermodern, wenn ihre Zeit gekommen ist; diese Berge verlieren mit jedem Tage von ihrer Höhe; der Ocean zieht sich von seinen Gestaden zurück und vertrocknet, und auch diese Sonne, und mit ihr alle Gestirne des Himmels, sie werden alle dermaleinst verlöschen, und von ihnen allen wird dort oben, wie von Babylon und Karthago hier unten, keine Spur mehr gefunden werden. Auch diesen Gestirnen, diesem unermeßlichen Wald von Welten, ist demnach eine Gränze gesteckt. Auch sie werden, wenn sie verblüht haben, fallen, wie die welken Blätter unserer Bäume, den Winden zum Spiele hingegeben, und dieselbe Woge, die sie so lange getragen hat, wird sie, wenn ihre Zeit gekommen ist, auch hinabziehen in die ewige Nacht. Das Ephemeron lebt nur wenige Stunden; der Mensch, wenn das Glück ihm günstig ist, achtzig Jahre; Reiche und Nationen zählen ihre Lebensdauer nach Jahrhunderten; unsere Gebirge nach vielen Jahrtausenden, und die Gestirne des Himmels, an deren Bewegungen wir diese Jahrtausende abmessen, vielleicht noch Milliarden solcher Perioden — aber wenn einmal ihre Dauer um, und ihre Bestimmung erfüllt ist, wenn einmal auch die Gewichte dieser großen Weltenuhr abgelaufen sind, dann wird auch sie still stehen, und von allem, was da war, wird nichts mehr seyn, als der Moder der Verwesung, aus dem nur durch den Hauch der Allmacht wieder ein anderes Leben in neuen Formen, eine neue Welt hervorgehen kann, wie hier unten, nach jeder winterlichen Erstarrung unserer Fluren, der kommende Frühling wieder Leben über sie ausgießt, und neue Gebilde aus dem erstorbenen Boden hervorruft.

Die drey letzten Kapitel des zweyten Buches widmet er der Untersuchung, ob die drey Naturgesetze, der allgemeinen Schwere, der Bewegung und der Friction, die zweckmäßigsten aus allen möglichen, und daher eben die mit weisem Vorbedacht gewählten seyn mögen. — Nach einigen propädeutischen Betrachtungen über unser Unvermögen, Fragen dieser Art genügend zu beantworten, da es keineswegs in unserer Macht steht, das Ganze der gegenwärtigen Natur, und noch weniger des gränzenlosen Reichs der Möglichkeiten zu übersehen, geht er zu der näheren Betrachtung des ersten der drey erwähnten Gesetze über, nach welchem nämlich jedes Massenelement alle anderen Elemente des Universums im verkehrten Quadrate seiner Entfernung anzieht. Nach diesem Gesetze werden z. B. drey Planeten, die in der Entfernung 1, 2 und 3 von der Sonne abstehen, von dieser in den Verhältnissen 1, $1/4$ und $1/9$ angezogen, und diese Planeten beschreiben zugleich, in Folge desselben Gesetzes, Linien der zweyten Ordnung oder sogenannte Kegelschnitte, in deren einem Brennpunkte die Sonne liegt. Betrachtet man aber die Bewegung der Körper in geringen Höhen über der Oberfläche der Erde, wo daher die Entfernungen derselben von dem Mittelpunkte der Erde, in Beziehung auf den Halbmesser der letzten, alle als unter sich gleich, also auch die auf sie wirkende Kraft der Erde als constant angenommen werden kann, so findet man, daß, vermöge dieser Gesetze, die auf der Oberfläche der Erde frey fallenden Körper sich so bewegen, daß ihre Geschwindigkeiten den Zeiten, und die von ihnen zurückgelegten Räume den Quadraten dieser Zeiten proportional sind. Auf diese zwey Sätze lassen sich bekanntlich alle Bewegungen reduziren, die wir am Himmel und auf der Erde beobachten.

Es entsteht nun die Frage, ob dieses Gesetz der allgemeinen Schwere, dessen Entdeckung wir bekanntlich Newton verdanken, das beste und zweckmäßigste aus allen anderen ist, oder, da die so gestellte Frage für uns vielleicht unbeantwortbar seyn wird, ob sich wenigstens mehrere Vortheile angeben lassen, welche diesem Gesetze ausschließend zukommen?

Zuerst läßt sich, allerdings nur durch Rechnungen, die hier nicht näher angeführt werden können, zeigen, daß es um die Einrichtung der Natur sehr übel stehen würde, wenn der Urheber derselben irgend ein directes Verhältniß der Kraft zur Entfernung gewählt hätte, d. h. wenn die Kraft der Anziehung eines Körpers auf einen anderen mit der Entfernung derselben zunehmen möchte, während sie jetzt, wie das Quadrat dieser Entfernung, abnimmt, und daß daher alle diese directen Verhältnisse, als unzweckmäßig, ausgeschlossen werden müssen. Wenn z. B.

die Kraft sich direct wie die erste Potenz der Entfernung verhielte, so würden zwar noch alle Planeten und Kometen, wie vorhin, Linien der zweyten Ordnung beschreiben; aber die Sonne würde nicht mehr in dem Brennpunkte, sondern sie würde in dem Mittelpunkte dieser Linien stehen, und, bey geschlossenen Bahnen, würden die Umlaufszeiten aller dieser Körper um die Sonne unter sich vollkommen gleich seyn, so daß z. B. Merkur und Uranus in derselben Zeit sich um die Sonne bewegen würden, während jetzt die Umlaufszeit des ersten dieser Planeten nur 88 Tage, die des anderen aber 30687 Tage oder nahe 80$^{2}/_{5}$ Jahre beträgt. Dieß möchte nun immerhin mitgehen, und wir könnten uns vielleicht solche Planeten, ohne Schaden für uns oder für das ganze System, noch gefallen lassen. Allein mit der Bewegung der Körper auf der Oberfläche unserer Erde würde es dafür desto sonderbarer werden. Diese Körper würden nämlich gar nicht mehr gegen die Erde fallen. Die Sonne und die Planeten, welche alle weit mehr von diesen Körpern entfernt sind, als die Erde selbst, würden auch diese Körper um so mehr anziehen, je weiter sie davon entfernt sind. Jeder Stein, jeder Ball, einmal aus der Hand gelassen, würde sofort, als ein neuer kleiner Mond, um die Erde fliegen, ohne je wieder auf die Oberfläche derselben zurückzukehren. Alle Körper auf dieser Oberfläche, die belebten wie die leblosen, würden, wenn sie nicht an dieselbe fest angeschlossen wären, unstät um sie schwanken, ohne weiteren Zusammenhang, ohne Gleichgewicht, ohne weiter eine Beziehung gegen die Erde selbst zu äußern. Ein solcher Zustand würde eine allgemeine Verwirrung dieser Körper erzeugen, von welcher es schwer seyn mag, sich einen angemessenen Begriff zu machen. — Andere directe Gesetze der Gravitation würden offenbar alle dieselbe Folge für die irdischen Körper haben, und überdieß auch in der Bewegung der Planeten große Unregelmäßigkeiten erzeugen, so daß daher diese directen Gesetze völlig ausgeschlossen werden müssen.

Es sind demnach bloß diejenigen Gesetze noch zu untersuchen, in welchen sich die Kraft verkehrt wie irgend eine positive Potenz der Entfernung verhält. Die Geometer haben sich schon in früheren Zeiten mit den hieher gehörenden Aufgaben viel beschäftigt. Newton fand bereits, daß für die dritte Potenz dieser Art die Planeten im Allgemeinen hyperbolische Spiralen um die Sonne beschreiben würden, und daß, für die dritte Potenz, die Bahnen derselben Kreise seyn würden, wo aber der Mittelpunkt der Sonne in der Peripherie dieser Kreise liegt. In beyden Fällen würden die Planeten in kürzerer oder längerer Zeit in die Sonne stürzen, und das ganze System könnte keinen Bestand haben.

Selbst für die erste Potenz, oder wenn die Kraft sich verkehrt wie die Entfernung verhält, würde die Bewegung der Planeten um die Sonne von so vielen Unordnungen und Anomalien begleitet seyn, daß eine längere Dauer derselben höchst unwahrscheinlich wird. Unser Verf. hat mehrere der hieher gehörenden Fälle in einem eigenen Werke (On the free motion of Points and on universal gravitation, Cambridge 1832) analytisch discutirt, und dafür sehr interessante Resultate gefunden. Ohne uns hier dabey aufzuhalten, bemerken wir nur, daß bey allen diesen indirecten Gesetzen, bloß das der Natur ausgenommen, die Bahnen der himmlischen Körper keine einfachen Curven, sondern meistens höchst complicirte und in einander verschlungene krumme Linien seyn würden, und daß daher z. B. bey unserer Erde die Jahreszeiten nicht mehr mit denselben Entfernungen von der Sonne zusammenfallen würden, wodurch, da diese Entfernungen unter sich viel mehr verschieden, als jetzt, ausfallen, diese Jahreszeiten selbst bis zur völligen Nichterkennung derselben verworren werden müßten.

Merkwürdig ist ferner noch, daß das Naturgesetz unter allen möglichen, ein einziges ausgenommen, dasjenige ist, in welchem Kugeln von willkürlicher Größe äußere Punkte genau eben so anziehen, als ob die Masse der Kugel in ihrem Mittelpunkte vereinigt wäre. Zwar hat auch das Gesetz, nach welchem die Anziehung sich wie die Entfernung verhält, dieselbe Eigenschaft; aber wir haben bereits oben gesehen, welche Unordnungen dieses Gesetz unter den Körpern auf der Oberfläche der Erde erzeugen würde. Nur dadurch ist es uns möglich gewesen, die Bewegung der himmlischen Körper, da dieselben sehr nahe eine kugelförmige Gestalt haben, zu berechnen. Wenn sie irgend eine andere Form hätten, und wenn wir gezwungen wären, bey der Untersuchung ihrer Bewegungen auf diese Form Rücksicht zu nehmen, so würden die für einen solchen Fall nothwendigen Rechnungen alle Kräfte des menschlichen Geistes übersteigen, und wir würden über die Einrichtung unseres Sonnensystems noch in demselben Dunkel schweben, mit dem sich unsere Vorfahren vor mehreren Jahrtausenden zufrieden stellen mußten. Wenn sich z. B. die Anziehung wie verkehrt die Entfernung verhielte, so würde die Attraction einer Kugel auf einen äußeren Punkt nicht mehr durch einen einzigen, einfachen und geschlossenen Ausdruck, sondern nur durch eine unendliche Reihe gegeben werden können, deren jedes Glied für sich einem einzelnen Gesetze gleichgeachtet werden müßte.

Die nun S. 221 u. f. folgenden Untersuchungen, ob die Attraction der Masse eigenthümlich ist, ob sie in einem Druck

oder Impuls besteht, oder ob sie, nach Le Sage in seinem Lucrece Newtonien, von den Strömungen eines Aethers kömmt, der alle Räume erfüllt, und, indem er sich nach allen Richtungen in gerader Linie bewegt, alle Körper durchdringt u. s. w., können hier als überflüssig ganz übergangen werden, da Dinge dieser Art keiner Rechnung unterworfen werden können, und daher besser unseren Metaphysikern überlassen bleiben.

Interessanter ist dafür, was er S. 226 über den bekannten Versuch Clairault's, das Gesetz der Schwere zu verbessern, mittheilt. Newton hatte durch Rechnung gefunden, daß die Apsidenlinie des Mondes in achtzehn Jahren die ganze Peripherie des Kreises zurücklege, da dieß doch, den Beobachtungen zufolge, schon in neun Jahren geschieht. Die Geometer bemühten sich lange vergebens, diesen Widerspruch zwischen Theorie und Beobachtung zu heben. Clairault kam endlich auf die Idee, dem von Newton gefundenen Gesetze noch ein zweytes, gleichsam als Zusatz, anzuhängen. Nach dieser sogenannten Correction sollte die Anziehung der Erde und überhaupt aller Körper aus zwey Gliedern bestehen, deren das eine größere wie verkehrt das Quadrat der Entfernung, und das andere, viel kleinere, wie verkehrt die vierte Potenz der Entfernung sich verhält. In der That gelang es ihm, durch dieses zweygliedrige Naturgesetz jene Erscheinung in den Apsiden der Mondesbahn den Beobachtungen gemäß darzustellen. Allein dem ungeachtet lehnte sich Büffon gegen diese Erklärung nicht ohne Heftigkeit auf. Ohne sich auf mathematische Gründe einzulassen, von denen er nichts verstand, suchte er seinen Gegner durch metaphysische oder teleologische Argumente zu bekämpfen. Die Anziehung, sagte Büffon, ist die Folge einer Emanation, und sie muß sich daher, wie verkehrt das Quadrat der Entfernung, verhalten, wie wir das auch bey leuchtenden, riechenden, wärmenden Körpern sehen. Da ferner dieses Gesetz schon durch so viele Thatsachen streng erwiesen ist, so muß diese einzige Ausnahme auf einem anderen Wege ihre Erklärung finden. Auch fand Büffon es der Natur ganz unangemessen, zwey Gesetze aufzustellen, wo eines schon genügt hätte u. dgl. Darauf entgegnete Clairault, daß wir noch gar nicht wissen, daß die Intensität des Lichtes, der Wärme und des Geruchs sich verkehrt, wie das Quadrat der Entfernung verhalte; daß wir eben so wenig wissen, ob die Anziehung eine Folge der Emanation ist; daß jenes erste, einfache Gesetz noch gar nicht in aller Strenge erwiesen ist, sondern nur so weit, als unsere Beobachtungen gehen, die aber noch immer so unvollkommen sind, daß jenes zweyte, kleinere Glied dabey noch nicht fühlbar geworden ist; daß wir von den Absichten der Natur, von ihrer Liebe

zur Einfachheit und Sparsamkeit, gar nicht sprechen können, weil wir das Ganze nicht übersehen, und daß wir endlich in der Cohäsion der Körper, in der Capillar-Attraction und in so vielen anderen Fällen Beyspiele genug von Gesetzen haben, die nicht wie die verkehrten Quadrate der Entfernungen sich verhalten u. f. Man sieht, was man auch gegen diese Einwendungen jetzt, wo diese Kenntnisse der Natur sich schon mehr erweitert haben, wieder einwenden könnte. — Am Ende zeigte sich, daß der ganze lange Streit unnütz war, und daß die Ursache dazu in einem Rechnungsfehler lag, den Newton und alle seine Nachfolger bis auf Clairault begangen hatten. Sie alle hatten die, allerdings etwas lange und beschwerliche Rechnung so weit fortgeführt, als sie für nöthig hielten, das gesuchte Resultat der Wahrheit nahe genug zu erreichen. Aber erst viel später fand Clairault selbst, indem er dieselben Rechnungen noch einmal mit größerer Sorgfalt vornahm, daß einige Glieder derselben, die bisher als ganz unbedeutend weggelassen wurden, durch eine unerwartete Wendung des Kalkuls, viel bedeutender wurden, als man anfangs glaubte, und indem er nun diese bisher vernachläßigten Glieder in seine Rechnung aufnahm, fand er sofort die gewünschte vollkommene Uebereinstimmung zwischen der Theorie und den Beobachtungen.

Der Verf. geht dann S. 231 zu der näheren Untersuchung der bekannten Axiome der Mechanik über. Die englischen Schriftsteller über diesen Gegenstand erkennen mit Newton drey dieser Axiome: 1) Das sogenannte Gesetz der Trägheit; 2) das der Proportionalität der Kraft mit der Geschwindigkeit, und 3) das der Gleichheit der Wirkung einer Kraft, sie mag auf einen ruhenden oder auf einen bereits in Bewegung begriffenen Körper angebracht werden. Dieses letzte Axiom führt bekanntlich unmittelbar auf die Zerlegung oder auf das Parallelogramm der Kräfte, aber die französischen Schriftsteller über Mechanik erkennen dasselbe nicht mehr als ein Axiom, sondern als ein Theorem, dessen Wahrheit sie zu beweisen suchen.

Das erste der oben genannten Axiome besteht darin, daß ein ruhender Körper immer ruhen, und ein in Bewegung begriffener sich immer in derselben Richtung und mit derselben Geschwindigkeit bewegen wird, so lange keine weitere äußere Kraft auf ihn einwirkt. Der Verf. sucht nun, seiner Absicht gemäß, zu zeigen, daß diese Einrichtung wieder die beste, ja die einzige seyn soll, welche der Urheber der Natur wählen konnte, um seinem Werke Halt und Dauer zu geben. Er gesteht aber gleich anfangs selbst, daß dieses Unternehmen mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß Discussionen dieser Art einen zu-

rückstoßenden, scholastischen Charakter an sich tragen, da sie mehr auf Wortstreit, als auf eine gründliche Erwägung der Sache selbst führen. Wir wollen ihm in seinen Versuchen nicht folgen, da sie in der That am Ende zu nichts führen, und bloß bemerken, daß er, als einziges Beyspiel in der Natur, die Bewegung der Erde um sich selbst und um die Sonne, für sein Axiom aufzufinden weiß. »Man behauptet,« sagt er, »daß jede »Bewegung offenbar immer dieselbe bleiben muß, so lange nichts da ist, was sie ändern sollte. Allein das heißt,« entgegnet er, »mit bloßen Worten streiten. Man sieht dabey die Geschwin»digkeit oder die Bewegung eines Körpers als ein Ding »an sich an, das schon a priori einen Anspruch auf unverän»derliche Beständigkeit hat. Aber warum soll die Geschwindig»keit eines Körpers immer dieselbe bleiben, und warum nicht auch »z. B. seine Temperatur? Heiße Körper werden mit der Zeit küh»ler, wenn sie sich selbst überlassen bleiben; warum sollen nicht »auch bewegte Körper, sich selbst überlassen, mit der Zeit sich »weniger, langsamer bewegen? Wie soll ein Körper in der näch»sten Secunde tausend Fuß beschreiben, bloß weil er in der vor»hergehenden Secunde ebenfalls tausend Fuß beschrieben hat? — »Allerdings, die Erfahrung zeigt uns, daß es so ist. Aber könnte »es nicht auch anders seyn? — Wir wissen es nicht. Aber so »viel wissen wir, daß, wenn es anders wäre, es nicht besser »seyn würde, als es jetzt ist. Wenn z. B. die Bewegungen der »himmlischen Körper mit der Zeit von selbst immer langsamer »würden, so müßte am Ende die ganze große Maschine unseres »Planetensystems in den Zustand einer todten Ruhe versetzt wer»den. Wenn unsere Erde jeden folgenden Umschwung um ihre »eigene Achse auch nur um den hundertsten Theil einer Secunde »langsamer machte, so würde seit 6000 Jahren, seit dem An»fange unserer Menschengeschichte, der Tag schon um volle sechs »Stunden länger geworden seyn, als er im Anfange dieser Pe»riode war. In 24000 Jahren nach jener Epoche würde unser »Tag noch einmal so groß oder gleich 96 Stunden seyn, und in »720000 Jahren würde er 30mal so lang als jetzt seyn, oder »jeder Tag der Erde würde einen ganzen gegenwärtigen Monat »betragen. Dadurch würden die vielen Einrichtungen der Natur, »die so innig mit der Länge des Tages zusammenhängen, in die »größten Unordnungen gerathen. Und noch schlimmere Folgen »würde eine ähnliche Vermehrung der Geschwindigkeit in der »jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne haben. Mit je»dem Jahre würde sie der Sonne mehr und mehr genähert wer»den; sie würde in immer kleineren Windungen und mit immer »größerer Geschwindigkeit um die Sonne kreisen, und endlich auf

»sie stürzen. Dasselbe würde der Fall mit allen anderen Plane- »ten und Kometen seyn, und das ganze Sonnensystem würde, »am Ende einer bestimmten Periode, in einem einzigen ungeheu- »ren Klumpen, in einer ungeformten, allem Leben widerstreben- »den Masse bestehen.«

Mit besonderem Fleiße scheint der Verf. das letzte Kapitel des zweyten Buches, von der Friction, S. 238 u. f., aus- gearbeitet zu haben. Zuerst betrachtet er sie als das beste und am meisten verbreitete Mittel, die Bewegung, wo wir sie nicht haben wollen, zu hindern. Ohne Friction würden wir nicht, oder doch nicht ohne große Mühe, stehen und gehen können, wie jedem das Glatteis lehrt. Daß aber auch das glatteste Eis noch Friction hat, zeigt uns jeder auf dasselbe geworfene Stein, der wohl weiter, als auf der rauhen Erde, fortgeht, aber doch bald, in Folge der Friction, stille steht. Auf einem ganz glat- ten Eis und mit ganz glatten Schuhen würde auch der beste Schlittschuhläufer nicht mehr gehen können. Nur die Friction ist die Ursache, daß wir beym Gehen den einen Fuß, ohne zu gleiten, feststellen können, während wir den anderen Fuß und den ganzen Körper vorwärts bewegen. Beym Laufen, Hüpfen, oder wenn wir größere Lasten durch Anstemmung unseres Kör- pers weiter schieben wollen, sehen wir noch deutlicher, wie ab- hängig alle unsere Kraftäußerungen von der Friction sind. Ohne ihre Hülfe würden wir keinen Gegenstand mit unseren Händen festhalten, keines unserer Instrumente handhaben, nicht einmal unsere Messer und Gabeln gehörig gebrauchen können. — Man hat Häuser ohne Mörtel, bloß durch auf einander gelegte, wohl geformte Steine erbaut, und solche Gebäude selbst sehr fest und dauerhaft gefunden. Die Friction vertritt hier die Stelle des Mörtels, des Kittes und aller übrigen Bindungsmittel. Ohne Friction würden die Steine eines solchen Gebäudes von dem lei- sesten Winde, wie die dürren Blätter eines Baumes, aus einan- der gestreut werden. Ja selbst der Mörtel hält diese Steine nicht etwa so zusammen, wie es Klammern oder Ketten thun würden — er vermehrt nur die Friction dieser Steine, und gibt dadurch vorzüglich dem Gebäude seine Festigkeit.

Man hält diese Friction gewöhnlich für eine unbedeutende, kleine Kraft. Allein sie ist im Gegentheile oft sehr groß. Für einen auf ebenem Boden liegenden Körper beträgt sie den dritten, den halben Theil, ja oft das Ganze seines Gewichtes. Die Friction, welche die Gewölbsteine einer Brücke leiden, kann so groß werden, daß sie dem Gewichte der ganzen Brücke nahe kommt. Nach unserer Theorie gibt es nur bestimmte Formen von Gewölben, die halten; allein in der Ausführung halten auch

viele solche Formen, die es, nach der Theorie, nicht thun würden, und es würde eine nicht leichte Aufgabe der Baukunst seyn, ein Modell einer Brücke zu machen, das nach seiner Vollendung zusammenfallen muß. Andere auffallende Wirkungen der Friction sehen wir bey dem Hinabwinden großer Fässer in tiefe Keller, wo bloß einige Windungen des Seils um einen Cylinder von Holz die große Last des Fasses im Gleichgewichte halten. Auch bedienen wir uns, oft ohne es zu wissen, dieser Kraft in allen unseren Künsten und Handwerken, selbst im gemeinen Leben, vorzüglich um dadurch Ruhe, Stabilität und gemäßigte Bewegung hervorzubringen. Diese Kraft ist immer zu unserem Dienste bereit, sie ermüdet nie, sie steigt mit unseren Bedürfnissen, sie regulirt und controllirt alle Bewegungen, tritt allen anderen, wenn sie zu heftig werden, hindernd entgegen, und gewinnt endlich auch die Oberhand über alle anderen irdischen Kräfte, so groß und heftig und andauernd diese letzten auch seyn mögen. Ohne ihre wohlthätige Hülfe würden unsere Tassen und Bücher, die auf unseren Tischen liegen, würden diese Tische selbst und was sonst unbefestigt in unseren Zimmern steht, so wie die losen Erdschollen und die Steine auf unseren Feldern in immerwährender Bewegung seyn, und jeder Fußtritt auf dem Zimmer, jedes Lüftchen auf dem Felde würde alle diese Gegenstände durch einander jagen, und wir würden in unseren Wohnungen nur wie in einem vom Sturme hin und her geworfenen Schiffe leben können.

Es ist im hohen Grade merkwürdig, daß diese Kraft, die auf der Erde eine so große, weitverbreitete Rolle spielt, am Himmel gar nicht gefunden wird. Auf der Erde finden alle Bewegungen, welcher Art sie auch seyn mögen, durch die Friction ein frühes Ende — selbst unsere Maschine, durch welche wir die Bewegungen der Himmelskörper darstellen wollen, muß täglich aufgezogen werden, wenn sie nicht stille stehen soll — diese Himmelskörper selbst aber gehen seit Jahrtausenden ihren Gang ungestört fort, und wir wenigstens sehen nichts, was sie auch fernerhin in ihrer Bewegung aufhalten sollte. Und doch folgen die Planeten ganz demselben Gesetze der allgemeinen Gravitation, welchem auch die Steine gehorchen, die auf der Oberfläche der Erde geworfen werden. Aber dort erzeugt dieses Gesetz eine immerdauernde Bewegung, während hier, auf der Erde, der entgegengesetzte Zustand vorherrscht, der Zustand, in welchem Ruhe die Regel ist, und Bewegung, stets unterbrochene und gehinderte Bewegung, nur als Ausnahme von dieser Regel erscheint. In der That, auf der Oberfläche dieser selbst so festen Erde ist Festigkeit und Ruhe die prädominirende Erschei-

nung, und zwar nicht bloß in den einzelnen Körpern selbst und in dem Zusammenhange ihrer Theile, sondern auch unter den verschiedenen, auf dieser Erde zerstreuten Körpern, die, wenn das sie an die Erde bindende Gesetz der Friction aufgehoben wäre, alle sofort ihre Stellen verlassen, und einen allgemeinen, durch keine andere Kraft mehr zu hindernden Tanz beginnen würden, der sie immerwährend unter und über einander treiben, und der die Erde völlig unbewohnbar machen müßte.

Und wenn, im Gegentheile, dieselbe für uns so wohlthätige Kraft sich auch bis in jene hohen Regionen erstreckte, in welchen die Planeten und Kometen ihre Bahnen um die Sonne beschreiben, dann würde es mit der Herrlichkeit des ganzen Systems bald zu Ende gehen. Wenn diese Planeten, wie Decartes wollte, sich in flüssigen Mitteln bewegen, und wenn diese Mittel dem Gesetze der Friction unterliegen, so würden sie ihre Bewegungen immer mehr verzögern, der Sonne mit jeder neuen Revolution näher rücken, und endlich alle in ihren versengenden Schooß hinabstürzen.

Sonach ist diese Kraft, die auf der Erde ihren wohlgegründeten Thron aufgeschlagen hat, aus den Räumen des Himmels gänzlich verwiesen. Hier ist sie nothwendig, und hier ist sie auch aller Orten — dort könnte sie nur schaden, und man findet sie nirgends. Und Beydes, so entgegengesetzt es auch scheinen mag, diese allgemeine Aufnahme hier unten und diese völlige Verbannung dort oben, Beydes dient doch nur zu einem und demselben Zwecke, zur Erhaltung der Stätigkeit in dem Laufe der ganzen Natur. Das stabile Gleichgewicht aller irdischen, uns zunächst umgebenden Dinge, so wie die eben so unwandelbare Bewegung der Himmelskörper in ihren weiten Bahnen — beydes ist nur eine Folge, hier des Daseyns und dort der Abwesenheit dieser wunderbaren Kraft.

Das nun S. 251 folgende dritte und letzte Buch dieser Schrift ist Religious View überschrieben, und enthält, unter vielen Wiederholungen und Zusammenstellungen des bereits in den zwey ersten Büchern Gesagten, diejenigen Folgerungen, wegen welchen das ganze Buch geschrieben ist, nämlich seine Art, den kosmologischen Beweis für die Existenz des höchsten Wesens, des Schöpfers, Erhalters und Lenkers des Weltalls zu geben. Da aber das, was er hier beweisen will, für jeden Leser von gesundem Menschenverstande ohnehin unbestritten und unbestreitbar zugleich ist, und da der Verf. bereits in den zwey ersten Büchern seiner Schrift diesen Ton schon so oft angestimmt hat, so, daß beynahe jeder einzelne Paragraph immer mit demselben Refrain schließt, so hätte er, um nichts, auch das Wichtigste nicht, zweymal zu

sagen, entweder dort oder hier sich seine Mühe besser ersparen können. Am besten hier ohne Zweifel, da das ganze letzte Buch dieser Schrift, wie gesagt, meistens nur Wiederholungen enthält, die, in dem breitesten Predigertone vorgetragen, nichts weniger als vortheilhaft gegen die übrigen Theile des Werkes erscheinen, so daß dieses letzte Buch, bey einer zweyten Auflage des Ganzen, recht gut wegbleiben kann, wo dann die beyden ersten Bücher, wenn noch in ihnen die erwähnten ewig wiederkehrenden Refraine apocopirt werden, als eine recht gut und schön geschriebene populäre Physik und Astronomie gelten können, die gewiß jeden Leser, der für Gegenstände dieser Art Sinn hat, sehr freundlich ansprechen, und ihn auch, wenn es ihm nicht ganz an gemüthlicher Stimmung fehlt, von selbst auf jene Folgerungen führen werden, ohne daß es nöthig wäre, sie ihm auf jedem Blatte aufzudrängen, und gleichsam darauf hinzustoßen.

Dieselbe, an sich selbst allerdings sehr lobenswürdige Tendenz dieser Schrift, die den Verf. zu diesen immer wiederkehrenden Versicherungen und Betheuerungen einer Sache, die sich doch ohnehin schon gleichsam von selbst versteht, verleitet hat, führte ihn auch noch auf einen anderen Abweg, der mit einiger Umsicht eben so leicht zu vermeiden gewesen wäre. Er beweist zu viel, und er sucht die Kraft der Wahrheit nicht in der Stärke, sondern in der Anzahl seiner Beweise. Wenn die Sache, die er dadurch beweisen will, nicht schon ohne ihn so wohl begründet wäre, so könnte er ihr dadurch nur schaden. Wir haben bereits oben schon mehrmal Gelegenheit gehabt, solche wenig überlegte Exaggerationen, z. B. von dem Kalender der Flora, anzuführen. So behauptet er S. 70 in einem seiner teleologischen Anfälle, daß die Natur jeder einzelnen Stelle der Erde absichtlich eigene Pflanzen gegeben habe, damit dadurch die Menschen zum Austausch der Produkte ihrer Länder, zum Handel, und dadurch zur gegenseitigen Bildung veranlaßt, ja gleichsam gezwungen werden, da doch dieser Satz nur, wenn er umgekehrt wird, seine natürliche Stellung erhält. Denn sonst würde auch jene bekannte Phrase richtig seyn, daß die Natur die größten Ströme absichtlich bey den größten Städten vorbeygeleitet habe, damit die Leute doch hinlänglich Wasser zum Trinken und Waschen haben mögen. — So soll, wie es auf einer anderen Stelle heißt, dem Landbauer jeder Gegend ich weiß nicht welcher instinctartige Trieb angeboren seyn, nicht die vaterländischen Gewächse auf seinen Feldern und Gärten zu pflanzen oder zu veredeln, sondern vielmehr fremde, ausländische Pflanzen zu ziehen, und diesem Instinkt haben wir es zu danken, daß wir jetzt so viele Früchte auf unserem Boden haben, die man früher nur in

viel wärmeren Gegenden angetroffen hat. Auch dieser, wie so mancher andere Satz, ist wieder schief gestellt, und bedarf daher einer Berichtigung. Als unsere Vorfahren, die alten Deutschen, ihre Eichenwälder verließen, und gegen das römische Reich vordrangen, bedurften sie kaum eines eigenen Instincts oder einer prädestinirten Einrichtung ihres Organismus, um die feinen, schmackhaften Obstsorten und Weine Italiens ihren vaterländischen Holzäpfeln und ihrem Meerrettich vorzuziehen, und die bloße Kenntniß jener besseren Dinge war wohl schon hinreichend, auch den Besitz derselben wünschenswerth zu finden.

Beweise dieser Art, und wie viele dergleichen findet man in dieser Schrift, beweisen eigentlich gar nichts, oder doch gewiß nicht das, was der Verf. so gern durch sie bewiesen haben möchte. Es gibt ja so viele andere, weit bessere, und ein einziger wahrhaft guter und unwiderlegbarer wird hundert anderen dieser Art vorzuziehen seyn.

Der Verf. müht sich ab, von allem, was er in den verschiedenen Gegenden der Erde findet, zu beweisen, daß es auch da, und nur da gefunden werden muß, und daß nichts anderes mehr daselbst gefunden werden kann. Allein dieß heißt von den Kräften der Natur, und noch mehr von Demjenigen sehr menschlich, also kleinlich denken, der eben diese Kräfte in die Natur gelegt, und sie so gebildet hat, daß sie sich mit unendlicher Schmiegsamkeit den mannigfaltigsten Verhältnissen accommodiren kann. Dieselben Stellen, die früher vom Meere bedeckt waren, sind jetzt trocken gelegt, und bilden das Festland, und die Gipfel unserer höchsten Berge bildeten vielleicht vor Jahrtausenden den Boden des Oceans. Aber sie alle tragen in ihrem jetzigen Zustande noch immer die demselben angemessenen Pflanzen und Thiere, wie sie es in ihrem früheren Zustande mit anderen Pflanzen und Thieren gethan haben: überall ist Leben, und überall wird Leben seyn, welche Veränderungen auch die Folge der Zeiten auf unserer Erde herauffführen mag. Wir wünschen uns Glück, bis zu der Erkenntniß vorgedrungen zu seyn, daß alles, was wir um uns sehen, so zweckmäßig eingerichtet sey, daß es gar nicht anders mehr seyn könne. Aber wir würden noch viel mehr Ursache haben, uns zu unserer Kenntniß der Natur Glück zu wünschen, wenn wir einsehen könnten, wie diese selbe Natur, auch unter ganz anderen Verhältnissen, wieder neue und eben so angemessene Kräfte zu entwickeln, eben so zweckmäßige Erzeugnisse in derselben Fülle hervorzubringen im Stande ist. Wir bewundern es, daß alles so ist, wie es, nach unserer Meinung, seyn muß; aber müssen wir es nicht noch viel mehr bewundern, daß dieselbe Kraft des immer und unter allen Verhältnissen thätigen

Lebens, welche die schaffende Allmacht in die Natur gelegt hat, unter anderen Bedingungen auch ganz andere Geschöpfe hervorbringen kann, die eben so gut und zweckmäßig sind, als sie, diesen neuen Bedingungen gemäß, wieder seyn müssen? — Unsere Erde muß vor Zeiten ohne Zweifel ganz mit Wasser bedeckt, und die Temperatur, ja die ganze Beschaffenheit ihrer Oberfläche muß von der gegenwärtigen so sehr verschieden gewesen seyn, daß sie, nicht nur für den Menschen, der damals noch nicht war, sondern für beynahe alle die Thiere und Pflanzen, die wir jetzt auf dem Festlande und auf den Inseln sehen, nicht anders als ganz unbewohnbar seyn mußte. Dafür erzeugte sie in jener ersten Periode andere Thiere und Pflanzen, die zu jenem Zustande eben so gut paßten, wie die jetzt lebenden dem gegenwärtigen Zustande der Erde angemessen sind. Wer mag es läugnen, daß vielleicht schon mehrere solche Perioden, mehrere solche totale Metamorphosen der ganzen Erde vorübergegangen sind, und daß ihnen auch noch mehrere folgen werden? Sehen wir nicht in den Eingeweiden dieser Erde, so wie auf den Gipfeln ihrer höchsten Berge die Trümmer jener untergegangenen Vorwelt, die Ueberreste und Abbildungen von so vielen Pflanzen und Thieren, zu welchen wir, in der heutigen Welt, die Originale vergebens suchen? Und warum sollten diese Verwandlungen, so gewaltsam und zerstörend sie auch unseren kurzsichtigen Blicken erscheinen, warum sollten sie, verbunden mit jener Schmiegsamkeit der Natur, sich selbst den entgegengesetztesten Verhältnissen anzupassen, nicht eben so, ja noch viel mehr in den Plan ihres unendlichen Urhebers gehören dürfen, als diese starre, unbeholfene Natur unseres Professors, die nur für einen einzigen Zustand paßt, und bey der geringsten Veränderung desselben sogleich ihrem Untergange entgegen zu eilen droht? Er glaubt gefunden zu haben, warum wir nur zwey Füße, andere Thiere aber vier, und wieder andere hundert erhalten haben; er hat uns gezeigt, daß die Füße zum Gehen und die Flügel zum Fliegen gehören, und er hat uns mit vielem Scharfsinne bewiesen, warum alle Thiere gerade an den Stellen, wo sie ihre Augen tragen, auch eben so viele Löcher in den Pelz geschnitten haben. — Wir wollen ihm seine Freude nicht verkümmern, und uns indeß damit trösten, daß wir von dem Ganzen und von dem diesem Ganzen zum Grunde liegenden Plane eben so wenig, als er selbst, wissen; daß wir aber dieser Unwissenheit und der aus ihr entspringenden Ehrfurcht vor dem, was wir nicht begreifen können, angemessener halten, entweder, was das Beste wäre, ganz zu schweigen, oder doch, wenn wir ja unser thörichtes Lob, denn was kann es anders seyn, für wichtig genug oder gar für nothwendig halten,

wenigstens nicht so menschlich beschränkt zu loben, und am Ende noch sich selbst zu schmeicheln, man habe was Großes gethan, indem man das Höchste, weil man es nicht erreichen konnte, wenigstens zu sich herabzuziehen versucht habe.

Noch dürfen wir eine Bemerkung nicht unterdrücken, die sich uns an mehr als einer Stelle dieses Werkes aufgedrängt hat. Es ist kein Zweifel, der Verf. entwickelt in demselben viele und vielseitige Kenntnisse, selbst solche, die eine nähere Bekanntschaft mit Mathematik und Astronomie bezeugen, und die man sonst auch bey hochgebildeten Männern, nicht nur bey uns, sondern auch im Auslande selten genug antrifft. Auch ist der Styl ausgezeichnet und sein Vortrag schön, und, wo sich die Gelegenheit dazu anbietet, selbst blühend zu nennen. Allein für ein Werk dieser Art, das doch, zwar nur für Gebildete, aber doch auch für einen größeren Kreis von nicht streng wissenschaftlichen Lesern bestimmt ist, ist der Verf. oft nicht deutlich genug, oder vielmehr, um ihm nicht Unrecht zu thun, setzt er zu viel Vorkenntnisse voraus, und bleibt eben deßwegen für den bey weitem größeren Theil seiner Leser dunkel. So will er, um mich durch ein Beyspiel deutlich zu machen, S. 158 beweisen, daß die geringe Excentricität der Erdbahn absichtlich gewählt sey, um dadurch die Jahreszeiten der Erde in derjenigen Ordnung zu erhalten, in welcher sie nun für uns so wohlthätig wirken. Dieß thut er nun mit folgenden Worten, die wir dem Originale möglichst getreu wieder geben: »Eine kreisförmige oder nahe kreisförmige »Bahn der Erde ist die einzige, in welcher wir einen solchen Ver»lauf der Jahreszeiten erhalten können, wie wir denselben jetzt »in der That haben; die einzige, für welche das Klima der nörd»lichen und südlichen Hemisphäre nahe dasselbe ist; und was noch »wichtiger ist, die einzige, für welche der Charakter der Jahres»zeiten für alle Jahrhunderte immer derselbe bleibt. Denn wenn »die Excentricität der Erdbahn beträchtlich groß wäre, so würde »der Wärmeunterschied, der von der Verschiedenheit der Entfer»nung der Erde von der Sonne kömmt, sich mit demjenigen »Wärmeunterschiede vermischen, der von der Lage der Erdachse »gegen die Ekliptik bedingt wird, welcher letzte jetzt eigentlich der »einzig beträchtliche ist. Da nämlich durch die Bewegung des »Periheliums oder der Sonnennähe, die kürzeste Entfernung der »Erde von der Sonne, in verschiedenen Jahrhunderten, auch »auf verschiedene Monate im Jahre fällt, so würde dadurch die »Vertheilung der Wärme über das ganze Jahr nach und nach »völlig umgekehrt werden. Der Sommer und Winter des tropi»schen Jahres, wie wir dasselbe jetzt haben, würde sich nämlich »mit der Hitze und Kälte des anomalistischen Jahres, das eine

»von jenem Jahre verschiedene Dauer hat, vermischen, und die »Folge davon würde seyn, daß die Differenz der zwey Jahres-»zeiten zuweilen sich gegenseitig neutralisiren, zuweilen aber auch »durch Anhäufung dieser Ungleichheiten sich so steigern müßte, »daß dieselbe für uns ganz unerträglich seyn würde.«

Das Vorhergehende ist alles eben so wahr als gut gesagt, aber, wie wir besorgen, nur für astronomische Leser vollkommen verständlich. Die meisten anderen werden diese von dem Verf. gegebene Erklärung, wenigstens bey der ersten Lesung derselben, nur wie durch einen Schleyer sehen, und davon trägt er, der Verf., die Schuld, da das Ganze wohl der Art ist, daß es auch einem der Astronomie völlig fremden Leser mit wenigen Zeilen vollkommen deutlich gemacht werden könnte, ohne erst zu dem gelehrten Apparat von Kunstworten, Excentricität, Perihelium, tropisches und anomalistisches Jahr u. s. f., seine Zuflucht zu nehmen. Es ist ein großer und leider sehr oft wiederkommender Uebelstand selbst der besten neueren populären Schriften, dem ersten Erforderniß einer solchen Schrift, der allen Lesern gleichmäßig zugänglichen D e u t l i c h k e i t, wenn auch nur in einzelnen Stellen, nicht immer zu huldigen, und sich dafür, so oft der Gegenstand mehr Hindernisse darbietet, sogleich in die höheren Regionen zu versteigen, und, statt dem gemeinverständlichen Vortrage, der hier allein zugelassen werden soll, in den streng wissenschaftlichen überzugehen. Die Verfasser finden es allerdings bequemer, in ihrer eingelernten und gewohnten Sprache zu sprechen; aber der Leser versteht sie nicht mehr, wird bey seinem besten Willen um seinen guten Muth, oft bis zu einer Art von Verzweiflung an sich selbst gebracht, und legt endlich in gerechtem Unwillen das Buch zur Seite, wodurch dann der ganze Zweck, den der Verf. durch seine populäre Schrift erreichen wollte, verloren geht. Was man auch gegen das in unseren Tagen so beliebte Popularisiren der Wissenschaften gesagt haben mag, so sind doch die Vortheile desselben so groß, daß dadurch alle Nachtheile, die es etwa haben könnte, mehr als aufgewogen werden. In der That beziehen sich auch diese so oft angeführten Nachtheile nicht auf die Sache selbst, die an sich vollkommen gut ist, sondern nur auf den Mißbrauch derselben. Wo ist aber das Gute, das durch Mißbrauch nicht aufhören könnte, gut zu seyn! — Wenn diese Volksschriften, oder wie man sie sonst nennen mag, von solchen Männern geschrieben werden, die erstens ihren Gegenstand innig durchdrungen haben und vollkommen kennen, und die zweytens die Gabe besitzen, ihre Sache auch dem derselben unkundigen Leser deutlich zu machen, und sich zur Fas-

sungskraft desselben herabzulassen, so ist ihr Nutzen wohl unbestreitbar. Die erste dieser Eigenschaften findet man noch häufig genug, besonders bey den Engländern, deren populäre Schriften über beynahe alle, besonders über die sogenannten Naturwissenschaften, wahrhaft ausgezeichnet sind, wie denn auch ihre Verfasser größtentheils selbst zu den ausgezeichnetsten Männern ihres Faches gehören. Nicht so bey uns, wo sich größtentheils nur die Mittelklasse der Gelehrten und die Anfänger mit diesem Geschäfte befassen; daher denn auch die meisten dieser Schriften, wie z. B. beynahe alle unsere Sonntags-, Pfennig- und Hellermagazine auf jeder ihrer Seiten das Gepräge der Mittelmäßigkeit, der Unwissenheit und Nachläßigkeit ihrer Verfasser an sich tragen. Die zweyte der erwähnten Eigenschaften, die Gabe der lichtvollen Deutlichkeit und die Geduld, die zur Erreichung derselben in vielen Fällen erfordert wird, diese ist überall, auch bey den Britten noch, selten zu nennen, wie man durch gar manches Beyspiel der in allen übrigen Beziehungen vortrefflichsten Schriften dieser Art zeigen könnte. Kaum eines derselben wird man nennen dürfen, in welchem nicht mehrere Stellen, Paragraphe, ja ganze Kapitel an dieser Krankheit darnieder liegen. Es mag allerdings Gegenstände geben, die sich dem mit den nöthigen Vorkenntnissen nicht versehenen Fremdling nur mit vieler Mühe deutlich machen lassen, und wo auch der damit vollkommen vertraute Mann und der geübte Schriftsteller mit dem, was er darüber mit dem ersten Wurfe zu Papier bringt, nicht zufrieden seyn darf, wenn er sonst gewohnt ist, strenge Forderungen an sich zu stellen, sondern wo es einer wiederholten Feile und eines oft langen Sichtens und Abschlemmens bedarf, bis endlich das Ganze fein genug geworden ist, um durch das enge Sieb zu gehen, durch welches allein ein Werk seinen Weg zur Unsterblichkeit finden kann. Denn eigentlich muß sich alles, welcher Art es auch sey, vollkommen deutlich machen lassen, wenn es nur in die rechten Hände kömmt. Das Größte und Schwerste, was der menschliche Geist erfunden hat, das Gesetz der allgemeinen Gravitation, läßt sich jetzt auf den Nagel eines Fingers schreiben, und mehrere mathematische Wissenschaften, wie z. B. die Trigonometrie, die Mechanik u. s, die früher durch ganze Folianten nicht erschöpft werden konnten, sind jetzt, wo man diese Gegenstände besser kennen gelernt hat, auf eine einzige Formel, auf eine einzige Zeile zurückgeführt worden, in welcher, wenn auch nur, wie Liebetraut im Götz sagt, implicite, nicht explicite, die ganze Wissenschaft enthalten ist. Sollte es aber in der That solche Dinge im Reiche der höheren Erkenntnisse geben, die sich durchaus keiner gemeinfaßlichen Erklärung

fügen, und die durchaus nur der strengen Wissenschaft vorbehalten bleiben wollen, so wird es angemessener seyn, sie ganz zu übergehen, als den Leser durch unverständliche Worte zur Verzweiflung zu bringen. Et quae desperat nitescere posse relinquit, was immer besser ist, als sich eitlen Hoffnungen hingeben, und das Unmögliche möglich machen wollen.

Littrow.

Art. III. Mémoires de Fleury, de la Comédie française (1757 à 1820). Paris, Ambroise Dupont, éditeur 1836 — 1838. 6 Bände, 2331 Seiten.

Seit der Erfindung des Drama sind Schauspiel und Schauspieler stets der Gegenstand eines besonderen Interesse für alle civilisirten Nationen gewesen, und nicht ohne Grund ist vielfach behauptet worden, daß man von der Stufe, auf welcher dramatische Dichtkunst und dramatische Darstellung bey einem Volke stehen, auf die Stufe der Bildung schließen könne, welche die Nation selbst einnimmt. Es ist unläugbar, daß die Franzosen im Fache des Schauspieles den übrigen Völkern weit voraus waren, und Jedermann weiß, daß sie ihren Corneille, ihren Racine, ihren Destouches, ihren Marivaux, wie ihren Lekain und ihre Clairon lange vorher besaßen, ehe Lessing und Sonnenfels das deutsche Theater zu reformiren begannen. Schon vor jener Epoche, welche die vorliegenden Memoires behandeln, übten französische dramatische Literatur und Kunst einen mächtigen Einfluß auf ganz Europa. In allen Hauptstädten sah man französische Schauspiele. Aufresne bildete eine Schauspielergesellschaft in Petersburg; Monvel ward der Liebling Gustav's; die Raucourt wagte die ersten Versuche ihres jungen Talentes in Madrid; Friedrich II. ließ Lekain mit großen Kosten nach Berlin kommen; auch Wien hatte seine französische Bühne, und Fleury's Schwester war Vorleserin bey der künftigen Gemahlin Ludwig's XVI. Selbst bis Rom verbreitete sich der Geschmack für das französische Drama. In Paris aber, wo nicht nur der Hof und der Adel den lebhaftesten Antheil daran nahm, ja sich in seinen Zirkeln mit Ausübung der Kunst selbst unterhielt, sondern Alles, was zur gebildeten Welt gerechnet seyn wollte, jeden Abend mit Leidenschaft der Bühne zuströmte, hatte das Schauspiel des ersten Ranges, welches sich vorzugsweise das »französische Theater« (Théâtre français, oder auch kurzweg les Français) nannte, zur Zeit, als Fleury seine Künstlerlaufbahn betrat, den höchsten Glanzpunct erreicht. In der That konnte man nur dort diesen Verein von Talenten, diese

Bekanntschaft mit der Bühne, diese geistreiche Feinheit des Spieles finden, welche die Ideen des Lustspieldichters geltend machen; und nur zu Paris war es, wo die Schauspieler zu jenem gegenseitigen Wettstreit, zu jenem vollkommenen Zusammenspiele gelangten, welche die Kenner bezauberten und die gebildete Gesellschaft entzückten.

Ein Werk nun, welches das Wesen und die Schicksale dieser Bühne schildert, würde schon an und für sich anziehend seyn, wird es aber noch vielmehr dadurch, daß diese Schilderung von einem Manne kömmt, der seiner geliebten Kunst zwey und sechzig Jahre seines Lebens mit Ruhm gewidmet hatte, und die Ausgezeichnetsten seines Faches zu seinen Kunstgenossen zählte.

Fleury, welchem eine sorgfältige Erziehung, ein zierliches Benehmen, jene anmuthige Kühnheit, die seinen Landsleuten damals eigen war, und ein seltenes Talent für die Schauspielkunst das Wohlwollen aller Gebildeten verschafften, lebte zu Paris in einem Kreise, der alles in sich begriff, was in Beziehung auf Rang, Wissenschaft, Kunst oder Mode hervorragte, und war daher eben so in fortwährender Gelegenheit, die Sitten und Meinungen aller Stände zu beobachten, als es ihm, in seiner Stellung zur ersten Schaubühne der Hauptstadt, leicht wurde, nicht nur den Gang des gesammten dortigen Bühnenwesens genau zu kennen, sondern selbst darauf bedeutenden Einfluß zu üben.

»Fleury« — so schließt Herr J. B. Lafitte seine Vorrede zu diesen Memoires — »Fleury war ein geistreicher Weltmann und Beobachter, ein Künstler von lebhafter, fruchtbarer Einbildungskraft, ein Schauspieler voll Anmuth und Feuer. Zwey Generationen von Publicum, Autoren und Schauspielern sind an ihm vorübergegangen; er hat allen Schlachten des Parterres, allen Streitigkeiten der Dichter beygewohnt; er sah das Drama dreymal die Gestalt verändern, und dreyerley Volk vor diesen verschiedenen Dramen als Zuschauer. Das wohlriechende Lustspiel (la comédie ambrée), das philosophische Trauerspiel, die politische Comödie und das revolutionäre Drama haben seine Mitwirkung in Anspruch genommen, die er nicht immer mit gleich gutem Willen leistete; aber am Ende seiner Laufbahn konnte er mit Sheridan, als er der Philosophie des Theaters nachforschte, ausrufen: Fürwahr! ich bin der beste Richter in dieser Sache; ich habe die meisten Zeugen für und wider die Geschichte vernommen!«

Nachdem die Leser aus der Schilderung des Autors und seiner Verhältnisse schließen konnten, was von seinem Werke zu hoffen sey; sollen sie nun auch erfahren, was er wirklich geboten

hat. Er selbst sagt am Schlusse seiner Denkschrift: »Einige, denen ich sie vorgelesen habe, bemerken, ich hätte zu viel, Andere, ich hätte nicht genug gesagt.« — Referenten scheint, daß beyde Theile Recht haben. Wenn man, nach dem, auf dem Titel angegebenen Zeitraume, welchen diese Memoires umfassen, erwarten konnte, noch Vieles aus den ersten Zeiten der Restauration, Manches von seinen letzteren Kunstgenossen, Lafont, Michelot, Monrose, Firmin, der Georges, Duchesnois, der ewig jungen Mars und Anderen zu erfahren; muß man dagegen eingestehen, daß das Werk an Interesse bedeutend gewonnen hätte, wenn es statt in sechs, nur in drey Bänden bestünde. Nicht nur, daß es, trotz der Feinheit, der Laune und dem Witze, die man allenthalben darin antrifft, durchaus an übermäßiger Breite leidet, daß die darin erzählten Begebenheiten bis in das kleinste Detail ausgeführt, und nicht nur fast alle Diners und Soupers, denen der Autor beygewohnt hat, sondern auch die von sämmtlichen Anwesenden dabey geführten Gespräche — oft auf vielen Seiten — angeführt sind; finden sich auch unter einer großen Zahl höchst anziehender Anecdoten, eine noch größere, die nur den Verfasser, welcher die darin vorkommenden Personen gekannt hat, interessiren konnten, aber weder auf dessen Schicksale den mindesten Einfluß übten, noch in artistischer oder politischer Rücksicht auf allgemeine Theilnahme Anspruch haben, und daher füglich hätten wegbleiben können.

Um den Lesern daher einen Begriff von dieser Denkschrift zu geben, wird es hinreichen, dasjenige, was sie über das Leben und Wirken Fleury's oder über seine Kunst im Allgemeinen enthält, und einige der anziehendsten Anecdoten in Kürze anzuführen. Wenn dabey die chronologische Ordnung der Begebenheiten vermißt wird, so mag gegenwärtige Anzeige durch das Werk selbst entschuldigt werden, worin von solcher Ordnung gar wenig zu finden ist, da der Autor sowohl die ihn, als die Andere treffenden Ereignisse, mögen sie in eine frühere oder spätere Zeit fallen, meistens dann erzählt, wann sie ihm eben beyfallen.

Aus dem ersten Kapitel erfahren wir, daß wir seine Memoires eigentlich den im Jahre 1808 in Valançay anwesenden spanischen Prinzen zu verdanken haben. Fleury war nämlich auf seinem Landgute im Blaisois, bey Ménars; die Neugierde spornte ihn, zu sehen, wie jene hohen Vertriebenen in ihrem vergoldeten Gefängnisse behandelt würden; er kannte den Gouverneur des Schlosses, bey welchem er freundliche Aufnahme hoffen konnte und auch fand. Er sah die Prinzen, die noch erst so mächtig waren, und nun ihre glänzende Rolle ausgespielt zu haben schienen. Die ernsten Betrachtungen, die sich ihm hierüber

darboten, führten ihn auf die Vergänglichkeit des Ruhmes überhaupt, und, das wahrscheinlich baldige Verschwinden seines eigenen bedenkend, beschloß er, ihm durch eine Selbstbiographie, so viel als möglich, noch nach seinem Tode eine Fortdauer zu sichern. »Ich erinnerte mich,« sagt er, »an den Zeitpunct, in welchem wir anderen großen Herren — freylich nur Herren zu bestimmten Stunden — nach zwanzig oder dreyßig Jahren die Bühne verlassen müssen, auf der wir glänzten. Dieß ist für jeden Schauspieler ein erster Tod, trauriger als der wirkliche. Seinen eigenen Ruf überleben, und während dieser noch etwas ist, selber nichts mehr seyn! — Maler und Bildhauer finden in den Gallerien, in den Werkstätten, in den Sälen der Kunstfreunde eine Zuflucht; Autoren sehen sich in den Schränken der Leihbibliotheken; aber auf der Bühne läßt man kaum einen Namen, der die Luft bewegt, höchstens den Beynamen eines Mannes von Talent, ohne alle nähere Angabe dieses Talentes; man ist, obschon noch am Leben, nichts mehr als das arme Ich in seinen vier Wänden, nachdem nur das Ich auf der Bühne von Bedeutung war. Man ist erstaunt, uns noch zu sehen, wenn unser offizielles Leben beschlossen ist; man zählt nicht mehr; Jeder scheint uns zu fragen: Ey! woher kommen Sie? Sollten Sie noch von dieser Welt seyn? — Man hätte dann nur Eine Antwort: Zündet die Lampen an; gebt mir Mitwirkende, Decorationen, einen Saal, ein Publicum, einen Dichter: und ich will Euch den Beweis geben, daß ich lebe. — Aber ach! könnte man's auch? — Man würde mehr Eifer als Kraft zeigen; man ist todt von dem Tage an, an welchem der Vorhang zum letzten Male vor uns herabgerollt ist.«

Diese melancholischen Gedanken trieben ihn an, seine Existenz auf andere Weise zu verlängern. Er hatte so lange gelebt, so viel gesehen, so viele Geheimnisse erfahren; er kannte das unsichtbare Räderwerk so vieler Begebenheiten, hatte so viele wichtige und leichtfertige, lächerliche und tragische Dinge im Gedächtnisse, daß es ihm nicht an Stoff fehlen konnte, seine Memoires zu schreiben. Er setzte sich hin und schrieb, oft, trotz den Bitten seiner Tochter, »seiner Antigone« *), die ihn nach Valançay begleitet hatte, halbe Nächte hindurch; seine Begierde, als Autor zu erscheinen, wäre ihm aber bald übel bekommen. Man wollte eben zu jener Zeit Spuren einer Verschwörung zur Befreyung Ferdinand's entdeckt haben. Fleury's Ankunft und Besuch im Schlosse; der Antheil, welchen die Prinzen, ob-

*) Wahrscheinlich eine natürliche Tochter, da ihre Mutter nirgends genannt ist.

schon nur aus der Ferne, an ihm zu nehmen schienen; sein tägliches Schreiben bey Kerzenlicht, das man beobachtet hatte, machte ihn bey der französischen Polizey der Theilnahme an jener angeblichen Verschwörung verdächtig; ein Commissär trat eines Morgens in sein Zimmer, verlangte höflich alle seine Schriften, und nahm sie versiegelt mit sich hinweg; in kurzer Zeit aber erhielt er sie, mit einer Entschuldigung, versiegelt wieder, besser geordnet, als sie vorher waren; nur daß einige Blätter fehlten, in welchen er sich über Napoleon eben nicht sehr günstig ausgesprochen hatte. Seine Arbeit war ihm indessen durch diesen Vorfall noch lieber und wichtiger geworden, und er vollendete sie in der Folge mit desto größerem Fleiße.

Joseph Abraham Dénard, genannt Fleury, dessen Vater Schauspieldirector bey dem Könige Stanislaus Leszinski gewesen, wurde auf einer Reise geboren, in welcher jene Truppe eben begriffen war. Seine Aeltern übergaben ihn der Pflege einer Amme, die es klüger fand, die gut bezahlten Pflegekosten einzustreichen, und das Kind im Findelhause schmachten zu lassen. Nach unerhörten Begebenheiten kam dieser »tragi-komische Säugling,« als sieben Jahre verflossen waren, in die väterlichen Arme zurück, und debütirte, unter der Leitung seiner Aeltern, im Frühjahre 1757 auf dem Theater zu Nancy, wo Stanislaus, als Herzog von Lothringen und Bar, damals residirte. Der Ruf eines wunderbaren Talentes war dem kleinen Debütanten vorausgegangen; der ganze Hof fand sich im Theater ein, alle Logen waren besetzt, und die übrigen Plätze doppelt bezahlt. Er trat in dem Lustspiele: Le Glorieux, von Destouches, als komischer Bedienter auf, und wußte aus der kleinen Rolle so viel zu machen, daß der Beyfall stürmisch war, und der König ihn zu sich in die Loge kommen ließ, nachdem alle übrigen Zuschauer sich um die Gunst beworben hatten, dem neuen Schauspieler durch Liebkosungen ihre Anerkennung zu bezeigen; so, daß der Knabe mit der ihm eigenen Unbefangenheit dem Monarchen sagte: Alle schönen Damen da unten haben mich umarmt. — Fleury erzählt die Geschichte dieses ersten Versuchs mit ergötzlicher Laune; wie er denn überhaupt sehr angenehm, wenn auch weitläufig, erzählt.

Sein Vater, einzig damit beschäftigt, seine Anlagen zum komischen Schauspieler auszubilden, vernachläßigte seine übrige Erziehung dergestalt, daß er kaum lesen und nothdürftig schreiben lernte. Desto mehr Sorgfalt wurde auf seine Vervollkommnung in Haltung, Benehmen und im gesellschaftlichen Umgange verwendet. Die Gelegenheit, in dieser Art äußerlicher Erziehung, »welche Bonaparte die Erziehung der Haut nannte,«

war die günstigste. Der König, welcher der Familie Fleury die größte Huld bewies, war besonders dem angehenden Künstler zugeneigt; er mußte dem Hofe nach Lüneville und Commercy folgen, welche Städte Stanislaus in letzterer Zeit wechselweise zu seinem Aufenthalte gewählt hatte. Seinem Beyspiele folgend, bemühte sich Alles, was zu seinem kleinen, aber glänzenden Hofe gehörte, dem jungen Fleury sich freundlich zu zeigen. »Eine gewählte Gesellschaft, große Herren, Autoren, geachtete Damen, ein gnädiger Fürst, der zugleich Kunstkenner war, eine königliche Gastfreyheit, Vorbilder aller Gattung, Geist, Geschmack, Artigkeit, und nebst allem diesen die zierlichsten Sitten fanden sich an diesem Hofe, welcher der damalige Hof von Frankreich im Kleinen war: eine gewisse Unverschämtheit ausgenommen, welche hier nicht an ihrem Platze gewesen wäre.« Kein Wunder, daß Fleury in solcher Umgebung, zumal bey dem richtigen Tacte und der Nachahmungsgabe, die ihm eigen waren, zum Jünglinge von Welt und Ton heranwuchs, und daß er zu seinem Berufe für das feine Lustspiel Eigenschaften sammelte, welche Schauspielern, die ihre Zeit bey den Restaurateurs oder auf dem Billard zuzubringen pflegen, ewig unerreichbar bleiben.

So erreichte Fleury sein funfzehntes Jahr. Der scheinbare Hang des Jünglings zu Spöttereyen schien dem Vater ein Wink, denselben zu dem Fache der Valets zu verwenden, die, wie man weiß, in den älteren französischen Lustspielen immer mehr Witz haben, als ihre Herren; während Fleury ein Feind der Livree war, und nur das Hofkleid ihn anlocken konnte. Oft schlich er sich in das Kleidermagazin seines Vaters, behängte sich dort mit allen glänzenden Anzügen, und, indem er vor dem Spiegel, der für die Comparsen aufgehangen war, hin und wieder ging, sich bald ein vornehmes, bald ein nachläßiges Ansehen gab, und jetzt diesen, dann jenen nachahmte, begrüßte er sich links als Marquis, rechts als Herzog, steigerte so seine Titel und seine schönen Manieren, und endete nicht früher, als bis er alle Rangordnungen, bis zum König hinauf, durchprobirt hatte.

Bey solchen Neigungen ist es begreiflich, daß die Absichten seines Vaters ihm durchaus nicht behagten. Er hatte darüber manchen Streit mit ihm, und wünschte nichts sehnlicher, als Nancy bald zu verlassen, und selbstständig zu werden. Die Gelegenheit hierzu ergab sich bald. Er hatte eine Schwester, welche »der Diamant der Truppe und der Stolz ihrer Familie« war. Ein junger Offizier, der Vicomte Clairval de Passy, entbrannte in so heftiger Liebe für sie, daß er, um sich mit ihr

vermählen zu können, seine Stelle aufgab, und sich, unter dem Namen Sainville, der Schauspielergesellschaft anreihte; ein Entschluß, den Fleury erhaben fand, der seinen Ältern aber nicht gefallen wollte, da sie lieber gesehen hätten, daß Clairval ihre Tochter zur Vicomtesse, als diese ihn zum Schauspieler gemacht hätte. Der junge Mann hatte eine schöne Stimme, man suchte für das Genfer Operntheater einen ersten Sänger; der verwandelte Vicomte ging mit seiner Frau dahin, und Fleury begleitete das junge Paar, nachdem er von seinem Vater die Erlaubniß dazu erhalten hatte.

Wir finden ihn nun zu Genf, im flammendsten Enthusiasmus über die Lage und Umgebungen dieser Stadt. Allein der Aufenthalt in derselben war nur von kurzer Dauer: nach einigen Vorstellungen sprach man von der Rückkehr zu den Aeltern. Fleury, der sich für immer frey wähnte, war darüber in Verzweiflung. Glücklicher Weise hatte Hr. v. Voltaire von der französischen Schauspielergesellschaft in Genf gehört, und schon früher aus Lüneville vernommen, welch ein Talent Fleury's Schwester in einigen seiner Trauerspiele entwickle. Er berief die Truppe zu sich, und bald befand sie sich, Herrn und Madame Sainville an ihrer Spitze, in dem Schlosse des berühmten Dichters. Die Vorstellungen zu Fernay hatten einen großen Ruf im Lande; es versammelte sich dort eine auserlesene Gesellschaft, und wenn das erhabene Genf unsern Jüngling düster gemacht hatte, gab das bewegte Fernay ihm seinen gewohnten Uebermuth wieder. Dieser steigerte sich in Kurzem dergestalt, daß er sogar feindliche Anschläge gegen die übel frisirte Perücke des Herrn vom Hause zu hegen wagte. Voltaire wandte sich schnell gegen Fleury, sah ihn an, maß mit seinem durchdringenden Blicke den ganzen kleinen Menschen, der vor diesem mächtigen Zauber plötzlich inne hielt, und sagte nach einer Pause langsam und nachdrücklich: »Erlauben Sie, mein« ... er schien irgend einen Namen zu suchen, welchen er dem Verwegenen an den Kopf werfen wollte — »mein Herr von Fleury, Ihnen zu sagen« — hier mäßigte er seine Stimme — »daß ich nicht Fürst genug bin, um Pagenstreiche zu begreifen und zu dulden; am Hofe zu Fernay achtet man die Perücken aus Rücksicht auf das, was darunter stecken kann.« — Und als er den Uebermüthigen niedergeschlagen und reuevoll sah, faßte er ihn am Kinn, hob ihm den Kopf in die Höhe, und sprach: »Frisch! Sieh mich an! Du wirst ein Taugenichts seyn, aber du wirst ein Schauspieler werden.«

»Von diesem Augenblicke an,« sagt Fleury, »faßte ich den Vorsatz, alles zu thun, den ersten Theil dieser Prophezeyung

zu rechtfertigen, um vom Schicksale auch die Erfüllung des letzteren zu erlangen.«

Voltaire selbst leitete Proben und Vorstellungen. »Ich sehe ihn noch,« erzählt der Autor, »in seinem gewöhnlichen Costüme: graue Schuhe, eisengraue, oben gerollte Strümpfe, große Weste von Zitz, lang bis an die Knie; große, lange Perücke, oben in eine kleine sammtene Mütze zusammengepreßt, welche in Form eines Helmes zurückgeschlagen war, und, um das Ganze zu vollenden, der Schlafrock, ebenfalls von Zitz, dessen Zipfel er in die Gurte des Beinkleides hinaufzog, wenn er uns einübte. Jeder Andere würde so als eine Carricatur erschienen seyn, aber Voltaire hatte die Gabe, Jeden zu bezaubern, und Alles vergessen zu machen. Vertraulich und zugänglich außerhalb der Bühne, war er auf derselben bloß Dichter, und vielleicht ein schwer zu befriedigender Dichter.« — Der Genfer Schauspieler, welcher die Rolle des Lusignan probirte, glaubte Wahrheit darein zu legen, wenn er einen alten kranken Mann daraus machte. »Es ist ein Mann,« sagte er, »dessen Leben abgenützt ist, und der so eben aus dem Gefängnisse kömmt.« — »Nein, nein, mein Herr, und tausendmal nein!« rief Voltaire, »das ist ein Mann, der aus dem Grabe stieg; ein vom Tode Erweckter; es ist ein christlicher Samuel, ein Spruch aus dem Evangelium mitten unter den Blättern des Koran. Versetzen Sie sich in jene Zeit; seyen Sie religiös, haben Sie den Glauben! Das ist nicht nur der Missionär dem Ungläubigen gegenüber; es ist der Krieger Christi gegenüber seiner Tochter; der Vater, der die Seele seines Kindes rettet; das reine Blut der christlichen Könige, das nicht will, daß das Blut der Tochter der Könige ausarte. Der Apostel muß hier den Greis unterstützen! Sie sprechen zu Zayren von Gott: Sie sprechen vor Gott, gestärkt von Gott. Die Größe des Gegenstandes leiht der Schwäche des Menschen Kraft. Befeuern Sie sich! Ey, mein Herr! Sie sind schon im vierten Acte todt; schonen Sie sich bis dahin nicht. Der Eifer des Christen darf nur durch die Handlung des Vaters gemäßigt seyn. Das Gleichniß der Lampe, die im Erlöschen noch ihre letzten Strahlen wirft, ist hier an seinem Platze. Dieß sind die Abstufungen: Apostel, Vater, Greis. Merken Sie das wohl, mein Herr!« — Fleury hätte vor seiner Abreise von Fernay gar zu gern noch einige Lectionen des großen Lehrers über die Rolle des Nerestan empfangen; allein, seit dem Vorfalle mit der Perücke war er furchtsam geworden, bat seine Schwester, für ihn das Wort zu führen, und folgte ihr in der Hoffnung eines guten Erfolges von diesem Schritte. Die Lection war aber kurz: »Studiere dich in deinem

Cabinette, vergiß dich auf der Bühne. Anderes habe ich dir nicht zu sagen; in deinem Alter kann man Talent haben, aber noch nicht die Kunst begreifen.«

Kaum bey seinen Aeltern angelangt, mußte er sich von seiner geliebten Schwester trennen, die mit ihrem Gatten ein Engagement in Wien erhalten hatte. Eifersüchtig auf den Vorzug, welchen man dort dem Talente seiner Frau gab, suchte Sainville sich Anfangs dadurch zu entschädigen, daß er sein Glück bey anderen Frauen suchte. Dieser falsche Schritt zog bald weitere nach sich. Verschwendung, Spielsucht, Schulden und die Folgen alles dessen zwangen ihn zur Flucht, nachdem die allgemeine Achtung, in welcher seine Gattin stand, ihn vor ernsterem Unglück bewahrt hatte. Er ging nach Schweden, wo er, mit noch größeren Vergehen belastet, im Jahre 1792 starb. So traurig endete diese Ehe, die so sonderbar begonnen hatte.

Felicitas (so hieß Fleury's Schwester), geehrt durch ihren tadellosen Wandel und den Muth, womit sie ihr Unglück ertrug, hatte sich der Gnade des kaiserlichen Hofes zu erfreuen, und ward, durch einen jener glücklichen Zufälle, die Fleury's Familie so oft unter mächtigen Schutz stellten, Vorleserin bey der Erzherzogin Maria Antoinette, die von ihr nicht nur die französische Literatur, sondern auch die Sitten, den Geschmack, die Gewohnheiten Frankreichs kennen lernen wollte. »Man hätte sagen können, die Prinzessin wollte in Felicitas die Franzosen liebgewinnen.« — Dies Professorat währte indessen nicht lange, und, auf Veranlassung Ludwig's XV. nahm der Abbé de Vermond die Stelle der Madame Sainville ein; derselbe, welcher später den Erzbischof von Toulouse, und mit diesem die Revolution dem Könige zuführte.

Fleury ging bald nach seiner Rückkehr in das väterliche Haus nach Troyes. Man könnte meinen, daß er dort nicht eben viele Gelegenheit erwarten konnte, sein Talent zu vervollkommnen; aber es gab damals sehr gute Provinzialtheater, und er hatte einst seinen Vater sagen hören, daß man kein guter Schauspieler werden könne, wenn man sich nicht auf mehreren Theatern versuche. »Ich glaube selbst,« bemerkt er, »daß es für einen jungen Schauspieler gut ist, zu reisen; man macht vor demselben Publicum seine Studien weniger gewissenhaft, weniger gründlich; die uns anfangen sahen, würdigen erst spät unsere Fortschritte, und wenn sie die guten Eigenschaften eines Mimen entdeckt haben, haben sie zu wenig Acht auf seine Fehler; sie gewöhnen sich daran; gehört er nicht zum Hause? Vom Anfang bis zum Ziele bringt jeder Schritt eine unmerkliche Aenderung hervor, worüber uns nur ein neues Publicum aufmerksam

machen kann; ein öfterer Wechsel der Bühne gibt uns strenge, aber nützliche Richter; hier sagt man uns das Eine, dort das Andere; hier ermuthigt man uns zu einem neuen Versuch unseres Talentes, dort verbessert man an uns eine üble Gewohnheit. Das eine Publicum verlangt Wärme, jenes Anmuth, ein Anderes Zierlichkeit und Kraft. Ein Schauspieler, der früher dort war, ließ Erinnerungen zurück; bald ist es ein glänzendes Spiel, das nachzuahmen, bald ein Herkommen, das zu beobachten ist, bald ein Fehler, über dessen Mangel man uns Glück wünscht. Ferners: Alle Bühnen haben ihre Nestors, alte Eingewohnte auf den Brettern; die kennen die Geheimnisse des Handwerks; sie haben in ihrem Gedächtnisse viele Hülfsmittel gesammelt, die uns unbekannt sind; ihr Haß ist nützlich, ihre Freundschaft dient uns. Dann kommen die Festigkeit, die Zuversicht, die Sicherheit im Tone und das Zuhausesehn. Ohne Freyheit, wo bleibt die Anmuth, und ohne diese beyden Eigenschaften, wo bleibt der Zauber, das heißt: wo bleibt der Schauspieler?«

Fleury wußte, daß er in Troyes Madame Nicetti, die Schauspieldirectorin jener Stadt, finden würde; er stellte sich ihr vor, berief sich auf den Namen seines Vaters, und wurde als erster komischer und tragischer Liebhaber »en chef et sans partage« aufgenommen. Die sechzig Livres monatlich stachen gegen diesen prächtigen Titel freylich ab; allein, er war zufrieden; und der Genuß seiner gänzlichen Unabhängigkeit, nachdem er sich bisher nur einer halben zu erfreuen hatte, machte ihn vollends glücklich.

In Troyes lernte er einen jungen Engländer, Paulin Goy, kennen, der bey derselben Truppe war, und mit welchem er ein dauerndes Freundschaftsbündniß schloß. Die komische Veranlassung zu einem Zweykampfe mit ihm, und seine dadurch herbeygeführte Bekanntschaft mit der berühmten Schauspielerin Demoiselle Clermonde, müssen hier, wie so vieles Andere, übergangen werden, was nicht wichtigen Einfluß auf Fleury's Geschichte, oder allgemeines Interesse für Kunst und Künstler hat. Aus gleichem Grunde muß Referent die Leser bitten, die Biographie der Clermonde im Werke selbst (I. 106—132) aufzusuchen.

Dieses »vollkommenste, himmlischste aller Wesen,« und Fleury, in leidenschaftlicher Liebe vereinigt, beschlossen, sich auf dem Theater zu Versailles zu finden. Das Engagement der Einen, zu Amiens, ging zu Ende, das des Andern war nur für kurze Zeit bindend. Fleury's Vater war ein Freund der Directorin des Versailler Theaters, Dlle. Montansier, das Theater selbst in der Nähe von Paris, und so zu sagen eine

Vorschule des großen Theaters *) der Hauptstadt. Es war im Jahre 1770, gegen das Ende der Regierung Ludwig's XV., als unser Künstler in Versailles ankam. Mademoiselle Montansier war durch seinen Vater auf seine Ankunft vorbereitet; er ward daher wie ein Kind des Hauses aufgenommen, und ohne Verzug angestellt. Eine Schilderung des Charakters und Benehmens, so wie ein Theil der Geschichte dieser Schauspieldirectorin folgen nun. Fleury debütirte mit Glück, was er bescheiden mehr seinen äußerlichen Vorzügen, als seinem noch unausgebildeten Talente zuschrieb. Da man sich von merkwürdigen Menschen doch gern ein Bild macht, so mag hier sein Porträt, so wie sein Freund Paulin es zeichnete, einen Platz finden: »Mit neunzehn oder zwanzig Jahren gefiel Fleury allgemein, obgleich er weder ein schöner, noch selbst ein hübscher Mann war. Er war eher klein als groß, gut gewachsen, zart, munter und sehr geschickt in allen Leibesübungen; er besaß jene natürliche Anmuth, die man sich nicht geben kann. Seine Physiognomie, lebhaft und geistreich, paßte trefflich zu einem Paar durchdringenden Augen, deren Glanz man kaum ertragen konnte. Fleury hatte mehr angebornen als gebildeten Geist; mit sicherem Tact und frühreifer Urtheilskraft begabt, zeichnete er sich vor Allem durch jenen Ton der guten Gesellschaft aus, den ihm Niemand abstreiten konnte. Mit einem zuvorkommenden Aeußeren verband er sehr gediegene Eigenschaften; Alle, die ihn später kannten, wissen, daß Ehrliebe und Redlichkeit die Grundlage seines Charakters ausmachten. Mit solchen Vortheilen ist es nicht zu wundern, daß er zugleich ein vorzüglicher Schauspieler und ein Weltmann nach der Mode geworden; aber nur nach vieler Mühe und Arbeit gelang es ihm, einer der ersten Schauspieler des großen Theaters zu werden.«

Fleury konnte es bey Dlle. Montansier nicht durchsetzen, daß sie die Clermonde zugleich mit ihm angenommen hätte. Von Verdruß darüber einerseits, von Liebe andrerseits bestimmt, war er schon Willens, seiner Geliebten auf das Theater zu Caën zu folgen, wo sie einen Platz fand, als die Verbindung mit ihr sich zerschlug. Er war noch in Verzweiflung darüber, als man den Wagen der Madame Drouin, vom großen Pariser Theater, meldete, die gekommen war, ihn zu Mademoiselle Dangeville abzuholen, zu deren Fest er schon vor mehreren Tagen eine Einladung erhalten hatte. Bey dieser gefeyerten Schauspielerin sollte er alle Berühmtheiten der theatralischen und der gelehrten Welt antreffen. Er hatte seinen Vater

*) So mag im Laufe dieser Anzeige das Théâtre français heißen.

mit Enthusiasmus von ihr sprechen hören, und Jedermann rühmte sie als eine jener glänzenden Erscheinungen, die nur in langen Zwischenräumen wiederkehren. Sie, die beste Schauspielerin, die man auf der französischen Bühne im Fache der Soubretten jemals gesehen, hatte sich damals, zum allgemeinen Bedauern, bereits von der Bühne zurückgezogen, und lebte, sechzig Jahre alt, auf ihrem Landsitze zu Vaugirard, geehrt, gesucht und umgeben von ihren zahlreichen Freunden und ehemaligen Bewunderern. Die Gesellschaft, welche Fleury dießmal bey ihr fand, war auserlesen. Aus den vielen ruhmvollen Namen, welche Fleury herzählt, sollen hier nur zwey der größten Schauspieler aller Länder und Zeiten, der Tragiker Lekain und der unübertroffene Komiker Préville angeführt werden. Die Beschreibung dieses merkwürdigen Festes füllt die Seiten 153 — 158 des ersten Bandes. Es hatte ihn übrigens auf's Neue in seinem Vorsatze bestärkt, weder Studium noch Anstrengung zu sparen, um zu seinem höchsten Ziele, einer Stelle bey dem großen Theater, zu gelangen.

Auf jenem zu Versailles spielten zuweilen auch die Pariser Künstler während ihrer Urlaubszeit. Lekain, welcher eine besondere Neigung für Fleury gefaßt hatte, wollte ihn dort zum tragischen Schauspieler weihen, wozu er jedoch weder Lust noch Anlage hatte. Das große Theater, reich an trefflichen Schauspielern, hatte den Verlust zweyer Schauspielerinnen zu beklagen, die jedesmal angeführt wurden, wenn von Vollkommenheit der Kunst die Rede war: die oben erwähnte Dangeville und Mademoiselle Clairon, eine der größten tragischen Mimen, die je gelebt haben. Fleury hatte sie nie gesehen; nun aber sollte sie bey Gelegenheit der Vermählungsfeste Ludwig's XVI. wieder erscheinen, und auf dem Hoftheater zu Versailles die Rolle der Athalie geben. Dieß geschah auch wirklich, aber Mademoiselle Clairon blieb hinter der von ihr gehegten Erwartung weit zurück. Fleury selbst sagt, sie habe die Rolle mehr declamirt als empfunden. Man gab, wie sich denken läßt, dieses Meisterstück Racine's mit der höchsten Pracht; auch die Chöre fehlten nicht, über deren Wirkung jedoch die Meinungen getheilt waren. Unser Autor war von denjenigen, welche behaupteten, sie hätten die Handlung geschwächt und erkältet. »Ich bin nicht gelehrt genug,« sagt er, »um den Effect der Chöre der antiken Tragödie zu würdigen. Die Griechen und Römer (sie mögen mir verzeihen, daß ich von ihnen spreche) hatten, nach dem, was ich von ihnen gelesen, und was Gelehrte mir gesagt haben, auf der Bühne eine Art von abgemessener Rede, die sogar von Instrumenten unterstützt ward.

Der gewöhnliche Dialog war also eine Verbindung der Worte mit der Musik, und wenn die Chöre dazu traten, gab es keine Verschiedenheit, die verletzte, weil das Ohr schon auf den Gesang vorbereitet war; bey ihnen konnten die Chöre eine gute Wirkung machen; bey uns ist es anders; hier, in den Zwischenacten angebracht, schaden sie vielmehr, nicht nur, weil dadurch die Ruhepuncte wegfallen, sondern weil diese Musik, indem sie das Stück durch vier gleiche Intervalle zerschneidet, und jedesmal zu bestimmter, im voraus bekannter Zeit kömmt, die Handlung zerschneidet, und dem Stücke bloß durch die Willkür des Autors und die Zustimmung des Publicums angehört. Die Anwendung der Musik wäre ohne Zweifel gut, wenn sie in das Drama selbst einwirkte. Man muß die Chöre nicht verbannen, man muß sie gut anbringen. Die schöne Wirkung der Musik zeigte sich im Momente der Prophezeyung; hier machten die Accorde des Tonsetzers einen tiefen Eindruck, weil sie in diesem Augenblicke nicht nur nothwendig, sondern unentbehrlich waren; hier fügte die Musik einen Effect zu den übrigen Effecten, indem sie den hohen Priester unterstützte, und seine prophetische Inspiration erhöhte.«

Man sieht, daß Fleury hierin mit unserem vaterländischen Dichter Heinrich von Collin völlig übereinstimmte, der sich ein Trauerspiel in begleiteten Recitativen und mit in die Handlung eingreifenden Chören als das vollkommenste und wirksamste theatralische Kunstwerk dachte, das man erfinden könnte.

Eine Beschreibung des glänzenden Festes, und ein Bild der schönen und liebenswürdigen Kaiserstochter, welcher zu Ehren es Statt fand, folgen nun.

Bald darauf sah Fleury die tragische Schauspielerin Dumesnil in der Rolle der Semiramis auf dem großen Theater, das er so oft besuchte, als seine Anstellung in Versailles es ihm nur immer gestattete. Er fand sie an Wahrheit der Darstellung, an Ausdruck der Leidenschaften, an Kraft und Feuer der Clairon weit überlegen, und fühlte sich sehr glücklich darüber, daß Lekain ihn mit ihr bekannt machte.

Die Gunst, welche ihm zu derselben Zeit Mademoiselle Basse, eine sehr hübsche Schauspielerin des Versailler Theaters, zuwandte, und die Eifersucht ihrer zahlreichen Anbeter, welche größtentheils zu den Offizieren der Chevauxlegers von der Leibwache des Königs gehörten, brachten Fleury in eben so verdrießliche als gefährliche Händel, die er auf zehn Seiten umständlich erzählt, und aus welchen er sich eben so tapfer als ehrenvoll zu ziehen wußte.

Von Lekain unterstützt, machte er zu Anfang des Jahres 1771 Schritte, um bey dem großen Theater angestellt zu werden,

das mehr und mehr das Ziel seiner Wünsche ward. Die Grundlage, auf welcher die Verwaltung dieses Institutes beruhte, war ungefähr dieselbe, welche 1680, sieben Jahre nach Molière's Tode, bestand. Die Schauspieler regierten sich selbst, unter der Oberaufsicht der königlichen Kammerherren. Der Ertrag der Einnahmen wurde in zwey und zwanzig Theile unter diejenigen Schauspieler, welche gleichsam Actionäre waren (acteurs sociétaires), auf ungleiche Weise und nach gewissen Verhältnissen vertheilt; die ersten Schauspieler erhielten einen ganzen Theil, die andern einen halben, drey Viertheile oder ein Viertheil, je nach ihrem Dienste und Verdienste. Alle Monate wurde die Rechnung geschlossen, und, nachdem die Verwaltungskosten, so wie die Pensionen der in Ruhestand versetzten Schauspieler, von der Einnahme abgeschlagen waren, zur Bildung der zwey und zwanzig Theile geschritten. Von allen Gehalten machte man verhältnißmäßige Abzüge für den Pensionsfond. Diese Einrichtung kam von Molière, welcher wollte, daß die Mitglieder in ihren alten Tagen vor Noth geschützt, ja selbst in eine anständige Lage versetzt werden sollten; Schauspieler, die man versuchsweise aufnahm, empfingen bloß einen zeitweisen Gehalt, und die Verwaltung hatte das Recht, sie wieder zu entlassen.

»Bey dieser republikanischen und finanziellen Verfassung,« sagt Fleury, »hatte jeder neue Ankömmling einen schweren Stand. Die natürlichen Oberhäupter, die Aeltesten, hatten zwey Dinge zu vertheidigen, die mit dem Begriffe des Dienstalters verbunden sind: ihre Börse und ihre Eitelkeit, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie beyde auf's beste bedachten.«

In der That, wenn man außer den Inconvenienzen, welche man schon bey dem ersten Blick auf eine solche Verfassung gewahr wird, noch so viele andere erwägt, die durch reiferes Nachdenken hierüber, und vor Allem durch die Erfahrung sich zeigen; so würde man nicht begreifen, wie dieses Institut so lange dauern konnte und noch dauert, man muß denn voraussetzen, daß jedesmal, wo Willkür und Anarchie zu sehr überhand nehmen, und dem Ganzen den Untergang drohen, der Hof — obschon er keinen unmittelbaren Einfluß darauf nimmt — durch sein Ansehen und seine Dazwischenkunft die Ordnung wieder herzustellen, und bis auf einen nächsten Sturm zu erhalten sucht. Wer da weiß, welche Nachtheile für ein solchergestalt organisirtes Theater daraus entstehen müssen, daß die älteren Mitglieder, auch wenn sie nicht die vorzüglicheren sind, sich eine gewisse Suprematie über die jüngeren beylegen; daß bey der Annahme von dramatischen Werken selten der innere Werth derselben — welchen die wenigsten,

selbst wenn sie noch so ausgezeichnete ausübende Künstler sind, richtig zu würdigen wissen — sondern der Umstand entscheidet, ob sich Rollen darin befinden, in denen man glänzen kann; daß bey der Rollenvertheilung die Aelteren zuerst für sich selbst, oder die Glieder ihrer Familie, oder irgend ein Mitglied, das ihre Gunst zu erwerben wußte, bedacht sind, wenn gleich Andere viel besser dazu geeignet wären; daß einem talentvollen Anfänger, oder auch dem bewährten Künstler irgend einer anderen Bühne der Eintritt ungeheuer erschwert, ja fast unmöglich gemacht wird, weil dieser oder jener Einheimische fürchtet, von ihm verdunkelt zu werden, oder weil das Fach des Fremden dasjenige ist, in welches eines der Mitglieder in späterer Zeit überzutreten dachte; daß endlich solch ein Candidat Allen, die das Wort führen, gefallen soll, so verschieden und sich widersprechend auch die Meinungen und Ansichten jener Herren und Damen seyn mögen; und daß durch alles dieses jeder Weg versperrt wird, die Gesellschaft durch kräftigen Zuwachs aufzufrischen, ja selbst Lücken in den Rollenfächern, welche durch Todfälle oder Abgänge entstanden sind, wirksam wieder zu besetzen; wer dieß und noch so manches andere dahin Einschlagende weiß, wird der Meinung des Referenten gewiß beypflichten, und mit ihm überzeugt seyn, daß eine literarisch und künstlerisch gebildete, einsichtsvolle und unparteyische Direction (freylich Eigenschaften, die sich nicht immer zusammen finden), welche, mit dem nöthigen Ansehen gerüstet, gänzlich außerhalb der Sphäre ausübender Kunst, urtheilend und ordnend über derselben steht, die beste Verfassung einer großen Schaubühne sey.

Bellecourt, Monvel und Molé theilten die Fächer unter sich, in deren einem Fleury hätte angestellt werden können. Bellecourt sagte in dem gebieterischen Tone seiner Rollen: »Man brauche Niemanden.« Molé versicherte, daß das große Theater auch ohne diesen Candidaten blühen würde (*fleurirait*), und Monvel, obschon noch nicht Mitglied des Comité, stimmte außerhalb desselben wider ihn. Da dieses eigennützige Triumvirat schon längst seinen Willen zum Gesetz erhoben hatte, verschob er seine Hoffnungen und ging, auf den Rath Lekain's, zu der Lyoner Bühne, welche von Madame Lobreau mit parisischem Glanz geleitet wurde. Eine Characterschilderung dieser verständigen Frau und eine sich darauf beziehende Anecdote aus früherer Zeit müssen hier übergangen werden.

Das Publicum von Lyon war als ein sehr strenges bekannt. Fleury erfuhr es zu seinem Schrecken. Er trat zum ersten Male auf und wurde... ausgepfiffen! »Die Posaunen des jüngsten Gerichtes können den Schuldigen nicht schrecklicher klingen,«

sagt er, »als diese erniedrigenden Töne meinen Ohren.« — »Sie gelten dem Künstler, nicht dem Menschen,« tröstete man ihn; als ob man den Künstler vom Menschen trennen könnte! »Das Pfeifen,« fährt er fort, »erstickt mehr Talente, als es deren bildet; es ist keine Mahnung, sondern eine Marter; seine erste Wirkung ist, den Künstler über sich selbst zweifelhaft zu machen, ihn einzuschüchtern und seinen Eifer abzukühlen. Wenn man bedenkt, daß sein Stand derjenige ist, den man am meisten aufmuntern sollte, weil das Werk des Schauspielers bloß in ihm selbst besteht; daß von ihm nichts zurückbleibt, wenn er einst nicht mehr ist; so wird man ihn wegen der Leichtigkeit bedauern müssen, mit welcher ein Elender oder ein Unbesonnener ihn vernichten kann. Durch solche Behandlung bleibt er auf seiner Bahn zurück, und, zum Künstler geboren, stirbt er als Handwerker.« — Die Anwendung dieser wahren Worte von unbefugten Pfeifern auf unbefugte Recensenten wird wohl Jedermann beyfallen.

Fleury, im Bewußtseyn dessen, was in ihm lag, ließ sich von jenem Unfalle nicht niederschlagen, und von seiner trefflichen Vorsteherin mit eben so viel Umsicht als Beharrlichkeit unterstützt, gelang es ihm durch Studium und Muth in kurzer Zeit, das so schwer zu befriedigende Publicum für sich zu gewinnen, während seine regelmäßige Aufführung, sein feines Benehmen ihm die Pforten der angesehensten Häuser öffneten. Dieser letztere Vortheil trug sehr wesentlich auch zu dem ersteren bey; denn von diesen Abendgesellschaften kam immer auch seinem Talente etwas zu Gute. — »Wenn der dramatische Schriftsteller dem Horcher an der Thüre gleicht,« liest man hier, »muß der Schauspieler in die Salons vordringen. Der Eine kann die Wahrheit durch das Hören finden; der Andere muß sehen, um wahr seyn zu können. Bald wußte man mir Dank für meinen Umgang mit Leuten von Geschmack; bald machte ich mir das ganze Parterre zu eigen; ja ich brachte es sogar bis zur Eroberung der Abonnirten! Da diese im Theater wenig Neues finden, sind auch sie immer derjenige Theil des Publicums, der sich langweilt. Der Abonnirte kömmt, um die Zeit, die Schauspieler und die Stücke zu tödten. Er gähnt, zischt oder spricht. Für ihn gibt es keine Illusion; er weiß die Werke und die Schauspieler auswendig; ja, er rühmt sich sogar, die Schauspielerinnen auswendig zu wissen, denn er ist boshaft und ruhmredig; gibt man ihm dieß zu, ist er nicht mehr schädlich, er protegirt, er hält es mit der Direction und den Schauspielern; und will man sich mit ihm auf guten Fuß setzen, so hüte man sich, ja, ihn errathen zu lassen, was alle Welt weiß: daß er nur ins

Theater kömmt, um nicht ins Kaffeehaus gehen zu müssen, und um eine Portion Molière für den Preis einer Tasse Kaffee zu schlürfen.« — Eine günstigere Schilderung entwirft Fleury von den gewöhnlichen Theatergästen (les habitués), bey welchen man Nachsicht, Aufmunterung und guten Rath finde.

Der Herzog von Duras, Oberkammerherr des Königs, hatte zur Zeit, als Fleury zu Versailles sich so ehrenvoll aus seinem Handel mit den Offizieren zog, ihm versprochen, sein Benehmen nicht zu vergessen, seine Fortschritte auch aus der Ferne zu verfolgen, und für ihn zu sorgen. Er hielt Wort. Da das große Theater unter die Dependenzen seiner Stelle gehörte, und das Recht ihm zustand, jenes Institut durch Künstler aus den Provinzen zu ergänzen, berief er ihn auf Gastspiele nach Paris.

Der Augenblick schien günstig: Bellecourt war alt und krank, Molé und Monvel hatten mehr Jeder ein Fach für sich, als daß sie sich wechselseitig substituiren konnten; Fleury konnte daher hoffen, einen Platz als Stellvertreter (double) zu finden. Er reiste ab, nachdem er der Directorin versprochen hatte, auch wenn es ihm zu Paris glückte, vorher zurückzukommen, um sein Engagement in Lyon zu vollenden. — Sein erster Schritt in der Hauptstadt war zu seinem Beschützer Lekain, der ihn als künftigen Mitgenossen empfing, die Rollen mit ihm besprach, die ihm die vortheilhaftesten wären, ihm guten Rath hinsichtlich des Benehmens gab, das er beobachten sollte, und ihm ganz besonders empfahl, sich von den Unannehmlichkeiten nicht abschrecken zu lassen, die ihm bey seinen Gastdarstellungen ohne Zweifel begegnen würden.

Der verhängnißvolle Tag brach an. Es bestand die Vorschrift, daß jeder Candidat im Trauerspiele und im Lustspiele auftreten mußte. Zum ersten wurde Mérope gewählt, und am 7. März 1774 aufgeführt. Fleury hatte den Aegisth zu spielen. Die Beschreibung seines Gemüthszustandes an diesem Abend wird bescheidene junge Künstler an Selbsterlebtes erinnern. Auf solch einem Theater! Vor solch einem Publicum! und mit solchen Schauspielern! Mademoiselle Dumesnil (Merope) mußte dem gänzlich Vernichteten die ersten Verse seiner Rolle souffliren, und ihn während der Vorstellung fortan aufmuntern. Dennoch würde sein erstes Erscheinen von den an das Beste und Höchste verwöhnten Zuschauern ungünstig aufgenommen worden seyn, wenn nicht in dem, nach der Tragödie gegebenen Lustspiele: Les fausses infidélités, die Rolle des Ermilli den ersten Eindruck verbessert hätte.

Fleury bedauerte, vor seinem ersten Auftreten das Publi-

cum nicht hinlänglich studirt zu haben. »In Paris,« sagt er, »findet man, mehr als irgendwo, einen örtlichen Geschmack, eine angenommene Darstellungsweise; das Publicum zieht einen Schauspieler vor, und erhebt ihn zu seinem Vorbilde; nach dieser Form müssen alle Anfänger gemodelt seyn, oder sich in das Schicksal ergeben, lange Zeit keine Anerkennung zu finden, es wäre denn, daß ein ausgezeichnetes, unbestreitbares Talent das Vorurtheil überwältigt; denn das Publicum läßt sich nie durch halbe Erfolge gewinnen.« — Dieß ist wohl nicht nur in Paris, sondern beynahe überall so, und es wäre nicht schwer, selbst aus der Geschichte des Wiener Hoftheaters Beyspiele anzuführen.

Um das Versäumte einzubringen, studirte unser Künstler nun mit desto größerem Fleiße, nebst dem Parterre, auch die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft: Bellecourt, Molé, Monvel und Préville, den Komiker. Hier folgt auf vierzehn Seiten eine Schilderung der Gestalt und der Talente dieser vier Pfeiler des großen Theaters, welche Referent, nach der Grundlage dieser Anzeige, den Lesern eben so wenig mittheilen kann, als das ganze folgende Kapitel, welches die Siege einiger Demoisellen der Oper, ein Porträt Lekain's, ein Souper bey demselben, und — auf neunzehn Seiten — eine wörtliche Abschrift des Tischgespräches der Gäste enthält, unter welchen auch Monvel, der Marquis de Villette und Laharpe sich befanden.

Fleury war nach Lyon zurückgekehrt, wo er bald darauf den Tod Ludwig's XV. und die Thronbesteigung seines Enkels erfuhr. Er hatte dort den Beyfall und die Gunst des Publicums gewonnen, und lebte still und zufrieden, als er vom Oberkammerherrn einen zweyten Ruf zur Pariser Bühne erhielt. Er kam den 7. Februar in der Hauptstadt an; sein erster Gedanke war an Lekain; er bat ihn in einem Billete um eine Unterredung, und die Antwort, von fremder Hand, war die Nachricht, daß sein Beschützer sterbend sey. Fleury eilte hin; er konnte ihn nicht mehr sehen, und der 8. Februar 1778 war der letzte Tag dieses berühmten Schauspielers, welcher kaum sein neun und vierzigstes Jahr erreicht hatte. Denselben Tag, als man seine Reste mit großem Pomp zu Grabe trug, kam der Patriarch von Ferney nach einem Zwischenraume von sieben und zwanzig Jahren wieder einmal nach Paris. Er hatte bey der Aufführung seines Trauerspiels Irène auf Lekain gerechnet; bey der Nachricht seines Todes fiel der Greis in Ohnmacht. Durch ein seltenes Mißgeschick hatte Voltaire denjenigen nie spielen gesehen, der am meisten zu seinem Dichterruhme beytrug und seine Werke am besten verstand; den Künstler, den er selbst ge-

bildet hatte, und welcher im Jahre 1750 die Erlaubniß zu debutiren nicht eher erhalten konnte, als einige Tage nach der Abreise seines Wohlthäters nach Preußen. Nun, da er seinen ehemaligen Schüler im vollsten Glanze seines Talentes und seines Ruhmes zu sehen hoffte, war dieser nicht mehr!

Der Schmerz, welchen Voltaire hierüber fühlte, wurde einigermaßen durch die Auszeichnung gemildert, die man ihm bewies. Ganz Paris drängte sich nach dem Hotel des Marquis von Villette, bey dem er abgestiegen war. Eine ganze Woche hindurch besuchten ihn dort Hof und Adel, Militär und Gelehrte. Die Academie begrüßte ihn durch eine Deputation; die Schauspielergesellschaft des großen Theaters bewies ihm ihre Achtung, wobey Bellecourt das Wort führte. Er empfing alle Besuche im Schlafrock und in der Nachtmütze, und ließ sich die ihm noch Unbekannten durch den Marquis von Villette vorstellen, nachdem die Marquise die Kommenden empfangen hatte.

Fleury blieb noch, als seine Cameraden sich entfernten; denn der Philosoph erinnerte sich des muthwilligen Jungen noch wohl, der ein Complott gegen seine Perücke geschmiedet hatte.

Irène ging am 16. März in die Scene. Bey der sechsten Vorstellung erschien Voltaire, nachdem er einer Sitzung in der Academie beygewohnt hatte.

Sein Empfang im Schauspielsaale war enthusiastisch, und zwischen dem ersten und zweyten Stücke ward seine Büste, von der ganzen Künstlergesellschaft umgeben, durch Dlle. Lachassaigne gekrönt, während Madame Vestris Verse, von St. Marc verfaßt, zum Lobe des Dichtergreises sprach. Am folgenden 30 May starb er in dem hohen Alter von 84 Jahren.

Fleury erschien nun zum zweyten Male auf dem großen Theater. Die Rollen des Sainville in der Gouvernante und des St. Albin im Père de famille verschafften ihm bey dem Publicum eine günstigere Aufnahme als das erste Mal. Die Königin war zugegen, und hatte gegen ihre Umgebung über den Debutanten sich günstig geäußert. Er kannte ihre erste Kammerfrau, Madame Campan, noch von Versailles her; diese bewirkte ihm eine Audienz bey Ihrer Majestät, wobey er dem Gerüchte widersprach, daß er Anspruch auf die Stelle eines wirklichen Mitgliedes (Sociétaire) mit dem Genusse eines ganzen Antheils mache, welches Gerücht durch eine Intrigue verbreitet wurde, um seine Aufnahme zu verhindern; er erbot sich vielmehr, die drey ersten Schauspieler in ihren Rollen zu substituiren, und mit dem Viertheile eines Antheils zufrieden zu seyn. Dagegen aber bestand er, zur Sicherung seiner Zukunft, auf seiner Anstellung als wirkliches Mitglied, damit er gewiß sey,

für immer dem großen Theater anzugehören, und nicht Gefahr laufe, als bloß besoldeter Schauspieler, etwa einer Laune wegen, entlassen zu werden. Um diesen Preis, und um die Ehre, königlicher Schauspieler (comédien du Roi) zu seyn, entsagte er dem weit einträglicheren Engagement in der Provinz. Die Königin empfahl ihn dem Herzoge von Duras, und Fleury wurde — »un peu malgré de tout le monde« — als wirkliches Mitglied aufgenommen.

Kaum eingetreten, ward er von dem Schauspieler Dugazon zu einem Zweykampfe gereizt, worin dieser den Kürzeren zog. Wie nun unser Autor von Niemanden sprechen, ja kaum Jemand nennen kann, ohne sogleich eine Anecdote von demselben zum Besten zu geben, so auch hier. Für die Hauptsache ist sie jedoch ohne alles Interesse.

Fleury hatte einen Sprachfehler, der ihn, besonders im Trauerspiele, zur Verzweiflung brachte. Auf den Rath Dugazon's, den er sich vom Feinde zum Freunde umgewandelt hatte, verbesserte er diesen Fehler vollkommen, indem er seine Rollen laut lesend studirte, und dabey, ein zweyter Demosthenes, kleine Kiesel in den Mund nahm. Den Rest dieses Kapitels nimmt eine von ihm mit Dugazon an einem dritte Orte erlebte Anecdote ein, die eigentlich nur die Einleitung zu einer später vorkommenden gräßlichen, jedoch nicht in den Plan dieser Anzeige gehörigen ist, da Fleury dabey durchaus unbetheiligt bleibt.

Das nächste Kapitel beginnt mit der Schilderung des Saales, in welchem die Zuschauer zwischen dem ersten und zweyten Stücke sich zusammenfanden, um nicht nur über das Spectakel selbst, sondern über alle möglichen Gegenstände, »Krieg, Finanzen, Parlament, Franklin und Amerika,« aber »ohne Bitterkeit und Anmaßung,« ohne weder die Höflichkeit zu verletzen, noch ins Pedantische zu gerathen, leichthin und scherzend sprachen. Die Auswahl der Pariser Gesellschaft war da zu treffen; große Herren, Gelehrte und Künstler mischten sich im unterhaltenden Gespräche. Von solch einem Vereinigungsorte, Foyer genannt, können wir uns schwer einen Begriff machen, da nur sehr wenige deutsche Theater dergleichen besitzen. Man findet hier ein lebendiges Bild davon, nebst einer Zugabe über die verschiedenen Perücken des Ministers Sartine, aus deren einer die Allianz Frankreichs mit Nordamerika entsprungen seyn soll; über ein Drama, das bey dem Abschlusse dieser Allianz verfaßt, und mit großem Beyfalle gegeben wurde; über Herrn von Lafayette; den amerikanischen Krieg u. m. a.

Ein anderer Krieg, zwischen den beyden tragischen Schau-

spielerinnen, Mademoiselle Sainval und Madame Vestris, an welchem nicht nur die Künstlergesellschaft, sondern auch das Publicum den lebhaftesten Antheil nahm, wird nun auf zwanzig Seiten umständlich beschrieben. Er endete mit einer förmlichen Verweisung der Sainval, nebst beygefügtem Verbote, weder auf irgend einer Provinzialbühne aufzutreten, noch im Auslande ein Engagement zu suchen; in welch letzterer Beziehung sogar die auswärtigen Gesandten gewarnt wurden. Dieser Spruch theilte Schauspieler und Zuschauer in zwey feindliche Parteyen; man mußte für eine Zeit die Tragödie völlig bey Seite lassen, denn so oft Madame Vestris auftrat, gab es Tumult und Arrestationen; das Militär mußte an jedem solchen Abende ausrücken, und, »wären die Sachen nur noch ein wenig weiter gegangen,« sagt Fleury, »so hätte man Hermionen mit Kanonen beschirmen müssen. — Das Wiederauftreten der jüngeren Sainval, die seit dem Exil ihrer Schwester sich hartnäckig geweigert hatte, zu spielen, besänftigte endlich die Gemüther, und, in die Zeit vor diesem Kriege zurückgehend, erzählt Fleury, wie er die Bekanntschaft des Dichters Dorat gemacht habe. Es war nämlich Zaire angekündet; Molé sollte den Nerestan spielen; um drey Uhr läßt er sagen, daß er unpäßlich sey. Man gibt Fleury sogleich den Auftrag, ihn zu ersetzen, und dieser antwortet, daß er dazu bereit sey. Er tritt auf, und das Publicum, welches seinen beliebten Schauspieler zu sehen erwartete, äußert seine Unzufriedenheit. Dem ungeachtet setzt er seine Rolle fort, und als er, tief gekränkt, in die Coulisse zurückkehrte, fand er Molé, der bloß dahin gekommen zu seyn schien, sich an Fleury's Verlegenheit zu weiden. Dieser stellte sich so in seine Rolle vertieft, daß er Niemanden um sich gewahr werde, und als der zweyte Act ihn wieder auf die Bühne rief, streckte Molé den Kopf, um zu sehen, wie man seinen Stellvertreter empfangen würde; Fleury aber begrüßte das Publicum, und sprach: »Meine Herren, ich mußte meine Pflicht erfüllen, und die Rolle des Nerestan spielen; aber Herr Molé ist in diesem Augenblick im Theater, und ich habe die Ehre, Ihnen zu berichten, daß er sich der besten Gesundheit erfreue.« — Dort steht er! rief ein Zuschauer aus den ersten Reihen, und zeigte auf Molé; dieser jedoch stand, von Fleury's Anrede und dem Verrathe des Zuschauers betäubt, wie angenagelt, gleichsam als ob er die Aussage seines Substituten bekräftigen wollte. Das Publicum applaudirte. Nerestan wurde mit Beyfall ausgespielt, und Molé hatte keine Lust mehr, unserem Autor derley Streiche zu spielen. — Der erwähnte Zuschauer aber war Dorat. — Nun wird sowohl die Person als der Character die-

ses Dichters geschildert, welcher dem großen Theater in der Folge manches gern gesehene Stück geliefert hat; und diese Schilderung mit einer Anecdote beschlossen, dergleichen nirgends fehlen darf, wo von Jemanden zum ersten Male die Rede ist.

Der Platz der älteren Sainval war indessen noch immer unbesetzt. Die Raucourt, nachdem sie zwey Jahre lang von der Bühne sich entfernt gehalten, und ein Jahr, Schulden halber, in den Niederlanden zugebracht hatte, wünschte beym großen Theater wieder einzutreten. Sie fand einen Weg zur Königin, welche die Reuige nicht nur gnädig aufnahm, sondern, um sie vor Rückfällen sicher zu stellen, auch verheiraten wollte. Der beglückte Gatte sollte, nach dem Vorschlage der Madame Campan ... Fleury seyn! Gegen die Wiederanstellung protestirte die Schauspielergesellschaft, welche sie früher förmlich ausgeschlossen hatte; gegen die Heirat aber protestirte noch weit mehr Fleury. Mademoiselle Raucourt war schön, besaß ein ausgezeichnetes Talent, und hatte ihrer erhabenen Beschützerin versprochen, nie wieder in die Lebensweise der letztverflossenen drey Jahre zurückzufallen. Dieses Versprechen hatte allerdings einige Bürgschaft in der Thatsache, daß sie sich nach ihrem ersten Eintritte bey dem großen Theater, damals ein reizendes Mädchen von siebzehn Jahren, lange, sehr lange tadellos betragen hatte, und vielleicht nur durch einen besonderen Zusammenfluß von Umständen in jene Verirrungen gerathen war; allein, wer wird es unserem Autor verargen, wenn diese Bürgschaft ihm keine hinreichende für das künftige Glück seines Lebens schien? Ihm, dem die Gefahren, von welchen ein junges Frauenzimmer im Schauspielerstande umgeben ist, aus täglicher Erfahrung so wohl bekannt waren?

»Junge Frauenzimmer, die sich der Bühne widmen« — sagt er — »bedürfen einer mehr als gewöhnlichen Tugend. Die Versuchung naht sich ihnen dort in ihrer verführerischsten Gestalt, und sie naht sich immerfort. Die Verpflichtung, auf der Scene stets hübsch, stets geistreich, stets liebenswürdig oder stets leidenschaftlich zu erscheinen; jene weitere Verpflichtung, sich außerhalb der Bühne eben so zu zeigen, wie man auf der Bühne war; folglich ein immerwährender Bedarf von Putz und Luxus; die Protectionen, ohne welche man nicht vorwärts kömmt; der Wettstreit der Eigenliebe, den man zu bekämpfen hat; die Kühnheit derjenigen, welche auf die Stellung solcher Frauenzimmer speculiren, und einen Preis auf ihr Wohlwollen setzen; das geringe Vertrauen, welches die öffentliche Meinung in sie setzt, die nur gar zu oft die sittlichen mit den leichtfertigen vermischt; die Kunst endlich, die Kunst selber, welche zu Fehltritten einzuladen

scheint, aus Allem Nutzen zieht, und die Schwächen des Herzens zu ihren Erfahrungen zählt; mehr als dieß vielleicht der Weihrauch, der ohne Unterlaß zu den Füßen dieser Göttinnen brennt, und ihnen zu Kopfe steigt (es gibt vom Kopfe zum Herzen, ich weiß nicht welchen, geheimnißvollen Weg): welche Klippen! In der That, wollte man die Verhältnisse berechnen, wollte man all den Beystand prüfen, welchen die Welt den Damen im bürgerlichen Leben bietet, während sie ihn denen vom Theater ohne Barmherzigkeit verweigert; die Schranken, die sie um jene zieht, während sie sie vor diesen niederreißt; die Waffen, welche sie jenen leiht und diesen raubt; könnte man nicht die Damen, welche die unsrigen am meisten anschwärzen, fragen: Nach den Eigenschaften, die Sie von unseren jungen Schauspielerinnen fordern, kennen Sie viele Weltfrauen, welche würdig wären, dem Theater anzugehören?«

Während man mit dem großen Theater wegen Wiederaufnahme der Raucourt in Unterhandlungen trat, ließ man sie auf der Bühne zu Fontainebleau vor dem Hofe spielen, wo sie außerordentlich gefiel. Die Königin selbst machte Fleury den Vorschlag, die gefeyerte Künstlerin zur Gattin zu nehmen. Dieser war davon so überrascht, daß er kaum die Bitte herausstottern konnte, ihm Zeit zur Ueberlegung zu gönnen.

Indessen wurden alle Hindernisse, welche sich dem Wiedereintritte jener Künstlerin entgegen stellten, durch eine königliche Verordnung gehoben, und sie erschien am 28. August 1779 zuerst als Dido, dann als Phädra. In dieser letzteren Rolle, die so häufige Gelegenheit zu Anspielungen auf die Geschichte der Schauspielerin bot, benützte das Publicum jede derselben auf die grausamste Weise, und es gehörte ein wahrhaft heroischer Muth von Seite der Mißhandelten dazu, um das Stück zu Ende zu spielen!

So sehr Fleury die Zuschauer tadelte, die, wie Gretry einst sagte, im Theater versammelt, so streng auf Tugend halten, während doch nicht Einer die Schauspielerin tugendhaft machen möchte; so kam ihm jener Auftritt doch gelegen, weil er nun hoffen durfte, zur Verbindung mit einem Mädchen nicht gezwungen zu werden, deren Lebenswandel öffentlich gerügt wurde. — Er hatte, als Regisseur im Wochendienste, das Repertoire nach Hofe zu bringen, und suchte, bey der Königin vorgelassen zu werden, um ihr seine unterthänigsten Zweifel über die ihm zugemuthete Heirat vorzutragen; allein, da man dieß voraussah, mußte er sich dießmal mit einer Audienz bey der Kammerfrau begnügen, die übrigens auf dem Projecte als auf einer bereits abgemachten Sache mit dem Beyfügen beharrte,

daß auch sein und der Raucourt Vater diese Verbindung wünschten. Als er das Schloß verließ, erhielt er auf geheimnißvolle Weise ein Billet seiner seyn sollenden Braut, des Inhalts, daß auch sie gegen diese Heirat gestimmt sey, und es auf sich nehme, sie scheitern zu machen.

Den Fortgang dieser Sache unterbrechend, wendet Fleury sich zu der Verlegenheit, in welche das große Theater, theils durch eine Posse von Dorvigny: Jeannot, ou les battus payent l'amende, das auf einer Nebenbühne hundert und zwölf Mal mit unbeschreiblichem Beyfall gegeben wurde, und worin ein Herr Volange in der Rolle des Jeannot unerhörte Triumphe feyerte; theils durch die Zwistigkeiten der Schauspielergesellschaft mit ihren Autoren gesetzt wurde, deren Ursachen, durch Anecdoten verdeutlicht, angeführt werden. Beaumarchais verbündete sich mit Mercier, Palissot und anderen zu einer förmlichen Blocade des großen Theaters, dem sie alle Lebensmittel abschneiden wollten. In solcher Noth nahm es seine Zuflucht zu eben dem Dorvigny, der ihm früher durch seinen Jeannot so vielen Schaden zugefügt hatte. Die Abstammung, welche ein Gerücht ihm gab, führt Fleury auf eine lang ausgesponnene Anecdote aus dem inneren Leben Ludwig's XV. — Das erste Stück, welches das große Theater von Dorvigny aufführte, war ebenfalls eine Art von Posse: Les noces houzardes, das anfangs vielen Widerspruch fand, und endlich gefiel. Indessen konnte es doch nur wenig dazu beytragen, die Finanzen dieses Institutes zu heben, und das Mißgeschick desselben ward noch durch den Rücktritt zweyer ausgezeichneter und beliebter Schauspielerinnen, Hus und Drouin, vergrößert.

Mitten in diesen Bedrängnissen ließ Madame Campan unserem Künstler melden, daß der Hof das nächste Mal, als er das Repertoire vorlegen würde, seinen bestimmten Entschluß über die projectirte Heirat erwarte. Der gefürchtete Tag brach an; er wurde zur Königin eingeführt, wo sich Monsieur, Bruder des Königs, und mehrere Damen befanden. Glücklicher Weise für den armen Geängsteten fing Monsieur damit an, der Königin die Neuigkeit zu erzählen, daß Mademoiselle Raucourt ein Verhältniß mit dem Prinzen d'Henin, Gardekapitän des Grafen von Artois, angeknüpft habe. Dieß endete das vorgehabte Gespräch, noch ehe es angefangen; Ihre Majestät wendete sich mit einem strengen Blicke gegen Madame Campan: »Sie hören! Man hat uns hintergangen.« Dann mit ihrem gewöhnlichen huldvollen Lächeln zu Fleury: »Je nun, ich irrte. Ich sehe wohl, daß aus allen Mädchen Frankreichs die, welche wir Ihnen bestimmt hatten, am schwersten zu heira-

ten gewesen wäre.« — Man kann sich denken, mit welch leichtem Herzen Fleury das Schloß verließ!

Seine öftere Erscheinung am Hofe hatte ihm indessen mehrere Bekanntschaften von Gewicht verschafft. An der Spitze derselben stand die des Marschalls, Herzogs von Richelieu. Er selbst das Vorbild des feinsten Weltmannes, wählte auch seine Gesellschaft, in welche Fleury Zutritt hatte, aus den ersten Personen des Hofes und der Stadt. Fleury, dessen Gedanken vor Allem auf seinen Beruf gerichtet waren, fühlte sich um so glücklicher, diese Schule des guten Tones besuchen zu dürfen, als Bellecourt gestorben war, und sich ihm dadurch ein weiteres Feld öffnete, sein Talent zu zeigen, als ehedem »Das Publicum,« sagt er, »hielt damals sehr viel auf diesen Ton der guten Gesellschaft, von dem ich schon öfters sprach. Jeder Schauspieler, dem das Fach der Liebhaber zugewiesen war, mußte auf der Bühne das Vorbild eines leichten, edlen Benehmens und des guten Geschmacks seyn; er mußte eine vornehme Haltung, eine anmuthige Kühnheit, eine liebenswürdige Geckenhaftigkeit (fatuité) zeigen; Kleidung, Gang, Ton, Bewegung, alles mußte den Stempel der höchsten Eleganz tragen; er mußte Seinesgleichen mit angenehmer Vertraulichkeit, Niedere mit jener Herablassung, die sie ihre Stellung fühlen macht, und alle Welt, mit Inbegriff der Damen, mit jener Artigkeit behandeln, die noch immer einen gewissen Grad von Ueberlegenheit durchschimmern läßt. So mußte der Schauspieler damaliger Zeit seyn. Bescheiden, wo es am Platze war, im Laufe des Tages, mußte er sich, sobald der Vorhang aufgezogen war, auf seinen rothen Absätzen erheben, und, im wörtlichen Sinne, ein großer Herr zu bestimmter Stunde werden.« — Es ist ein Glück für manche Schauspieler vom Fache Fleury's, daß das deutsche Publicum, in der Regel, nicht so viel fordert, als das französische im achtzehnten Jahrhundert verlangt hatte.

Referent bedauert, ein Bild des Herzogs von Richelieu und seiner gewöhnlichen Gesellschaft übergehen zu müssen, deren vorzügliche Mitglieder ebenfalls geschildert werden. Von den Nachrichten über die interessanten Soupers, welchen Fleury beywohnte, muß jedoch hier eine kleine Anecdote Platz finden, weil sie zeigt, wie der Herzog Künstler zu betrachten und zu behandeln pflegte. Ein gewisser Caillot, ehemals Mitglied des italienischen Theaters, wurde von den Damen aufgefordert, eine Ariette zu singen, die ihm einst so vielen Beyfall verschaffte. »Meine Damen,« fiel Richelieu ein, »Caillot ist nicht für uns hier; er ist es für sich; bey mir zahlen die Künstler nicht ihre Zeche; ich bin allzuglücklich, sie bey mir zu empfangen;

Caillot kömmt nicht, um uns, sondern um sich zu unterhalten, sich selbst, verstehen Sie?«

Während das große Theater durch sein Zerwürfniß mit den Dichtern litt, machte ihm noch die Liebhaberey der Großen und Reichen, in ihren Hotels selbst Comödie zu spielen, vielen Eintrag. Gerade der vornehmste Theil der Zuschauer entging ihm, da sie fast täglich zu irgend einem Privattheater geladen waren. Ein Herr vom Hofe, der unter jene freywilligen Schauspieler gehörte, fragte einst Préville: »Wie spielen Sie diese Rolle?« — Der Künstler setzte ihm den Sinn der Rolle, und den Geist, in welchem sie, seiner Meinung nach, gespielt werden sollte, aus einander. »O, ich nehme sie nicht so; ich spiele sie ganz anders,« entgegnete Jener. — »Das muß so seyn,« sagte Préville, »Eure Hoheit nimmt sie als Enkel des großen Condé.«

Aber auch ausgezeichnete Talente befanden sich unter den Dilettanten der Schauspielkunst. Fleury nennt später die Herren von Miromesnil und von Vaudreuil als die vorzüglichsten. Eines Abends hatte der erstere einen Trunkenen vorzustellen, und löste die Aufgabe mit allgemeinem Beyfalle; nur Vaudreuil behauptete, sein Freund habe schlecht gespielt, und sey von ganz verkehrten Grundsätzen ausgegangen. »Herr von Miromesnil,« sagte er, »suchte zu wanken; der Betrunkene sucht sich fest zu halten. Herr von Miromesnil suchte das Gleichgewicht zu verlieren; der Trunkenbold trachtet, das verlorene wieder herzustellen. Das Komische dieser Stellung liegt eben in der Bemühung desjenigen, der das Problem der Schwere lösen will, und den Stützpunct zu finden sucht. Er wankt nicht, weil er schwach ist, denn der Wein gibt Kraft; er schwankt, weil er sich nicht erinnern kann, wie man geht. Der obere Körper ist trunken, und besonders die Augen sind es. Man muß die Mühe des Gedächtnisses gewahr werden, das sucht, und wenn es nicht gelingt, von neuem zu suchen anfängt, sich selbst ausschilt, und abermals sucht. Man sehe weder rechts noch links, weder vor- noch rückwärts, und vor Allem verlässe man nie den Boden! So sieht man auch den Betrunkenen sich stets mit den Füßen an den Boden krallen, und sie nur mit Vorsicht heben. War das so bey Herrn von Miromesnil?« — Als Jedermann über diese, eines Professors würdige Lection erstaunte, sagte Herr von Vaudreuil: »Spotten Sie nicht, meine Herren; alles dieß ist bloß eine Citation aus einem Gespräche Garrik's mit Préville *).

*) Das Facsimile eines Briefes von Garrik an Préville, welches sich auf dieses Gespräch bezieht, ist dem zweyten Bande dieser Memoires beygefügt.

Fleury gibt nun Nachricht von dem Zustande und der Besetzung der drey vorzüglichsten aus den erwähnten Gesellschafts-theatern, von welchen jenes der Königin, zu Trianon, gegen das Ende des Jahres 1780 zu Stande kam. Dieß führt ihn nothwendig auf merkwürdige Personen, und diese, nach seiner Art, auf eine Menge kleinerer oder größerer Erzählungen, deren viele nicht mehr die geringste Beziehung mit den Hausbühnen haben.

Das große Theater setzte, aus Mangel an Neuigkeiten, L'orphelin de la Chine von Voltaire und La veuve du Malabar von Lemierre (bey uns unter dem Titel Lanassa bekannt) neu in die Scene, und das letztere Drama, mit großer Pracht ausgestattet, hatte einen glänzenden Erfolg. Man rief den Autor, und als dieser nicht erschien, entstand entsetzlicher Lärmen; man wollte das nachfolgende kleine Stück gar nicht spielen lassen, und nur durch Hülfe des Militärs konnte die Ruhe hergestellt werden. Fleury bemerkt, schon von jener Zeit an sey das ehemals so friedliebende Parterre so unruhig geworden, daß man, so oft nur irgend etwas Außerordentliches vorkam, die Wachposten verdoppeln mußte.

Der Rest dieses Kapitels ist dem Andenken Dorat's gewidmet, der an demselben Tage starb, an welchem die Witwe von Malabar in ihrer verschönerten Gestalt zum ersten Male die Bühne betrat.

Das ganze folgende Kapitel füllt eine rührende Geschichte aus, welche der Autor in der Absicht mittheilt, um zu zeigen, wie weit zurück damals in ganz Frankreich, besonders aber zu Toulouse, wo das Unglück sich begab, die Aufklärung war, und welche Folgen die Excommunication aller Schauspieler und Schauspielerinnen hatte, die damals noch in voller Kraft bestand. Da der Vorfall mit zur Geschichte des französischen Theaters gehört, will ich versuchen, die sechs und zwanzig Seiten, die sie im Werke einnimmt, in einige Zeilen zusammen zu drängen.

Ein junger Schauspieler von Talent lernte auf einer Reise ein liebenswürdiges Mädchen, die Tochter eines Tuchhändlers aus Toulouse, kennen, und entbrannte für sie in so heftiger Liebe, daß er beschloß, seine sonst so geliebte Kunst, bey welcher er nie auf Mariannens Hand hoffen durfte, zu verlassen, und sich zum Handelsstande zu wenden. Durch einen glücklichen Zufall entließ der Kaufmann so eben einen nachläßigen Commis, und d'Ussieux (so hieß der junge Künstler) trat an seine Stelle. Er gewann die Gunst der Aeltern eben so leicht, als er die des Mädchens gewonnen hatte; der Tag der Trauung ward bestimmt,

und der Priester wollte eben den Segen über das Brautpaar sprechen, als der abgedankte Commis sich zum Altar drängte und rief: »Ihr seyd alle betrogen! Dieser Mensch heißt nicht d'Ussieux, sondern d'Emmery (diesen Namen hatte er wirklich als Schauspieler angenommen), und ist ein Schauspieler!« — »Ein Schauspieler!« tönte es durch die ganze Kirche, »hinaus mit ihm, daß er den heiligen Ort nicht länger beflecke!« — D'Ussieux war in Ohnmacht gefallen, und wurde, wie todt, in seine Wohnung gebracht. Marianne hatte mehr Geistesgegenwart behalten, unterstützte ihren darniedergeschlagenen Vater, und ging mit ihren Aeltern nach Hause. Um Mitternacht klopfte es an des jungen Mannes Thüre. Marianne, ein Körbchen in der Hand, trat ein. »Das Anathema soll die nicht scheiden,« sprach sie, »welche vor Gottes Altar sich Treue geschworen haben, und da es keine Hochzeit ohne Mahl gibt, bringe ich es gleich mit.« Mit heiterer Geschäftigkeit nahm sie ein Paar Gerichte und Wein aus dem Körbchen, munterte ihren Geliebten auf, ihr den Tisch decken zu helfen, und setzte sich fröhlich mit ihm zum Mahle. Er, wie in einem Traume befangen, that, beynahe unbewußt, was sie forderte, und als das kleine Souper geendet war, sagte das Mädchen: »Marianne Crussal und Prosper d'Ussieux werden nicht getrennt werden... Speise und Trank waren vergiftet!!« — Marianne starb noch vor Tages Anbruch; Prosper wurde gerettet, aber sein Verstand war dahin. Aus einigen seiner lichten Augenblicke schöpfte man obige Catastrophe.

Laharpe, Beaumarchais und andere Dichter hatten indessen so lange gegen das große Theater cabalirt, bis sie ihm einen Rivalen erweckt hatten: die ehemalige italienische Comödie verwandelte sich in ein zweytes großes Theater (second Théâtre français), entließ alle seine Schauspieler bis auf Carlin, versah sich mit tüchtigen Künstlern, und erhielt die Erlaubniß, alle Gattungen von Spectakel, auch jene aufzuführen, welche bisher ein ausschließliches Eigenthum des ersten Theaters waren. Unter den Mitgliedern dieser umgewandelten Bühne bemerkt Fleury besonders einen Raimond und eine Madame Verteuil, welche den Sieg über alle jungen Liebhaberinnen des großen Theaters davon trug, »deren Taufzeugnisse freylich schon von altem Datum waren.« — Einige Anecdoten aus dem Leben des Dichters Cailhava, dem erbittertsten Feinde der ersten Bühne, wollen die Leser im Werke selbst aufsuchen. So verächtlich übrigens die ersten Schauspieler des älteren Institutes von dem neuen sprechen mochten, mit so vielem Stolze sie auch ihre Suprematie zu behaupten suchten; im Inneren war ihnen nicht

eben gut zu Muthe. »Sie konnten seltener Urlaub nehmen, weniger Geld gewinnen, sich nicht mehr so oft das Vergnügen verschaffen, ins Theater zu kommen, um ihre Stellvertreter auspfeifen zu hören; sie konnten sich nicht mehr so kostbar machen; nicht mehr jeden Debutanten, der ihrer Eigenliebe gefährlich schien, zu Boden drücken.« Für Demoiselle Contat und Fleury war aber die Sache so übel nicht. »Wenn es gilt, Schlachten zu liefern, schmeichelt man auch den unteren Chargen, ermuthigt sie, und macht ihnen Hoffnung zum Avancement.« Préville war der Lehrer der geistreichen Contat, und sie zeigte sich eines solchen Meisters würdig. »Nicht als ob diese junge Schauspielerin nicht selbst alle Geheimnisse einer Kunst würde gefunden haben, die sich nicht lehren läßt; aber der große Mime, erstaunt über das frühreife Fassungsvermögen des liebenswürdigen Mädchens, wollte ihr die Elemente der Diction erleichtern; eine Art von Solfeggio der Rede, das man nothwendig lernen muß, um vor dem Publicum erscheinen zu können, und noch nothwendiger wieder vergessen, wenn man vor demselben Erfolg haben will.« Mademoiselle Contat war funfzehn Jahre alt, als sie 1776 zugleich mit Demoiselle Vadé debutirte, welche man ihr entgegensetzte. Vergebens begünstigte man diese und unterdrückte jene. Man gab der Contat die schlechten Rollen; sie wußte sie zu guten zu gestalten; Fleiß, Beharrlichkeit und ein bischen Aerger über ihre Zurücksetzung (der, wie Fleury behauptet, manchmal von guter Wirkung im Spiele seyn soll) brachten sie dahin, daß sie unnachahmlich, und, nach Préville's Tode, die erste Zierde des Theaters wurde. Fleury war lange mit ihr in gleichem Falle; die Rollen, welche Molé und Monvel verschmähten, wurden ihm zugetheilt, und nur auf demselben Wege, den seine Kunstgefährtin ging, gelang es ihm, den Platz zu erreichen, der seinem Talente gebührte.

Zur vollen Kenntniß der Einrichtung des ersten französischen Theaters gehört wohl auch folgende Stelle:

»Der Autor, dessen Stück gegeben wird, ist Herr, die Rollen nach seinem Willen zu vertheilen, und man darf ihm weder das Recht älterer Schauspieler, noch deren Eintheilung nach den verschiedenen Fächern entgegensetzen. Der Autor ist, auf eigene Gefahr, der oberste Richter derjenigen, welchen er sein Werk anvertraut; wenn aber der Schauspieler einmal im Besitz einer Rolle ist, so ist er seinerseits ebenfalls Herr derselben, die Rolle wird sein Eigenthum, Niemand kann sie ihm, ohne seine Einwilligung, nehmen; und solch ein Fall ist selten, aus zwey einander entgegengesetzten Ursachen; die erste und gewöhnlichste, weil man sich selbst nicht genug kennt; die zweyte, weil man sich

zu gut kennt, und eine Rolle, die demjenigen ungünstig ist, der sie hat, dem anderen vortheilhaft werden könnte, der sie bekäme. Dieses Gesetz unseres Theaters hat seine gute und seine schlimme Seite. Für die Autoren ist es tyrannisch; denn ein kranker Schauspieler, welcher eine wichtige Person in dem Stücke darzustellen hat, kann den Erfolg desselben bis zu seiner Genesung hinausschieben (ich rede hier von natürlichen Krankheiten, denn es gibt noch andere, zum Beyspiele bösen Willen, ein Fieber, das der Arzt nicht heilen kann). Aber der Schauspieler, der eine Rolle lange studirt, sich gewissenhaft mit ihr beschäftigt, manche Nacht durchwacht, manchen Rath eingeholt, allen Proben beygewohnt, und tausend Kränkungen vom Autor ertragen hat, der nicht immer liebenswürdig ist, der Schauspieler, sage ich, hat auch seine Rechte. Von beyden Seiten ist es schwer, das Gleichgewicht einzuhalten. Es besteht fürs Erste das Gesetz, dann der Mißbrauch desselben, und beym Theater wird der Mißbrauch oft zur Regel, weil es, außerhalb all dieser Verhältnisse, noch einen Dritten dabey Interessirten gibt: das Publicum. Uebrigens mischte sich bey uns das Recht des Dienstalters in alle sonstigen Rechte. Obschon, in Beziehung auf Kunst, ein Taufschein die armseligste aller Empfehlungen ist, haschten unsere Aelteren, auf das Register ihrer Aufnahme gestützt, gleichwohl alle guten Rollen weg. Die Autoren, wenigstens jene, die keine genaue Kenntniß der Verhandlungen bey unseren Comiteen hatten, versuchten öfters, dies Joch abzuschütteln; aber die Aelteren ließen die Schrecken einer furchtbaren Mehrheit vor sich hergehen, und da die Annahme oder Zurückweisung eines Stückes von einer, außerhalb der bestehenden Grundsätze entworfenen Rollenvertheilung abhängen konnte, wurden die widerspänstigen Schriftsteller bald geschmeidig, und überließen — das Bulletin *) an der Gurgel — die guten Rollen den Aelteren auf die beste Art von der Welt.«

Dieß alles liefert einen neuen Beweis für die schon früher geäußerte Meinung des Referenten, daß eine solche Bühnenverfassung, mag sie sich in der Theorie noch so lockend darstellen, in der Praxis doch eben so wenig dem Besten der Kunst und dem Ruhme der Bühne, als dem Vergnügen des Publicums zu entsprechen vermag.

---

*) Fleury spricht hier vom Bulletin noch bevor es eingeführt war. Damals gaben die Mitglieder des Comité ihre Meinung noch durch Bohnen ab: weiße, schwarze und bunte stellten die Annahme, die Zurückweisung oder die Annahme mit Abänderungen eines Stückes vor. Erst später ward es zur Regel, die Meinungen schriftlich und motivirt abzugeben.

Fleury führt die Leser nun bald in das Privattheater der Mademoiselle Guimard (eines der vorzüglichsten) und der Herzogin von Villeroi, bald in jenes, das Monsieur zu Brunois unterhielt, oder nach Fontainebleau an den Hof; denn bey all diesen war er wechselweise beschäftigt. Durch einen der ärgsten Anachronismen, deren es in diesen Memoires so viele gibt, befindet man sich aber plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, in Dresden, wohin der Kaiser Napoleon das französische Theater, und folglich auch Fleury berief; und dieser Sprung sollte bloß zeigen, bis zu welchem Grade der Täuschung er es in der Kunst, Personen nachzuahmen, gebracht habe, was in einer ziemlich langen Anecdote geschieht, um sodann, in gleicher Absicht, wieder in die frühere Zeit und zu dem Theater in Brunois zurückzukommen. Hier war es ein junger Geck aus der großen Welt, dort der berühmte Arzt, Baron Desgenettes, den er zum Vorbilde gewählt hatte. Eine dritte Anecdote, deren Inhalt eine Lection in der Schauspielkunst ist, welche er von einem großen Herrn empfing, schließt dieses weitläufige Kapitel.

Das nächstfolgende gewährt ein zwar breit ausgeführtes, aber mit so viel Witz, Laune und Gemüth hingestelltes Bild Carlin's (Carlo Bertinazzi), des berühmten Arlequin's, und seiner Familie, zu welchem Fleury in seinen Garten zu Chaillot, den er seine Villa nannte, geladen war, daß jeder Leser es dem Referenten danken wird, ihn auf dasselbe aufmerksam gemacht zu haben. Mehrere Anecdoten, theils scherzhafte, theils rührende, geben Zeugniß von dem Geiste und Herzen dieses trefflichen Künstlers, der, um seinen nie getrübten Ruhm nicht zu überleben, im sieben und sechzigsten Jahre die Bühne verließ, nachdem er durch zwey und vierzig Jahre ihr glänzendster Stern gewesen. Die schönste Bürgschaft für seinen Character bietet der Umstand, daß er einst der Jugendfreund des ehrwürdigen Ganganelli war, und Clemens XIV. sich seines ehemaligen Schulcameraden noch liebevoll erinnerte.

Fleury kömmt nun an eine wichtige Epoche des großen Theaters, an die Eröffnung des neuen Schauspielsaales in der Vorstadt Saint-Germain, welche am 9. April 1782 mit Racine's Iphigénie Statt fand. Eine merkwürdige Neuerung dieses Gebäudes, das manche Vorzüge mit manchen Mängeln verband, war die Einrichtung des Parterre mit Sitzbänken. Schon lange war dieß der allgemeine Wunsch, besonders seit das Parterre immer stürmischer wurde. Die Plätze wurden durch jene Verbesserung theurer, und so hoffte man, ein besser erzogenes Publicum dahin zu erhalten. Allein das sitzende Parterre

pfiff den dramatischen Prolog, von Jaubert, welcher der Iphigénie voranging, eben so wacker aus, als ob es ein stehendes gewesen wäre, und Fleury meint, das beste Mittel, die Parterregäste zu civilisiren, wäre, wenn auch das schöne Geschlecht diesen Platz besuchte, wo dann die Galanterie auch den Wohlanstand mit sich bringen würde. Das verunglückte Vorspiel wurde durch ein anderes von Laharpe ersetzt, das den besten Erfolg hatte. Der bekannte Eigendünkel dieses Dichters und Kritikers ward durch diesen Sieg noch beträchtlich erhöht, und gab Anlaß zu folgendem Epigramme:

Si vous voulez faire bientôt
Une fortune immense autant que légitime,
Il vous faut acheter La-Harpe ce qu'il vaut,
Et le vendre ce qu'il s'estime.

Die übrigen Blätter dieses Kapitels handeln von den Stücken, welche nach der Iphigénie im neuen Schauspielhause aufgeführt wurden, und von dem Schicksale, welches sie erfuhren.

Der nächste Abschnitt erzählt die Einzelnheiten eines Duells zwischen den Schauspielern Dugazon und Dazincourt, und würdigt die Talente der Secundanten Dessessarts und Auger, ebenfalls Schauspieler, von welchen zugleich mehrere Anecdoten eingeflochten sind. Da dieser Zweykampf, und noch mehr die Banqueroute des Prinzen von Guéméné, dessen erwähnt wird, dem Hauptinhalte des Werkes ganz fremd sind, kann hier nicht weiter davon die Rede seyn.

Man wollte Fleury zum zweyten Male verheiraten. Mademoiselle Luzi, welche auf dem großen Theater im Fache der Soubretten gespielt, seit einem Jahre aber — aus Andacht, wie die Einen — ihrer Jahre wegen, wie Andere behaupteten — die Bühne verlassen hatte, war ihm dießmal zugedacht; er bat jedoch den Eheprocurator, die Heiratsgedanken von selbst kommen zu lassen, ohne sie in ihm zu erwecken. — Seine Stellung beym Theater hatte sich indessen bedeutend verbessert. Bellecourt war gestorben, und Monvel ging als erster Schauspieler und Director der königl. Bühne nach Stockholm; Fleury ward dadurch nach Molé der Erste. Der Marquis in dem Lustspiele: L'école des bourgeois, war die erste Rolle, welche er in der neuen Eigenschaft eines Ancien spielte, und womit er einen überaus glänzenden Erfolg bewirkte, wie sich denn dieß hernach in mehreren anderen Stücken wiederholte, so daß man ihn bald in den Journalen neben Molé setzte, was seinem Ehrgeize nicht wenig schmeichelte. Wer aber hätte auch mehr als Fleury verdient, für so redliches, unermüdetes Streben nach Wunsch belohnt zu werden? Er selbst sagt bey dieser Gelegenheit: »Ich hatte gear-

beitet, gedacht, studirt, ich hatte Seele und Leib gequält, meine Kräfte gemessen, mein Herz befragt; ohne all diesem, und ohne die Gewißheit, Talent zu besitzen, und aus meinem Namen einen Namen von gutem Klange zu machen; hätte ich wohl etwas vom Theater gewollt? Nein, ich hätte lieber in einem Regimente gedient, als eine müßige Jugend in den Coulissen und ein elendes Alter vor dem Publicum hingeschleppt.« — Schauspieler mit solchen Gesinnungen sind nicht häufig, aber sie gelangen sicher an's Ziel.

Das ganze nächste Kapitel — überschrieben: Histoire de Migon — enthält die Geschichte einer ehemaligen Geliebten des Schauspielers Dugazon, dessen schon öfters erwähnt worden. Schon diese wenigen Worte werden die Leser überzeugen, daß die Erzählung ohne allen Zusammenhang mit Fleury oder der Kunst sey. Dennoch wird Jedermann diese gräßliche Geschichte mit dem höchsten Interesse lesen: wäre es auch nur, um zu erfahren, zu welchem Grade von Grausamkeit ein hoher Grad von Sittenverderbniß führen kann, und wie beyde vereint einen Gipfel erreichen können, von dem sich die ausschweifendste Phantasie kaum eine Vorstellung zu machen im Stande ist.

Im Jahre 1784 erschien: Le mariage de Figaro, von Beaumarchais; ein Lustspiel, uns, mehr als aus Uebersetzungen, durch seine geschickte Umwandlung in eine Oper durch den Abate da Ponte bekannt, und durch Mozart's göttliche, ewig unerreicht bleibende Musik unschätzbar. — Um den außerordentlichen Erfolg dieses Stückes zu begreifen, ist es nöthig, die damalige Lage des Schauspiels ein wenig zu betrachten. Die Quellen des Lustspiels schienen vertrocknet; keine Thorheit, keine Mode, kein Vorurtheil, kein ergötzlicher oder tadelnswerther Character, die nicht schon gegeißelt worden wären! So glaubte man wenigstens; obschon nur den Kurzsichtigen Dinge ähnlich schienen, die in der That von einander sehr verschieden waren, und Fleury mit Recht bemerkt, »daß nicht die Gegenstände den Autoren, sondern diese den Gegenständen gefehlt haben.« — Ueberdieß wurde die Sittlichkeit, je mehr sie innerlich abnahm, desto prunkender von außen zur Schau getragen, und Molière demnach für unzart erklärt. Auch die Werke der besten seiner Nachfolger wurden kaum mehr gespielt. »Man applaudirte Reynard mit den Fingerspitzen;« Dancourt ward von der Bühne verbannt, Lesage fand man zu derb; Destouches allein erhielt sich noch in Gunst. Die Vaudevilles, die Possen, die Pantomimen der Nebentheater hatten den Sieg über das geregelte Schauspiel davongetragen. »Das Publicum hatte den Geschmack am Guten verloren, und war von dem

Schlechten übersättigt.« Ein Zustand, der in unseren Tagen nicht nur in Beziehung auf das Schauspiel, sondern noch weit mehr in jener auf Musik einzutreten beginnt. In solcher Zeit mußte ein Lustspiel, wie das genannte, welches die Anhänger des Classischen zwar ein dramatisches Ungeheuer nannten, ihm aber doch »viel Geist, viel Heiterkeit und echt comische Situationen« nicht absprechen konnten, um so mehr Glück machen, als es, in spanischem Rahmen, ein kräftiges und ergötzliches Bild damaliger Sitten und Grundsätze der besseren Gesellschaft darstellte. Es wurde lange vor seiner Erscheinung davon gesprochen; Beaumarchais hatte es in einigen vornehmeren Zirkeln mit großem Beyfalle gelesen; aber es hieß, daß es zur öffentlichen Darstellung nicht geeignet sey. Desto größer war die Ueberraschung der Schauspielergesellschaft des Haupttheaters, als sie im April 1783 den Auftrag erhielt, es für Versailles einzustudiren. Die ersten Proben hatten zu Paris auf dem Théâtre des menus plaisirs Statt, welches Beaumarchais durch den Schutz des Grafen von Artois zu diesem Zwecke erhielt. Nachdem im Laufe des May verschiedene Hoftheater, das zu Trianon, zu Choisy, Brunois, genannt wurden, wo das Stück gegeben werden sollte, wurde endlich beschlossen, daß es auf derselben Bühne, wo es probirt worden, auch vorgestellt werden soll. Nach dreyßig — sage dreyßig *) Proben, von welchen die letzteren fast öffentlich waren, bestimmte man den 13. Juny zur Aufführung. Hof und Stadt bewarben sich um Logen, ganz Paris stritt um die Eintrittskarten. Zwischen 12 und 1 Uhr Mittags kam das schriftliche Verbot des Königs, das Stück zu spielen. Niemand war darauf vorbereitet, und man kann sich die Ueberraschung denken, als um 6 Uhr Abends sechs- bis siebenhundert Wägen am Eingange in das Theater zurückgewiesen wurden. — Jeder andere als Beaumarchais hätte sich von solch einem Streiche entmuthigen lassen; er kannte aber den Hof und das Publikum zu gut, um seine Sache aufzugeben.

*) In dieser Zahl liegt der Schlüssel zur Erklärung, wie es komme, daß unter Allen, die jemals Paris und das große Schauspieltheater besuchten, nur eine Stimme über das sonst nirgends gefundene vortreffliche Memoriren und das bis in die kleinsten Einzelnheiten vollendete Zusammenspielen herrscht. Während die meisten Theater mit einer, in der Regel ziemlich nachläßigen und unvollkommenen Lese- und drey Theaterproben genug gethan zu haben meinen, und dem Publicum dann, statt einer gerundeten Aufführung, eine mangelhafte Generalprobe bieten, lassen die französischen Bühnenkünstler es sich nicht verdrießen, dreyßig Proben zu machen, um dem Autor und den Zuschauern ihr Recht im vollsten Maße gewähren zu können.

Es ist hier nicht der Raum, alle die Schritte, die er gethan, die Verhältnisse, die er benützt hat, so umständlich zu berichten, als im Werke selbst geschehen ist; genug, am 27. April 1784 las man die Aufführung des Lustspiels: Le mariage de Figaro, ou la folle journée. im großen Theater, an allen Straßenecken von Paris. Zehn Stunden vor der Eröffnung des Theaters war die ganze Hauptstadt an der Pforte versammelt. Fleury führt an, welche Personen aus den höheren Ständen, und auf welche Weise, sich um Logen bewarben, und schildert überhaupt den Zudrang der Theaterfreunde mit lebhaften Farben. Die Aufführung ging vortrefflich, und der enthusiastische Beyfall war über alle Beschreibung. Die ersten zwanzig Vorstellungen trugen hunderttausend Franken ein; bey der sieben und zwanzigsten war der Zulauf noch immer derselbe; man kam aus allen Provinzen, man kam vom Auslande, und dieses Phänomen erhielt sich über die fünf und siebzigste Vorstellung hinaus. Die Annalen des großen Theaters zeigten kein ähnliches Beyspiel. »Ich weiß etwas noch Tolleres als mein Lustspiel,« sagte Beaumarchais, »seinen Erfolg.« — Des Dichters Glück stieg aber noch höher: sein Werk wurde auch bey Hofe aufgeführt, und der Graf von Artois gab den Figaro.

Das erste Kapitel des dritten Bandes behandelt einen Theil der Geschichte des ehemals sogenannten italienischen Theaters, und gibt ein Bild und mehrere Anecdoten des Dichters Desforges, der für jenes Theater schrieb. Fleury sagt, als er die Vorzüge desselben anführt, unter welchen die Zeichnung von Characteren oben an steht: »Mich dünkt, daß bey einem dramatischen Schriftsteller die Gabe der Erfindung sich weit mehr in der Schöpfung der Charactere als in jener der Fabel zeige; für die erstere, in welcher die komische Kunst wesentlich besteht, muß man mehr Beobachter seyn, und eine höhere Reife des Talentes besitzen; für die andere bedarf man mehr Uebung, mehr Metier, mehr Einbildungskraft vielleicht, aber von jener Gattung, deren Molière sehr gut entrathen konnte.« — Diese richtige Bemerkung, welche den Characteren den gebührenden Platz über der Fabel anweiset, veranlaßt Referenten zu der Frage, was Fleury wohl sagen würde, wenn er die heutigen Erzeugnisse seiner dichterischen Landsleute sähe, die — wie wir aus den Uebersetzungen erfahren, die jetzt fast das ganze Repertoire der deutschen Bühnen ausmachen — die Werke Casimir de la Vigne's abgerechnet, kaum eine zusammenhängende, einigermaßen wahrscheinliche Handlung, viel weniger aber Charactere enthalten? Vielleicht würde es ihn trösten, daß auch die neueren deutschen Lustspiele — mit wenig ehrenvollen Aus-

nahmen — hieran denselben Mangel leiden; desto weniger begreiflich aber dürfte es seyn, daß so viele Theaterdirectionen beynahe alles Aeltere, worin Charactere vorkommen, von ihrer Bühne entfernt haben, um jenen gehalt- und farblosen Neuigkeiten allein das Feld zu überlassen. Wollte man auch nicht den vielgetadelten und gleichwohl von Directionen, Schauspielern und Zuschauern schwer vermißten Kotzebue anführen, obschon man auch ihm das Talent, Charactere zu schaffen, nicht absprechen kann, wie sein Bruderzwist, seine silberne Hochzeit u. a. bezeugen; so ist doch gewiß zu bedauern, daß auch die besseren Werke Iffland's — und ihre Zahl ist nicht gering — beynahe völlig von der Bühne verschwunden sind. Mit der tiefsten Verehrung für den unsterblichen Schiller gesteht Referent den Wunsch, daß der große Dichter seine Parodie: Shakespeare's Schatten, nicht geschrieben haben möchte. Obschon sie offenbar gegen Iffland gerichtet ist, glaubt Referent dennoch, daß Schiller's Absicht nur seyn konnte, zu verhindern, daß das Großartige und Erhabene von dem bürgerlichen und Familienleben nicht gänzlich verdrängt werde, wie es damals den Anschein hatte. Dieses letztere Genre völlig zu verwerfen, konnte wohl nicht die Meinung eines so verständigen Mannes seyn, wie Viele voraussetzen wollen. Ihm ist gewiß nicht entgangen, daß Begebenheiten aus einer Zeit, die in fabelhafter Ferne liegt, und Menschen, die in einer Verfassung lebten, eine Erziehung erhielten, in einer Religion aufgewachsen waren, die von unserer Verfassung, unserer Erziehung, unseren Religionsbegriffen himmelweit verschieden sind, uns mehr interessiren sollten, als Ereignisse, die uns näher stehen, und Menschen, die unserer Zeit und unseren Verhältnissen gemäß handeln: und daß wir uns in den Heroismus eines Regulus, in die Opferung der Iphigenia u. s. w. eben so schwer hineindenken, als wir nach unseren moralischen und religiösen Begriffen einsehen, wie man ein großes Verbrechen durch ein noch größeres, den Selbstmord, zu sühnen vermag. — Wenn manche Recensenten, auf Schiller's Worte:

»Was kann denn dieser Misere
Großes begegnen?«

gestützt, die Spornen zu verdienen glauben, wenn sie gegen Iffland zu Felde ziehen; so wird es erlaubt seyn, sich bey ihnen zu erkundigen, ob denn der Misere unserer neueren, jetzt im Schwunge gehenden Lustspiele Größeres begegnen könne? Ob leichtsinnige Frauen, betrogene oder betrügende Gatten, falsche Freunde, und was sonst von dergleichen die Elemente der modernen französisch-deutschen Stücke ausmacht, dem Zweck des

Theaters, Verstand und Herz zu bilden, besser entspreche, als die nach dem Leben gezeichneten Familiengemälde Iffland's, die bald das Glück liebender Gatten, bald die Freuden oder Leiden redlicher Aeltern, bald die gewissenhaft erfüllte Pflicht des Staatsdieners oder Hausvaters, bald die thätige Hülfe des treuen Freundes darstellen, und uns belehren, wie man das Gute schätzen, das Schlimme ertragen, Prüfungen der Vorsehung bestehen, oder verirrte Herzen auf die rechte Bahn zurückführen könne; und die obenein das Verdienst haben, daß deren größter Theil fest gezeichnete und consequent durchgeführte Charactere in Handlung setzen, ja daß bey einigen, z. B. in der Erinnerung, jede Rolle, von der ersten bis zur letzten, ein Character ist, während man in einem halben Dutzend der neuesten Producte zusammengenommen kaum einen findet?

Von dem Dichter für die zweyte Schauspielbühne kömmt Fleury auf die Bühne selbst, lobt ihr Repertoire, ihre Schauspieler, und gesteht, daß, wenn nicht Figaro Wunder gewirkt hätte, es dem großen Theater übel hätte ergehen können. Dennoch sagt Fleury: »Für die Kunst und die Schauspieler ist nichts vortheilhafter, als zwey rivalisirende Bühnen. Man sagt, das Publicum theilt sich; nein, es vermehrt sich. Der Wettstreit der Kunst interessirt; der Preis bleibt dem Geschicktesten; der Geschmack an der Kunst gewinnt, breitet sich aus, setzt sich fort; Parteyen bilden sich: der ist für diesen, der für jenen. Das große Theater gibt ein neues Stück; es wird Wunder thun! Die Gesellschaft des italienischen führt ein anderes auf; es wird zum Erstaunen seyn! Die Schauspieler studiren, forschen, berathen sich, zanken sich; die Schriftsteller, die sonst andere Fächer bearbeiteten, wenden sich zum Drama, zum Lustspiele, zur Tragödie. Das Feuer brennt in allen Köpfen: Scenen, Acte, Dialoge sind in steter Gährung; die Flamme theilt sich dem Publicum mit; dieser oberste Richter geräth in Bewegung, läuft von einer Bühne zur anderen, ermuntert, gibt Beyfall, wird leidenschaftlich, wählt seine Lieblinge, streitet sich, theilt sich, ist jedoch immer einig über den einen Punct: ins Theater zu gehen!« — Man sieht übrigens, daß hierbey zwey Dinge vorausgesetzt werden: erstens, daß beyde Bühnen die nämliche Gattung von Spectakel darbieten; zweytens, daß ihre Schauspieler auf gleicher, oder doch beynahe gleicher Kunsthöhe stehen, denn zwischen ungleichen Kräften kann kein ersprießlicher Wettstreit bestehen.

Wir finden nun die Schilderung eines der vorzüglichsten Künstler des zweyten Theaters, Granger, und ein Verzeichniß der Rollen, die seinen Ruhm gründen halfen; dann folgen einige

Anecdoten aus der Zeit, wo der Herzog von Richelieu dieses Theater in besonderen Schutz nahm.

Im nächsten Kapitel kömmt Fleury, nach dem Geständnisse, daß es ihm, bey einem außerordentlichen Gedächtnisse für Begebenheiten, durchaus an einem für Daten fehle, woher auch seine häufigen Verstöße gegen die chronologische Ordnung in seinen Berichten stamme, nochmal auf Beaumarchais und seinen Figaro zurück, und theilt mehrere Epigramme, Satyren, Recensionen u. s. w., welche von seinen Feinden, oder vielmehr von seinen Neidern ausgingen, so wie die Antworten mit, welche der Dichter auf jene Angriffe in öffentlichen Blättern erscheinen ließ. So wenig, als über diese literarischen Scharmützel, kann Ref. sich über die Streitigkeiten weiter einlassen, welche wegen des Platzes entstanden, wohin man die Statue Voltaire's, von Houdon's Meistergriffel, stellen sollte, welche seine Nichte und Erbin, Madame Denis (später Madame Duvivier) anfangs der Academie, dann aber dem großen Theater zum Geschenk machte. Die Absicht der Geberin war, daß die Statue im Foyer prangen sollte; allein Molé wollte eine auf seine Veranlassung verfertigte Büste Molière's dahin setzen. Die Schauspieler der Comödie waren für die Büste, jene der Tragödie für die Statue, und der Streit währte so lange, daß endlich durch eine königliche Verordnung entschieden wurde, Voltaire solle mit einem Platz im Vestibule vorlieb nehmen. Eine bey dieser Gelegenheit eingemischte sehr comische Scene zwischen Madame Denis, Voltaire's Affen und Herrn Duvivier wird man im Werke selbst mit Vergnügen lesen.

Ein zufälliges Zusammentreffen Fleury's und Dugazon's mit dem berüchtigten Cagliostro gibt dem ersteren Gelegenheit, einige noch nicht bekannte Anecdoten von jenem Charlatan mitzutheilen, aus welchen sich eine gar zu kostbare nicht unterdrücken läßt. Eine Dame (Lady Mantz) erzählte in einer Gesellschaft, in welcher auch Fleury sich befand, daß sie sich von Cagliostro den Schatten d'Alembert's habe citiren lassen. Sie wünschte, eine Frage an ihn zu stellen; der Geisterbanner bewilligte es, sagte ihr jedoch, daß nur er den Geist vernehmen könne, und ihr seine Antwort bekannt machen werde: zugleich ermahnte er sie, eine wichtige, und eines Besuches von solchem Range würdige Frage zu stellen, weil eine leichtsinnige das größte Unglück herbeyführen könnte. — »Und was fragten Sie d'Alembert?« sagte Fleury. — Ich fragte ihn, ob es eine andere Welt gebe. — »Das ist seltsam genug; was mich betrifft, so ist es mir nicht unangenehm, zu erfahren, woran ich mich diesfalls halten kann. Was antwortete der Philosoph?« —

Fleury, obschon ihm nichts so sehr am Herzen lag, als sein Stand, und er keinen anderen Ehrgeiz kannte, als sich darin auszuzeichnen, konnte bisher nie auf eine entschiedene Weise zu diesem Ziele gelangen. Zwar hatte er in mehreren Stücken, als: Le bienfait anonyme, les rivaux amis, les amours de Bayard, la maison de Molière, les châteaux en Espagne u. a. die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen; allein in all diesen Stücken war auch der alles verdunkelnde Molé, und spielte, wie billig, die erste Rolle. Er hätte sich lieber eine minder wichtige, als die er zu geben hatte, gewünscht, wenn sie nur die vorzüglichste im Stücke gewesen wäre. »Man wird nicht Schauspieler außer der Linie,« sagt er, »wenn man nicht die Verantwortlichkeit einiger Hauptrollen auf sich genommen hat. Jede große Leistung neben der unseren zerstört diese; eine mindere, neben welcher keine andere steht, die jene in Schatten stellen könnte, reihet uns in die Classe der ersten Schauspieler.« — Indessen war der Augenblick, in dem sein Stern aufgehen sollte, nicht fern, und die Straße des Ruhmes sollte ihm durch das Lustspiel: L'école des pères. von dem jungen Dichter Pieyre, geöffnet werden. Dieses Stück war die Reaction des anständigen Drama gegen die leichtfertige Comödie; der König und die Königin munterten die Dichter auf, welche nach derley ehrenhaften Erfolgen strebten. Das Stück wurde auf einem der königlichen Lustschlösser in Gegenwart des Hofes aufgeführt; Fleury gefiel ungemein, und bald darauf noch mehr als Marquis du Loret im Turcaret, welches Lustspiel bloß auf seinen Wunsch zur Darstellung gewählt wurde. Während dem hatte der Prinz Heinrich von Preußen, Bruder des großen Friedrich, der in Paris anwesend war, der Schauspielerin Contat durch ein Billet einen angehenden Schriftsteller empfohlen, und sie ersucht, der Probe eines kleinen Lustspiels in zwey Acten — Les deux Pages — beyzuwohnen, das eine Anecdote Friedrich's II. zum Stoff hatte. Das Anliegen des Autors bestand darin, daß Madame Dugazon die Rolle, welche ihr zugedacht war, als für sie zu unbedeutend, verschmäht hatte, und dieselbe einer Schauspielerin zugetheilt wurde, der es nicht an gutem Willen, aber an Talent fehlte. Mademoiselle Contat sollte daher sich überzeugen, daß aus jener Rolle viel zu machen sey, und Madame Dugazon zu deren Annahme bereden. Sie that mehr, sie übernahm sie selbst, und bewog den Verfasser, den Hauptpart, Friedrich II., ihrem Freunde Fleury, statt des Dugazon, dem er ihn bestimmt hatte, anzuvertrauen. Fleury sah dadurch seinen so lang und so heiß gehegten Wunsch, eine ausgezeichnete Character-

rolle zu spielen, unvermuthet erfüllt, war vor Freude darüber außer sich, und von Dank gegen seine wohlmeinende Kunstgefährtin durchdrungen. »Nichts hebt einen Schauspieler mächtiger,« sagt er, »als einen historischen Namen aus neuerer Zeit zu tragen; gelingt es ihm nur irgend, sein Vorbild zurückzurufen, so entsteht in der Seele des Zuschauers, ohne daß er es weiß, eine Art Verschmelzung des Schauspielers mit der erhabenen Person, die er vorstellt; es ist wie eine von ihm bewirkte Auferstehung, für die Jeder ihm Dank weiß.« — Das Stück ward ungefähr drey Monate vor den Osterferien angenommen, und sogleich fing Fleury an, sich auf seine Rolle vorzubereiten. Da die unglaubliche Mühe, die er darauf wandte, einen Beweis liefert, was ein Künstler zu thun vermag, wenn ihm seine Kunst und sein Ruhm wirklich theuer sind, mag Einiges davon hier Platz finden Er suchte sich unverweilt mit kostbaren Documenten zu umgeben, lief, erkundigte sich; der Autor lieferte ihm eine Menge Nachweisungen, ein Offizier aus dem Gefolge des Prinzen Heinrich theilte andere mit; einer seiner Freunde, der lang in Preußen war, und das Glück hatte, sich dem Philosophen von Sanssouci öfters nahen zu dürfen, gab ihm unschätzbare Beyträge zu seinem Studium, und durch St. Fal erhielt er ein herrliches Bild Friedrich's, von Ramberg. Nun nannte er seine Wohnung Potsdam, und beschloß, alles in der Idee zu thun, er sey Friedrich II. Um sich davon recht zu überreden, ließ er sich Uniform, Hut, Stiefel und alle Nebendinge des Costums nach jenem Bilde machen, und kleidete sich damit für den ganzen Tag. Gleich nach dem Aufstehen setzte er sich an den Spiegel, und, das Bild des Königs neben sich auf einem Pulte, versuchte er mit schwarz und weiß, roth und braun, sein Gesicht dem Gemälde möglichst ähnlich zu machen. Er suchte die Kleidung nach seinen Bewegungen zu biegen, und ihnen das Ansehen längeren Gebrauches zu geben. »Das Kleid soll das Alter, den Stand, und bey dem Greise, so zu sagen, Runzeln zeigen. Man bewundert die geheimen Mittel zum Zwecke nur, wenn dieser erreicht ist, und auf der Bühne muß es scheinen, als hätte man den Effect auf den ersten Versuch, gleichsam wie mit einer Zauberruthe, bewirkt.« — Nachdem er ein und achtzig Tage »incognito regiert« hatte, das heißt, nach unzähligen Bestrebungen, sich in Gang, Haltung, Blick und Miene seinem Originale zu nähern (worüber er umständliche Nachricht gibt, und noch eine dahin gehörige Anecdote beyfügt), wagte er endlich, den großen König bey der Probe auf der Bühne zu zeigen. Diejenigen, welche den Monarchen kannten, und Fleury bey seinen Studien behülflich gewesen, waren vor Er-

staunen und Verwunderung über die Aehnlichkeit außer sich. Die Proben, welche Fleury früher zurückhielt, wurden nun beschleunigt; der Tag der Aufführung kam endlich heran, eine ausgewählte Gesellschaft hatte sich eingefunden, Prinz Heinrich fand sich in derselben. Fleury war seiner Sache zu gewiß, als daß er hätte befangen seyn können. Der erste Act hatte durch das Spiel der Contat sehr gefallen, Alles war aber auf den zweyten, auf die Erscheinung Friedrich's gespannt. Fleury trat auf, es herrschte die größte Stille, aber bevor er noch ein Wort gesprochen, erweckte er schon durch ein wohlangebrachtes, ganz im Character begründetes stummes Spiel einen Sturm von Beyfall, der ihn den ganzen Abend bey jedem Auftreten und Abgehen begleitete. Mehr noch als dieser, freuten den Künstler die Thränen, die er in den Augen des Prinzen Heinrich bemerkte, welcher ihm am folgenden Tage eine kostbare Dose, einst ein Eigenthum des Königs, überschickte. Einige Anecdoten beschließen die Nachrichten von diesem merkwürdigen Abende, der den Ruhm Fleury's als eines der ausgezeichnetsten Schauspieler für immer feststellte.

(Der Schluß folgt.)

Art. IV. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Francis P. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung, 1837.

2) De la Démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville*. *Paris* 1836.

Die menschlichen Forschungen auf dem Gebiete des Wissens wie des Lebens haben von jeher den eigenen Anblick gewährt, daß sie in durch Raum oder Zeit entrückten Verhältnissen den Schlüssel zur Lösung der eigenen Fragen gesucht, und gerade dort zur Erkenntniß ihrer Zustände zu gelangen gestrebt haben, wo Alles unter fremdartigen Bedingungen entstanden, und in neuen Pfaden zur ferneren Entwicklung gediehen war.

So ist es begreiflich, daß Nordamerika, als es sich in Folge seines mit Glück geführten Freyheitskampfes zur politischen Selbstständigkeit emporgerungen hatte, den Blick der Staatsweisen des achtzehnten Jahrhunderes auf sich lenken mußte, und wie in den Bewegungen des Mittelalters die alten Republiken als Muster und Vorbilde galten, so wurde nunmehr das eben erstandene Staatenleben Nordamerikas hervorgezogen. Von jeher ward mit der Vergangenheit Rath gepflogen. Es liegt dieß in der Natur der Dinge. Warum sollte auch nicht in dem Auf-

streben einer anscheinend mit aller Kraft der Jugend reichlich ausgestatteten Welt die Zukunft des zwar ergrauten, aber vielleicht dennoch einer Wiedergeburt nicht unfähigen Europas erkannt werden? Von dieser Seite faßte wenigstens die öffentliche Meinung der letzten Jahrzehende des vorigen Jahrhunderts die Geschichte der eben politisch erstandenen Freystaaten Nordamerika's auf. Mit größtem Interesse wurden die ersten Ausbrüche des Unabhängigkeitskampfes verfolgt, mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwicklung, die Bildung der Freystaaten betrachtet, die Gestaltung eines mächtigen Staatenbundes auf der Grundlage der Volksgewalt, so hoch gehalten in den Augen einer erfahrungslosen Zeit, mit Jubel begrüßt; in der ganzen Umgestaltung eine neue Aera, ein goldenes Zeitalter gepriesen. Es fehlte nicht an gewandten Federn, die hier die öffentliche Meinung bildeten, ihr in ihrem Sinne nachhalfen; und so prinzipienlos oder so ganz naiv unerfahren war die damalige Politik, daß ein monarchischer Staat nicht Anstand nahm, freylich nicht ungestraft, den jungen Freyheitshelden die Hand zu reichen. Damals setzte sich das allgemeine Urtheil fest, welches in den nordamerikanischen Freystaaten das Urbild einer erwünschten Umgestaltung der eigenen Zustände erkannte, und so tief wurzelte dieser Glaubenssatz, daß selbst nach den bitteren Erfahrungen der Revolutionsepoche diese ersten, dem Umschwunge günstigen Ideen nicht völlig verwischt werden konnten. Das Verdienst, diese durch Tradition auf uns gekommene Ehrfurcht vor der Verwirklichung jener Fiktion des Socialkontraktes, die den amerikanischen Konstitutionen zum Grunde liegen, durch bessere Ueberzeugungen zu verdrängen, gebührt der neuesten Zeit. Der Weg hiezu war so einfach als natürlich. Es handelte sich eben nur um unbefangenen Sinn, lebendige Auffassung und Darstellung der Thatsachen. Die Schlußfolgerung konnte sodann dem Leser überlassen bleiben. Michael Chevalier und Tocqueville haben hierin am meisten gethan. Unter den zahlreichen Schriften über Nordamerika ragen ihre Werke gigantisch hervor. Sie haben das Verdienst der Wahrheit der Darstellung, und wo auch die Betrachtungen und Endschlüsse dieser Verfasser sich in entgegengesetzten Richtungen begegnend durchkreuzen, läßt sich mit leichter Mühe das Faktische von dem Raisonnement unterscheiden, und recht wohl zu einem eigenen Urtheile gelangen.

Es ist hier nicht der Ort, in eine Vergleichung dieser beyden geistreichen Schriftsteller einzugehen. Michael Chevalier ist durch seine Briefe aus Nordamerika, welchen durch das Journal des débats ein größerer Kreis von Lesern ward, hinlänglich bekannt. Er hat jenen veralteten, zum Theil auf falschen Theorien,

zum Theil auf ganz unrichtigen und geflissentlich verfälschten Ansichten von dem faktischen Bestande beruhenden Ideen, nach welchen die Unionstaaten das eigentliche Eldorado der Freyheit waren, wohl für immer den Todesstoß beygebracht. Seiner einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Darstellung vermochte unsere erkenntnißreiche Zeit nicht zu widerstehen. Ihm gebührt außerdem, was hier nur vorübergehend bemerkt werden darf, der Ruhm, der erste, wenigstens unter seinen Landsleuten, auf den Gegensatz zwischen der nachhaltigen Wirksamkeit des katholischen Prinzipes in den ehemals spanischen Kolonien Amerikas und der durchaus materiellen Interessen zugewandten Richtung im nördlichen Theile dieses Welttheils hingewiesen zu haben *). So wie Chevalier die äußere Erscheinung Nordamerikas in ihrer inneren Bedeutung auffaßt, und mit geistreichen Pinselstrichen darstellt, steigt Tocqueville in die Tiefen der geistigen Grundlage hinab, auf welcher dieses sonderbare Gebäude erstanden ist. Wir werden hierauf zurückkommen.

Kaum können wohl neben solchen Namen Mrs. Trolloppe, Basil Hall, Hamilton, Francis Grund genannt werden. Dennoch ist das neuerlich erschienene Werk des letzteren, dem sein Verdienst abzusprechen wir weit entfernt sind, in mehrfacher Beziehung der Beachtung werth. Zwar gebricht es ihm ganz an einer tieferen Auffassung der Zustände, welche er zu beschreiben unternommen hat; aber eine Fülle von weniger gekannten Thatsachen, eine genaue Bekanntschaft mit der äußeren Gestalt der Union, und eine einfache, übrigens keineswegs elegante Darstellungsweise entschädigen den Leser einigermaßen für den Abgang einer philosophischen Begründung seines Urtheils. Für uns hat dies Werk noch einen anderen Werth. Es enthält mehr oder minder den Ausdruck der amerikanischen Ansicht über die eigenen Zustände. Der Verfasser, obwohl Deutscher von Geburt, hat sich mit dem Volksgeiste in den vereinigten Staaten dergestalt identifizirt, daß sein Urtheil, besonders im Gegensatze mit den durch die englischen Touristen in ihrem Vaterlande verbreiteten Ansichten, durchaus als amerikanisch par excellence gelten kann. In sofern glaubten wir es aber, und auch nur in sofern, der Beachtung des deutschen Lesers werth. Der polemische Theil des Buches läßt viel zu wünschen übrig, oder vielmehr wir wünschten ihn lieber ganz hinweg, denn auch Styl und Haltung sind zu amerikanisch, um nicht unsere Begriffe

---

*) In seinen Briefen aus Mexiko und Havanna, welche das Journal des Débats im Laufe der Monate July und August 1837 veröffentlicht hat.

von Decenz und hergebrachter Zurückhaltung bey Angriff und Vertheidigung einigermaßen zu verletzen. Herr Grund ereifert sich nicht nur, und dieß mit vollem Rechte, über der bekannten Mrs. Trolloppe etwas vornehm wegwerfende Urtheile, auch Hamilton's man and manner in Amerika (welches er mit »Männer und Manieren« übersetzt) sind ihm mehr oder minder ein Gräuel. Herr Grund ist immer und überall bereit, für alles, was amerikanisch, in die Schranken zu treten. Noch in diesem Augenblicke lesen wir in der allgemeinen Zeitung polemische Korrespondenzartikel aus Washington, hauptsächlich gegen die Mittheilungen der preußischen Staatszeitung gerichtet, welche eben nicht in gleichem Maße wie Herr Grund sich für die amerikanischen Zustände begeistern konnte. Auf jene Artikel, welche übrigens, in sofern Inhalt und Form zu einem Schlusse berechtigen, der Feder unseres Verfassers möglicher Weise entflossen seyn dürften, verweisen wir jene unserer Leser, welche eine Apologie des hier besprochenen Werkes lesen wollen.

Wir wiederholen es, als Ausdruck der in den Freystaaten unter der großen Masse gäng und gäben Ansichten von Freyheit, Selbstregierung u. dgl. hat das Buch des Herrn Francis Grund seinen eigenthümlichen, wenn gleich nur sehr relativen Werth. Ob seine Polemik den anders denkenden Leser seiner Ansicht zuzuwenden vermöge, möchten wir fast in Zweifel ziehen. Wie sehr, wie so durchaus Herr Grund Amerikaner sey, ließe sich mit zahlreichen Proben belegen. Selbst anerkannte Mißbräuche, worüber sogar in den Vereinsstaaten, in den höheren Klassen wenigstens, kein Streit mehr ist, finden in dem vorliegenden Werke, wenn nicht Vertheidigung, doch erläuternde Entschuldigung. Man sehe nur, was Herr Grund über das Lynchgesetz sagt:

»Das Lynchgesetz der vereinigten Staaten ist kein Kind der Demokratie, sondern viel älterer und edlerer Abstammung, denn es kömmt schon in der frühesten Geschichte der Kolonien vor. Es verdankt seinen Ursprung jenen glücklichen Zeiten, in welchen religiöse Gebräuche und Sitten für Gesetze galten, und in welchen die Einfalt der ersten puritanischen Ansiedler die einfachsten Mittel ergriff, die größte Gerechtigkeit zu üben. Es ist eigentlich patriarchalischer Natur, die, eingedenk der Weisheit Salomons, ihre Kinder mit der Ruthe züchtigt. Die Pilgerväter, welche sich in Neu-England niederließen, waren ein religiöses Volk, das mehr auf die Autorität seiner Kirchenvorsteher und Aeltesten gab, als auf alle positiven Gesetze Großbrittaniens, die schon wegen der großen Entfernung der Gesetzgeber und der Art, wie man sie zu Werkzeugen der Tyranney mißbrauchte,

den größten Theil ihrer Kraft verloren hatten. Ihre kleine Gesellschaft war mehr durch gegenseitiges Einverständniß und Gemeinschaft der Sitten regiert, als durch geschriebene Gesetze, mit Ausnahme derer, welche ihre Prediger, als zur Seligkeit führend, von der Kanzel verkündeten. Die Bibel gab ihnen das Beyspiel von körperlichen Strafen unter den Juden, und sie waren damals noch zu bescheiden, sich für bessere Gesetzgeber zu halten als Moses.«

»Die körperlichen Züchtigungen, welche die Puritaner gleich anfangs in ihrer kleinen Niederlassung einführten, wurden nach und nach verschärft, im Verhältnisse zur zunehmenden Lauigkeit der religiösen Gemeinden, bis um die Zeit der amerikanischen Revolution, wo alle Mißbräuche den höchsten Gipfel erreicht hatten, die originelle Methode des ›Betheerens und Befederns‹ (tarring and feathering) an die Stelle der gelinden Ruthen- oder Stockstrafe trat. Der Anfang wurde bekanntlich mit den englischen Accisebeamten in Boston gemacht, und bald in allen anderen Provinzen nachgeahmt, und da man in dem ersten Beyspiel ein patriotisches sah, erregte es überall Bewunderer und Nachahmer. Es wurde zur Nationalsitte und populären Justiz der Amerikaner. Die darunter am meisten litten, waren englische Schauspieler, die das amerikanische Publikum beleidigt hatten, falsche Spieler, Weiberverführer, Betrüger u. dgl.; kurz, wenn man die öffentliche Sittlichkeit oder den Anstand in Gefahr glaubte, nahm man zum Lynchgesetze, als einem bewährten Hausmittel, seine Zuflucht; aber nie in der Absicht, die bestehenden Gesetze dadurch umzustoßen oder zu lähmen. Man brauchte das Mittel nur ad interim, bis man den studirten Arzt herbeyrufen konnte, und nahm manche Radikalkur vor, ohne den Doctor zu bezahlen. In der letzten Zeit wurde das Lynchgesetz auch auf herumziehende Prediger angewandt, die etwas zu eifrig für die Emancipation der Negersclaven in den südlichen Staaten, es auf sich nahmen, »Rache« statt »Versöhnung« zu predigen, und dadurch das Volk gleichsam aufforderten, diese Lehre auf diejenigen anzuwenden, welche so vielen Eifer für ihre Fortpflanzung bewiesen.«

»Aber, wie gesagt, das Lynchgesetz ist kein eigentlicher Widerstand gegen die bestehenden Landesgesetze, oder wird wenigstens von seinen Anhängern als kein solcher betrachtet, sondern vielmehr als ein Anhang zu ihnen — eine Art gemeines Gesetz (common law), das so alt ist, als das Land selbst, und, was auch die Meinung der Rechtsgelehrten hierüber seyn mag, dennoch schon manches Gute hervorgebracht hat. Freylich erzählt man sich den Ursprung des Lynchgesetzes auf verschiedene Art,

aber das Gesagte faßt den Geist und die Philosophie seiner ganzen Geschichte.«

Diese Begriffe sind allerdings dem Erkenntnißvermögen des Europäers so ferne gerückt, daß es ihm wohl verziehen werden muß, wenn er hieran eben so wenig Gefallen finden kann, als an der, wie der Verfasser selbst gesteht, »etwas barbarischen Nationalbelustigung des Augenausdrückens (gowging), welche dem Westländer lieber ist, als der ritterliche Zweykampf mit Schwert und Lanze.«

Dieß vorausgeschickt, wird es dem Leser, wenn er den dadurch gegebenen Standpunkt des Autors wohl im Auge hält, leicht werden, die Tendenz des Buches richtig aufzufassen und zu würdigen. Gelingt es daher Herrn Grund wohl schwerlich, uns unbedingt für sein zweytes Vaterland zu gewinnen, so enthält sein Werk einen darum nicht minder werthvollen Schatz von neuen, oder doch nur wenig und unvollkommen bekannten Notizen. Wir heben hiervon einige Proben aus.

Der Verfasser führt uns zunächst in die amerikanische »Gesellschaft« ein.

»Kaum,« beginnt er sein erstes Kapitel, »gibt es ein englischen Lesern mehr bekanntes Thema, als das über amerikanische Sitten. Von Mrs. Trollope's grotesken Skizzen bis auf die hohen und eleganten Eingebungen Hamilton's und Basil Hall's wurde das brittische Publikum mit der wichtigen Materie eines amerikanischen Gesellschaftszimmers unterhalten. Vielleicht täusche ich meine Leser, wenn ich von dem gebahnten Wege abweiche, der so vielen Stoff zu Vergnügen und Gelächter gab; denn ich werde weder das einfältige Geschwätz von Knaben und Mädchen wiederholen (was man überall hören kann), noch werde ich die, welche mich mit Freundschaft aufnahmen, zum Ziele des Witzes oder Spottes machen.«

»Unter amerikanischen Sitten verstehe ich weder die der fashionablen Coterien, noch die besonderen Gebräuche einzelner Provinzen, bis zu welchen die Verfeinerungen des Geschmackes kaum vorgedrungen sind, sondern die allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisse der Amerikaner unter sich und mit Fremden.«

»Die Gesellschaft in Amerika bildet sich aus einer großen Anzahl heterogener Elemente, und die Regeln der Convenienz sind deßhalb weniger bestimmt, als in Europa. In den großen Städten besteht sie aus Personen aller Länder und Welttheile, mit einer schätzbaren Beymischung von »Süd-, Ost- und Westländern,« welche Namen beynahe eben so viele Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes bezeichnen. Unter diesen Umständen bietet ein amerikanischer Salon oft Anomalien dar, welche an-

fangs gebildeten Europäern auffallen mögen, die aber selten beleidigen, und sich immer durch die moralischen und politischen Verhältnisse des Landes erklären lassen.«

»In der Abwesenheit eines Hofes und eines mächtigen Adels sind Kunst und Verfeinerung weniger Zierden der Gesellschaft und mehr das Eigenthum Einzelner, welche das Glück hatten, zu den höheren europäischen Zirkeln zu gelangen, als eine allgemeine Charakteristik einer guten Erziehung. Die Amerikaner haben, mit wenigen Ausnahmen, keine Zeit für die Ausbildung des eleganten Welttons, den sie als bloßen Zusatz zur Civilisation ansehen; aber sie sind dessen ungeachtet ein sehr geselliges Volk, und auf eigene Art unterhaltend und angenehm.«

»Es war immer der Fehler europäischer Schriftsteller, daß sie amerikanische Sitten, und besonders die der sogenannten aristokratischen Coterien, mit dem Anstande und der gemessenen Ruhe der höheren Stände Europas verglichen. Gelegenheitlich ließen sie sich auch herab, von Kaufleuten und Manufakturisten zu sprechen, die sie selbst denen von Liverpool und Manchester gleichstellten; aber mit einer Mäßigung, welche ihrer Klugheit zur Ehre gereicht, trieben sie ihre Forschbegierde nicht weiter, damit nicht etwa die höhere Ausbildung der niederen Klassen für die geringeren Vollkommenheiten der höheren Zirkel Ersatz leiste, und eine gewisse namenlose Klasse Europas kein Glied zur Vergleichung in Amerika fände. Es scheint, als ob die Thatsache ihnen ganz unbekannt wäre, daß Amerika wirklich ist, was Hamilton von der Stadt Philadelphia sagt — médiocre par excellence; — denn seine politischen Institutionen rauben ihm den Glanz eines Thrones, — den Brennpunkt der verfeinerten Gesellschaft Europas, — aber beschützen es zugleich gegen den heillosen Einfluß eines müßigen, stürmischen Pöbels *) — den Untergang bürgerlicher Tugend und Sittlichkeit. Die Sitten der Amerikaner sind daher eben so weit entfernt von der Eleganz der Höfe, als von der Gemeinheit der geringeren Klassen Europas, und vielleicht gleich frey von den Lastern beyder. Die wahren Sitten eines Volkes äußern sich nicht in den Gesellschaftszimmern: — les hommes du salon se ressemblent partout — sondern in den gewöhnlichen Handlungen seines öffentlichen und Privatlebens, und es ist daher weder recht, noch klug, eine einzelne Klasse, und die nur unter gegebenen Verhältnissen, zum Gegenstande des Vergleiches mit Europa zu machen.«

*) Aber von wem gehen die periodisch wiederkehrenden Plünderungsscenen dieser Stadt aus?

»Um die Sitten und Gebräuche der Amerikaner zu würdigen, müssen wir auf ihren Ursprung zurückgehen, wo es sich zeigen wird, daß beynahe alles, was ihr Charakter Werthvolles und Kräftiges enthält, von England abstammt, daß aber zu gleicher Zeit viele Eigenheiten und Schwächen aus derselben Quelle fließen, und besonders diejenigen, welche ihnen von den Engländern am wenigsten verziehen werden.«

»Neu-England hatte unter allen Kolonien den größten Einfluß auf die Einführung nationaler Gebräuche, denn ein Theil seiner kräftigen Bevölkerung zog beständig nach Westen, um dort die Grundsätze zu erneuern und zu verewigen, welche zur Niederlassung von Plymouth führten *). Aber die Bewohner Neu-Englands waren Engländer, und sind es heute noch, in ihrer Art zu fühlen und zu denken, und wir müssen demnach den Engländern die Mehrzahl jener Eigenheiten zuschreiben, die wir jetzt an den Amerikanern rügen, wie in der That auch die meisten Tugenden, durch welche sie sich vor anderen Völkern auszeichnen.«

»Alles, was dem brittischen Stolze zur Nahrung dient, wirkt eben so mächtig auf die Amerikaner. Sie sind von gleicher Abstammung; aller Ruhm des brittischen Namens ist der ihrer Voraltern, und sie selbst theilen sich in die Ehre seiner Erwerbung. Ihre Vorfahren waren die kühnen Ansiedler, welche zuerst brittische Gesetze und brittischen Genius an die Ufer der neuen Welt verpflanzten, um sie dort zu verewigen. Aber auf diesen Grund bauten sie weiter.«

»Ein zweyter, nicht weniger merkwürdiger Charakterzug der Amerikaner besteht in einem Grade von Ernst, der zuerst als Mangel an Geselligkeit erscheint. Der Amerikaner ist beynahe von seiner Wiege an gewohnt, über sich und seine Verhältnisse nachzudenken, und von der Zeit, wo er handelnd auftritt, auf die Mittel bedacht, sie zu verbessern. Ist er reich, und deßwegen mehr betheiligt im Gesammtwohl des Staates, dann fordert jedes neue Gesetz, jeder Wechsel in den Personen der Volksvertreter (und es sind deren viele im Laufe des Jahres) seine Sorgfalt für die Zukunft; ist er arm, dann kann jede Veränderung im Staate ihm die Mittel bieten, seine Glücksumstände zu verbessern. Er ist deßhalb immer wachsam, stets bedacht auf die

*) Plymouth war die erste Niederlassung in Neu-England und der Landungsplatz der Puritaner, welche im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts nach Amerika kamen, um den Verfolgungen der englischen Hochkirche zu entgehen, die unter der Verwaltung des Bischofs Laud in England den Gipfel von Grausamkeit erreicht hatten. — Noch jetzt heißen die ersten Ansiedler »the pilgrim fathers (die Pilgerväter).

Zukunft — nicht, wie die meisten Europäer, als bloßer Zuschauer, sondern selbst seine Rolle spielend — und beschäftigt, den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten, oder ihn zu verbessern. Aehnliche Erscheinungen bietet zuweilen England und vielleicht auch Frankreich dar; aber diese sind nicht zu vergleichen mit den Wirkungen der allgemeinen Wahlfreyheit in Amerika.«

»Die ganze Masse der Bevölkerung ist beständig bewegt. Auf sie bauend oder sie fürchtend dringt man unaufhörlich von allen Seiten auf einen Ausspruch der öffentlichen Meinung. Kein Mann ist so reich und mächtig, den ihr Einfluß nicht zittern machen, keiner so arm und niedrig, in dem sie nicht die Hoffnung auf Erfolg und Beförderung erwecken könnte. Sie ist das mächtigste Organ öffentlicher Gerechtigkeit, niemand schonend, vom Präsidenten der Staaten bis zum schlichtesten Bürger, erhebend, erniedrigend oder zermalmend, was sich ihr entgegenstellt, und ihren Richterspruch verdient.«

»Dieser Zustand beständiger Aufregung gibt den Amerikanern das Ansehen geschäftiger Unruhe, wofür sie schon oft von Europäern bemitleidet wurden, ist aber dessen ungeachtet der eigentliche Grund ihrer Zufriedenheit. Ruhe findet der Amerikaner nur in seinem Hause, im Kreise seiner Kinder; alles außer demselben ist fortwährendes Wirken und Treiben, in der Politik wie im Handel, auf den Straßen und Kanälen wie in den Wäldern des Westens.«

»Der Einfluß dieses Nationalcharakters auf die gesellschaftlichen Zirkel Amerikas ist freylich fühlbar, aber nicht in der Art, wie er von Europäern beschrieben wird. So z. B wirkt er nicht zerstörend auf die Gastfreundschaft, die man stets an den Amerikanern rühmte, obschon man sie nur zu oft mißbrauchte; er hindert sie nicht, ihre Freunde herzlich zu empfangen, oder in ihren häuslichen Kreisen sich glücklich zu fühlen. Aber gewohnt zu denken und zu überlegen, sind die Gemüther der Amerikaner zu voll von den Begebenheiten des Tages und der Erwartung der Zukunft, um bey allen Gegenständen des Gespräches jene vornehme Gleichgültigkeit zu behaupten, welche weder reizt noch anspricht, und deßwegen in Europa zum guten Ton gehört. Die Amerikaner drücken sich oft mit einer Wärme aus, welche an Enthusiasmus gränzt, und fordern deßhalb mehr Aufmerksamkeit und Mitgefühl von ihren Zuhörern, als Europäer von Rang auf gewöhnliche Gegenstände des Gesprächs zu verwenden pflegen. Aus diesem Grunde ist die Gesellschaft in Amerika oft ermüdend, und es haben sich Fremde geäußert, daß man einer eigenen Vorbereitung bedürfe, um sie würdigen und genießen zu können. —

Die Amerikaner fordern vielleicht von ihren Gästen mehr, als jenen zu leisten angenehm ist, und erwarten von ausgezeichneten Gelehrten oder anderen berühmten Männern, daß sie der Gesellschaft etwas zum Besten geben. Bey solchen Gelegenheiten gibt es keine aufmerksameren Zuhörer, aber auch keine, welche den Sprecher mehr mit Einwürfen und Fragen bestürmten, als die Amerikaner, so daß ein Mann von ausgezeichneten Talenten statt auf Erholung nur auf eine schwere Prüfung seiner Fähigkeiten rechnen darf.«

»Fassen wir das Ganze der amerikanischen geselligen Bildung zusammen, so ergibt sich das Resultat, daß sie zwar der europäischen, und besonders der englischen, in den Künsten der Verfeinerung und des äußeren Anstandes nachsteht; aber in Bezug auf allgemeine Intelligenz, richtigen Verstand und Reinheit der Sitten manches vor der europäischen voraus hat. Die Gesellschaft in den vereinigten Staaten hat bis jetzt wenig Anziehendes für den Weltmann; aber es gebricht ihr indessen nicht an Stoff für den Geist und das Gemüth des weniger verfeinerten Naturmenschen; es steht ihr nicht der Luxus der aristokratischen Coterien Europas zu Gebote; aber sie besitzt alles, was zum Wohlstande und vernünftigen Genuß des Lebens gehört; ihr Ton und die Regeln ihrer Etikette mögen nicht den Erwartungen eines Hofmannes entsprechen, aber sie ist bis jetzt unübertroffen in einfacher Herzlichkeit und unbefangenen Sitten.«

Von diesen allgemeinen Betrachtungen geht der Verfasser zur Schilderung des ersten und vornehmsten Bestandtheiles der Gesellschaft, der Damen, über.

»Die amerikanischen Schönen sind gewöhnlich sehr zart und schlank von Gestalt, von äußerst gerundeter, symmetrischer Form, aber weniger fleischig und derb, und von etwas schmächtigerem Knochenbau, als die meisten Europäerinnen. Ihr Teint, welcher sich im Süden dem spanischen nähert, ist im Norden noch weißer und blühender, als der englische; und so lange sie jung sind, ist die Mehrzahl von ihnen entschieden hübsch und angenehm. Ein besonderer Ausdruck klarer Intelligenz, und eine gewisse nicht zu beschreibende sehnsüchtige Melancholie (letztere vielleicht die Folge des Klima) geben ihren Gesichtern einen eigenen Reiz, zu dem sich anderswo keine Parallele findet. Ein amerikanisches Mädchen in ihren Zehn-Jahren (in her tens) ist eine wahre Sylphide. Ihre Glieder sind zart und harmonisch gemodelt, ihre Bewegung leicht und voll Grazie, und ihr ganzes Wesen würdig und anmuthig. Aber dieser Reize wartet ein baldiger Tod. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren verliert sich schon eine gewisse Fülle der Proportionen, und einmal dreyßig

vorüber, zeigen sich überall die Spuren der Zerstörung. Als die Hauptursache dieses schnellen Verblühens wird gewöhnlich das Klima angeführt; aber ich glaube es der Gewissenhaftigkeit zuschreiben zu können, mit welcher die amerikanischen Frauen ihre Pflichten als Mütter erfüllen. Kaum sind sie verheiratet, so ziehen sie sich schon zurück von allem geräuschvollen Leben, und einmal Mutter geworden, sind sie begraben für die übrige Welt. Als ehrbare Matronen treten sie zwar noch einmal auf, ihre Kinder in die Gesellschaft einzuführen, aber bloß als stumme Zeugen des Triumphes ihrer Töchter. Eine amerikanische Mutter ist die Amme, Lehrerin, Freundin und Rathgeberin ihrer Kinder. Beynahe das ganze Geschäft der Erziehung fällt auf sie, und die Aufgabe übersteigt oft ihre physischen Kräfte. In Neu-England hören die Frauen ihre Kinder nicht nur die Lectionen auffsagen, die jenen in der Schule aufgegeben werden, sondern erklären sie, und helfen ihnen in der Auflösung arithmetischer und algebraischer Aufgaben. Es gibt verheiratete Frauen, welche sich ernstlich mit Mathematik und alten Sprachen befassen, zu keinem anderen Zwecke, als die Erziehung ihrer Kinder dadurch zu fördern; und ich habe Jünglinge gekannt, welche die Universität bezogen, ohne in den Vorbereitungswissenschaften irgend einen anderen Unterricht, als den ihrer Mütter genossen zu haben. Aber die fortwährenden Anstrengungen in der Erfüllung der theuersten Pflichten, die stets vermehrte Sorgfalt für die Fortschritte und das Wohl ihrer Kinder, und das dadurch herbeygeführte unmäßige Hüten des Zimmers oder der Ammenstube schwächt ihre von Natur schon etwas zarte Gesundheit, und es ist mit Aufopferung von Schönheit und Jugend, daß die amerikanischen Frauen ihren Kindern den Tribut mütterlicher Liebe zollen. Kein menschliches Wesen kann die Zärtlichkeit einer Mutter belohnen, aber die Amerikaner haben in dieser Beziehung noch größere Verpflichtungen, als die Einwohner anderer Länder.«

»In Bezug auf Erziehung gleichen die amerikanischen Damen den englischen, was ihrem Verstande und ihrer Sittlichkeit zur Ehre gereicht. Wenn ich mich nicht irre, so herrscht in dieser Beziehung weniger Unterschied zwischen den amerikanischen und englischen Frauen, als zwischen den Männern dieser Nationen. Die mehr beschränkte Sphäre der Frauen bietet weniger Stoff zu Absonderungen, als die verschiedene Beschäftigung und Politik der Männer. Weder die sittliche noch die religiöse Bildung der Amerikanerinnen ist von der der Engländerinnen wesentlich verschieden. Die Grundsätze der geoffenbarten Religion und eine kernhafte Moralphilosophie bilden in beyden Ländern den Grund

aller weiblichen Erziehung, und mit Ausnahme der fashionablen Zirkel sieht man selten die bloßen agrémens de société jenen gehaltreicheren Kenntnissen vorgezogen, welche junge Mädchen auf ihre künftige Bestimmung zu Gattinnen und Müttern vorbereiten. Weibliche Würde ist immer mehr das Resultat von Charakter und Grundsätzen, als von äußerer Feinheit und Grazie; und in dieser Beziehung kann ich mir keine Frauen denken, welche den Amerikanerinnen und Engländerinnen vorangingen. In den vereinigten Staaten, wo keine Klasse in den Augen des Volkes herabgewürdigt dasteht, und daher auch in ihrem eigenen Gefühle nicht entehrt ist, findet man diese Würde selbst unter den Weibern der niedersten Stände, und sie erzeugt dort einen Stolz, welcher von Europäern oft als Unbescheidenheit angesehen wird, der aber aus dem Bewußtseyn eines untadelhaften Lebenswandels entspringt, welcher gerechten Anspruch auf unsere Achtung machen kann, wo immer wir ihn antreffen mögen. Unter den niederen Klassen Europas habe ich nie etwas Aehnliches bemerkt.«

»Was die Verfeinerungen des Lebens und den Weltton betrifft, mögen die amerikanischen Damen den Europäerinnen der höheren Stände nachstehen; aber die Elemente einer sogenannten englischen und selbst gelehrten Erziehung sind in keinem Lande weiter verbreitet, als in den vereinigten Staaten. Außer Latein und Griechisch studiren die Töchter begüterter Amerikaner die Elemente der Chemie, Mineralogie, Botanik, Physik, Algebra, Geometrie und Astronomie, uud die talentvolleren sogar Hebräisch und die höheren Zweige der reinen und angewandten Mathematik. Auf diese Studien verwenden sie gewöhnlich eben so viel Zeit, und manchmal noch mehr, als die jungen Männer auf ihre Collegien, und es ist daher leicht zu erklären, warum die Weiber in den vereinigten Staaten den Männern, in Bezug auf allgemeine Kenntnisse, so sehr überlegen sind. Es gibt wenig wissenschaftliche Gegenstände des Gespräches, welche eine amerikanische Dame verlegen machen könnten, und noch weniger bekannte englische Schriftsteller, mit deren Werken nicht selbst die Weiber und Töchter achtbarer Gewerbsleute vertraut wären.«

»Musik und Malerey werden in Amerika weniger betrieben, als in Frankreich oder Deutschland; aber dessen ungeachtet wird in den amerikanischen Salons eben so viel gespielt und gesungen, als in den englischen, und es fehlt eben so wenig an der künstlichen Grazie des Tanzes. Einen Fehler kann ich nicht umhin zu bemerken, nämlich die unvollkommene Erlernung fremder, besonders neuerer Sprachen.«

»Was ich eben hinsichtlich wissenschaftlicher Kenntnisse bemerkte, gilt vorzüglich von den neuenglischen Damen, von wel-

chen man sagt, daß sie immer mehr oder weniger den bas bleu zeigten; aber es gibt schwerlich eine angenehmere oder für Gelehrte und wissenschaftlich gebildete Menschen anregendere Conversation, als die amerikanischen Damen. Die Gesellschaft in Boston ist besonders merkwürdig wegen der großen Anzahl literarisch gebildeter Frauen, und ein gewisser Geschmack für Literatur herrscht vielleicht deßwegen selbst unter den dortigen Kaufleuten. Der Einfluß dieser intellectuellen Verfeinerung zeigt sich auffallend in den Sitten und Manieren der Einwohner dieser Hauptstadt, und hat eine ehrenvolle Auszeichnung zu ihren Gunsten hervorgebracht, indem sie in Amerika allgemein das Athen der vereinigten Staaten heißt.«

»Die Damen von Philadelphia und des Südens im Allgemeinen besitzen andere, nicht weniger auszeichnende und angenehme Vorzüge. Ihr Gebiet ist das der schönen Künste und der Grazie. Ich habe in Philadelphia und Charleston eben so gute Privat-Concerte gehört, als in Frankreich oder Deutschland, und ich bin gewiß nicht gesonnen, in dieser Beziehung die Ansprüche meines eigenen Vaterlandes herabzuwürdigen. Mit dem Zeichnen und der Malerey geht es auch schon besser als im Norden, und fremde Sprachen, besonders Französisch und Spanisch, werden mit großer Geläufigkeit gesprochen. Die äußeren Manieren der südlichen Frauen zeichnen sich durch größere Grazie und Eleganz aus, und ihre persönlichen Vorzüge sind in England unter der Benennung von »amerikanischen Schönheiten« (American beauties) hinlänglich bekannt. Aber diese Ausstattungen verhindern sie nicht, ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter zu erfüllen, und es ist eine irrige Meinung, obschon selbst in den nördlichen Staaten der Union hinlänglich genug verbreitet, daß die südlichen Damen ihre Haushaltungen schlecht verständen oder die Erziehung ihrer Kinder vernachläßigten. Der Fall ist ganz der entgegengesetzte.«

»Das Haus eines südlichen Pflanzers ist im Allgemeinen eben so gut bestellt, als das eines Landmannes im Norden, obgleich es durch die Anwesenheit von Sclaven bey weitem zusammengesetzter ist. Im Falle einer Krankheit, selbst unter den Negern, oder eines anderen ungünstigen häuslichen Zufalls, wird die Geduld und Ausdauer der südlichen Damen oft hart auf die Probe gestellt, und was die Erziehung der Kinder betrifft, so fällt sie ganz den Frauen anheim; denn im Süden stehen den Aeltern nur sehr wenige gute Schulen und Bildungsanstalten zu Gebote, und unter diesen keine für die Erziehung von Töchtern.«

»Europäer haben manchmal von amerikanischen Damen bemerkt, daß sie zwar meistens hübsch und artig wären, aber im

Allgemeinen wenig Einbildungskraft besäßen, und in ihrer äußeren Ruhe mehr Statuen als beweglichen Geschöpfen glichen. Bey der Mehrzahl amerikanischer Frauen findet man allerdings jene ruhige Herrschaft über Affecte und Leidenschaften, welche ihnen von weiblicher Würde und Grazie unzertrennlich scheint; aber daraus folgt keineswegs, daß es ihnen an Einbildungskraft oder Gefühl gebricht. Ihre Augen sind zwar weniger ausdrucksvoll in dem, was Italienerinnen oder Spanierinnen Liebe heißen; aber sie strahlen mehr Verstand und Güte, und die große Zahl Europäer, welche jährlich in den vereinigten Staaten sich verheiratet, beweist hinlänglich, daß sie fähig sind, Liebe und dauernde Freundschaft zu erwecken. Aber den stärksten Beweis ihres zarten Gefühls liefert der in Amerika allgemein eingeführte Gebrauch, aus Liebe (for love) zu heiraten, zu welchem bloß einige Coterien in den großen Städten einzelne Ausnahmen bilden. Der Einfluß dieser lobenswerthen Sitte, gegründet auf das Prinzip gegenseitiger freyer Wahl, zeigt sich auffallend in dem schnellen Wachsthum der Bevölkerung, und vielleicht auch in der Zusammensetzung und Kraft des amerikanischen Volkes.«

»Hinsichtlich der Sittlichkeit und Tugend amerikanischer Frauen genügt es zu sagen, daß sie den Engländerinnen nicht nachstehen, welche in Europa ziemlich allgemein für die besten Gattinnen und Mütter gelten. Der geringste Verdacht gegen die Tugend einer Dame ist in Amerika wie in England hinreichend, sie von der Gesellschaft auszuschließen; aber in Amerika ist die öffentliche Meinung eben so streng gegen die Männer, und dieß ist ein entschiedener Vorzug der amerikanischen Gesittung. Daher ist auch kein Land, in welchem Lästerschulen, selbst unter den höheren Ständen, so selten wären, als in den vereinigten Staaten, oder, wo der Ausdruck »intrigue« weniger gekannt oder verstanden würde. Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines jungen Franzosen, welcher der Gesellschaft in Amerika durchaus kein Interesse abgewinnen konnte, »weil sie auch nicht dem leisesten Gedanken auf eine liaison Raum gäbe.« »Ah!« rief er aus, »c'est le paradis des maris.«

»Bis hieher sprach ich von den Sitten der Amerikaner im Allgemeinen, noch aber bleibt manches über ihre besonderen häuslichen Gebräuche zu erinnern übrig. Die Häuser der reicheren Amerikaner gleichen denen der wohlhabenden englischen Mittelklasse, und sind reichlich versehen mit Allem, was zur Bequemlichkeit und zum angenehmen Genuß des Lebens gehört. Besondere Gegenstände höheren Luxus beschränken sich auf wenige Nachahmer europäischer Moden; aber nirgends fehlt es an dem Nöthigen und Brauchbaren. Nie wird ein prahlerischer Versuch

gemacht, Vermögen und Reichthum zur Schau zu stellen, sondern alles vermieden, was der republikanischen Einfachheit zuwider, entweder beleidigen oder doch unnützer Weise die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich ziehen könnte. Möbel, Kleidung, Equipagen ꝛc. sind alle vom einfachsten Schnitt, und die ältesten und aristokratisch gesinntesten Familien geben in dieser Beziehung den jüngst beförderten Fashionables ein löbliches Beyspiel. Was für politische Gründe sich auch für diesen Geschmack anführen lassen, gut bleibt er immer, und von der Mehrzahl der Nation angenommen, drückt er dem häuslichen Leben der Amerikaner einen eigenen Charakter der Einfachheit auf. Unmöglich kann sich ein Europäer längere Zeit in den vereinigten Staaten aufhalten, ohne in der Stadt wie auf dem Lande, in seinem Hause wie auf öffentlichen Straßen und Plätzen beständig daran erinnert zu werden, daß er in einer Republik lebt, und daß in dieser Republik die höchste Gewalt einzig und allein in der Majorität des Volkes liegt; denn was immer geeignet ist, durch zu auffallende Unterscheidung von den niederen Klassen Neid und Eifersucht zu erwecken, wird von der öffentlichen Meinung verdammt, und daher von den höheren Ständen sorgfältig gemieden. Aber die große Prosperität des Landes erlaubt selbst den arbeitenden Klassen sich Genüsse zu verschaffen, welche außer dem Bezirke mancher höheren Stände Europas liegen, und verhindert, daß der Maßstab zu tief sinkt.«

»Bey dem Eintritte in das Haus eines achtbaren Gewerbsmannes in den größeren Städten der vereinigten Staaten möchte man staunen über die Reinlichkeit und Bequemlichkeit seiner Einrichtung, die großen, lichten Sprachzimmer, belegt mit schönen Teppichen, die Mahagony-Möbels und die ziemlich gute Bibliothek, des Haushälters Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Werken englischer Literatur beurkundend. Dieß sind Vorzüge, welche in Europa nur wenigen Personen dieses Standes vorbehalten sind, die aber in Amerika in dem Gebiete bescheidener Hoffnungen und Erwartungen beynahe aller niederen Klassen liegen. Was ist dieß nicht für ein Antrieb zur Thätigkeit! Welche Prämie für Nüchternheit und gute Aufführung!«

Wir können nicht umhin, dieser wohlhäbigen Bewunderung der Teppiche und Mahagony-Möbel, womit der Gewerbsmann seine Wohnung schmückt, ein uns aus sehr achtbarer Quelle *)

*) Von Mr. Connelly, ehemals Vorsteher und Prediger der Gemeinde in Natchez, dessen Name in den südlichen Staaten seines Vaterlandes nicht ohne Autorität und Einfluß, und auch in England bekannt geworden ist, und einen guten Klang bewährt hat.

zugekommenes Urtheil eines Amerikaners über dieselbe Thatsache entgegen zu stellen. »Rastlosigkeit,« heißt es in diesem Schreiben, dd° Natchez (Mississipi) 9. April 1838 — »Mißvergnügen, unersättlicher Drang und Geneigtheit zu gewagten Unternehmungen, und ein völliger Mangel von leitenden Grundsätzen sind hier fast eben so allgemein, als der physische Wohlstand, und müssen als nothwendige Folge der Leichtigkeit gelten, mit welchen die unteren Klassen mehr erwerben, als sie bedürfen. Wo eine Gliederung und Gesellschaft nach Ständen nicht feststeht, wird der gemeine Mann sein Geld nicht auf eigentliche Verbesserung seiner Lage (comfort), sondern immer zunächst auf Anschaffung von Luxusgegenständen verwenden. Nicht nur Frömmigkeit führt zur Selbstverläugnung, auch Hoffart, Stolz und die Eitelkeit der menschlichen Natur. Die Selbstverläugnung, welche hier zu Lande die Volksklasse übt, ist letzterer Art; sie scheut es nicht, sich den Comfort des Lebens zu versagen, um für dieses Opfer einen Grad von Wichtigkeit und schimmernden Glanz in den Augen ihres Gleichen zu erkaufen. Sie können in den Vereinsstaaten, besonders im Süden und Westen, Hunderte und aber Hunderte von Leuten treffen, mit den feinsten Röcken am Leibe, goldene Uhren in den Taschen, Geschmeide um den Nacken und Brillantringe an den Fingern, die in allen übrigen Dingen wie das liebe Thier leben, elende Nahrung genießen, schlecht gebettet und bewohnt; die eben so ungeschlacht in ihrer äußeren Erscheinung, als roh und ungebildet in ihren Sitten und moralischen Begriffen sind. Ich gehe um einen Schritt weiter. Ich habe Häuser gesehen, deren Estrich mit herrlichen Teppichen belegt war, und wo das reichste Porzellän die Tische schmückte; die Hausfrau aber unterzog sich selbst allen Verrichtungen in der Küche *). Nur wo das Volk sein Verhältniß erkennt und würdigt, und mit seiner Lage zufrieden ist, oder sie als bestimmt und in gewisser Weise festgestellt betrachtet, wird es mehr auf wirkliche Verbesserung des Lebens, denn auf Befriedigung der Eitelkeit bedacht seyn.«

In so schroffen Widersprüchen mit diesen Ansichten das Urtheil des Verfassers stehen mag und wirklich steht, so spricht er ihnen doch auf der nächsten Seite gewissermaßen das Wort, indem er den Mangel an öffentlichen Spaziergängen in den amerikanischen Städten rügt. Es bedarf wohl hier keiner Hindeutung auf den inneren Zusammenhang mit dem in Connelly's Brief ausgesprochenen Tadel.

*) »And the owner of the house used every day of his life the rail of a fence instead of a watercloset.«

»Ein Mangel herrscht in der gewöhnlichen Unterhaltungsroutine in den vereinigten Staaten, welcher besonders für die arbeitende Klasse drückend ist, nämlich die gänzliche Abwesenheit öffentlicher Gärten und Spaziergänge in allen größeren Städten. Nichts begünstigt so sehr eine gewisse allgemeine Sympathie aller Stände, ein momentanes Vergessen aller gesellschaftlichen Absonderungen, welches uns mit der Menschheit versöhnt, als öffentliche Belustigungsörter, besucht von allen Klassen der Bevölkerung, und von allen gleich genossen und geliebt. In Europa ist beynahe keine Stadt ohne sie, und in Deutschland kaum ein Dorf; aber in Amerika scheinen sie den häuslichen Sitten des Volkes zu widerstreben. New-York besitzt etwas in der Art eines öffentlichen Belustigungsortes in dem Garten des Herrn Niblo und der Batterie. Aber gewöhnlich stehen beyde dem Publikum nur gegen einen Eintrittspreis offen, und ihr Flächenraum ist viel zu klein, auch nur den hundertsten Theil der Einwohner zu fassen Die Batterie kann überdieß nur des Abends besucht werden, denn sie besitzt weder Bäume, noch Sträuche zum Schutze der Spaziergänger gegen die Sonne, obschon der Platz selbst durch seine Höhe eine reizende Aussicht auf den Hafen gewährt; Boston allein unter allen Städten in den vereinigten Staaten besitzt einen großen öffentlichen Spazierort; aber selbst dieser (das großmüthige Geschenk eines verstorbenen Bürgers) ist wenig besucht, ungeachtet seiner malerischen Umgegend, und obgleich die Spaziergänge selbst durch eine doppelte Reihe von Kastanienbäumen reichlich beschattet sind. Uebrigens scheint es nicht, als ob die Bostoner keine Lust hätten, von diesem Vergnügungsorte Gebrauch zu machen, aber unglücklicher Weise hat der Geschmack der höheren Stände sich dagegen ausgesprochen, und bis jetzt ängstlich jede Vermischung mit der bunten Reihe vermieden. Dieses krankhafte Zartgefühl der höheren Klassen hat seinen Grund in der gänzlichen Abwesenheit aller äußeren Unterscheidungszeichen, welche sie als Gegenstände besonderer Hochachtung und Verehrung bezeichnen könnten; aber ich muß den Charakter der Amerikaner sehr mißverstehen, wenn meine Vermuthung nicht gegründet ist, daß ein größerer Grad von Herablassung von Seiten der Gebildeten und Reichen bey dem Volke allgemeine Anerkennung fände, so wie im Gegentheil eine zu große Absonderung der ersteren sie eines großen Theiles der Gewalt und des Einflusses berauben muß, den sie sonst sicher besitzen würden.«

Was es mit dieser Verachtung der bunten Menge in den vereinigten Staaten für eine Bewandtniß habe, soll später zur Sprache kommen. Wir werden dann aber gewichtigeren

Zeugnissen folgen, und das tiefere Urtheil eines Michel Chevalier und Tocqueville hierüber vernehmen. Ersterer berührt im Laufe seines Werkes zu wiederholten Malen die Exklusivität der höheren Klassen in den Vereinsstaaten. »Hier säße ich denn,« schreibt er aus dem Badeort Bedford, »an den Quellen von Bedford! Es ist dieß einer der Vergnügungsorte der Vereinsstaaten; aber schon heute, am dritten Tage meines hiesigen Aufenthaltes, ergreift mich der Drang zu fliehen. Die Amerikaner und noch mehr die Amerikanerinnen müssen sich zu Hause ganz gewaltig langweilen, weil sie es über sich vermögen, die Ruhe und Bequemlichkeit des heimatlichen Herdes mit diesem Gelärme ohne Frohsinn, dieser Misere, die aller Poesie so völlig baar ist, umzutauschen. Es scheint wirklich, als ob in den eigentlich demokratischen Ländern, wie die nördlichen Staaten, ein Badeleben im europäischen Sinne nicht Wurzel fassen könne. Gewiß, sollte jemals unser Europa sich demokratisiren, auch dort würden unsere herrlichen Sommerstelldichein alsbald profanirt, und ihres eigenthümlichen Reizes beraubt werden. Es gibt wenige Vergnügungen, die nicht in demselben Augenblicke verschwänden, in welchem sie Allen zugänglich werden, und dieß bloß aus diesem Grunde. So schmachtet der Amerikaner zu Saratoga und Bedford in tödtlicher Langeweile, bloß weil er weiß, daß in Philadelphia und New-York zwanzigtausend Familienväter leben, die, wenn sie Lust haben, und sie haben diese leider, ihre Frauen und Töchter eben so leicht, als er, in das Bad zu führen vermögen, um dort, wie er, den Tag über auf einem Stuhle in der Gallerie zu gähnen, sodann die Waffe, das heißt Messer und Gabel, in der Hand, nach dem Speisesaale zu dringen, um dort einen Antheil am schlechten Mittagstisch zu erobern, Abends sich in den zum Ersticken gefüllten Tanzsaal zu drängen, und endlich zu schlafen, wenn dieß anders bey dem Getöse, auf einem elenden Lager, in den dröhnenden Bretterbuden möglich ist. Der Amerikaner durchfliegt die herrlichen Gegenden des Hudson, ohne sie eines Blickes zu würdigen, weil er diesen Genuß mit sechshundert bis tausend Reisenden theilen muß, welche mit ihm auf demselben Dampfboote eingepfercht sind. Wahrhaftig; ich selbst bin in diesem Punkte Amerikaner geworden. Der prachtvolle Anblick des Westpoint und der Highlands übt nur dann seinen Reiz auf mich, wenn mich der Fluß allein in meiner Barke dahin trägt. Die Demokratie ist noch zu jung; es hat ihr bisher an Zeit gefehlt, um ihre Belustigungen zu organisiren« u. s. w.

Doch kehren wir zu unserem Autor zurück, welcher zunächst der Architektur einige Betrachtungen widmet.

»Der Styl der amerikanischen Gebäude ist hauptsächlich englisch, mit einigen geringen Variationen in Newyork und Philadelphia; aber im Süden sind die Häuser mehr dem Klima angemessen, und von einer Bauart, welche der spanischen gleicht. Die Salons befinden sich gewöhnlich im Erdgeschoß (in den neueren Häusern sind sie im ersten Stocke angebracht), und communiciren mit einander durch Flügelthüren; das nächste Geschoß enthält die Schlaf- und Ammenstuben, und der dritte und vierte Stock wird von den übrigen Gliedern der Familie und dem Gesinde bewohnt. Beynahe alle Häuser der reicheren Bürger enthalten ein oder mehrere übrige Zimmer für Freunde vom Lande, und dieselbe Gastfreundschaft wird nicht selten auch Fremden erwiesen. Die meisten neuen Häuser sind von Backsteinen gebaut, und bestehen aus drey oder vier Stockwerken, denn die Amerikaner lieben große und geräumige Wohnungen, und der Bauplatz ist in den großen Städten schon zu theuer, als daß es ihnen erlaubt wäre, sich im Flächenraume nach allen Seiten auszubreiten. Das Aeußere der Gebäude ist weniger durch Styl und Eleganz ausgezeichnet, als das Innere reinlich und bequem, und es herrscht der Gebrauch, wie in England, daß jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt. Die vorzüglichsten Verzierungen bestehen in einem Portal von verschiedenen Dimensionen und Ordnungen, und einem Stufengange, welcher zum Eingange führt. In Boston und New-York besteht dieser aus Sandstein oder Granit, aber in Philadelphia aus schönem weißen Marmor, welcher durch tägliches Waschen eben so rein wird, als die Zimmerboden, und viel zum hübschen Aussehen der Straßen beyträgt.«

»Die Wohnung eines Pflanzers in den südlichen Staaten ist ganz und gar für den Sommer gebaut. Jedes Zimmer hat so viele Fenster, als bequem angebracht werden können, und ein großer bedeckter Balkon, auf hölzernen oder steinernen Stufen ruhend, nimmt die ganze Façade des Gebäudes ein. Dieser Balkon geht manchmal um das ganze Haus herum, und oft ist noch ein zweyter und dritter angebracht, nach der Zahl der Stockwerke des Gebäudes. Ihr Eindruck auf das Auge ist nichts weniger als unangenehm, und ihr praktischer Vorzug, Schutz gegen die Sonne und den starken Thau jener Klimate gewährend, macht sie zum angenehmsten Aufenthalt der ganzen Familie.«

»Alle Straßen der großen Städte sind gut gepflastert, und die Fußwege (gewöhnlich von Backsteinen oder Steinplatten) erhaben wie in England, die Gehenden gegen Wagen und Pferde zu schützen. In Boston und Philadelphia sind sie sehr reinlich gehalten, aber in New-York, mit Ausnahme der Straße Broadway (die Hauptstraße der Stadt), enthalten sie oft Nahrung

für Tausende jener niedlichen Geschöpfe, von welchen Pope mit Begeisterung sagt:

»Sie pflügen und gehorchen nicht.«

»Das unaufhörliche Gedränge und Treiben in den Straßen scheint die Möglichkeit auszuschließen, sie zu kehren oder zu reinigen. Aber hieraus muß man nicht etwa schließen, daß der Theil von New-York, welcher von den vermöglicheren Einwohnern der Stadt bewohnt wird, und das Westende heißt (auch jetzt schon mit den fashionablen Quartieren Londons wetteifert), in demselben schmutzigen Zustande sich befindet. Dort ist alles reinlich und artig. Die Straßen werden täglich gekehrt und mit Wasser besprengt, um den Staub zu dämpfen; die Fußwege sind sauber gehalten, die Pforten der Häuser sind von Marmor oder Granit, kurz jener Theil übertrifft an Schönheit und Eleganz alles, was in dieser Beziehung in den Städten der Union sich vorfindet. Auch ist die Nachbarschaft der Wohnungen der niedersten Klassen nicht ekelhafter und ärmlicher, als manche der schmutzigen engen Gassen von London und Southwark, und bey weitem prächtiger, als die elenden Hütten der Armen in Dublin. Wenn die Amerikaner von den Armen sprechen, so wird diese Benennung bloß als Gegensatz zu den Reichen gebraucht; aber nie bezeichnet sie jene unglückliche Klasse der menschlichen Gesellschaft, welche in den größeren Hauptstädten Europas die Augen und das Gefühl mit Scenen des verworfensten Elendes beleidigen. Wie lange dieser Zustand allgemeiner Prosperität währen wird, ist schwer zu bestimmen; aber so lange noch ein Theil des westlichen Territoriums zu neuen Niederlassungen übrig bleibt, läßt sich ihren Fortschritten kein Ziel setzen.«

»Bey dem Anfange dieses Werkes nahm ich mir vor, keine leblosen Gegenstände zu beschreiben, weiter als nöthig ist, um die Sitten und Gebräuche des Volkes zu verstehen. Ob architektonische Werke hieher gehören, kann ich nicht recht bestimmen; aber ich halte es nicht unzweckmäßig für den Plan dieses Werkes, einige Bemerkungen über amerikanische Kirchen beyzufügen. Die größere Zahl derselben, wenn man auf das Vermögen ihrer respektiven Gemeinden Rücksicht nimmt, sieht sowohl innerlich als äußerlich ärmlich aus, und es ist in dieser Beziehung ein größerer Unterschied zwischen amerikanischen und europäischen Gotteshäusern, als zwischen den Wohnhäusern der reicheren amerikanischen Bürger und den Pallästen europäischer Fürsten. Wenn es Republikanern je erlaubt ist, Pracht und Herrlichkeit zu zeigen, ohne den Stolz ihrer Mitbürger zu beleidigen, so ist dieß gewiß in ihren Tempeln und den Sälen ihrer gesetzgebenden Versamm-

lungen. Was die letzteren anbelangt, so besitzen die Amerikaner bereits ein kühnes Monument ihrer Nationalgröße. Das Kapitol von Washington, auf einem Hügel ruhend, welcher eine ununterbrochene freye Aussicht von vielen Meilen in der Runde und auf den breiten Potomac-Fluß gewährt, ist ein Gebäude von imposanten, kolossalen Proportionen, und schon durch seine Lage unglaublich majestätischer, als irgend ein europäischer Pallast. Auch das Innere entspricht der Würde seines Zweckes; aber den erhabensten Eindruck verdankt es dem Umstande, daß es hoch, frey und allein dasteht, wie die Verfassung, die es im Busen verwahrt, Hügel, Thäler und Ströme des mächtigen Landes überschattend, über das es den segnenden Einfluß der Gesetze und Gerechtigkeit übt.«

»Aber wiewohl die Amerikaner das Recht haben, auf die Pracht ihrer Kongreßsäle stolz zu seyn, so besitzen sie doch bis jetzt noch kein einziges Bethaus, auch nur im geringsten den größeren europäischen Kirchen ähnlich, wo sie dem Allmächtigen danken könnten für den beyspiellosen Wohlstand, mit welchem er ihr Land gesegnet hat. Einige nicht ganz mißlungene Versuche von Kathedralkirchen finden sich allerdings in Boston und Baltimore, aber weder ihr Verhältniß, noch ihr Styl, ja selbst nicht einmal das Baumaterial gleicht den edleren Denkmälern gothischer Baukunst.«

»Unsere Empfindungen und Gefühle sind immer mehr oder weniger gefärbt vom Widerschein der uns umgebenden Gegenstände, und ich kann deßwegen nicht dem Glauben entsagen, daß ein höherer architektonischer Styl in einem Gebäude öffentlicher Gottesverehrung der Einbildungskraft gar sehr zu Hülfe komme, und den Geist fähiger machen kann, sich von weltlichen Dingen zur Anschauung des Himmels und der Anbetung seines Gottes zu erheben.«

»Ich habe Personen gekannt, welche nie so inbrünstig beten konnten, als wenn sie von den finsteren Gewölben einer gothischen Kathedrale umschlossen waren, und ich selbst habe bey ähnlichen Gelegenheiten dasselbe empfunden.«

»Außer dem Mangel an Styl und Verzierungen in beynahe allen Kirchen herrscht in Amerika noch der Gebrauch, Gotteshäuser oder wenigstens Kirchthürme von Holz zu bauen, denen nicht selten die groteskesten Formen gegeben werden, in welchen man alle Ordnungen von Noah's Zeiten bis auf unsere Tage wiederfindet. Die allgemeinste aber scheint die auch in England sehr beliebte Form von ausgezogenen Taschenperspectiven oder Löschhörnern zu seyn, auf welchen gewöhnlich statt des Kreuzes Wetterfahnen in Gestalt von Vögeln, Heuschrecken, Engeln oder

Maykäfern vom Winde herumgedreht werden. Diese Verderbtheit des Geschmacks läßt sich nur durch die Wohlfeilheit des Materials entschuldigen, welche diesen Gebrauch in der Anwendung empfiehlt. Eine Kirche soll das Symbol der Unwandelbarkeit und Ewigkeit, der Attribute des unendlichen Wesens, seyn; aber nichts kann diesen so sehr widerstreben, als ihr Bau aus einem so zerstörbaren Stoffe als Holz. Ein Uebertünchen von Kalk, um ihm das Ansehen von Stein zu geben, ist noch weniger an seinem Platze, und hat beynahe das Aussehen eines architektonischen Betrugsversuches, der in einem Gotteshause am wenigsten zu entschuldigen ist. So ein Gebäude scheint seines hohen Zweckes unwürdig, und ist eine niedrige Nachäffung von Größe, welche, ohne den Geist zu erheben, nur das unglückliche Bild menschlicher Schwachheit enthält.«

»Aber die Amerikaner sind nicht karg gegen ihre Prediger, deren Besoldung, mit dem geringen Gehalte der höchsten Staatsbeamten verglichen, man nicht anders als großmüthig nennen kann, und wodurch es ihnen leicht wird, in Häusern zu leben, welche in besserem Geschmack erbaut und von innen besser eingerichtet sind, als die, in welchen sie das Wort Gottes verkündigen.«

»Dieß ist wiederum republikanisch, und beweist, daß die Amerikaner überall mehr auf die Sache selbst, als auf ihre Form sehen. Die Person des Predigers trägt am Ende doch mehr als alles Uebrige zum Gottesdienste bey; denn sein Beyspiel und seine Ermahnungen haben einen segnenderen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit seiner Gemeinde, als der prächtigste Dom oder das ergreifendste Cantabile von Haydn. Aber auch die letzteren haben ihre Vorzüge, welche man seiner Zeit in Amerika eben so gut anerkennen wird, als in Europa. In den westlichen Staaten, wo sich täglich neue Niederlassungen bilden, wäre es widersinnig, Gebäude aufzuführen, deren Gebrauch der dritten oder vierten Generation vorbehalten seyn würde; dort müssen die Menschen hauptsächlich auf baldige Nutzbarkeit sehen, und es ist gewiß besser, daß das Volk in hölzernen Kirchen betet, als daß es keine Kirchen hat.«

Im dritten Kapitel, welches von den Fremden in Amerika handelt, finden wir manche interessante Notizen.

»Wenn Tausende von Emigranten aller Nationen jährlich nach Amerika sich einschiffen, mit dem festen Entschluß, dort ihre Heimat aufzuschlagen, ist es wohl natürlich, zu fragen, ob sie bey ihrer Ankunft alle auf denselben freundlichen Empfang hoffen dürfen, und wenn es Vorurtheile in Bezug auf die Einwohner verschiedener europäischer Staaten gibt, zu wessen Gunsten

oder Nachtheil diese bestehen? Auch könnte man fragen, ob diese Vorurtheile rein nationalen Ursprungs sind, in welchem Falle sie sich auf die Sitten und Gebräuche dieser Völker beziehen, oder ob sie von ihrer verschiedenen Beschäftigung herrühren, welche die Bewohner einzelner Länder mehr oder weniger auszeichnend, mit den herrschenden Grundsätzen der amerikanischen Industrie einen unangenehmen Gegensatz bilden. In beyden Fällen wäre die Untersuchung nützlich und interessant, denn sie würde Fremde in Amerika nicht nur lehren, auf ihrer Huth zu seyn, sondern auch dazu dienen, eine große Zahl Eigenheiten in dem Umgange der Amerikaner mit Fremden zu erklären, welche von den meisten Reisenden unrichtigen Ursachen zugeschrieben werden.«

»Daß die Amerikaner Vorurtheile haben, will ich nicht in Abrede stellen; — welche Nation wäre gänzlich frey von ihnen? — obschon ihre bey weitem größere Zahl den Engländern zu gute kömmt, und der Rest durch den beständigen Umgang mit fremden Nationen und die allgemein verbreiteten Mittel des Unterrichts verhältnißmäßig geringer ist. — Ein großer Theil derselben ist überdieß herausgefordert durch die Vorurtheile Anderer, und besonders durch die der Engländer.«

»Die Amerikaner sind stolz auf ihre Unabhängigkeit, stolz auf die moralischen und politischen Fortschritte ihres Landes seit jener Zeit, stolz auf ihre erworbene Macht und Reichthümer, und besonders eifersüchtig auf jede Aeußerung anderer Nationen in Bezug auf die Weisheit ihrer Verfassung, und ihre Vaterlandsliebe und Ausdauer. Die Amerikaner sind nicht leicht zu überreden, daß die Engländer je gerecht gegen sie seyn werden (und bis jetzt ist ihnen auch von den Engländern wenig Gerechtigkeit widerfahren), und machen sich deßwegen größerer Umgangsfehler gegen die Britten schuldig, als gegen Personen irgend einer anderen Nation. Ein Deutscher oder ein Franzose kann Jahre lang in den vereinigten Staaten sich aufhalten, ohne den üblen Einfluß jener amerikanischen Eigenheiten zu empfinden, welche den Engländern oft sehr lästig fallen; er könnte sich vielleicht über manches Vorurtheil beschweren, aber seine Klage würde aus derselben Quelle entspringen, und ganz der gleich seyn, welche ein längerer Aufenthalt in England selbst zur Folge haben dürfte. Ich will mich deutlicher erklären:

Es existirt in Amerika, wie vielleicht in jedem anderen civilisirten Lande, ein starkes Vorurtheil zu Gunsten der englischen Nation. Die Amerikaner lieben und bewundern das englische Genie, das sie sich selbst zum bleibenden Vorbild gewählt haben; sie hegen die größte Achtung für englische Gesetze und Gebräuche,

auf welchen ihre eigenen beruhen, und ehren das Andenken an die Thaten jenes glorreichen Volkes, von dem sie selbst abstammen; ja sie gestehen der englischen Nation sogar viele Vorzüge zu; aber sie sind zu wohl unterrichtet, dieselben auszeichnenden Eigenschaften auf einzelne Engländer anzuwenden.«

»Ein Amerikaner empfängt als Privatmann jeden Fremden mit Artigkeit, und ist immer bereit, ihn nach seinen Kenntnissen und seinem erworbenen Rufe auszuzeichnen. In den Worten Hamilton's kennt er feine Lebensart recht gut, wenn er sie sieht, aber er ist der Letzte, welcher einem Menschen deßhalb huldigt, weil ihn England hervorgebracht hat. Aber dieß erwarten die meisten Engländer, und finden sich deßhalb oft bitter getäuscht. Aber wenig gebildete Engländer werden Amerika besuchen, ohne von den Einwohnern herzlich empfangen zu werden, und die Ueberzeugung davonzutragen, daß die Vorurtheile der Amerikaner im Allgemeinen ihren Landsleuten günstig sind. Die Amerikaner sind bey solchen Gelegenheiten immer besorgt, den günstigsten Eindruck hervorzubringen, und sind deßwegen geneigt, die Vorzüge ihres Landes zu preisen, und vielleicht zu hoch anzuschlagen, da ihnen schon die Gewohnheit ihrer Gäste bekannt ist, in solchen Fällen den gehörigen Disconto zu machen.«

»Viele Anomalien, deren sie sich gegen die Engländer schuldig machen, haben ihren Grund in der Ueberzeugung, daß ihre gewöhnliche Einfachheit der Manieren leicht mißverstanden werden könnte, und daß die Engländer, welche die Gewohnheit haben, alle Völker nach ihren eigenen conventionellen Formen zu beurtheilen, nicht leicht auf jene Veränderungen Rücksicht nehmen dürften, welche Verschiedenheiten des Klimas, der politischen Einrichtungen und die früheren Gewohnheiten des Volkes nöthig gemacht haben. In solchen Fällen bemühen sie sich daher, europäische Manieren, ohne Rücksicht auf Persönlichkeiten, buchstäblich nachzuahmen, und unterziehen sich eben dadurch dem Richterspruche, der sie verdammt. Die Amerikaner begehen nicht leicht denselben Fehler in Bezug auf Europäer des Festlandes. Diesen zeigen sie sich wie sie sind, und sind sogar stolz auf ihre volksthümlichen Eigenheiten. Die Folge ist ein freyerer Umgang und ein Grad von Herzlichkeit, welchen die Engländer nur zu oft vermissen. Wenig ausgezeichnete Deutsche oder Franzosen würden so viel philosophische Kritik und Analyse auf den äußeren Anstand derer verwenden, von denen sie mit Liebe und Gastfreundschaft empfangen werden; sie würden in den civilen und politischen Institutionen der Vereinsstaaten genug Stoff zum Nachdenken finden, und wenigstens diesen Vorzug vor den Eng-

ländern genießen, daß sie sich mit Amerikanern besprechen könnten, ohne als Spione angesehen zu werden.«

»Unter der großen Anzahl Werke, welche in England über die vereinigten Staaten erscheinen, ist es wirklich erstaunlich, den großen Raum zu sehen, welchen »die Manieren« allein einnehmen; und zwar nicht etwa die Manieren des Volkes, sondern (mit Ausnahme der Mrs. Trollope) die der fashionablen Coterien. Ist dieß nicht hinlänglich, den Glauben der Amerikaner zu rechtfertigen, daß die Engländer gallsüchtige Kritiker seyen, deren Strenge mit den Verbindlichkeiten wächst, mit welchen man sie überhäuft, um sich ihrer Freundschaft zu versichern.«

»Nichts in der That ist lächerlicher, als die außerordentliche Mühe, die sich Amerikaner geben, Fremden zu gefallen, von welchen man weiß, daß sie über ihr Land zu schreiben gedenken. Touristen, besonders Engländer, werden buchstäblich mit Höflichkeiten erdrückt, und vielleicht hauptsächlich von den fashionablen Coterien so freundlich aufgenommen, weil man hofft, daß ihr Aufenthalt kurz und ihr Dank unvergänglich seyn wird — wie Papier und Tinte. Auch haben eine Menge von Personen die Hoffnung, auf diese Art dem englischen Publikum vorgeführt zu werden, deren Ruhm, auf Amerika beschränkt, der Vergessenheit anheimfiele, und deren Orakelsprüche der Welt gänzlich unbekannt blieben, wenn man sie nicht läse, als unschätzbare Proben amerikanischer Weisheit.«

»Kaum ist daher die Ankunft englischer Literatoren in den Zeitungen verkündet, so ist auch schon alles in Bewegung, und die Frage wird ernstlich verhandelt, auf welche Art man sie zu empfangen, und welche Opfer man ihren Vorurtheilen zu bringen habe, um ihre gute Meinung zu gewinnen. Jetzt werden sie mit Visiten und Einladungen bestürmt, Bälle folgen auf Concerte, Thees auf Diners und Dejeuners, und es bleibt ihnen wirklich keine Zeit übrig, das zu sehen, was wirklich ihre Aufmerksamkeit verdient. Von dem Augenblick ihrer Landung bis zur Stunde ihrer Abreise läßt man sie nicht allein, und sie haben daher keine Gelegenheit, Amerika zu sehen wie es ist, sondern wie es ihnen gezeigt wird. Die Amerikaner sitzen dann ihren englischen Miniatur- und Groteskmalern, und, wie es bey solchen Gelegenheiten gewöhnlich ist, verziehen ihre Gesichter entweder zu einem finsteren Ernst, oder verunstalten sie durch ein einfältiges Lächeln, welches gegen ihre Gewohnheit des Denkens und Ueberlegens sonderbar genug absticht. Unter solchen Umständen kann man ein vollkommenes Porträt kaum von einem Künstler erwarten, um wie viel weniger von den Pseudo-Dilettanten, welche kürzlich noch in jenen Regionen wanderten.«

»Aber die Aufgabe eines englischen Touristen wird doppelt schwer durch die unmäßige Schmeicheley, mit welcher man seine Eitelkeit mästet. Er muß sich am Ende selbst für einen großen Mann halten, wenn er die Elite eines mächtigen Volks um seine Gunst buhlen sieht. — Er wird wenigstens scheinbar zum Schiedsrichter ihrer religiösen und politischen Zwistigkeiten gemacht, denn sie verehren ihn als den Apostel ihres Ruhmes, oder fürchten ihn als den unerbittlichen Censor ihres öffentlichen und Privatlebens. Beyde Theile, der Amerikaner und der Tourist, sind in einer falschen Stellung: und wenn die ersteren sich dadurch, daß man sie karikirt, getäuscht fühlen, so muß die Demüthigung des letzteren wenigstens eben so groß seyn, wenn er nach der Rückkehr in sein Vaterland sich seiner eingebildeten Macht entäußert, und sein opus magnum zu den ephemeren Erzeugnissen der Tagesliteratur herabsinken sieht. Die unheilbaren Wunden, die er den Amerikanern schlug, werden kaum von den Wenigen gefühlt, die ihre Gastfreundschaft so schlecht belohnt sehen, und die Masse des Volks geht ihren Riesengang fort, in ihrer glücklichen Einfachheit, gar nicht wissend, daß es auf ihre Beleidigung abgesehen war.«

»Die Vorurtheile der höheren amerikanischen Zirkel für oder gegen die Engländer sind gänzlich verschieden von denen, welche unter den niederen Klassen herrschen; und die Artigkeiten, mit welchen ein gebildeter Engländer bey seiner Ankunft in den vereinigten Staaten überhäuft wird, erleiden eine wesentliche Veränderung von der Zeit an, wo er damit umgeht, sich häuslich niederzulassen, und mit den Eingebornen in Konkurrenz zu treten. Er wird dann inne werden, daß im Verhältniß, als sich die Elite von ihm zurückzieht, die mittleren Klassen bereit sind, ihn unter sich aufzunehmen. Es wird ihm nicht schwer fallen, Gönner und Freunde zu erwerben, und er wird auf keine Vorurtheile stoßen, welche ihm die Aussicht auf Erfolg versperren, wenn er dabey nur auf seine eigene Anstrengung, und nicht auf Nationalvorzüge rechnet.«

»Die Amerikaner sind stets bereit, mit Engländern als ihres Gleichen umzugehen; willig betrachten sie das englische Volk als einen theuern Bestandtheil ihrer eigenen Familie; aber sie verzeihen selten auch nur den geringsten Grad von hochmüthiger Anmaßung, und sind hartnäckig und unerbittlich in Bezug auf jede Nationalfrage. Die Amerikaner sind unter allen Völkern der Erde am bereitesten, Beleidigungen anzunehmen und sie zu rächen, aber besonders, ja ich möchte sagen krankhaft reizbar in Bezug auf Engländer. Sollte daher ein Engländer von öffentlichem Charakter das Unglück haben, sich einer solchen Beleidi-

gung schuldig zu machen, dann thut er wohl daran, der Volksrache so schnell als möglich zu entgehen. Seine besten Freunde könnten ihn nicht gegen Mißhandlungen schützen, und es bleibt ihm nichts Besseres zu thun übrig, als seine Feinde so schnell als möglich zu versöhnen. Ich schreibe dieß zum Besten jener englischen Schauspieler, welche von Zeit zu Zeit nach Amerika gehen, um ihre Schulden zu bezahlen. Ich rathe ihnen, nie die Gunst des Publikums zu mißbrauchen, und in ihrer Sprache, sowohl auf den Brettern, als in Privatgesellschaften, sich vor jeder Volksbeleidigung in Acht zu nehmen; auch nicht den Stand irgend eines Menschen für so unbedeutend zu halten, daß er ihnen nicht schaden könne; mit Einem Worte, sich ja zu hüten, Schuldner des Volkes zu werden, denn die Amerikaner machen sich sicher bezahlt« *).

---

*) Als Beyspiel der Volkswuth über unanständige Aeußerungen englischer Schauspieler will ich von den vielen mir bekannten Fällen einen anführen. Herr A** aus L** sollte in New-York und Boston als Sänger auftreten, und macht zu diesem Ende die Reise nach den vereinigten Staaten in einem amerikanischen Packetboote. Auf der Reise fand er Anlaß mit noch einem Engländer die amerikanischen Matrosen zu tadeln, und sie sogar bey einer Gelegenheit in Gegenwart des zweyten Schiffsgehülfen — Fischverkäufer (Fish-mongers) zu heißen, welche Beleidigung jener sogleich mit einem Faustschlage rächte, der den Sänger der Musen zu Boden streckte. Statt die eigenmächtige Handlung eines Subalternen zu ahnden, erwiederte der Schiffskapitän auf die Klage des Herrn A**, daß er unmöglich einen seiner Leute eines Vergehens willen strafen könne, dessen er sich selbst schuldig gemacht haben würde, und von seinen Reisegefährten erhielt er auch keine befriedigende Antwort; ja die letzteren (geborne Amerikaner) weigerten sich sogar, mit ihm gleichzeitig an einem Tische zu essen. — Aber hier endigten seine Leiden noch nicht. Bey seinem ersten Auftreten in New-York sah er zu seinem Erstaunen die Gallerien und Logen nur mit Männern besetzt, und als er anfangen wollte zu singen, verkündete ihm das Geschrey und Gepfeife der Menge, daß er wohl daran thue, sich zurückzuziehen. Statt der angekündigten Oper verlangte das Volk für diesen Abend nur Nationallieder und Märsche. Das Orchester mußte Hail Columbia, Yankee doodle, Washington's Marsch, Jackson's Marsch und wohl auch die Marseillaise spielen; weiter fielen keine Unordnungen vor. Aber mit diesem gemäßigten Ausspruch der öffentlichen Meinung war der englische Musensohn nicht zufrieden; den nächsten Abend ward er als primo uomo in einer Rossinischen Oper angekündigt. Jetzt befürchteten die Bewohner der anliegenden Straßen die Wuth des durch Verachtung seiner Meinung gereizten Pöbels. Morgens 10 Uhr waren bereits die Fenster in den der Umgebung des Theaters gelegenen Häusern für zehntausend Thaler versichert, und der Eigenthümer des Theaters genöthigt, den Gerichtshöfen eine weitere Kaution von zehntausend Thalern für die Aufrechthaltung

»Auch ist es nicht immer Volkswuth, welche man bey solchen Gelegenheiten am meisten zu fürchten hat. Bey einer öffentlichen Beleidigung vereinigen sich alle Klassen, den Schuldigen zu bestrafen. Sein Fortkommen in den vereinigten Staaten ist auf ewig gelähmt, und er findet sich sogleich von aller Gesellschaft ausgeschlossen, zu welcher ihn weder Vermögen, noch Witz und Verstand eine neue Bahn brechen können. Aber wenn die Amerikaner streng in der Bestrafung von übermüthigem Hochmuth und Arroganz sind, so sind sie doch eben so großmüthig in ihrer Belohnung von Bescheidenheit. Was sie von den Engländern ansprechen, ist bloß das, was die Engländer selbst von der ganzen Welt verlangen: Uebereinstimmung mit ihren Sitten und Gebräuchen, und Enthaltung von aller vorwitzigen Kritik; wofür sie ihrerseits bereit sind, jede vernünftige Concession zu machen, und sogar manchem Nationalvorzug jene öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche Spott und Verhöhnung von ihnen gewiß nicht erpressen könnten.«

Was der Verfasser über den Zustand der Künste sagt, und

---

des Stadtfriedens zu leisten. Abends sechs Uhr (eine Stunde vor dem Anfange der Vorstellung) waren alle Zugänge des Theaters dicht mit Menschen versperrt, das Theater aber selbst beynahe leer. — Man ließ Herrn A** auftreten, aber sobald er zu singen anfangen wollte, warf man mit faulen Eyern, Aepfeln und Birnen, wohl auch mit Steinen nach ihm. Unter wildem Gebrüll sprengte jetzt das in den Straßen harrende Volk die Thüren des Theaters, strömte ins Parterre und von da auf die Bühne. Alle Fenster, Spiegel rc. des Schauspielhauses wurden zerschlagen, und der Friede erst dann wieder hergestellt, als der Unternehmer hervorkam, das Volk um Verzeihung bat, und ankündigte, daß Herr A** nicht wieder auftreten würde. Herr A** versuchte später anderswo zu singen, namentlich in Boston, Philadelphia, Baltimore rc., aber überall wiederholte sich dieselbe Scene — es kamen keine Damen ins Theater, deren Gegenwart das Volk im Zaum gehalten hätte. Gänzlich in seinen Erwartungen getäuscht, und ohne die Mittel zur Rückreise nach England, sollte seine Frau für ihn Gastrollen geben, was auch sogleich von den Theaterunternehmern angenommen ward. Dießmal kamen die Damen ins Theater, und obwohl sie zitternd auftrat, wurde sie mit rauschendem Beyfall empfangen, und nach beendigter Vorstellung ungeachtet ihres mittelmäßigen Spieles sogar hervorgerufen. Sie gab später in allen großen Theatern der Union Benefice-Vorstellungen, und rettete, wo nicht die Ehre, doch wenigstens den Geldbeutel ihres Mannes vor gänzlicher Vernichtung.

Ich habe dieses Beyspiel besonders gewählt, weil es von der hohen Achtung zeigt, welche die Damen in den Vereinsstaaten genießen; obwohl man mit den Männern, wie aus der Erzählung hervorgeht, kein besonderes Federlesen macht.

gleichsam nur skizzenhaft hinwirft, findet in den Erzählungen aller unbefangenen Reisenden Bestätigung, innere Begründung in dem Wesen und der Natur der amerikanischen Zustände.

»Die Amerikaner, als ein Volk, haben keine große Lust an dramatischen Vorstellungen, obschon jede große Stadt der Union mit einem oder mehreren großen Schauspielhäusern versehen ist. An der Ausstattung dieser Gebäude zeigen die Amerikaner oft sehr viel Eleganz, und in New-York und Philadelphia sind sie mit Geschmack verziert. Boston hat zwey Theater, New-York drey und eine italienische Oper, Philadelphia drey, Baltimore eines, Washington eines, Cincinnati eines, und die Stadt Neu-Orleans besitzt außer dem englischen Schauspielhause ein sehr gutes französisches Vaudeville und eine Opéra comique. Die Sänger der letzteren verlassen Neu-Orleans im Sommer, und geben Vorstellungen in allen bedeutenden Städten des Nordens, welche daher, außer den englischen Schauspielen, auf eine Zeit wenigstens, ein französisches Theater besitzen.«

»Alle diese Einrichtungen scheinen den Beweis zu liefern, daß die Amerikaner Interesse an dramatischen Vorstellungen finden; aber wenn wir die finanziellen Operationen der Theaterunternehmer untersuchen, müssen wir entweder schließen, daß sie den Geschmack des Volkes nicht hinlänglich kennen und nähren, oder daß die Amerikaner noch nicht gewohnt sind, sich auf diese Art zu unterhalten.«

»Ich halte dafür, daß der Fehler nicht so sehr in den Theaterunternehmern, als in den Sitten des Volkes liegt. Die Amerikaner lieben keine Art von öffentlicher Lustbarkeit, und unterhalten sich am besten mit Geschäften. Ihr Vergnügen besteht in fortwährender Arbeit, und ihre Abende verleben sie so einfach wie möglich zu Hause in ihren Familien oder unter ihren Freunden. Die beständige öffentliche Aufregung, verursacht durch ihre politischen Verhandlungen, die Größe ihrer Nationalunternehmungen, und die unaufhörliche Thätigkeit aller Klassen machen Ruhe und Erholung weit wünschenswerther, als jede neue Aufregung, wäre es auch nur zum Vergnügen. Die Amerikaner sind noch zu jung, sie sind selbst noch zu thätige Schauspieler in dem historischen Drama ihrer unermeßlichen Republik, um sich mit der Betrachtung der Welt zu ergötzen, wie sie von der Schaubühne zurückgeworfen wird. Noch ist nichts »faul im Staate,« ihren Geschmack für Tragödie zu nähren.«

»Auch sind theatralische Vorstellungen den religiösen Doctrinen der Mehrzahl der Amerikaner zuwider, und stehen beynahe immer im Widerspruche mit ihren häuslichen Einrichtungen und Sitten. Darum sieht man so wenig Damen in den amerikani-

schen Schauspielhäusern, und das zu ofte Besuchen derselben gereicht auch den Männern zu keiner besonderen Empfehlung. In vielen Städten, wo Theater eingeführt gewesen, sind sie durch den Einfluß der Geistlichkeit wieder verbannt worden, und es gibt in Amerika christliche Gemeinden, welche ihren Gliedern gänzlich verbieten, sich in Schauspielhäusern zu zeigen.«

»Unter diesen Umständen machen die amerikanischen Theaterunternehmer fast nie gute Geschäfte, außer wenn englische Schauspieler ankommen, was denn nicht nur einzeln, sondern in Massen geschieht. Einige davon, wie z. B. Herr Power und Mlle. Fanny Kemble (jetzt Mrs. Butler), haben sogar Werke über Amerika geschrieben, und zur Unterhaltung des Publikums auch außer dem Schauspielhause beygetragen.«

»Aber obgleich viele englische Schauspieler in Amerika Glück gemacht haben, schreibt sich ihr Erfolg doch nicht von dem Geschmacke des Volkes an dramatischen Vorstellungen her. Es ist hauptsächlich Neugierde, und kein besonderes Interesse an der Vorstellung, welche dann die Amerikaner reizt, und sie gehen ins Theater, mehr um zu sehen, was den Engländern gefällt, als um sich zu unterhalten Sobald aber ihre Neugierde befriedigt ist, beschränken sie sich wieder auf ihr häusliches Leben, und überlassen das Drama den Schauspielern. Die Ausstellung eines gelehrten Elephanten oder eines wohlabgerichteten Hundes hätte dieselbe Wirkung hervorgebracht; und unter allen in Amerika zur Schau ausgestellten Dingen hat keines ein so zahlreiches und fashionables Publikum auf so lange Zeit angelockt, als die Mälzel'sche Schachfigur und »der Brand von Moskau.« Aber Herr Mälzel, der diese Wunder den Amerikanern zeigte, ist ein sehr angenehmer Wiener, der mit einem breiten freundlichen Lächeln die ersten Bänke in seinem Saale den Kindern anwies, und sie dabey regelmäßig mit Zuckerbackwerk fütterte. Die Kinder begehrten nun täglich den Automaten zu sehen, und die Aeltern und Ammen mußten natürlich mitgehen, um sie zu hüten. Man sagt, daß Herr Mälzel in Boston, Philadelphia und New-York allein 10000 Pfund Sterling eingenommen habe. Jetzt ist er in Südamerika, wo er weniger glückliche Geschäfte machen dürfte.«

»Zudem war der Mechanismus des Automaten den Amerikanern eine Aufgabe, die sie sehr interessirte, und ihr mechanisches Genie zeigte sich bey dieser Gelegenheit auf eine eclatante Weise. Kaum nämlich war die Schachfigur des Herrn Mälzel im Publikum bekannt, so stand auch schon in New-York ein amerikanischer Nebenbuhler auf, dessen Einrichtung ganz der des europäischen Automaten gleich kam. Der Mechanismus war genau derselbe, und die Figur selbst wurde, wie die deutsche,

zuerst mit der einen, dann mit der anderen Thüre geöffnet, vorgewiesen. Aber Herr Mälzel hatte den Triumph, seinen Nebenbuhler zu schlagen, oder ihn wenigstens seine Ausforderung ablehnen zu machen; denn der Mann, der den amerikanischen Automaten lenkte, war kein so guter Spieler, als Herr Schlumberger, im Dienste des Herrn Mälzel, dessen Geschicklichkeit im Schach lange Jahre hindurch von den Spielern des Café de Régence auf die Probe gestellt ward. — Unter allen Schauspielern und Actricen, welche von Zeit zu Zeit nach Amerika kamen, hatte niemand ein so entschiedenes Glück, als Miß Fanny Kemble; aber selbst die persönlichen und geistigen Reize dieser talentvollen Schauspielerin und Dichterin hatten einen fürchterlichen Nebenbuhler in dem Türken-Automaten des Herrn Mälzel.«

»Es scheint daher, daß die Amerikaner zwar manchmal willig sind, ihr Geld auf Theater oder sonstige öffentliche Vergnügungen zu verwenden, daß aber Wenige von ihnen daran denken, Schauspieler zu werden; daß sie zwar gerne sich selbst unterhalten, aber nicht gerne Anderen zur Unterhaltung dienen. Dieß ist von einem jungen kräftigen Volke zu erwarten, dessen Talente im Handel und Gewerben einen besseren Lohn finden, als auf den Brettern, und dessen Sitten und Erziehung dem vergleichungsweise müßigen Schauspielerleben geradezu widersprechen. Aber dessen ungeachtet haben die Amerikaner einige gute Schauspieler hervorgebracht, und an Komikern scheint es ihnen nie gefehlt zu haben, denn für die Komödie haben sie eine entschiedene Vorliebe.«

»Aber der Witz der Amerikaner ist sehr verschieden von dem englischen, und mit wenigen Ausnahmen gänzlich ohne Humor. Nie sah ich einen Amerikaner den breiten Humor John Bulls nachahmen, ohne daß er outré und unnatürlich ausfiel; aber immer glückte ihm sarkastischer Witz und Satyre. Auch habe ich in Amerika nie jenes laute Gelächter gehört, welches ein englischer Komiker seinen Zuhörern entlockt; denn die Amerikaner lachen nicht über ehrliche Grobheit oder gutmüthige Einfalt, und sind unter allen Völkern der Erde am wenigsten fähig, jenen nichtssagenden Witz nachzuahmen, den die Franzosen la bagatelle nennen.«

Wenn Jonathan (so heißt der Amerikaner im Gegensatze zu John Bull) lachen soll, so muß man ihm einen Grund geben, oder er muß zu irgend einem Zwecke lachen. Eine Aehnlichkeit findet sich indeß immer zwischen ihm und seinem Bruder, dem Engländer: beyde lachen gern auf Kosten ihrer Nachbarn. Engländer, Franzosen, Holländer und Deutsche müssen einer nach dem anderen den Stachel des amerikanischen Witzes fühlen, und

die verschiedenen Nachkömmlinge dieser Nationen in den Vereinsstaaten liefern hiezu hinlängliche Anekdoten Dafür haben die Deutschen in Pensylvanien, wie die Holländer in Neu-Jersey, die Kreolen von Neu-Orleans u. s. w. ihre Karrikaturisten, und werden successive auf den amerikanischen Bühnen dem Publikum in den buntesten Farben vorgeführt. Die Bewohner der westlichen Staaten sind ganz besonders der Gegenstand unaufhörlichen Gelächters, und unter diesen sind die Kentukier wegen ihrer Kühnheit und Naivetät die ausgezeichnetsten. Letztere sind vielleicht die einzigen Amerikaner, welche Naturwitz mit Humor und guter Laune verbinden. Sie sind die Irländer von Amerika, über die alle Welt lacht, und die sich wieder über die ganze Welt lustig machen. Man erzählt sich die besten Anekdoten von ihnen, und die besten Repartien schreibt man ihrem Mutterwitze zu. Gewöhnlich stellt man sie verwegen in Unternehmungen, unerschrocken in Gefahren und eben so lustig in Gesellschaft dar, als die Söhne der »Smaragden-Insel.« Aber sie haben diesen Vorzug vor den Irländern, der sich in ihrem ganzen Wesen zu erkennen gibt, daß sie wissen, daß man ihr Verdienst anerkennt und ihre Eigenheiten gern entschuldigt, weil sie oft das Produkt ausgezeichneter Tugenden sind.«

»Der vorspringendste amerikanische Witz besteht in ihren politischen Karrikaturen, welche die ganze Schneide der französischen mit dem Kern und dem Gewicht der englischen verbinden.«

»Aber ungeachtet dieses Witzes lachen die Amerikaner doch weniger, als die Engländer und Franzosen, und gebrauchen die Satyre nur, um sich Genugthuung zu verschaffen oder einen Feind zu demüthigen. Deßwegen haben wenig englische Komiker das amerikanische Publikum auf längere Zeit unterhalten, und ihre eigenen Landsleute müssen ebenfalls an gutem Erfolge verzweifeln.«

»Ich kenne keinen mitleidswürdigeren Gegenstand, als einen Komiker auf einer amerikanischen Bühne. Er soll beständig witzig seyn, aber doch niemand beleidigen. Alles, was er thut oder sagt, soll auf etwas abgezielt seyn, aber wo er sich hinwendet, ist er sicher, zu beleidigen und das Gewitter über seinem Kopfe zusammenziehen zu sehen. Er soll Politiker seyn, aber keine Partey verunglimpfen; er soll die Launen und Schwachheiten der Damen lächerlich machen, aber keine der Anwesenden beleidigen; er soll dem Geschmacke der Reichen huldigen, welche seine Talente am besten belohnen können, muß sich aber hüten, den Zorn der Armen zu reizen, denn sonst wird er ausgepfiffen, und muß, wenn es zu spät ist, seinen Vorwitz bereuen.«

»Deßwegen werden so wenig Charaktere auf den amerikani-

schen Bühnen gut gegeben, unter welchen der eines Matrosen am meisten gefällt. Auch der irländische ist in letzterer Zeit populär geworden; aber seit Power in diesen Rollen aufgetreten, können nur wenig Amerikaner darin auf Glück hoffen. Daher sind Calembourgs (Puns) die gewöhnliche Aushülfe amerikanischer Komiker in Verzweiflung. Aber dieß ist eine Art Witz, welche immer, früher oder später, Ekel erregt, und eine solche Verschiedenheit der Objecte erfordert, daß er nicht leicht zu ersetzen ist, wenn er sich einmal auf irgend einen Gegenstand ergossen hat. Die Anstrengungen eines solchen Witzlings, um die Ebbe und Fluth seines Geistes zu verbergen, sind unangenehm störend, und benehmen seinen Einfällen den größten Theil seines Effekts. Auch kann ein Punster nicht immer neu und erfolgreich seyn, und der üble Eindruck eines schlechten Calembourgs oder eines bereits gebrauchten und abgenützten zerstört oft alles Vergnügen über den gelungenen. Wir können denselben Charakter hundertmal gezeichnet sehen, und uns noch immer an ihm ergötzen; aber niemand kann ohne Ekel demselben Wortspiel mehr als einmal zuhören.«

»In der Musik scheinen die Amerikaner bessere Fortschritte zu machen, als in der Tragödie oder dem Lustspiele, und die Errichtung einer italienischen Oper in New-York, in einem Style, der jeder europäischen Oper Ehre machen würde, beweist wenigstens den guten Willen eines Theils der Einwohner, zur Verfeinerung des Geschmacks nach Kräften beyzutragen. Das italienische Opernhaus in New-York wurde in einem prachtvollen Style erbaut; Sänger wurden mit großen Kosten aus Italien nach Amerika gebracht, das Orchester füllte sich mit vortrefflichen Musikern aus Frankreich und Deutschland, kurz man ließ nichts ungethan, was das Volk ansprechen und seinen Beyfall erregen konnte. Aber die Preise der Logen und des Parterres waren zu hoch (gerade das Doppelte anderer Theater) und die Vorstellungen nicht genug variirt, den Amerikanern Geschmack abzugewinnen. Das Unternehmen fiel daher unglücklich aus, und verursachte den Theilnehmern einen bedeutenden Verlust. Die Hauptursache dieses Mißglückens war aber in jedem Falle die Sprache, welche der bey weitem größere Theil der Zuhörer beynahe gar nicht verstand, und welche den Amerikanern doch nicht so wohltönend vorkam, als das Englische.«

»Die meisten italienischen und deutschen Tonkünstler und Sänger, welche zuerst in den vereinigten Staaten Concerte gaben, wurden später Musiklehrer, und haben in dieser Eigenschaft nicht nur ihr Fortkommen gefunden, sondern sich sogar ein anständiges Vermögen erworben. Das Fortkommen der Lehrer

muß man den raschen Fortschritten der Zöglinge zuschreiben, welche sich nur durch ihre Liebe für Musik erklären lassen.«

»Es fehlt auch bey Opern, welche in englischer Sprache vorgetragen werden, nicht an Zuhörern, und die Namen der besten italienischen, deutschen und französischen Tonsetzer sind auf diese Weise den Amerikanern eben so bekannt geworden, als europäischen Dilettanten. »Der Freyschütz,« »der Barbier von Sevilla,« »la Dame blanche,« »Fra Diavolo« und »Gustavus« haben alle auf der amerikanischen Bühne Glück gemacht, und ich könnte hinzufügen, daß Madame Malibran selbst durch das Beyfallklatschen des amerikanischen Publikums in die musikalische Welt eingeführt wurde.«

»Die allgemeine Vorliebe der Amerikaner ist jedoch für Kirchenmusik, und es gibt bereits in allen großen Städten der Union Gesellschaften zu ihrer Aufmunterung und Ausbildung. Unter diesen sind die »Haendel und Haydn society« und die »Musical fund society« die vorzüglichsten, nicht nur in Bezug auf ihre Organisation, sondern auch durch den Kunstsinn und die Geschicklichkeit ihrer Präsidenten. Letztere zählt unter ihren Gliedern nicht nur eine große Anzahl deutscher und französischer Dilettanten, sondern auch mehrere amerikanische Tonkünstler, deren Talente durch öftere Concerte und Oratorien beständig geübt werden. Auch setzt die Gesellschaft jedes Jahr großmüthige Preise auf die besten Compositionen in den verschiedenen Zweigen der Tonkunst.«

»Aber eine Thatsache ist besonders merkwürdig in der Haendel and Haydn society in Boston, daß ihre Mitglieder meistens aus Gewerbsleuten bestehen, welche Musik aus keinem anderen Zwecke betreiben, als weil sie sie wirklich lieben, und sie in ihren Kirchen einführen wollen. Gesang ist daher ihr Hauptgegenstand, und die Chöre der beste Theil ihrer Oratorien. Dieser Geschmack ist gewiß sehr löblich, und dieß um so mehr bey einer Menschenklasse, der man sonst eben keinen besonderen Geschmack in den Künsten zutraut.«

»Es ist wirklich ein sonderbares Schauspiel, die Compositionen der alten deutschen Tonkünstler von einer Gesellschaft ehrlicher Handarbeiter in der neuen Welt aufführen zu sehen, während sie in Deutschland kaum noch gebildete Zuhörer finden, so lange Lanner und Strauß alle Stände tanzen machen. Das tiefe Gemüth der Deutschen scheint durch eine sonderbare Revolution in die Fersen versetzt zu seyn, wo es unaufhörlich dieselben wüthenden kreisförmigen Bewegungen hervorbringt, die man in Amerika nur an den Dampfmaschinen bewundert. Selbst die klassischen Mozart'schen Opern verschwinden nach und nach von

den deutschen Bühnen, um in England betteln zu gehen, und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn ich es als meine aufrichtige Meinung anführe, daß die besten Compositionen von Mozart und Beethoven Engländern und Amerikanern vertrauter werden, als ihren eigenen Landsleuten.«

»In amerikanischen Privatgesellschaften zeichnen sich nur die Damen durch musikalische Talente aus, die Herren spielen höchstens die Flöte. Während meines langen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten habe ich keinen einzigen amerikanischen Violinspieler gehört. Die Damen, welche überhaupt mehr Zeit auf ihre Erziehung verwenden, sind auch in dieser Beziehung den Männern überlegen, und spielen oft sehr gut Klavier, Guitarre und wohl auch die Pedalharfe. Die Damen von Philadelphia und Baltimore sind die gebildetsten in den Künsten, und haben nicht nur angebornen Geschmack für Musik, sondern auch die besten deutschen Lehrer. Sie sind zum Theil selbst deutscher Abstammung, welches viel zu ihrer Vorliebe für den »Einklang süßer Töne« beyträgt; und die größere Wärme des Klimas scheint ihre Neigung zur Harmonie eher zu stärken als zu schwächen.«

»Im Ganzen glaube ich, daß die musikalischen Talente der Amerikaner höher stehen, als die der Engländer, besonders die der mittleren und südlichen Staaten, wo sie durch den Einfluß europäischer Einwanderer beständig gesteigert worden sind. Die Engländer werden so lange die beste Musik hören, als sie willens sind, sie zu bezahlen; aber die Amerikaner werden sie bald selbst machen. Die Engländer werden stets die größten Consumenten musikalischer Talente bleiben, aber die Amerikaner werden sie selbst erzeugen.«

»Kein Uebergang scheint natürlicher, als der von Musik zur Malerey, und ich will daher auch über diesen Gegenstand etwas bemerken. So viel mir bekannt, ist in Amerika kein Mangel an Talent weder für Zeichnung noch Malerey; aber bis jetzt ist noch nichts für die Aufmunterung der Künste gethan. Die Erziehung eines amerikanischen Künstlers, mit Ausnahme einiger mittelmäßigen Zeichenlehrer, ist gänzlich ihm selbst überlassen, oder seinem Schicksale, das ihn bestimmt, nach Europa zu reisen, und die älteren Meister zu studiren. Noch existirt keine öffentliche Gallerie in irgend einer der großen Städte der Union, zu welcher ein junger Mann freyen Zutritt hätte, oder wo er sich einen guten Geschmack erwerben könnte; ja es gibt nicht einmal eine Malerschule oder sonst eine öffentliche Lehranstalt einer höheren Ordnung, Talente dieser Art zu entwickeln und zu nähren, und doch haben die Amerikaner einige ausgezeichnete Künstler hervorgebracht, bey welcher Gelegenheit ich bloß die Namen

von Stewart und West anzuführen brauche. Ersterer war einer der besten Porträtmaler seiner Zeit; letzterer ist zu wohl bekannt, als daß er eines Commentars bedürfte. Mr. Alson aus Cambridge in Neu-England ist durch sein eigenes Genie ein historischer Maler von hohem politischen Schwung geworden, und Mr. Harding, welcher früher Soldat und dann Anstreicher gewesen, ist ohne alle Beyhülfe, als die seines eigenen Genies, einer der vorzüglichsten amerikanischen Porträtmaler geworden. Er ging nach England, um zu lernen und sein Talent auszubilden, gefiel aber dort so allgemein und bekam so viel zu thun, daß er nicht nur seinen Zweck erreichte, sondern auch den Grund zu seiner pekuniären Unabhängigkeit legte.«

»Wo sich Talent durch solche Hindernisse durcharbeitet, und zuletzt über alle Schwierigkeiten triumphirt, die es auf seinem Wege findet, muß es wirklich ächt und kräftig seyn, und den Schluß rechtfertigen, daß mit etwas mehr Aufmerksamkeit von Seite des Volks und einigen zweckmäßigen Instituten für Erziehung der Künstler, Amerika auch in dieser Beziehung bald mit Europa wetteifern würde. Deutsche und Franzosen haben oft bemerkt, daß Amerika noch lange kein Feld für den historischen Maler seyn wird, und dieß mag auch für die nächsten funfzig Jahre der Fall seyn; aber man könnte fragen, in welchem Theile von Europa seinen Talenten Gerechtigkeit widerführe. Wo sind die historischen Maler in Europa, die in diesem Zeitalter politischer und mechanischer Reform gewiß sind, nicht Hungers zu sterben?«

In den folgenden Kapiteln findet der Leser manche neue Notizen über Literatur, Schulwesen, Mäßigkeitsvereine u. s. w. Der Verfasser weiset hiebey häufig auf die englische Abstammung der nordamerikanischen Bildung hin.

Da es nicht in unserem Plane liegt, die Polemik des Verfassers kritisch zu beleuchten, und die oben gegebenen Andeutungen zur Bezeichnung seiner Richtung hinreichen dürften, so führen wir den Leser über diesen, übrigens an manchen interessanten Notizen reichen Theil des vorliegenden Werkes hinweg. Sehr interessante Aufschlüsse enthält das achte Kapitel. In der Beurtheilung des Amerikaners im Allgemeinen finden wird zwar nur die gewöhnliche Ansicht bestätigt, dagegen ist die Lage und Stellung der Deutschen in den Unionsstaaten, so viel uns bekannt ist, in keinem Werke so gründlich, wenn gleich in Kürze, erörtert worden. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen:

»Es gibt wahrscheinlich kein Volk, dem Geschäfte Vergnügen und Thätigkeit Zerstreuung gewähren, wie dieß bey den Einwohnern der vereinigten Staaten der Fall ist. Beschäfti-

gung ist nicht bloß die Ursache ihrer Zufriedenheit und die Grundlage ihrer Nationalgröße, sondern ohne dieselbe fühlen sie sich schlechterdings unglücklich; denn statt der Süßigkeit des Nichtsthuns, des dolce far niente der Italiener, träumen sie nur von dem Gräuel des Müßiggangs (the horror of having nothing to do). Thätigkeit ist die eigentliche Seele des Amerikaners, und nicht bloß das Mittel, Wohlstand und Vermögen zu erwerben, sondern die Quelle aller irdischen Freuden, die Glückseligkeit, die ihm über Alles geht, wie einst unseren christlichen Vorfahren die Eroberung des gelobten Landes oder den Türken die Verbreitung des Korans.«

»Von der frühesten Morgenstunde bis in die späteste Nacht hinein sind die Straßen, öffentlichen Aemter, Rechnungsstuben und Kaufhäuser der großen Städte mit Menschen aller Stände und Gewerbe angefüllt, von denen jeder seinem Geschäfte nachgeht, wie ein perpetuum mobile, als ob er gar nicht ans Aufhören der Arbeit oder an die Möglichkeit der Ermüdung dächte. Das Wogen der Menschen auf den Straßen ist so unaufhörlich und regelmäßig, daß ein Müßiggänger sicher ist, entweder gänzlich von dem Pfade für Fußgänger verdrängt, oder so lange hin und her geschoben zu werden, bis er mit der Menge Schritt hält. Begegnet er einem Freunde, dann spricht dieser gewiß nur von Geschäften, und besucht er irgend ein öffentliches Haus, um sich zu erfrischen, so unterhält man ihn wieder mit Geschäften. Wohin er sich wenden mag, folgt ihm das Geräusch und das Treiben der geschäftigen Menge, und wenn er sich endlich zu Tische setzt, hoffend, sich wenigstens Mittags eine Stunde auszuruhen, dann wird er zu seinem Schmerze inne werden, daß die Amerikaner auch das Essen als ein Geschäft betreiben, und es in weniger Zeit abmachen, als er braucht, um sich gemächlich niederzulassen. In ein paar Minuten verhallt das Geklirre der Messer und Gabeln, und er ist wieder sich selbst überlassen, während dem die anderen ihren Geschäften nachgehen. Abends, wenn er keine Freunde hat, wird kein Zudringlicher seine Ruhe stören, denn die Männer sind entweder zu Hause bey ihren Weibern, oder bereiten sich vor auf die Geschäfte des nächsten Tages.«

»Wer nach den vereinigten Staaten geht, um sich dort niederzulassen, muß bereit seyn, Vergnügen an Geschäften und Geschäfte im Vergnügen zu finden, sonst wird er sich getäuscht fühlen, und sich zurückwünschen unter die geselligen Müßiggänger Europas. Sogar reisen muß er in Amerika, als ob es ein Geschäft wäre. Umsonst würde er hoffen, dabey seiner Bequemlichkeit zu pflegen, denn er muß darauf gefaßt seyn, wenigstens 15 bis 20 englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen, oder

beschließen, ruhig zu Hause zu bleiben. Nirgends darf er anhalten, außer an den Plätzen, die von den Eigenthümern der Straße oder des Dampfbootes dazu bestimmt sind; und sollte er das Unglück haben, einem Freunde die Hand zu reichen, wäre es auch nur eine Minute, nachdem das Zeichen zur Abreise gegeben, dann hat er zu erwarten, daß er entweder zurückgelassen oder gegen seinen Vorsatz fortgerissen wird, und seine Koffer und Effekten in einem anderen Staate oder Territorium nachsuchen muß. Da es in Amerika keine Extraposten gibt, so ist er genöthigt, in Gesellschaft der großen Karavanen zu reisen, welche unter Begleitung von tausend schnaubenden und klirrenden Dampfmaschinen von allen großen Städten täglich ab- oder auf sie zufahren, wo jeder Gedanke an Unterhaltung schnell den ernsteren Reflexionen auf Sicherheit des Lebens und Eigenthums Platz macht. Seinen Geschmack und die Befriedigung seiner Wünsche muß er der Majorität opfern, die in Geschäften reiset, und deßhalb unendlich mehr auf schnelle Beförderung, als auf Gemächlichkeit sieht; er muß essen, trinken, schlafen und wachen, wie es der Majorität beliebt, und hat kein anderes Mittel gegen das lange Verzeichniß seiner Mühseligkeiten, als die Hoffnung auf ihr baldiges Ende. An dem Ziele seiner Leiden angelangt, muß er nur behutsam seiner Freude Raum geben, und schnell stille stehen, wenn ihn seine geschäftigen Führer nicht neuerdings funfzig oder hundert Meilen weiter fortrollen sollen«

»Diese Geschäftseile ist keineswegs eine vorzügliche Eigenschaft der Städter oder der Reisenden, sie erstreckt sich auf alle Flecken und Dörfer, und durchdringt selbst die Wälder des Westens. Land und Städte wetteifern mit einander in der Gierde nach industrieller Beschäftigung. Maschinen werden erfunden, neue Kommunikationslinien geschaffen, und die Tiefen des Oceans durchwühlt, um dem Unternehmungsgeist der Amerikaner Nahrung zu verschaffen; und es ist, als ob die vereinigten Staaten eine einzige große Werkstätte wären, über deren Eingang in Lapidarschrift die Worte stünden: Verbotener Eingang, außer in Geschäften.«

»Die Lage eines reichen Privatmannes in den vereinigten Staaten ist wahrlich nicht beneidenswerth; denn ohne Geschmack für Wissenschaft und Literatur, mangelt es ihm nicht nur an Theilnehmern seiner luxuriösen Gemächlichkeit, sondern was schlimmer ist, er verliert die Achtung seiner Mitbürger, welche entschlossen sind, durch Worte und eigenes Beyspiel jeder Art von Müßiggang Schranken zu setzen. Daß ein solches System einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Moralität des Volkes ausüben müsse, läßt sich kaum bezweifeln, und es ist unstreitig

der vorzüglichste Grund der geringen Anzahl in Amerika begangener Verbrechen und der großen Sittlichkeit, welche selbst unter den niedersten Klassen herrscht. Es ist mehr Philosophie in der Ermahnungsrede des Doctors Panglos: »Travaillons notre jardin,« als ihm vielleicht Voltaire in den Mund legen wollte, und diese Philosophie ist Instinct der Amerikaner geworden. — Sie bedürfen zu ihrem Wohlseyn eben so sehr der Arbeit und Thätigkeit, als Europäer der Nahrung und Kleidung, und sind weniger glücklich im Besitze von Reichthümern, als in der Hoffnung ihrer Erwerbung. Diese Nationaleigenschaft der Bewohner der vereinigten Staaten, verbunden mit ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, liefert den vollkommensten Commentar zur Geschichte ihrer Ansiedlungen und zu den unglaublichen Fortschritten ihres Fabrikwesens und Handels. Tausende von Personen, welche als Diener oder in anderen untergeordneten Sphären im Stande wären, sich in den Städten auf eine leichte Art fortzubringen, ziehen jährlich nach den Wäldern des Westens, ihrer Thätigkeit einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen. Willig erdulden sie jede Art von Entbehrung und Mühseligkeit, ihren Durst nach Unabhängigkeit zu stillen; kein Genuß der verfeinerten Städte könnte ihnen Ersatz leisten für den stolzen Anblick der Resultate ihrer unablässigen Thätigkeit. Diese Erscheinung würde man vergeblich durch die Liebe zu Abenteuern und den Durst nach Reichthümern zu erklären suchen. Es gibt keine Goldminen in den westlichen Staaten, keinen activen Handel, dem gleich, der in den östlichen Provinzen blüht, keine angehäuften Güter, ihre Geldgierde zu reizen. Die Schätze des Bodens öffnen sich nur der Arbeit und einer Reihenfolge ermüdender Vorbereitungen, welche mit Entbehrungen aller Art und der gänzlichen Verzichtleistung auf die gewohntesten Bequemlichkeiten verknüpft sind. Der Handel des neubebauten Landes muß durch Anlegung von Straßen und Kommunikationslinien erleichtert werden, welche den Ansiedlern neue und schwierige Arbeiten auferlegen, und nach vielen Jahren nur wird ihre Thätigkeit durch Wohlstand und Reichthum belohnt. Solche Aussichten haben nichts Anlockendes weder für Körper- noch Geistesschwache, und bedingen eine Entschiedenheit des Charakters, gänzlich unvereinbar mit dem unstäten Hange zu Abenteuern.— Auch ist jenes Volk des Westens mit Eigenschaften ausgestattet, welche jeder solchen Zumuthung geradezu widersprechen. Sie sind ein kräftiger, ausdauernder Menschenschlag, gewohnt an jede Beschwerde, welche die Natur dem Menschen auferlegt, und stets bereit, Gefahren und Mühseligkeiten mit einer Freudigkeit zu begegnen, welche offenbar aus moralischem Muthe und Kraft-

gefühl entspringt. Sie unterscheiden sich von den übrigen Amerikanern und vielleicht dem Reste der Menschheit, durch ihren riesenhaften athletischen Körperbau, eine eigene Naivetät ihrer Manieren und einen gewissen grotesken Humor, den man sonst unter den Einwohnern der vereinigten Staaten gänzlich vermißt. Weit weniger geldgierig und handeltreibend, als die Bewohner der Küsten, sind diese Menschen desto bessere Ackerbauer und Krieger, und selbst in Amerika die leidenschaftlichsten und wildesten Anhänger unbegränzter Freyheit. Diese geht den westlichen Ansiedlern über Alles, und sie opfern ihr willig jede Gemächlichkeit, jeden gesellschaftlichen Genuß des Lebens. Ihre amphibische Natur, aus der Nothwendigkeit entspringend, sich frühzeitig mit der Schiffahrt auf den westlichen Gewässern vertraut zu machen, und die Kühnheit ihrer Unternehmungen haben ihnen den charakteristischen Namen »Halb-Roß und Halb-Alligator« (Half horse and half alligator) gewonnen, welcher, in ihrer Art sich auszudrücken, eben so ehrenvoll ist, als der Titel »preux chevalier« es je in der französischen Ritterzeit gewesen.«

»Es scheint, als ob die allgemeine Disposition der Amerikaner, nach Westen zu ziehen und ihre Herrschaft über die Natur auszubreiten, wirklich das Resultat einer ihnen inwohnenden Expansivkraft wäre, welche beständig alle Klassen in Bewegung setzt, und einen großen Theil der Bevölkerung nach den westlichen Gränzen drängt, um dort Raum für ihre physische Gestaltung zu gewinnen. Kaum ist ein neues Territorium oder ein Staat gebildet, so zeigt sich schon wieder dasselbe Prinzip, und bewirkt eine weitere Auswanderung, und so geht es fort, bis physische Gränzen seinen Fortschritten ein Ziel setzen. Europäische Einwanderer füllen nur die Lücken aus; den gebornen Amerikanern allein gebührt die Ehre der Gründung neuer Bezirke und Staaten. Die Amerikaner, die sich auf die Erklärung dieses Phänomens weiter nicht einlassen, sind doch vollkommen überzeugt von ihrer Existenz, und handeln bey allen Gelegenheiten, als ob sie schon die Früchte der Civilisation künftiger Jahrhunderte schmeckten. Geld und Güter werden angehäuft, in keiner anderen sichtbaren Absicht, als sie der nächsten Generation zu vererben, welche zu derselben industriellen Thätigkeit erzogen, bestimmt ist, ihren Kindern ein noch größeres Erbtheil zu hinterlassen. Die arbeitenden Klassen der Europäer, Kaufleute, Brotgelehrte ꝛc., ringen nur nach einem gewissen Vermögen, mit dem sie stets bereit sind, ihre Geschäfte aufzugeben, und den Rest ihres Lebens in Ruhe zu genießen. Die Amerikaner allein sind unermüdlich beschäftigt bis an die Stunde des Todes, ohne von einem größeren Glücke zu träumen, als ihre Kinder und ihr

Land zu bereichern. Reichthümer, welche auf dem Festlande von Europa und selbst in England hinreichend wären, vollkommen unabhängig zu leben, werden in Amerika mit einem Fleiße und einer Beharrlichkeit vermehrt, welche kaum dem industriellen Eifer eines armen Anfängers nachstehen, und der Stand eines Rentiers ist in Amerika gänzlich unbekannt. Die kostspieligen Genüsse der europäischen Reichen kennt die Mehrzahl der Amerikaner kaum dem Namen nach, und der Besitz von Gütern, statt ihre Thätigkeit zu lähmen, ist ein neuer Sporn zu ununterbrochenen Anstrengungen.«

»In diesem Naturtriebe der Amerikaner kann der aufmerksame Beobachter der Geschichte nur die weise Hand der Vorsehung bewundern, obschon dadurch den Fortschritten der Verfeinerung und der schönen Künste auf geraume Zeit ein Ziel gesetzt zu seyn scheint. Ohne Unternehmungsgeist und Arbeitsliebe würden die unermeßlichen Hülfsquellen ihres Landes und die Leichtigkeit des Erwerbes den Amerikanern gar bald zum Verderben gereichen, und zur Einführung luxuriöser Gebräuche dienen, welche die Sittlichkeit des Volkes untergraben, und in Folge dessen die Republik selbst in Gefahr bringen müßten. Die plötzliche Einführung europäischer Verfeinerung in den vereinigten Staaten, wenn sie allgemein möglich wäre, führte jetzt schon zum Untergange ihrer republikanischen Verfassung. Die Urheber der amerikanischen Constitution, dieses Meisterwerks des theoretischen Verstandes, bedachten keinen Zustand, wie er in Europa vorherrscht, und konnten deßhalb mit größerer Zuverlässigkeit die höchste Staatsgewalt dem Rechtssinne und der Tugend des Volkes anvertrauen. Die Vereinsstaaten waren damals nur dünn bevölkert, und ihre Bewohner über einen großen Flächenraum verbreitet.«

»Dieser Umstand half der Regierung ganz erstaunlich, die Leidenschaften der Unzufriedenen abzukühlen oder sie unschädlich zu machen. Selbst die Menge der entgegengesetzten Interessen und Parteyen war eine Bürgschaft für den Fortbestand der Republik; denn sie lähmte die Macht der Opposition, und hinderte die Gegner der neuen Verfassung sich über irgend einen wichtigen Punkt zu verständigen, und so vereint die Sicherheit des Staates zu bedrohen. Jede liberale Regierung muß zuerst mehr auf die Schwäche der Opposition zählen, als auf ihre eigene Stärke; denn diese zu vermehren ist immer gefährlich, ehe die Rechte der Regierten allgemein anerkannt sind, und durch ihren Einfluß auf die Sitten und Gebräuche des Landes eine geschichtliche Basis gewonnen haben.«

»In dieser Beziehung sind die westlichen Ansiedlungen von

unglaublichem Nutzen für den Staat; denn durch sie werden die atlantischen Provinzen nicht nur eines Theils ihrer zunehmenden Volksmenge entledigt, sondern der Nation selbst größere Hülfsquellen geöffnet, welche das Fortkommen der Uebrigbleibenden erleichtern. Jede neue Niederlassung braucht Arbeiter für den Bau von Straßen, Kanälen, Eisenbahnen u. s. w., um sich mit den östlichen Provinzen in Verbindung zu setzen, — jede neue Bahn oder Straße vermehrt den Handel und die Industrie der Städte. Aber es ist nicht so sehr der allgemeine Wohlstand (obschon dieser unter die glücklichsten Resultate gehört), als die allgemeine Beschäftigung und das Entstehen neuer und mächtiger Interessen, welche hier in Anschlag kommen. Jede neue Kolonie von Ansiedlern enthält in sich selbst den Kern einer republikanischen Verfassung, und wiederholt gewissermaßen die Geschichte der ersten englischen Niederlassung. Ihre Beziehung zu den atlandischen Staaten ist ungefähr die der ersten amerikanischen Kolonie zum englischen Mutterlande, und erweitert das Gebiet der Freyheit. Jede so geformte Gesellschaft schwächt die ungestüme Leidenschaft der Parteyen, indem sie ihnen die näheren Berührungspunkte raubt, während die zunehmende Macht des Westens der Verbreitung gewisser Theorien ein Ziel setzt, welche beständig von Europa her den Fortbestand der östlichen Staaten bedrohen.«

»Die westlichen Staaten in Amerika sind durch ihre besondere Lage im Stande, alle Hülfsquellen und Eigenheiten demokratischer Formen zu entwickeln, ohne durch das Daseyn eines entgegengesetzten Prinzips zu Uebertreibungen und Ausschweifungen gereizt zu werden, denen ähnliche Verfassungen in anderen Ländern nicht leicht entgehen können.«

»Selbst ihre Anzahl vermehrt die Intensität des republikanischen Lebens, indem sie die Zahl der Vereinigungspunkte vermehrt, ohne welche das Prinzip der Freyheit durch Ausbreitung zu sehr geschwächt würde. Es ist ein vortreffliches Grundgesetz der vereinigten Staaten, daß jeder einzelne Staat seine unabhängige Regierung hat, und auf diese Art der Wächter seiner eigenen Freyheit wird.«

»Jede Stadt, jedes amerikanische Dorf hat seine besondere republikanische Verfassung, welche, auf das Prinzip der Wahlfreyheit gestützt, in ihrer eigenen Sphäre eben so unbeschränkt und unabhängig ist, als ein souveräner Staat. Auf dieser breiten Basis ruht das ganze Gebäude amerikanischer Freyheit. Der Amerikaner ist frey in seiner eigenen Behausung, in seinem Städtchen oder Dorfe. Die Grafschaft (county), das Aggregat der Städte oder Dörfer repräsentirend, ist bloß eine Erweiterung

desselben Prinzipes; der Staat selbst repräsentirt die verschiedenen Grafschaften und der National-Congreß die Union der vereinigten Staaten. Ueberall, in jedem Verhältnisse des Lebens, findet der Amerikaner einen Anhalts- oder Centralpunkt seiner politischen Meinungen, Zuerst wird sein politisches Gefühl von der Civilverwaltung seines Geburtsortes in Anspruch genommen, dann von der Grafschaft, dann vom Staate selbst, und endlich von der Union der Staaten. Ist er ehrgeizig, dann ist er genöthigt, in seiner Vaterstadt oder Grafschaft in einer untergeordneten Sphäre zu präludiren; von da wird er zum Range eines Repräsentanten oder Senators des Staates befördert; und erst nachdem er diese Vorbereitungsklassen durchlaufen, darf er hoffen, als Volksvertreter oder Senator der Republik im Kongresse der Nation aufzutreten. Die Grafschaft ist die Vorbereitungsschule für die Politik des Staates, und die Politik des Staates führt zu der Nation.«

»Die Vorzüge dieses Systems sind mannigfaltig. Es erzeugt politische Thätigkeit, wo sonst ein bloßes passives Mitgefühl oder gänzliche Erschlaffung anzutreffen wäre; weckt die Liebe zu den politischen Einrichtungen des Landes, indem es die Gegenstände der Volksliebe vermehrt, und sie den Sphären einzelner Personen anpaßt, beschwichtigt die Leidenschaften politischer Parteyen, indem es ihnen öfters Gelegenheit gibt, sich nach allen Seiten hin abzukühlen; errichtet ein Bollwerk in jedem kleinsten Städtchen oder Dorfe, und gewöhnt alle Klassen an eine verfassungsmäßige Verwaltung; unterwirft die Bevölkerung einzelner Staaten Gesetzen und Institutionen, welche denen der Union entsprechen, und bildet zahlreiche Schulen für Anfänger in der Politik; nöthigt aber auch die Schüler, sich in jeder derselben lange genug aufzuhalten, um die Universität des Kongresses nicht ohne Erfahrung und in einem unreifen Alter zu beziehen.«

»Dieses System, so lange es währt — und bis jetzt zeigen sich keine Symptome seiner baldigen Veränderung — muß ganz junge Männer oder Neulinge in der Politik aus dem Senate und dem Hause der Volksvertreter der vereinigten Staaten verbannen, und die Präsidentenwürde selbst der Weisheit und Erfahrung von Sechzigern vorbehalten.«

»Die westlichen Staaten der Union sind eigentliche Ammenstuben nordamerikanischer Freyheit; jede neue Ansiedlung ist eine Republik im Embryo. Sie verbreiten politisches Leben nach allen Richtungen, und bilden so viele neue Befestigungspunkte, daß das Prinzip ihrer Verfassung von einer theilweisen Invasion seines Territoriums nichts zu fürchten hat.«

»Daher ist jeder neue Staat eine Bürgschaft für den Fortbestand der Konstitution, und zugleich eine frische Quelle des stets wachsenden Nationalreichthums. Er vermehrt das Interesse Aller an der Aufrechthaltung der Union, und bedingt das Fortkommen einzelner Personen durch den Wohlstand der ganzen Nation. Aber jedes neue Jahr ihrer Existenz vermehrt ihre Stärke und Cohäsion durch die Gewohnheit des Gehorsams und die größere Achtung für ihr geschichtliches Alter.«

»Wenn es wahr ist, daß das Leben der Völker dem Daseyn einzelner Menschen gleicht, dann ist es gewiß eben so wahr, daß die verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung denselben Gefahren ausgesetzt sind. Ein Drittheil der Gebornen stirbt in der Kindheit; die meisten sind gesund in ihrem Mannesalter, und der Tod harrt ihres Alters. Klimatische und andere Verhältnisse erzeugen endemische Krankheiten, aber unter diesen sind Fieber und Auszehrungen die gewöhnlichsten. Ein Kind ist mehr Krankheiten ausgesetzt, als ein Mann, und so ist es mit einem jungen Staate. Die vereinigten Staaten nähern sich mit Riesenschritten der Periode ihrer Mannbarkeit, und die Verfassung eines Jahrhunderts wird auf stärkeren Grundfesten ruhen, als die jetzige. Das Volk wird ihren heilsamen Einfluß empfunden haben, und sie verehren als das theure Erbtheil seiner Väter; jedes folgende Geschlecht wird mit größerer Achtung für sie geboren werden, und schon in seiner Kindheit lernen, sie als den Grundstein seines Glückes zu betrachten.«

»Alter gebietet immer Ehrfurcht, und ein Volk ist nicht so leicht zu bewegen, die Regierungsform zu zerstören, unter welcher es Jahrhunderte lang geblüht, als eine selbst geschaffene, die es hoffen darf, nach eigenem Plane wieder aufzubauen.«

»Wir verlassen ungern ein altes Wohngebäude, obschon uns ein neues und besseres geboten, und die Macht der Gewohnheit und das Liebwerden durch die Zeit wirken stärker, als die Gewalt der Prinzipien und Beweisgründe.«

»Ich glaube, daß die Amerikaner instinktmäßig den rechten Weg eingeschlagen haben, und daß man der jungen Republik keinen besseren Ermahnungsspruch zurufen kann, als den des Philosophen Panglos: »Que chacun travaille son jardin.«

Wir behalten uns vor, diese Ansichten weiter unten bey Darstellung der Ideen Tocqueville's über die nordamerikanische Staatsverfassung einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Der Verfasser fährt fort:

»Aber das westliche Gebiet der Union wird nicht bloß von Auswanderern aus den atlantischen Staaten bevölkert; ein großer Theil seiner Bewohner besteht aus fremden Ansiedlern aus

der Schweiz und aus Deutschland. Die Irländer, welche zwar in großen Massen nach den vereinigten Staaten auswandern, ziehen fast immer den Aufenthalt in den Städten, mit wechselnder und unstäter Beschäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutschen vor, welche sich gewöhnlich mit Agrikultur beschäftigen. Die Vortheile der deutschen Ackerbauer in den vereinigten Staaten über alle anderen Mitbewerber sind zahlreich und mannigfaltig: aber sie entspringen größtentheils aus Ursachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.«

»Die meisten deutschen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politisch Verbannter ausnehmen, ziehen nach Amerika mit dem festen Entschlusse, sich dort eine Heimat zu gründen, und in ihren Beziehungen als Auswanderer sich gegenseitig beyzustehen. Dieß ist unstreitig der vorzüglichste Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland sind sie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Versuch zu wagen, sondern als Landwirthe, entschlossen, dort ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Gewöhnlich lassen sie sich in den nordwestlichen Staaten nieder, und auf diese Weise von aller direkten Kommunikation mit ihrem Vaterlande abgeschnitten, lernen sie bald, sich in Amerika zurecht zu finden, ohne sich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimat das Herz schwer zu machen, und die Lust zu Thaten zu verlieren. Ihre Art, beysammen zu bleiben, und ganze Dörfer und Städte auf einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger schmerzhaft, und erlaubt ihnen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einen Theil ihres eigenen Vaterlandes in die wilden Einöden der neuen Welt zu verpflanzen. Sie fühlen kaum, daß sie Fremde sind, so lange jeder von ihnen in seinem nächsten Nachbar den Freund seiner Jugend oder den Gespielen seiner Kindheit findet — ja sie scheinen kaum ihrer Heimat entrissen zu seyn; denn sie sind nicht getrennt von denen, die sie lieben. Auf diese Art behalten die deutschen Auswanderer in den vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborne Einfachheit der Sitten, und sind durch Sparsamkeit und Fleiß und durch gegenseitige Unterstützung gar bald im Stande, sich bequem einzurichten, und ihren Ansiedlungen Einheit und Dauer zu verschaffen. Weniger Handels- und Geldspekulationen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Sie sind zwar weniger unternehmend, als die eingebornen Amerikaner, besonders die Neu-Engländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregsamkeit beschuldigt; aber sie stehen dessen

ungeachtet keinem Theile der Bevölkerung an Arbeitsamkeit nach, und ihre industrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Konjunkturen reich, aber selten sind sie nachläßig in der Bestellung ihres Hauswesens, und aus angestammter Neigung sich nur mit Agrikultur beschäftigend, sind sie weniger den Launen des Glücks ausgesetzt, und des endlichen Erfolgs ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter sind die schönsten in den vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatze verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Spekulation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind eng und klein, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbesserung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen, als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausstattung ihrer Wohnungen. Sie beweisen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh, und ihre Arbeit ist um so ergiebiger, als sich alle Glieder ihrer Familie darein theilen.«

»Merkwürdig ist es, daß diese Charakterzüge der deutschen Landwirthe dieselben bleiben, wo immer sie sich niederlassen; sey es nun in Pensylvanien oder im Staate Ohio, in Illinois oder im Norden von Virginien, in Maryland oder im Thale des Mississippi-Gebietes. Weder der Boden noch das Klima scheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbst die Zeit ist nicht im Stande, ihre Lebensart zu ändern. Die mährischen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach Amerika zogen, waren nicht wesentlich verschieden von denen, welche früher nach Südkarolina und Pensylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beschreibung der Letzteren entspricht jetzt noch den Eigenschaften der Deutschen in diesem Staate.«

»Nicht ganz uninteressant für deutsche Leser dürfte eine Beschreibung des Zustandes jener Auswanderer seyn, welche noch vor wenig Jahren die romantische Idee faßten, am rechten Ufer des Mississippi-Stromes ein neues Deutschland zu gründen. Daß dergleichen Ideen unzweckmäßig und unausführbar sind, ist wohl von selbst einleuchtend; denn nicht nur würde eine solche Niederlassung, wenn sie möglich wäre, von den Eingebornen mit scheelen Augen betrachtet werden, und deßwegen des nöthigen Schutzes und Beystandes entbehren, sondern die Deutschen sind zu so einer Kolonisation gar nicht geschaffen. Hierzu gehört eine Einigkeit und eine politische Organisation, wie sie unter den verschiedenen europäischen Auswanderern gar nicht denkbar ist.«

»Die amerikanischen Auswanderer aus den östlichen Staaten der Union haben in dieser Beziehung einen kaum zu berechnenden Vorsprung vor allen Europäern; denn nicht nur ist ihnen der Gebrauch gesetzlicher Freyheit zur Gewohnheit geworden, sondern sie bilden schon auf ihrem Zuge einen vollkommen geordneten politischen Körper, alle Elemente enthaltend, die dem künftigen Staate zur Basis dienen sollen. Dazu sind ihnen keine fremdartigen Bestandtheile beygesellt, welche den Einrichtungen der übrigen Staaten oder den Grundgesetzen der Union widersprächen. Wenn ihnen auch anfangs Vieles fehlt, was zur Bildung eines Staates gehört, so wissen sie doch diesen Mangel durch ihre mitgebrachten Sitten und Gebräuche zu ersetzen, und besitzen in den Erinnerungen an ihre Heimat das vollkommenste Vorbild ihrer künftigen politischen Gestaltung. Der öftere Wechsel und die Einsetzung der Beamten durch freye Wahl sind eine ihnen angestammte Sitte, und daher weniger Mißbräuchen unterworfen, als die Nachahmung dieses Verfahrens unter den verschiedenartigen europäischen Einwanderern.«

»Ohne eigene Gesetze, dienen ihnen die englischen zur Richtschnur, die durch gegenseitiges Einverständniß so lange allgemeine Gültigkeit haben, bis sie durch besondere Statuten einzelner Staaten widerrufen sind. Den meisten europäischen Auswanderungsgesellschaften im Gegentheil fehlt es gleich im Anfange an dem nöthigen Zusammenhange und einem klaren Bewußtseyn von dem, was sie eigentlich wollen. Ohne sich um wechselseitige Beziehungen der verschiedenen Staaten und ihre innere Einrichtung zu kümmern, wollen sie schlechthin ein neues politisches System erbauen, ohne zu bedenken, daß jedes von den Formen des amerikanischen abweichende nothwendig mißglücken, und, den Grundgesetzen der Union widersprechend, allgemeine Opposition finden muß. Jedes Territorium steht überdieß unter der unmittelbaren Regierung des Kongresses, welcher allein das Recht hat, den Gouverneur und alle hohen und niederen Beamten zu ernennen. Es versteht sich daher von selbst, daß keine Gesellschaft von Auswanderern, wenn sie noch so zahlreich wäre, und sich auf Hunderttausende beliefe, hoffen könnte, sich nach eigenen Gesetzen und Gewohnheiten zu regieren. Sie müßten in jedem Falle zuerst ein Territorium der Republik bilden, und eine große Zahl eingeborner Amerikaner unter sich aufnehmen, ehe es ihnen möglich wäre, einen eigenen unabhängigen Staat zu bilden, der so lange aus dem Vereine ausgeschlossen bliebe, bis seine Einrichtungen denen der übrigen Staaten entsprächen.«

»Der Kongreß nämlich errichtet jedes neue Territorium der

Republik, und verkauft die dahin gehörigen Ländereyen, übt aber über dasselbe so lange die höchste Staatsgewalt aus, bis seine Bevölkerung, die Zahl von funfzigtausend übersteigend, das Recht der Selbstregierung nachgesucht, und durch seine Aufnahme in die Union als unabhängigen Staat, erhalten hat. Bis dahin werden alle Beamten vom Kongreß ernannt, und es ist daher nicht zu erwarten, daß er sich hiezu der Fremden und Uneingebürgerten bediene, die mit den Gesetzen des Landes unbekannt, ihre Aemter schlecht verwalten würden.«

»Aber ohne Selbstregierungssucht und Wahlfreyheit müssen die deutschen Einwanderer auf jede besonders zu bildende Verfassungsform Verzicht leisten, um so mehr, als die unaufhörlichen Auswanderungen aus den östlichen Staaten der Union beständig eine weit größere Zahl eingeborner Amerikaner nach Westen drängt, als zu irgend einer Zeit Europäer dort eintreffen könnten. Bey den öffentlichen Versteigerungen der Staatsländereyen (government lands) findet sich immer eine sehr große Zahl eingeborner Amerikaner ein, welche sich gewöhnlich so unter einander zu verstehen wissen, daß es Fremden unmöglich wird, wohlfeil einzukaufen. Finden sich gar europäische Käufer ein, welche durch irgend etwas vor Anderen sich auszeichnen, oder deren Sitten und Gebräuche, denen des Landes widerstrebend, kein gutes Auskommen mit ihren Nachbarn hoffen lassen, dann werden nicht selten die Preise auf das Doppelte und Dreyfache des Werthes hinaufgetrieben, und eine ganze Gesellschaft theilt sich dann willig in den erlittenen Verlust. Gemeiniglich werden große Landstrecken von Kompagnien Amerikaner aufgekauft, und in kleinen Parzellen wieder veräußert, — und ich würde Europäern, welche sich in den vereinigten Staaten niederlassen wollen, geradezu rathen, sich an die Agenten dieser Gesellschaften zu wenden, welche ihnen wenigstens erlauben, das zu kaufende Land zu besehen, während dem alles dem Staate gehörige nach der Karte verkauft wird. Auch besitzen die amerikanischen Länderkompagnien durch ihren ausgedehnten Kredit und ihre Beziehungen zur Centralregierung oder zu den einzelnen Staaten Vortheile, welche sie in den Stand setzen, mit weniger eigentlichen Mitteln die größten europäischen Kapitalisten zu überbieten, so daß man beynahe immer besser thut, ihnen einen mäßigen Gewinn zu gönnen, als sich mit ihnen gleichzeitig in Konkurrenz zu setzen. Auch sind die von ihnen feilgebotenen Ländereyen gewöhnlich in der Nachbarschaft von schon urbar gemachten Distrikten, wo das Fortkommen junger Ansiedler sicherer ist, als in den Gränzbezirken des Westens, wo die fortwährenden Inkursionen der Indianer Leben und Eigenthum der Landwirthe in

Gefahr setzen. Die beständig nach Westen ziehenden Neu-Engländer verfahren mit der Kolonisation neuer Distrikte nicht wie die Deutschen; sie lassen sich nirgends permanent nieder, sondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundstücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um, und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreise ihrer verbesserten Ländereyen (improved lands), um sechzig bis hundert Meilen tiefer nach Westen einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden.«

»Die Deutschen sind weniger dazu geeignet, ihre Ansiedlungen fabrikmäßig zu betreiben, und ihre Häuser und Grundstücke auf den Verkauf einzurichten. Sie sind in ihrer Heimat viel zu sehr an Häuslichkeit gewöhnt, um sich in einem halben Nomadenzustande glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Gränzstaaten und der Beystand der Centralregierung, um sich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühseligkeiten solcher Missionen zu unterziehen. Viele der neuen westlichen Ansiedlungen müßten verunglücken, wenn die dazu bestimmten Amerikaner in den Bewohnern der schon bebauten Distrikte keine Freunde, und in den Geldvorschüssen aus den östlichen Staaten keine Mittel fänden, ihren Kredit und dadurch ihre industrielle Thätigkeit zu heben. Um sich einen Begriff zu machen von den ungeheuren Hülfsquellen, welche eingebornen Amerikanern auf diese Art zu Gebote stehen, werfe man einen Blick auf die Kolonisation von Texas. Ungeachtet aller Restrictionen der mexikanischen Regierung und des ihrerseits verweigerten Eintritts in ihr Gebiet ging die Auswanderung dahin aus den vereinigten Staaten unaufhaltsam ihren Gang fort; die von Mexiko angesprochenen Ländereyen wurden von den Auswanderungsgesellschaften zu New-York, Boston und Philadelphia, trotz alles Einspruchs der Regierung, öffentlich feilgeboten, und nicht nur von gebornen Amerikanern, sondern auch von Fremden, und besonders Engländern, gierig aufgekauft. Die neuen Niederlassungen erhielten den größten Theil ihrer Lebensmittel zu Wasser aus den Seestädten der Union; und dieselbe Handelskompagnie, welche von New-York aus den jungen Staat regierte, und seine Bewohner durch Geld und andere Vorschüsse thätig unterstützte, versah diese auch mit den nöthigen Waffen zur Vertheidigung, und beschenkte sie sogar mit einer Flotte. Die Texaner, welche auf diese Art Schuldner der vereinigten Staaten geworden, wußten recht wohl, daß diese, um ihr Kapital zu retten, in einem vorauszusehenden Kampfe mit Mexiko nicht unthätig bleiben, oder das Geschick der von ihnen begründeten Kolonie dem Zufalle überlassen konnten. Auch rechneten sie billiger Weise auf die Sympathie ihrer Landsleute, und der

Erfolg zeugte, daß sie sich nicht täuschten. Gleich der erste Aufruf an die Amerikaner stellte Millionen zu ihrer Verfügung, und obwohl die von den Gouverneuren der Staaten Tennessee und Kentucky aufgebotene Miliz auf Befehl des Präsidenten (des Generals Jackson) wieder aus einander ging, war ihre Zusammenberufung doch ein Mittel, Tausende von Freywilligen nach Texas zu führen, und dem ungleichen Kampfe eines Kolonistenhaufens gegen die Streitmacht eines ganzen Staates Nachdruck und Sieg zu verleihen. Auf ähnliche Art, wenn auch nicht in demselben Maße, werden alle neuen Niederlassungen der Amerikaner von den Handels- und Seestädten der Union unterstützt; aber es wäre thöricht, wenn Europäer und besonders Deutsche, auf solche Hülfe rechnen wollten.«

»Die deutschen Kaufleute in den Seestädten der vereinigten Staaten sind gewöhnlich Agenten europäischer Häuser von Hamburg oder Bremen, die sich um das Fortkommen ihrer deutschen Landsleute wenig kümmern, und noch weniger bereit sind, unaccredirten Personen Geld oder andere Vorschüsse zu liefern. In dringenden Fällen rathe ich den Deutschen, sich geradezu an eingeborne Amerikaner zu wenden, welche wenigstens aus Staatsklugheit oder aus wohlberechneter Vaterlandsliebe jede neue Ansiedlung begünstigen, und um ihres eigenen Handelsvortheils willen Geld und Güter ehrlichen Menschen anvertrauen.«

»Die zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Staaten bleiben immer Pensylvanien, Ohio, Illinois und Missisippi. Weiter nach Süden ist das Klima zu heiß und ungesund, und im Norden in der Nähe der großen, stillen Gewässer sind die Einwohner ebenfalls endemischen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutschen zuträglicher; aber Kentucky ist ein Sclavenstaat, und als solcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlassen Europäer billig den amerikanischen Schanzgräbern; ihr Besitz macht selten glücklich, und am wenigsten entspräche sie den Wünschen und Hoffnungen der Deutschen. Arbeit und Mühseligkeit warten anfangs überall auf sie; aber Muth und Ausdauer siegen am sichersten, wo die vielseitigen Niederlassungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutschen einen mächtigen politischen Einfluß verschafft haben, wie dieß in den obgenannten Staaten der Fall ist.«

»Uebrigens gehe keiner nach Amerika in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß führt zu Wohlstand und Reichthum in den vereinigten Staaten. Amerika bietet der Industrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jetzt schon nicht

mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäischen Einwanderern schwere Pflichten auferlegen, und ohne Umsicht und Arbeitsamkeit ist jede Art Erfolg noch unsicherer als in Europa.«

»Noch ist zu bemerken, daß es thöricht ist, sich in Amerika in der Absicht niederzulassen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derselben ist hoch, und oft ist sie nicht für Geld zu bekommen. Die meisten deutschen Landleute ziehen mit Recht vor, sich gegen einen gewissen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung, einst einen Theil desselben zu besitzen, — welches für sie das sicherste Mittel ist, sich unabhängig zu machen. Proud in seiner Geschichte von Pensylvanien bemerkte schon den Umstand, wie die armen arbeitenden Klassen in Amerika alle reich würden, während vermögliche Personen, welche mit Geld und großen Ländereyen anfangen, nach und nach in Armuth versänken, und führt die Klugheit vieler reicher Deutschen an, die sich zuerst als Knechte verdingten, bis sie hinlängliche Kenntnisse des Klimas und Bodens besaßen, eine größere Wirthschaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.«

»Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partey zu gründen. In Pensylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Darüber ist man gegenwärtig so einverstanden, daß selbst bey der letzten Wahl, wo sich zwey Demokraten und ein Whig-Candidat um die Gouverneurswürde bewarben, alle drey deutscher Abkunft waren, und kein Anderer hätte die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neu-Engländern colonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünf und vierzigtausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von New-York, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, die Heimat Martin van Buren's, des jetzigen Vicepräsidenten und künftigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf und zwanzigtausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beynahe ein Drittheil deutsch, und in das Missisippi-Thal strömen Tausende von neuen Einwanderern. Ich glaube ohne Uebertreibung die Zahl der jährlich von Deutschen oder Abkömmlingen derselben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttausend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachsen wird. In der Stadt New-York sogar haben die Deutschen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters und an-

derer städtischer Beamten; denn sie haben dort nicht weniger als dreytausend fünfhundert Stimmen.«

»Unter solchen Umständen wird das sogenannte deutsche Votum (German vote) natürlich ein Gegenstand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteyen und Grade; und es fehlt zu diesem Zwecke nicht an deutschen Zeitungen, wo es Niederlassungen von Deutschen gibt. In Pensylvanien allein existiren mehr als dreyßig deutsche (meistens wöchentliche) Blätter, und im Staate Ohio werden eben so viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die »New-Yorker-Staatszeitung ist ganz das Wort der deutschen Demokratie jener Stadt. Wären diese vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redacteur die Eigenheiten der Deutschen, die besonderen Verhältnisse ihrer Ansiedlungen und ihre Beziehungen zur Centralregierung verstände, dann könnte man sie zu einem politischen Hebel bilden, welcher fähig wäre, jeder Partey Stärke und Dauer zu geben, für die er sich einmal erklärte.«

»Aber die Deutschen in den vereinigten Staaten besitzen bis jetzt noch kein kräftiges, politisches Organ, das ihren Meinungen und Grundsätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik ist daher bloß ein Widerschein der herrschenden Doctrinen anderer Staaten: sie sind sich ihrer Macht nicht bewußt, und sind mehr besorgt für die Vermehrung ihrer Zahl, als für die Vereinigung ihrer Anstrengungen und die Richtung derselben nach einem bestimmten Ziele.«

»Die amerikanischen Deutschen sind weniger reizbar, als ihre Brüder im Süden und Norden, und daher gleichgültig gegen eine Menge anscheinlich unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundsätzen der Regierung ihrer Aufmerksamkeit gänzlich zu entgehen scheint Auf diese Art werden sie oft in ihren eigenen Reihen besiegt, und gegen ihren Willen und Vorsatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteygänger mißbraucht. Aber bey der ersten wichtigen Staatsfrage, wie zum Beyspiel die der Präsidentenwahl, vereinigen sie sich wieder, und ungeachtet aller Anstrengungen ihrer Gegner, sie durch Hinweisung auf ihre Lokal-Interessen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweyen — ein Versuch, welcher in anderen Staaten selten gänzlich fehl schlägt — beharren sie in der Wahl ihrer Männer und Grundsätze.«

»Die Deutschen in den vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, sondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchst freysinnigen Grundsätzen, deren Anwendbarkeit sie nie in Zweifel ziehen, sobald sie ihren Ideen von moralischer Gerechtigkeit ent-

sprechen. Sie lassen sich selten auf Details ein, geben aber fast nie einen Grundsatz auf, und sind deßhalb weniger selbstsüchtigen und eigennützigen Einflüssen ausgesetzt. Ihr praktischer Sinn ist republikanisch, und ich habe schon früher bemerkt, daß sie einen großen demokratischen Instinkt besitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo sie ihre Macht fühlen und eine Partey bilden werden, deren Einfluß die feinsten Berechnungen theoretischer Politiker übersteigen dürfte.«

»Für die Erziehung der Jugend haben die Deutschen in Pensylvanien und Ohio wenig gesorgt, besonders im Vergleiche mit den diesfälligen Bemühungen der Neu-Engländer. Im Jahre 1833 waren in beyden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachsene, die weder lesen noch schreiben konnten, und obschon man seitdem auch dort angefangen hat, Freyschulen zu gründen, so stehen diese doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutschen Landleute — die bey weitem größere Zahl aller in Amerika einheimisch gewordenen Deutschen — zeigen sogar bey allen Gelegenheiten eine entschiedene Abneigung gegen jede Verbesserung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines zu Easton in Pensylvanien ansäßigen Deutschen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in seinem Städtchen eine Hochschule zu haben, welche seinen Kindern die Mittel einer besseren Erziehung böte, achselzuckend zur Antwort gab, daß seine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er sie zu arbeitsamen Landwirthen, nicht aber zu müßigen Dieben erziehen wolle, sich von dem Schweiße Anderer zu nähren. Selbst nicht die Aussicht auf größeren Gewinn, durch das Zusammentreffen von Studenten aus New-York und Philadelphia (Easton liegt mitten zwischen beyden Hauptstädten), war im Stande, seine Besorgnisse über den möglichen Mißbrauch von Gelehrsamkeit zu beschwichtigen, und der Gedanke, daß einer seiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die schlichte Einfalt eines Landmannes für den höflichen Ton eines Städters vertauschen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freylich ist in der Einfalt dieser Menschen so viel natürlicher Verstand, daß man sie beynahe Klugheit nennen möchte, obschon sie traurig genug gegen die ehrgeizigen Pläne der Neu-Engländer absticht, welche sich nie zufrieden geben, wenn sie nicht aus ihren Kindern Doctoren oder Advokaten gemacht haben.«

»So entschieden ist die Abneigung der Deutschen gegen das in den vereinigten Staaten fast allgemein eingeführte System der Freyschulen, daß sich in Pensylvanien eine eigene politische Partey gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-

School-Party (Anti-Freyschulen-Partey) jede Verbesserung des Schulsystems zu hemmen sucht, und sogar die gesetzgebende Versammlung dieses Staates mit Petitionen bestürmt, die dort eingeführten Freyschulen wieder abzuschaffen.«

»Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Kerr an die gesetzgebende Versammlung von Pensylvanien über die Zweckmäßigkeit des im Jahre 1834 dort eingeführten Schulsystems wird meinen Lesern den traurigen Beweis liefern, daß es hauptsächlich Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen sind, welche sich in diesem Staate den Fortschritten der Erziehung entgegensetzen.«

»»Der Ausschuß, beauftragt, dem Hause die Zahl der Petitionen anzugeben, welche in den verschiedenen Grafschaften der Republik entweder um die gänzliche Widerrufung oder um eine Modifikation des Schulgesetzes bittet, so wie die Zahl derer, welche gegen diese Widerrufung protestirt; deßgleichen auch, wie viele der gedachten Petitionäre sich bloß durch Zeichen unterschrieben haben, und wie viele Namen von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt worden sind, berichtet, wie folgt:

»»Daß zwar die Zahl derer, welche um gänzliche Widerrufung des Schulgesetzes bittet, bedaurungswürdig groß ist, aber doch bloß eine kleine Minorität aller Stimmfähigen in sich faßt — nämlich bloß 32000 (!). Die Zahl der um Modifikation Bittenden ist 2084; die derjenigen, welche gegen die Widerrufung protestirt, 2575. Der Ausschuß bedauert, unter der Zahl derer, welche ein allgemeines Erziehungssystem für überflüssig halten, und deßhalb um seine Aufhebung bitten, sechs und sechzig Personen gefunden zu haben, welche nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten, und sich deßhalb bloß durch Zeichen unterfertigten. So viel der Ausschuß ermitteln kann, sind wenigstens immer zehn Namen aus hundert von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt. Ob dieses in der Unfähigkeit der Bittenden, selbst ihre Namen zu schreiben, seinen Grund hatte, will der Ausschuß dahingestellt lassen. — Der Ausschuß bemerkt ferner, daß in den meisten Petitionen nicht mehr als fünf von hundert Namen englisch, die meisten aber so unleserlich geschrieben sind, daß sie wohl den stärksten Beweis liefern von der bedauernswerthen Nachläßigkeit der Gesetzgebung, welche so lange säumen konnte, ein allgemeines System der Erziehung mittelst konstitutioneller Anordnungen einzuführen.««

»Wenn dieser Bericht an die gesetzgebende Versammlung sagt, daß nur fünf von hundert Namen englisch waren, so heißt dieß so viel, als 95 Deutsche aus jedem Hundert der Bevölkerung von Pensylvanien waren gegen die Einführung öffentlicher

Schulen, was um so mehr auffallen muß, als die Vorzüge des deutschen Erziehungswesens den Amerikanern wohl bekannt, und die besten deutschen Schulbücher (besonders die preußischen) bereits von ihnen ins Englische übersetzt worden sind. Während die meisten amerikanischen Hochschulen Lehrstellen der deutschen Sprache und Literatur besitzen, haben die Deutschen in Pensylvanien noch keine einzige gute Elementarschule; und obwohl die Meisterwerke deutscher Klassiker bereits amerikanischen Schriftstellern zum Vorbilde dienen, lesen die Deutschen in Pensylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeschichten, oder die Lebensbeschreibung des Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini. Die deutschen Prediger, denen es obliegt, über die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend zu wachen, und wo möglich die Schulanstalten zu verbessern, besitzen hiezu keinen Muth, oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen stehen die Deutschen in Amerika in keinem besonderen Rufe der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit, Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.«

»Die Gemüthsart und der Unternehmungsgeist der Irländer sind ganz verschieden von der ruhigen Arbeitsliebe der Deutschen. Die Industrie der niederen Klassen besteht mehr in körperlichen Anstrengungen, als in ihrer Richtung nach einem bestimmten Ziele. Freygebiger, aber auch zugleich weniger sparsam, als die Deutschen, sind sie schon zufrieden mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens, theilen sich brüderlich in ihren kärglichen Erwerb, und bekümmern sich wenig um die Zukunft. Während sie sich willig zum Graben der Kanäle oder der Anlegung von Eisenbahnen verwenden lassen, vernachläßigen sie den nützlicheren Anbau des Bodens, welcher doch das sicherste Mittel ist, reich und unabhängig zu werden. Aber der zweyten Generation geht es schon besser. Auferzogen in den großen Städten, findet sie überall Gelegenheit, die vielen Bildungsanstalten zu benützen, welche in allen Theilen der Union den Wißbegierigen zu Gebote stehen, und sich durch Talent und Fähigkeiten zu reichen und ansehnlichen Bürgern emporzuschwingen. Viele der besten amerikanischen Advokaten und Staatsmänner sind irischer Abkunft, und General Jackson selbst stammt aus einer irländischen Familie. Sie sind herzliche, patriotisch gesinnte Menschen, welche bloß des kühlenden Einflusses eines mehrjährigen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten bedürfen, um gute amerikanische Bürger zu werden.«

»An und für sich wird ein gebildeter Irländer in den vereinigten Staaten mehr geschätzt, als ein Deutscher, und durch die größere Verwandtschaft der Ideen ist er vielleicht auch ein

nützlicheres Glied der amerikanischen Gesellschaft; aber im Allgemeinen hat man die Deutschen dennoch lieber. Sie haben mehr, oder wenigstens eben so viel, für die Verbesserung des Landes und die Entwicklung seiner Hülfsquellen gethan, als irgend eine Klasse von Eingebornen. Die ersten amerikanischen Fabriken, welche die Eifersucht Englands erregten, waren die deutschen Papier-, Tuch- und Leinwandfabriken von Pensylvanien, und noch jetzt rivalisiren die Staaten von Pensylvanien und Massachusetts in diesen Zweigen der Industrie. Künste und Gewerbe haben in Philadelphia größere Fortschritte gemacht, als in jeder anderen Stadt der vereinigten Staaten; aber die vorzüglichsten dortigen Handwerker sind Deutsche, und die reichsten Kaufleute dieser Stadt sind ebenfalls Abkömmlinge von Deutschen. Diese Beschäftigungen sind zwar nicht geeignet, einzelne Namen berühmt zu machen, aber sie bezeichnen die Masse als eine höchst arbeitsame, nützliche Klasse der Gesellschaft, welche durch ihre geringere Reizbarkeit und große Beharrlichkeit vielleicht noch bestimmt ist, dem unmäßigen Ehrgeize einer Faction heilsame Schranken zu setzen.«

Der politische Einfluß der Irländer, welcher der Gegenstand so vieler Discussionen in den vereinigten Staaten und in England geworden, und dem eine politische Partey noch kürzlich alle ihre Niederlagen zuschrieb, ist äußerst gering, und nur in den großen Seestädten fühlbar, Es ist eine wohlerörterte Thatsache, daß eine große Majorität des Landes und nicht der Städte die gegenwärtige Administration und die Maßregeln des Generals Jackson unterstützte, und daß beynahe alle Städte, mit Ausnahme von New-York, sich gegen dieselben erklärten. Aber selbst die Majorität in der Stadt New-York hatte keinen besonderen Einfluß auf die des Staates, welche groß genug war, für den etwaigen Verlust einer Stadt Ersatz zu leisten. Die Irländer sind lange nicht so einig, als die Deutschen, und besitzen in keinem Staate genug Vermögen, um einen unmittelbaren Einfluß auf die Wahlen auszuüben. Die Deutschen im Gegentheile bilden an und für sich selbst eine Majorität in Pensylvanien, und eine angesehene reiche Partey in vielen anderen Staaten. Als Eigenthümer des Bodens besitzen sie ein unabhängiges Stimmrecht, welches den niederen Klassen der Irländer im Dienste der Kapitalisten entrissen ist. Daß die Irländer dennoch für die Regierung stimmten, beweist, daß sie es aus Grundsatz thaten, denn die Rücksicht auf ihr eigenes Interesse hätte sie wahrscheinlich zu etwas Anderem verleitet. Handel und Fabrikwesen, von welchen die größere Zahl der Irländer wenigstens mittelbar sich nährt, konnten sie leicht bewegen, anders zu stimmen, während

der Bauer im Inneren des Landes schon durch seine Lage weniger von den Geld-Instituten der großen Städte abhängt. Die Irländer, wären sie auch bis zum letzten Mann einig unter sich selbst, würden doch nicht den Einfluß und die Macht der Deutschen besitzen, welche durch Neigung, Gewohnheit, Beschäftigung und Vermögen die stärksten Demokraten des Landes sind. Ich bin hier von keinem Parteygeiste geleitet, weder für noch gegen die Irländer oder Deutschen; auch spreche ich nicht von der Billigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Stimmen, sondern bloß von dem moralischen Werthe derselben, bestimmt durch ihr eigenes Gewissen.«

»Auf die Ansiedlung neuer Distrikte pflegen sich Europäer, wie bereits erwähnt, wenig einzulassen. Diese Ehre gebührt fast ausschließlich den Auswanderern aus Neu-England, welche man emphatisch die Schanzgräber der vereinigten Staaten nennen darf, deren Unternehmungsgeist und Gefahrverachtung man die wichtigsten Verbesserungen des Landes verdankt. Aber sie begnügen sich mit der Bezeichnung des Weges, welchen Andere einschlagen müssen, und der Befestigung der vorzüglichsten Punkte; die Zwischenräume werden dann mit Ansiedlern aus anderen Staaten und Europäern ausgefüllt. Der Charakter der neu-englischen Auswanderer ist von Washington Irving zu treffend geschildert*), als daß ich es wagen könnte, mehr hinzuzufügen, als nöthig ist, einen gewissen politischen Typus zu verstehen, welchen man in allen Staaten bemerkt, wo sie sich in größerer Anzahl niederließen. Das Talent eines Neu-Engländers ist universal. Er ist ein guter Ackersmann, ein vorzüglicher Schullehrer, ein sehr achtbarer Prediger, ein guter Advokat, ein vorsichtiger Arzt, ein kluger Zeitungsschreiber, ein unternehmender Kaufmann, ein schlauer Krämer und ein thätiger, wackerer Gewerbsmann. Auf diese Weise fähig, alle wichtigen Posten der Gesellschaft zu besetzen, bedarf es nur weniger Neu-Engländer, einem jungen Staate einen bleibenden Charakter aufzudrücken, selbst wenn ihre Zahl geringer wäre, als die der übrigen Ansiedler. Die Staaten von Ohio und Michigan und selbst ein großer Theil des Staates von New-York liefern auffallende Beyspiele dieses moralischen Uebergewichts der Neu-Engländer; aber man würde sich gewaltig irren, wenn man hieraus schlöße, daß ihr eigener Charakter keine Metamorphose erleide, oder daß sie in ihren neuen Beziehungen in den westlichen Staaten bloß als Reformatoren aufträten, ohne ihrerseits durch den Einfluß

*) Wir verweisen den Leser auf die meisterhafte Charakteristik in Michel Chevalier's Briefen über Nordamerika.

fremder Ansiedler bis auf einen gewissen Grad umgeschaffen zu werden. Aber diese Verwandlung dient ihnen zum Heil. Ihr Patriotismus, statt innerhalb der engen Gränzen von Neu-England eingeschlossen zu seyn, ein Fehler, den man ihnen schon im Anfange des Revolutionskrieges vorwarf, nimmt dort einen nationalen Charakter an. Der beständige Umgang mit Fremden aus allen Theilen der Welt, und besonders aus den verschiedenen Staaten der Union, entfernt von ihren Gemüthern gewisse engherzige Vorurtheile und Illiberalitäten, welche ihnen von ihren südlichen Brüdern mit Recht vorgeworfen werden. Toleranz, die letzte und menschlichste Tochter der Civilisation, ist vielleicht die einzige Tugend, mit welcher der Neu-Engländer etwas haushälterisch umgeht; aber selbst diese gedeiht und wächst in den westlichen Staaten, und ich nehme keinen Anstand, meine Meinung auszusprechen, daß die Einwohner jener Landstrecken weit mehr emancipirt sind, als die der atlantischen Staaten, ungeachtet aller möglichen Vorzüge der letzteren in Bezug auf Verfeinerung und Manieren. In Amerika gibt es gewiß keinen besseren Charakter, als den eines Neu-Engländers, verpflanzt nach den westlichen Staaten.«

»Um sich einen Begriff zu machen von dem schnellen Aufblühen des Westens, werfe man bloß einen Blick auf die beyspiellose Vermehrung der Bevölkerung. Der Staat von Pensylvanien, welcher im Jahre 1810 810,091 Einwohner zählte, hatte im Jahre 1830 1,348,233, Zunahme: 538,142. Die Bevölkerung des Staates von New-York, welche im Jahre 1810 sich bloß auf 959,049 belief, hatte sich schon im Jahre 1830 bis auf 1,918,608 vermehrt; Zuwachs: 959,559. Die Einwohnerzahl von Alabama war geringer als 21,000, aber im Jahre 1830 war sie schon auf 309,527 angewachsen; Zuwachs: 288,527, oder nahe an 1374 Prozent in zwanzig Jahren; die von Missisippi, welche 1810 bloß 40,352 betrug, was im Jahre 1830 136,621; Zuwachs in zwanzig Jahren 96,269, oder nahe an 239 Prozent. Tennessee enthielt 1810 261,927 Seelen, aber 1830 schon 681,904; Zuwachs mehr als 160 Prozent. Im Staate Kentucky stieg die Bevölkerung in demselben Zeitraume von 406,511 auf 687,917, oder beynahe um 70 Prozent; die von Ohio vermehrte sich in derselben Zeit von 230,760 auf 937,903, also um mehr als 300 Prozent. Die Bevölkerung dieses Staates belief sich im Jahre 1790 bloß auf 3000 Seelen, sie ist also in 40 Jahren um 31,154 67/100 Prozent gestiegen. Der Staat Indiana enthielt 1810 nur 24,520 Einwohner; aber im Jahre 1830 schon 343,031; Zuwachs nahe an 1300 Prozent; aber die Bevölkerung von Indiana belief sich im Jahre

1800 nur auf 4875 Seelen; der Zuwachs in dreyßig Jahren, oder weniger als eine Generation, beträgt daher mehr als 6936½ Prozent. Illinois enthielt im Jahre 1800 bloß 12282 Einwohner, welche Zahl im Jahre 1830 schon auf 157,445 angewachsen war; Zuwachs nahe an 1345 Prozent. Die Bevölkerung von Missuri vermehrte sich in demselben Zeitraume um beynahe das Siebenfache, denn die von 1810 zählte bloß 20845, die von 1830 schon 140,455. Die Volkszahl der östlichen Staaten ist zwar nicht in demselben Verhältnisse gestiegen, wie die der westlichen, vermehrte sich aber dennoch schneller, als, mit Ausnahme von Rußland, die irgend eines europäischen Staates, und der Zuwachs der Einwohnerzahl von Pensylvanien und New-York überstieg sogar den der russischen Bevölkerung.«

Was der Verfasser über die Verdrängung der Indianer sagt, wird hier nur angeführt, weil dieß die amerikanische Ansicht ist.

»Mehr als neun Zehntel aller Auswanderer nach Westen sind Ackerbauer oder Pflanzer, und es sind daher besonders Agrikultur-Interessen, welche die schnelle Ansiedlung des unermeßlichen Territoriums der vereinigten Staaten herbeyführen, das jetzt noch dem Unternehmungsgeiste offen steht. Handel und Gewerbe folgen zwar dem Pfade jener Ansiedler, aber sie bahnen keinen Weg nach jenen Regionen, und sind eher Begleiter als Urheber der Civilisation. Das Festland von Amerika hätte, wie die Inseln der Südsee, von tausend unternehmenden Kaufleuten und Seefahrern besucht werden können, ohne auch nur auf einen Augenblick seiner Wildheit entrissen zu seyn. Nur der wirkliche Anbau des Bodens — das unbestreitbare Eigenthumsrecht auf alle durch eigene Arbeit erworbenen Güter — legt den Grund zu künftigen Staaten oder rechtfertigt den Besitz eines Landes. Möge daher kein empfindsamer Europäer die barbarische Grausamkeit der Anglo-Amerikaner bejammern, welche die Ureinwohner von dem Boden ihrer Väter scheucht, und sie zwingt, vor der immer weiter schreitenden Civilisation in die westlichen Wälder zu fliehen. — Die Ureinwohner von Amerika, mit seltenen Ausnahmen, besaßen den Boden, auf den sie traten, eben so wenig, als die Luft, die sie einathmeten. Sie hatten ihn nie angebaut; auch besaßen sie einzeln keinen Rechtstitel auf seinen Besitz, gegründet auf eigene Arbeit. Er gehörte ihnen gemeinschaftlich mit den Thieren des Waldes, und diente ihnen, wie jenen, nur zum Raube. Die Engländer konnten eben sowohl das Weltmeer ihr Eigenthum nennen, weil sie sich darauf bewegten, als die Indianer das Festland von Amerika, weil sie in seinen Wäldern hausten. Die Eroberungen von Peru und Me-

xiko, deren Einwohner bereits eine höhere Stufe der menschlichen Bildung erreicht hatten, waren Werke barbarischer Grausamkeit; aber dieser Vorwurf kann die ruhigen Fortschritte der Civilisation nicht treffen, welche in den vereinigten Staaten einen Indianerstamm nach dem andern verdrängen, bis das rothe Menschengeschlecht endlich ganz von der Erde verschwindet.«

»Der amerikanische Ansiedler nimmt Besitz von einem Boden, der, von keines Menschen Hand bebaut, nie einen eigentlichen Herrn hatte. Er baut sein Blockhaus in eine Oednng, welche Raum für Millionen hat, und in welcher kaum einige hundert Jäger der Spur des Wildes folgen. Ist dieß Räuberey? Ist es Grausamkeit, ein Land anzubauen und zu civilisiren, und den Weg zu Reichthümern Tausenden zu öffnen, die sonst arm und unglücklich wären, weil man nicht vermeiden kann, das Jagdrevier einiger wandernder Horden zu betreten, und ihr Wild zu verscheuchen? Aber dieß thun die Amerikaner, und mit den Damhirschen verschwinden die Indianer aus den Wäldern. Umsonst spricht man von der möglichen Civilisation der Indianer. Wäre diese wirklich erreichbar, was mehr als zweifelhaft ist, wenn man an die vielen bis jetzt gemachten unglücklichen Versuche denkt, so würden doch die Indianer in Bezug auf Wissenschaft, Kunst und mechanische Fertigkeit ihren Lehrern nachstehen, und deßhalb von der Gesellschaft geächtet seyn« *).

»Wir können nicht umhin, das Schicksal dieser Völker zu bedauern; aber kaum können wir daran denken, sie von ihrem Untergange zu retten, ohne uns gegen die übrige Menschheit zu versündigen. Die Macht, welche aus dem Anbau des Bodens und der Gründung fester Wohnsitze entspringt, ist so unwiderstehbar und ausdauernd, daß sie endlich über alle Hindernisse siegen, und selbst den zerstörenden Einflüssen eines Krieges Trotz bieten muß. Dieß ist der Grund, warum die brittischen Kolonien in Amerika so schnell zunahmen, und zuletzt Canada ver-

*) Der gegenwärtige Zustand der Creeks und Cherokesen liefert einen neuen Beweis von der Unfähigkeit der Indianer, eine der amerikanischen ähnliche Gesellschaft zu bilden. Rothjacke (Red Jacket), ein Indianerhäuptling von großer Beredsamkeit, in seiner Antwort auf die von den Missionären an ihn gestellte Aufforderung, zum Christenthume überzugehen, bemerkte, wie es wahrscheinlich wäre, daß Gott die weiße und rothe Menschenrasse zu ganz verschiedenen Zwecken bestimmt hätte. »Euch,« sagte er, »hat er die Künste gegeben, gegen diese hat er unsere Augen auf ewig geschlossen. Gott liebt seine weißen Kinder mehr als die rothen; warum sollte er euch auch nicht eine andere Religion gegeben haben?« — **Red Jacket's reply to the missionaries, translated by Thomas Jefferson.**

schlangen. Die Militärmacht der französischen Kolonien war der englischen weit überlegen, ihre Fortifikationslinien erstreckten sich von den Mündungen des Missisippistromes bis zum Flusse St. Lawrence; aber sie hatten keinen Besitz von dem dazwischen liegenden Gebiet durch daselbst gegründete Niederlassungen, keine Interessen, geknüpft an die Kultur des Bodens, und der Erfolg bewies ihnen, daß wo das größte Eigenthum angehäuft ist, da müssen auch die stärksten Vertheidigungsmittel seyn, und auf diese Seite muß der Sieg sich endlich neigen. Aber wenn die auf Ausbreitung durch Anbau des Bodens beruhende Politik so mächtigen Nebenbuhlern wie den Franzosen zum Verderben gereichen konnte, was sollte man von dem planlosen, schlecht berathenen Widerstand oder den Angriffen der Indianer erwarten, welche weder militärische Kenntnisse besitzen, noch auf irgend einem Punkte hinlänglich stark sind, der sich immer ausbreitenden Macht der Ansiedler ernstliche Hindernisse entgegen zu setzen?«

»Auch kann das Verlassen ihrer Jagdreviere den Indianern nicht die namenlosen Seufzer entreißen, welche ein ewiges Lebewohl der väterlichen Erde, dem Schauplatze aller Freuden und der Heimat aller Theuren und Geliebten, voll von Erinnerungen und Sagen verflossener Jahrhunderte, einem gebildeten Volke auspreßt. Der Indianer verläßt was eigentlich nie sein war, er läßt keinen Gegenstand andächtiger Erinnerung zurück in seinen Wäldern, und obschon der ganze Stamm den Verlust beklagen mag, so ist doch kein Einzelner seines Eigenthums beraubt. Aber hier müssen wir hauptsächlich die Gefühle einzelner Personen in Anschlag bringen, nicht die des ganzen Stammes oder der Nation. Ein Volk fühlt die ihm zugefügten Leiden nur nach Maßgabe, als seine Schmerzen von Einzelnen gefühlt und verstanden werden; aber dieses fordert einen Grad von moralischer Ausbildung und Nationalität, wovon uns selbst die Geschichte wenig Beyspiele liefert, und von welchen nur geringe Spuren in dem Charakter der Indianer anzutreffen sind. Der Haß der gefärbten Rassen gegen die Weißen und unter sich selbst ist kein Beweis von Vaterlandsliebe oder Anhänglichkeit an ihre heimatlichen Wälder. Haß gegen Andere ist bloß eine negative und barbarische Nationaleigenschaft, aber keineswegs ein nothwendiger Begleiter vaterländischer Tugenden. Der gegenseitige Haß der Rassen ist etwas Thierisches und Instinkthaftes, weit entfernt von der edlen Uneigennützigkeit ächter Vaterlandsliebe. Mit welchen Farben auch die Poesie die Verdrängung der Indianerstämme schmücken mag, es ist doch nur das Fortschleppen eines Krankenbettes von einem Orte, wo der Tod gewiß, zu einem, von dem er weiter entfernt ist. Auch ist er nicht ein jugendlicher

oder Mannestod, sondern der des Greisenalters und der Entkräftung, den der Indianer zu sterben verurtheilt ist, und in seiner modernden Asche reift der Same von Reichen, die bestimmt sind, das Schicksal der Welt zu lenken. Dieß heißt bloß die allgemeinen Naturgesetze auf die Menschen anwenden. Es gibt kein Leben ohne vorausgegangenen Tod, keinen Samen ohne Zerstörung der Blüthen, keinen Sprößling ohne Vernichtung seiner Erzeuger. Ein Volk muß untergehen, um einem anderen Raum zu schaffen, und es ist ein besonderes Glück für die vereinigten Staaten, daß sie dieser Revolution zusehen können ohne fieberhafte Aufregung ihres Inneren, und ohne die natürliche Folge von Begebenheiten durch die Gräuel eines Krieges zu beschleunigen.«

Man braucht wohl kaum auf die Unhaltbarkeit der von dem Verfasser zu Gunsten dieser eben so grausamen als widerrechtlichen Maßregel angeführten Scheingründe hinzuweisen.

Von einem anderen und höheren Gesichtspunkte aus beurtheilt Tocqueville diese Frage. Die Vergleichung dieses Indianerkrieges mit der Eroberung von Peru und Meriko, welche der Verfasser ein Werk barbarischer Grausamkeit nennt, weil die Einwohner dieser Reiche bereits eine höhere Stufe menschlicher Bildung erreicht hatten, zeigt übrigens, wie wenig sein Blick in den Geist jener Epoche eingedrungen ist. Wie ganz anders urtheilt Chevalier hierüber.

»In Europa,« schreibt er aus Meriko, »war die Meinung, die rothe Rasse sey durch die Grausamkeit der spanischen Eroberer ausgerottet worden. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, von Haß entbrannt gegen den Katholicismus, machten sich's zur Aufgabe, die vorzugsweise katholische Nation herabzusetzen, und die Conquistadores und die spanische Geistlichkeit als blut- und golddürstige Tieger darzustellen. Sie zählten die in den Minen und um die Teocalli geschlachteten Völker zusammen, und folgerten, daß die neue Welt unter dem Einflusse der Spanier in eine Wüste verwandelt worden seyn müsse. Wie staunte Europa, als es durch Humboldt erfuhr, daß Meriko allein eine Bevölkerung von mehr als sechs Millionen enthielt, wovon kein volles Fünftel weiß war, oder sich dafür ausgab, und daß bey den funfzehn Millionen, welche die Bevölkerung des ehemaligen spanischen Amerika ausmachten, so ziemlich das Verhältniß das nämliche ist. Als die Spanier nach Meriko kamen, trafen sie eine Feudalmonarchie unter einem Fürsten, die sich auf eine zweyfache Aristokratie von Edelleuten und Priestern stützte. Statt der indianischen Nomaden- und Jägerstämme, denen die Engländer und Franzosen im Norden begegneten, und deren Zahl etliche 10,000 nie überstieg, fanden sie dichte ansäßige Bevölke-

rungen, die in eine vollkommen gesellschaftliche Ordnung eingerahmt waren. Sie trieben meist Ackerbau, pflanzten Mais und Baumwolle, und erzeugten Cochenille. Sie verstanden zarte Stoffe zu weben, und sie mit den lebhaftesten Farben zu färben, die härtesten Steine zu behauen, Gold und Silber zu schmelzen und zu formen. Sie besaßen selbst einige Werkzeuge von kalt gehämmertem Erz, welche die von Stahl zur Noth ersetzen konnten. Aus den Berichten von Cortez erhellt, daß sie große, wohlgebaute Städte mit geräumigen Pallästen, prächtigen Gärten und ungeheuren Tempeln hatten. In den astronomischen Kenntnissen waren sie so weit, daß ihr Sonnenjahr vollkommener war, als das griechische und römische, und ihre Pyramiden waren, wie die ägyptischen, nach den Weltgegenden gebaut. Sie bewahrten Annalen in Hieroglyphenschrift. Der mexikanische Kaiser hatte seine Eilboten, seine Polizey, seine sehr verschmitzten Diplomaten. Die in der Mitte des siebenten Jahrhunderts von Norden ausgezogenen Tulteken hatten zuerst Wissenschaften und nützliche Künste nach der Hochebene von Anahuac verpflanzt. Andere Einwanderungen führten nach und nach verschiedene nördliche Völker herbey. Im Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, zwey Jahrhunderte vor der Eroberung durch Cortez, waren die Mexikaner oder Azteken erschienen. Gekommen aus dem geheimnißvollen Lande Atzlan, überwand diese tapfere und stolze Nation, nachdem sie augenblicklich unterjocht worden, ihrerseits alle benachbarten Stämme, und erstreckte die Gränzen ihres Reichs bis an beyde Meere und bis an die Landenge von Panama. Die aztekischen Häuptlinge bildeten eine eng geschlossene Aristokratie. Das Loos der Masse war erbärmlich, denn nicht nur waren die Azteken sehr harte Herren, sondern auch, weil die mechanischen Künste im Anfang der Gesittung sehr unvollkommen sind, so war viel Arbeit erforderlich, um auch nur eine kleine Zahl Privilegirter im Ueberfluß zu erhalten. In dieser Hinsicht wäre die Civilisation der Mexikaner ohne die Ankunft der Europäer zu ewiger Unbedeutenheit verdammt gewesen. Sie besaß weder Ochsen, noch Pferde, noch irgend einen großen Vierfüßler, und mithin schien der Mensch auf immer zum Lastthiere und zur Maschine bestimmt. Trotz eines ziemlich verfeinerten Luxus verriethen die Sitten und Gebräuche der Azteken einen furchtbaren Grad von Rohheit. Sie liebten Menschenopfer, pflegten ihren Göttern die Kriegsgefangenen zu schlachten. Ihre Fürsten feyerten ihre Thronbesteigung durch Festlichkeiten, deren Glanz sich nach der Menge der Opfer maß. Es war im Grunde das Seitenstück zu den Gladiatorkämpfen, womit die römischen Fürsten die Menge belustigten; aber die Opferweise war gräßlich. Der

Priester riß den Gefangenen das zuckende Herz aus der Brust, und besprengte mit dem ausgepreßten Blute die Götzen, oder mischte es unter Mehl von Mais, und bereitete daraus für sie einen Kuchen. Die Tulteken, die Vorgänger der Azteken, waren menschlicher, und wenn diese ihre entsetzlichen Feste feyerten, bezeugten die Acolhues tiefen Abscheu. Bey der Ankunft der Spanier herrschten sie durch Schrecken, und dadurch erklärt sich der Eifer, mit welchem die Indianer, bis dahin ihre zinspflichtigen Vasallen, zu 30,000, 50,000 und 100,000 unter die spanischen Fahnen eilten. Als Cortez Mexiko nahm, zählte er in seinem Heere 150,000 indianische Bundesgenossen. Spanier hatte er nur einige Hundert. Der Kultus der Azteken allein würde sie als eine von den südlichen Völkerschaften, z. B. Peru, sehr verschiedene Rasse charakterisiren. Ihre Tapferkeit war unbezähmbar, ihr Stolz unbeugsam, wie ihre Kraft: heroische Krieger, voll verwandter Züge mit denen Homers, waren sie würdig, in die Schranken zu treten gegen die Spanier des sechzehnten Jahrhunderts, welche ganz andere Menschen gewesen sind, als die Spanier in unserer Epoche. Als alle ihre Vasallen sich der spanischen Herrschaft unterworfen hatten, sie selbst zehnmal geschlagen, in Mexiko eingeschlossen und auf's äußerste gebracht waren, wollte Cortez sie bewegen, zu kapituliren, d. h. sich als Unterthanen des Königs von Spanien anzuerkennen; er stieg daher, um sich dem Feinde zu nähern, auf eine von ihm verlassene Brücke, und stellte der Menge vor, wie der Ausgang des Krieges nicht mehr zweifelhaft, längerer Widerstand Thorheit sey. »Ist ein Edler unter euch,« sagte er, »so komme er zu mir, damit wir uns besprechen.« »Rede laut,« erwiederten sie, »wir alle sind Edle.« Kurz darauf rief ein Spanier: »Aber ihr sterbt Hungers; es ist unmöglich, daß ihr Lebensmittel in die Stadt schafft.« »Wir leiden keinen Mangel,« entgegneten die Mexikaner, und einer warf den Spaniern ein Maisbrot zu und sagte, sie sollten's nur selbst essen. »Und wenn wir keinen Bissen mehr haben,« fügte er hinzu, »so werden wir schon einen finden; wir werden euch essen, euch und die Tlascalteken.« Die Belagerung Mexiko's gleicht derjenigen von Sagunt und Saragossa. Man schlug sich zu Wasser und zu Lande. Das Gemetzel war entsetzlich. Man mußte die Stadt erstürmen, Straße um Straße, Haus um Haus. Bereits waren von acht Quartieren sieben genommen. Der Raum, in den sich die Mexikaner mit ihren Weibern und Kindern zurückgedrängt sahen, wurde immer enger; sie hatten keine Festungswerke mehr zur Vertheidigung, fast keine Häuser zum Obdach; in den Straßen, wo man sie vertrieb, hatten sie, wie Cortez in seinen Briefen an Karl V.

erzählt, vor Hunger die Rinde und Wurzeln der Bäume zernagt. Da bot ihnen jener noch einmal den Frieden. Sie aber erklärten ihren Entschluß, sich nie zu ergeben, vielmehr zu kämpfen bis zum letzten Athemzug; und nicht nur ihrer Personen sollten die Spanier nicht habhaft werden, sondern sie würden ihnen auch von ihren Reichthümern nichts lassen, und lieber Alles verbrennen und in den See werfen. Diese Leute waren die alte Garde werth; sie hatten die Antwort von Waterloo erfunden.«

»Spricht man von Eroberung, so spricht man von Widerstand der Besiegten und Gewaltthätigkeit der Sieger Die edlen Azteken, Mexiko's Herren, als die Spanier kamen, waren von demselben Fleisch und Blut, wie die römischen Patrizier, wie alle alten Aristokraten. Charaktere von diesem Schrot brechen, aber biegen nicht. Selbst einmal besiegt und scheinbar unterworfen, widersetzten sie sich der Zerstörung der Tempel ihrer blutigen Götter und der Ausbreitung des Christenthums, brüteten Rache und Empörung. Ihrerseits waren die Gefährten von Cortez keineswegs die gebildetsten Leute Europa's. Sie waren erbittert über die hartnäckige und mörderische Gegenwehr, die Verschwörungen und Aufstände nach der Einnahme der Hauptstadt, den Verlust so manches Waffenbruders. Sie gedachten jener Trauernacht (noche triste), da Cortez, von den Azteken gedrängt, Mexiko räumte, und die Hälfte seiner Soldaten, seine ganze Artillerie und sein Gepäck auf dem Platze ließ. Sie erzählten einander von den gräßlichen Martern mehrerer ihrer Freunde oder Bekannten, die in Gefangenschaft gerathen waren; vom Anblicke ihrer nackten verstümmelten Leichname, welche die Henker aufgehängt hatten auf den Zinnen der Teocalli. Sie hatten eine unermeßliche Beute erwartet, und der Antheil eines jeden belief sich auf etliche Thaler. Sie ließen sich's nicht ausreden, daß die mexikanischen Häuptlinge Schätze vergraben hätten, und quälten sie um das Geständniß ihres Versteckes. Ueberdieß waren die Mexikaner in ihren Augen nichts als Heiden, die im Grunde die Hölle verdienten. Und auch die mit Cortez verbundenen Indianer hatten mancherley Vergeltung zu üben. Die Eroberung Mexiko's war sonach von Ausschweifungen bezeichnet, aber es waren doch nur solche, die von jeder Eroberung unzertrennlich sind — einzelne Missethaten, und keineswegs Resultate eines Systems der Barbarey, wegen dessen man von der spanischen Nation Rechenschaft fordern könnte, oder von dem Hofe, der sie repräsentirte, in ihren Beziehungen zu den Colonien. Das Madrider Kabinet hatte einen langen Arm, und alsbald streckte es ihn zwischen die Sieger und Besiegten. Natürlich, daß ihm bey seiner Entfernung eine Menge Einzelnheiten ent-

gingen, und das Heilmittel dem Uebel nur von weitem folgen konnte. Und war man nicht auch genöthigt, selbst in ihren Verirrungen und Gewaltsamkeiten Männer zu schonen, denen man Provinzen verdankte von gewaltigerem Umfange, als Karl's V. Reich in Europa? Ich nehme übrigens keinen Anstand, zu behaupten, daß jeder Unparteyische, der den Geist und Buchstaben der Verordnungen des spanischen Hofes (leyes de las Indias) von Karl V. an studirt, und die allgemeine Entwicklung des Regierungssystems der Vicekönige verfolgt, anerkennen muß, daß die Spanier keine dummen Vertilger, sondern vielmehr thätige Werkzeuge der Gesittung unter dem rothen Stamme waren; daß, wenn sie sich zuweilen als strenge Erzieher zeigten, sie nie die Rolle launisch wilder Tyrannen spielten; daß ihre Politik, im Ganzen genommen, eine katholische — darf ich sagen? eine demokratische war; und daß, wie bey Ludwig XI., sogar ihre harten Maßregeln eine volksthümliche Tendenz hatten. Und Cortez? Die einzigen Gefühle, die er der Nachwelt, selbst den Rothhäuten, einflößen darf, sind der Eindruck hoher Bewunderung und lebhafter Dankbarkeit. Dieser große Mann hatte die Eroberung Mexiko's noch nicht vollendet, als er aufhörte, dessen Herrscher zu seyn. Sechs Jahre *), nachdem er den mexikanischen Boden betreten, besaß er nichts mehr, als prunkhafte Titel ohne wirkliche Gewalt, mit der Erlaubniß, auf seine Kosten sich auf die Bahn neuer Unternehmungen zu stürzen, um die Gränzen der spanischen Macht auszudehnen nach Norden und nach Süden. Cortez griff nur zu den Waffen, wenn alle anderen Mittel fehlschlugen; dieß war seine Politik, sein Briefwechsel mit Karl V. bezeugt es. Er hatte nichts von einem Attila: er war ein großer Staatsmann wie ein wunderbarer Krieger. Nicht Einöden den Besitzungen der spanischen Krone einzuverleiben war sein Zweck, er wollte seinem Kaiser Vasallen geben, und zwar christliche Vasallen. Daß die Bevölkerung der ächte Reichthum eines Landes ist, diese Wahrheit begriff er, und wenn nicht die Stimme der Humanität, so gebot ihm seine hohe Vernunft, alles zu vermeiden, was jene zerstören könnte. Durch ausdrückliche Befehle, durch sein Beyspiel suchte er die Habgier

*) Cortez brach von Sant-Yago de Cuba auf den 18. Nov. 1518. Definitiv verließ er die Insel Cuba im März des folgenden Jahres, landete am grünen Donerstag in Veracruz, und machte sich zum Herrn von Tenochtitlan den 13. August 1521. Dann schickte er sich an, die Stadt wieder aufzubauen, das Land zu organisiren und die Provinzen am Südmeere zu erobern; aber im Jahre 1825 erschien schon Ponce de Leon, Corregidor von Toledo, zur Uebernahme der Verwaltung Neu-Spaniens.«

seiner Unterbefehlshaber zu mäßigen, that er ihrem groben Bekehrungseifer Einhalt. Wenn er abgeschnitten von der Hülfe, verloren und wie untergegangen [1]) mit einer Hand voll Tapferer mitten unter einer muthigen Bevölkerung, die von Begierde brannte, ihre Unfälle zu rächen, und die sich bloß durch Schrecken imponiren ließ — wenn er, umgeben von Verbündeten, auf deren Treue er nicht zählen durfte, außer so lange er der Stärkere war — wenn er da manchmal furchtbare Strafexempel gab [2]) — immer geschah es ungern, und im Gedanken an eine traurige Nothwendigkeit. Gräßliche Barbareyen waren in Cuba und besonders in St. Domingo verübt worden bey der ersten Berührung spanischer Abenteurer mit dem rothen Geschlechte. Als nach der Eroberung Mexiko's die Brüder Pizarro und Almagro das Reich der Inkas überzogen, entehrten sie sich durch die abscheulichsten Gewaltthaten, durch die schmählichste Wortbrüchigkeit. Die zuchtlosen Eroberer Peru's, unter Condottieri von gemeinem Schlage, würgten sich unter einander, und das kastilische Blut floß wie das indianische unter ihrem Eisen. Alle ihre Anführer fielen durch Mörders- oder Henkershand. Mühsam erzwang Karl V. Folgsamkeit und Ordnung. Trotz der Dekrete aus Madrid wurden aber die gelehrigeren Bevölkerungen Peru's nie mit solcher Schonung behandelt, wie die rachsüchtigen Söhne der kühnen Azteken. Warum? In Mexiko hatte Cortez's Geist und unbeugsamer Wille von Anfang an Gewohnheiten der Ordnung eingepflanzt. Diese verläugneten sich höchstens einmal ausnahmsweise und vorübergehend in der Hitze des Kampfes, oder wenn einer der Vicekönige, unter denen die Rechte der Indianer

---

[1]) Als Cortez nach Mexiko unter Segel ging, bestand sein Heer aus 508 Soldaten: dazu 109 Matrosen und Arbeiter, die sich an Bord befanden. Bloß 13 Soldaten hatten Arkebusen, 32 waren mit Arbaleten bewaffnet. Pferde zählte man 16. Die Artillerie bestand aus 10 kleinen Feldgeschützen und 4 Falconnetten. Später erhielt er einige Verstärkung. Nachdem Narvaez, welcher den eifersüchtigen Velasquez von Cuba abgeschickt hatte, um sich seiner Person zu bemächtigen, geschlagen, und dessen Soldaten mit ihm vereinigt waren, wurden seine Streitkräfte verdoppelt. Ehe er die Belagerung Mexiko's begann, musterte er seine europäischen Truppen: es waren 86 Reiter, 118 Arbaletriers und Schützen, 700 Fußgänger mit Degen und Schild, nebst 3 großen eisernen Geschützen, 15 kleineren von Erz und 10 Zentnern Pulver. Die mexikanischen Heere dagegen waren so zahlreich, als die europäischen unserer Tage.

[2]) Die Hinrichtung Quatimozins oder Guanhtemotzins und der Kaziken von Tezcuco und Tlucopan im Jahre 1525. Sie wurde motivirt durch eine angebliche Verschwörung während einer Expedition, auf welcher Cortez sie in seinem Gefolge mit sich führte.

geachtet und schnell erweitert wurden, sich zu weichlich anließ. Mexiko allein war so viel werth, als alle spanischen Kolonien zusammen. Allerdings fehlt es nicht an Gräueln in den Annalen der Kolonisation Mexiko's. Aber wo ist ein Volk, dessen Annalen rein wären? Ehe wir ein so unbarmherziges Anathem auf die Spanier und das Madrider Kabinet schleudern, müssen wir uns erinnern, daß damals alle Völker Europas sich durch Frevel besudelten nicht allein gegen Fremde, gegen Barbaren, sondern gegen ihre Mitbürger. Die Bartholomäushochzeit ist ein halbes Jahrhundert später, als die Eroberung Mexiko's. Bis zu Cromwell's Metzeleyen in Irland verging ein Jahrhundert. Und kaum sind vierzig Jahre vorüber, seit wir Franzosen, die wir uns das fein gebildetste Volk der Welt zu seyn rühmen, durch Guillotine, Füsilladen und Noyaden diejenigen unserer Edelleute und Priester, die nicht geflohen, und mit ihnen die Elite des Bürgerstandes hingerichtet haben.«

Die strengen Beurtheiler der Conquistadores setzen voraus, daß diese hätten Philanthropen und Philosophen seyn können. Nun, wären sie Philanthropen gewesen, oder etwas Anderes, als rauhe Kriegsmänner, so hätten sie nie eine Eroberung gemacht. Als Philosophen hätten sie die Indianer nicht zum Christenthume bekehrt, noch weniger sie in den philosophischen Kreis eingeführt. Philosophie und Philanthropie hatten aber damals noch nicht ihr Licht aufgesteckt. Die Philosophie erregt Zweifel und Bedenklichkeiten, die allerdings ehrenwerth sind, allein das thatkräftige Leben befaßt sich damit nicht. Sie ist Sache des Begriffsmenschen, nicht des praktischen Mannes, welcher Großes zu vollbringen, Hindernisse zu besiegen hat. Sie paßt für die ernsten Richter der Vergangenheit, nicht für die kühnen Baumeister der Zukunft, nicht für die Schöpfer dauernder Verfassungen und Gesellschaften. Ich will die Philanthropie nicht schmälern, ich erkenne sie vielmehr als sehr achtbar. Doch ist sie nur eine sehr matte, farblose Kopie der christlichen Liebe. Sie ist die Liebe derjenigen, die keine haben, gleichwie die Philosophie die Religion derer, die ihre Religion verloren haben. Sie hat dem Armen Sparsuppen gegeben, die ihn nicht Hungers sterben, aber auch nicht leben lassen. Sie hat Modelle von Gefängnissen ersonnen, wo die Verbrecher sehr anständig gehalten werden, die Banditen einen besseren Tisch führen, als ehrliche Bauern und Taglöhner daheim; aber die Quelle des Verbrechens verstopft sie nicht. Sie übertüncht die Gräber, aber sie weckt keinen Lazarus und erlöst Niemand. Statt der Philosophie trugen die Spanier einen starken Glauben in sich, der oft blind war, der ihnen aber die begeisterte Kraft verlieh zu wundervollen Thaten.

Statt der Philanthropie hatten die meisten von ihnen brennende Leidenschaften, einen unersättlichen Ehr- und Geldgeiz; aber sie waren ihrem Anführer ergeben, und seine energische Hand zähmte ihre unbändigen Lüste. Das Andenken an eine großmüthige Königin [1]), die Beschützerin des Columbus und der armen Indianer, fachte die im Kriegsfeuer erstickte Liebe in den Gemüthern wieder an. Zur Seite der Soldaten des Cortez und über ihnen hielt sich eine wachsame Geistlichkeit [2]), welche von den Verunglimpfern des Katholicismus unwürdig gelästert worden ist: Sie trat stets mit dem Kreuze zwischen die Sieger und die Besiegten. Treu den letzten Wünschen der sterbenden Isabella war der spanische Hof unermüdlich in seinen Bestrebungen, die Klasse der Indianer der Sclaverey zu entziehen, die von den Zeiten der Azteken her auf ihnen lastete, und die die meisten Eroberer gern beybehalten hätten. Einer seiner Räthe, der in den indianischen Angelegenheiten am meisten vermochte, war der Anwalt der Indianer, der tugendhafte Las-Casas. Nach der Eroberung errichtete man eine Art Feudalsystem, das nicht militärisch, sondern landwirthschaftlich, und für die indianischen Bevölkerungen eine erste Garantie war. Einmal an die Scholle gefesselt, hatte jeder Indianer nur Einen Herrn, zuvor hatte er deren tausend. Die Grundherren (encomenderos) erbauten sich keine Geyersnester, wie die Barone des Mittelalters, sondern legten Haciendas [3]) oder große Meierhöfe an. In der Nach-

[1]) Die Königin Isabella vermachte in ihrem Testamente den Indianern die Freyheit. Diese Prinzessin hatte sich gegen sie stets von edlen und evangelischen Gesinnungen beseelt gezeigt.

[2]) Eine neuere Thatsache beweist, wie sehr Geistlichkeit und Indianer unter einander verbunden waren. Die ersten Soldaten des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1810 waren Indianer, und ihr Oberanführer der Pfarrer Hidalgo. Nach seinem Tode war ein anderer Pfarrer, Morelos, sein Nachfolger im Commando.

[3]) Diese ungeheuern Anlagen, wozu die ausgedehntesten Gutsbesitzungen gehören, begreifen ein geräumiges Wohnhaus, Wirthschaftsgebäude im größten Maßstabe, und insgemein auch eine Kirche mit Kuppel und Glockenthurm. Sie sind stets umgeben von einer dicken Mauer, die mit Schießscharten und oft mit Zinnen versehen ist, wie die syrischen Klöster. So ist man gegen Ueberfälle geschützt. Aber dieß sind keine festen Schlösser. Was sie Militärisches haben, ist defensiv. Es war nach der Eroberung sehr klug, solche Bauten aufzuführen, und dieser Brauch ist geblieben. Die Indianer, welche die Hacienda anpflanzen, wohnen nicht innerhalb des Umkreises; dieser ist der Familie des Gutsherrn und seiner eigentlichen Dienerschaft vorbehalten. Die Bauern haben ihre Häuschen von sonnegetrocknetem Lehm längs der Außenseite der Ringmauern.

barschaft jeder Hacienda, oder selbst in ihrem Inneren, war und ist, wie bey uns weiland bey jedem Schloß, ein Kloster und eine Kirche, das Asyl des armen rothhäutigen Landmannes. Durch Verfügung des spanischen Hofes erloschen die Lehen bald, und wurden nicht erneut. Die Indianer wurden reif erachtet für eine stärkere Gabe von Freyheit, und berufen, sie zu genießen. Sie gehörten sich selbst an. Sie bekamen je länger je mehr freye Gewalt über ihre Person und Bewegungen: denn auch die Minenarbeit [1]) wurde allmälich völlig frey. In vielen Beziehungen hielt sie zwar das Gesetz noch unter Vormundschaft, aber darin lag nur die Anerkennung einer Thatsache: Die Indianer waren wirklich noch nicht so weit, daß sie das Gewicht einer gänzlichen Unabhängigkeit tragen konnten, daher waren sie für unfähig erklärt, ohne Vermittlung eines Vormundes Verbindlichkeiten von mehr als fünf Thalern [2]) einzugehen — eine Beschränkung, die in ihrem Interesse war, damit sie von den Weißen, die ihrer Unerfahrenheit beständig Fallen legten, nicht sollten übernommen werden. In dieser halbfreyen Lage wurden sie noch zur Entrichtung des Tributs angehalten, dafür fielen aber mehrere Taxen für sie weg: sie bezahlten keine Acavala [3])

[1]) Von der Zwangsarbeit in den Bergwerken (mita), sagt schon Humboldt im Jahre 1803, existirt keine Spur mehr. Der Indianer, der mit einem Minenbesitzer unzufrieden ist, kann seine Arbeit einem anderen anbieten, der regelmäßiger oder baar zahlt. Die Zahl der bey diesen unterirdischen Arbeiten beschäftigten Personen, die in mehrere Klassen abgetheilt sind, beträgt 30,000, fast $1/100$ der Bevölkerung.

[2]) Die Weißen suchten die Gläubiger der Indianer zu werden, um ein Recht auf ihre Arbeit zu bekommen, und unter dem Vorwande, daß sie zahlungsunfähige Schuldner seyen. Ein Maulthier, einen Sattel oder Mantel an einen Indianer verkaufen, war in diesem Betrugssysteme so viel, als den Indianer selbst kaufen. Die Habsucht einiger Corregidores hatte diesen Handel sehr vervollkommnet: sie zwangen die Indianer zu kaufen, und so ihre Schuldner zu werden. Diese schändlichen Kontrakte hießen Repartimientos.

[3]) Eine Verbrauchssteuer, welche die Weißen und Mestizen zahlten: sie betrug 14 Prozent. Der Tribut oder die Kopfsteuer der Indianer betrug anfänglich jährlich 23 Fr., später wurde er auf 15, und in einigen Provinzen auf 5 herabgesetzt. In dem größeren Theile von Mexiko betrug er 11. Jedes männliche Individuum von 10 bis 50 Jahren hatte diese Abgabe zu leisten. Seit der Revolution hat die Kopfsteuer aufgehört, und die Indianer sind den gemeinsamen Lasten unterworfen, wobey sie nicht gewonnen haben. Außerdem hatten sie kirchliche Taxen zu bezahlen, während des Lebens etwa 90 Franken, bey der Beerdigung allein 32.

mehr. Ungeachtet dieser und vieler anderen Weisungen, die der Madrider Hof beständig gab, und auf deren Beobachtung die Geistlichkeit, die Gerichte und die Intendanten der Provinzen zu sehen hatten, blieb der Zustand der Masse freylich noch elend genug, aber er war's früher nicht minder, und selbst nicht in höherem Grade, als in vielen Provinzen das Loos unserer Bauern, und in geringerem Grade, als in diesem Augenblicke dasjenige der Hälfte der Bewohner Irlands ist. Eine sehr große Zahl von ihnen gelangte zum Besitze von Grundeigenthum. Humboldt gedenkt unter andern einer alten Frau, welche zu Cholala während seines Verweilens in dieser Stadt starb, und ihren Kindern Magneyfelder im Werthe von 300,000 Fr. hinterließ, und so mehrerer tributpflichtigen indianischen Familien, die 800,000 bis 1,000,000 im Vermögen hatten. Wenn also die Oligarchen, die Häupter der aztekischen Feudalität, bey der Eroberung viel verloren, weil solches im gleichen Falle jeder Aristokratie zu begegnen pflegt, weil die Eroberung immer die Einsetzung einer neuen Aristokratie mit sich bringt, so hat die Masse der Bevölkerung in Hinsicht auf Intelligenz und Moralität, Freyheit und Wohlseyn unstreitig gewonnen. Die Religion ist der Regulator der Empfindungen und der Sitten. Die Indianer hatten einen blutigen Glauben, die Spanier waren Christen. Oft waren sie gewaltsame Bekehrer; aber ich fühle nicht den Muth in mir, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen. Für die Indianer im Ganzen hätte eine Bekehrung auf dem Wege der Vernunft nicht gepaßt: sie waren Leute, die das Christenthum durch Autorität empfangen mußten. Auch gestehe ich, daß ich Cortez nicht des Vandalismus zeihen kann, weil er die Götzenbilder zertrümmern, die bluttriefenden Tempel zerstören, und das Kreuz Christi, das Symbol einer Religion des Friedens und der Liebe, an ihre Stelle setzen ließ. Das ist allerdings ein großes Unglück für die Alterthümler, aber es war ein großes Glück für die Indianer, welche der Anblick ihrer geheiligten Gebäude unaufhörlich zu dem entsetzlichen Kultus ihrer Väter *) zurückgerufen hätte. Durch das Christenthum wurden die Indianer in die Rechte und Pflichten der Familie eingeweiht, wie wir sie verstehen, und wir fügen keck hinzu — der Freyheit! Man muß es sagen zum Ruhme des Kabinets von Madrid —

*) Die kleine Zahl Tempel, die der von Cortez befohlenen Zerstörung entgingen, weil sie in Wäldern oder Bergschluchten verborgen liegen, blieben, bis man sie entdeckte und niederriß, Sammelplätze, wo die Indianer der Nachbarschaft insgeheim noch ihren alten Götzendienst trieben, und selbst Menschen opferten.

es wußte durch weise und einfache Mittel in Mexiko den Katholicismus fest einzupflanzen. Die Indianer waren ursprünglich in eifersüchtige, von gegenseitigem Haß erfüllte Völkerschaften getheilt. Die Spanier vereinigten sie in eine Nationalgemeinde, und bewirkten, daß sie als gute Nachbarn zusammen lebten. Sie unterrichteten sie in den Künsten, so wie sie deren selbst kundig waren. Sie bedeckten das Land mit monumentalen Städten, trotz der schönsten Europa's. Sie öffneten den Eingebornen den Schooß der Geistlichkeit, d. h. der einflußreichsten Körperschaft des Landes. Viele Pfarrer sind Indianer. Mehrere von Cortez's Gefährten, selbst einige seiner unerschrockensten Offiziere, hielten es nicht unter ihrer Würde, mexikanische Frauen *) in rechtmäßiger Ehe heimzuführen. Kann man besser beweisen, daß der edelmüthige Gedanke der Königin Isabella obsiegte über die natürliche Heftigkeit der ersten Eroberer? Sogar gegen die einheimische Aristokratie war man nicht unerbittlich. Alle Mitglieder derselben, die sich dem König von Spanien unterwarfen, und Christen wurden, behielten ihr Eigenthum und ihre Rechtstitel. In Mexiko wie in allen spanischen Besitzungen wurde der indianische dem castilischen Adel beygesellt. Besondere Erziehungsanstalten wurden zu seinem Besten errichtet. Die Kaziken der verbündeten Völkerschaften behielten gleichfalls ihre Privilegien: ja, man ließ ihnen deren gar zu viel; denn sie fuhren fort, ihre Stämme auszubeuten, und zwar erlaubten sie sich hierbey ein härteres Verfahren, als spanische Grundherren. Nur gegen die Priester (teopixqui) war man unnachsichtig. Sie wurden auf den Plattformen ihrer Tempel geschlachtet. In den Augen der Spanier war dieß nur die Strafe der Wiedervergeltung gegen Mörder: man befreyte die Erde von den Fröhnern des Satans; man zeigte den Völkern, die man dem Heidenthume entriß, was ihrer warte, wenn sie rückfällig würden. Mit Einem Worte — ich glaube, daß sich darthun läßt, daß das spanische Kabinet die ganze Ausdehnung seiner Pflichten in der neuen Welt begriff, daß es in der Erziehung der Indianer weise und sicher vorschritt, daß es die Eroberung verstand, wie der römische Senat, daß es das höchste Unrecht wäre gegen die spanische Nation, wenn man sie nach dem entarteten Spanien des neunzehnten Jahrhunderts beurtheilen wollte.«

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Mehrere dieser Frauen waren Witwen mexikanischer Fürsten, die während des Krieges umgekommen waren. Sie brachten ihren spanischen Gatten beträchtliche Heiratsgüter zu. Die Spoliation kann mithin nicht systematisch gewesen seyn.

Art. V. Lehrbuch der Statik. Von A. F. Möbius, Professor der Astronomie zu Leipzig. Zwey Theile. Leipzig, bey Göschen, 1837.

Diese Schrift gehört ohne Zweifel zu den vorzüglichsten, welche wir über diesen Gegenstand besitzen, und der Verfasser derselben, schon durch mehrere andere Werke als einer unserer besten Mathematiker bekannt, hat sich durch das gegenwärtige neue Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Leser erworben. Die erste Veranlassung dazu gab ihm Poinsot's bekannte Elémens de Statique, wo die Bedingungsgleichungen der Statik aus den sogenannten Kräftenpaaren (couples des forces) auf eine eben so einfache als sinnreiche Weise entwickelt werden. Unser Verf., von dieser eleganten Darstellung der Wissenschaft in Anspruch genommen, suchte die in Poinsot's Werke aufgestellte Ansicht zu erweitern, und mit eigenen Zusätzen und Erfindungen zu vermehren, und dadurch dem gegenwärtigen Werke die Entstehung zu geben, in welchem er die einzelnen Lehren der Statik theils vervollständigt, theils auf eine systematischere Weise, als bisher, geordnet hat. Uebrigens wurden mehrere der hier als integrirende Theile des Ganzen erscheinenden Untersuchungen von dem Verf. schon früher in Crelle's mathematischem Journal bekannt gemacht, wo sie die Aufmerksamkeit der Leser in hohem Grade und zugleich den allgemeinen Wunsch erregten, diese zerstreuten Aufsätze bald zu einem systematischen Ganzen geordnet zu erblicken.

Die von dem Verf. hier gebrauchte Methode des Vortrags ist vorzugsweise die synthetische, obschon die analytische dort, wo sie hinzugehören schien, keineswegs zur Seite gestellt wurde. Mit Recht, wie uns däucht, weil bey Untersuchungen, welche räumliche Gegenstände betreffen, die geometrische Betrachtung der Sache die natürliche, also auch die angemessenste ist, während bey einer analytischen Behandlung, wenn sie auch die eleganteste wäre, der eigentliche Gegenstand sich hinter fremdartige Zeichen verbirgt, und damit der unmittelbaren Anschauung durch das Auge verloren geht.

Diese Tendenz der Schrift, alle Lehrsätze, wo möglich, auf geometrische Constructionen zurückzuführen, brachte den Verf. auf die interessante Entdeckung eines bisher wenigstens nicht in diesem Grade geahnten Zusammenhangs der Geometrie und der Statik, von welchen Wissenschaften die zweyte nicht bloß die Hülfe der ersten, wie bisher bekannt, unumgänglich bedarf, sondern auch umgekehrt, die Geometrie selbst wieder von der Statik bereichert und mit neuen Theoremen versorgt wird, gleichsam zum Lohne für die Hülfe, welche die Statik früher von

der Geometrie erhalten hat. Zuweilen haben sogar, wie der Verf. in seiner Vorrede sagt, Statik und Geometrie einen ganz gemeinschaftlichen Zweck, indem sie nur in Hinsicht der zu diesem Zwecke führenden Mittel von einander abweichen. Als Beyspiel hierzu wird die schöne Untersuchung gegeben (Vol. II. Cap. IV), in wie viel Punkten zwey oder mehrere Körper einander berühren müssen, wenn ihre gegenseitige Lage unveränderlich bleiben soll. Die hier entwickelten Theoreme werden daselbst §. 243 auf krumme Linien von einfacher oder doppelter Krümmung angewendet, §. 245 auf Polyeder, §. 246 auf Systeme zusammenhängender Polygone u. s. Diese und ähnliche Untersuchungen können eben sowohl mit Hülfe statischer, als auch rein geometrischer Prinzipien angestellt werden.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Theile, die eben so viele Bände bilden. Der erste enthält (auf 355 Seiten in 8.) das Gleichgewicht an einem einzigen, und der zweyte (auf 313 Seiten) das Gleichgewicht an mehreren mit einander verbundenen Körpern.

Poinsot trägt in seinem oben erwähnten Werke die schöne Theorie seiner Kräftenpaare erst nach der Zusammensetzung der auf einen Punkt wirkenden Kräfte vor. Unser Verf. aber entwickelt diese Theorie unmittelbar aus den allgemeinsten Sätzen des Gleichgewichts, woraus sich dann die Zusammensetzung der Kräfte sehr kurz und einfach vortragen läßt, so wie auch aus der Theorie der Paare die bekannten sechs Fundamentalgleichungen der Statik sofort folgen, die für das Gleichgewicht zwischen Kräfte gehören, die nach beliebigen Richtungen im Raume auf einen frey beweglichen Körper wirken. Sind aber diese sechs Gleichungen bekannt, so bilden bekanntlich die drey Bedingungsgleichungen für solche Kräfte, die sämmtlich in einer Ebene liegen, nur einen speziellen Fall des vorhergehenden allgemeinen Theorems.

Dieß ist ohne Zweifel der kürzeste und angemessenste Weg, zur Auflösung dieser Hauptaufgabe der Statik zu gelangen. Wenn es aber auch wahr ist, daß die allgemeinste Auflösung eines Problems zugleich die beste und meistens auch die einfachste und kürzeste ist, so schien es dem Verf. doch angemessener, in einem dem ersten Studium einer Wissenschaft bestimmten Werke nicht unmittelbar zu dem allgemeinsten überzugehen, besonders wenn dabey, nach seiner bereits oben ausgesprochenen Ansicht, auch die geometrische Construction und die graphische Anschauung berücksichtigt werden sollte, so daß er es daher vorgezogen hat, zuerst die Theorie der in einer Ebene liegenden Kräfte abzuhan-

deln, und dann erst den bereits vorbereiteten Leser zur Theorie der räumlichen Kräfte überzuführen.

Im sechsten Kapitel des ersten Theils behandelt der Verfasser das Problem: Unter welchen Bedingungen und auf welche Weise können, aus den Momenten eines Systems für eine Anzahl von Axen, die Momente für noch andere Axen gefunden werden. Er beantwortet diese Frage in ihrer größten Allgemeinheit, und gewinnt Resultate, die bisher, einige wenige spezielle Fragen ausgenommen, noch gänzlich unbekannt waren. Nicht minder interessant ist seine Deduction des Mittelpuncts der parallelen Kräfte, sowohl an sich, als vorzüglich in ihrer Fortleitung auf Systeme von nicht parallelen Kräften, wo wieder ganz neue Resultate gewonnen werden, die der Art zu seyn scheinen, daß sie zu ferneren fruchtreichen Untersuchungen den Weg bahnen. Besonders reichhaltig ist im neunten Kapitel die Lehre von der Sicherheit des Gleichgewichts vorgetragen, die in allen bisherigen Lehrbüchern der Statik noch durchaus sehr mangelhaft erscheint. Der Verf. hatte die sehr glückliche Idee, diesen Gegenstand mit der Lehre von den größten und kleinsten Werthen einer Function in Verbindung zu bringen, eine Verbindung, die so einfach und natürlich ist, und doch bisher noch von Niemand gefunden wurde. Auf eine sehr sinnreiche Weise entwickelt er diejenige Function, die beym Gleichgewichte einen solchen größten oder kleinsten Werth gibt, und deren zweytes Differential zugleich die Merkmale für die Sicherheit oder Unsicherheit des Gleichgewichts anzeigt, während das erste Differential derselben Function für die Existenz des Gleichgewichts überhaupt gleich Null seyn muß.

Der zweyte Theil handelt von dem Gleichgewichte mehrerer unter sich verbundener Körper, ein in unseren statischen Schriften noch sehr dürftig bebautes Feld, da man in derselben meistens nur einige isolirte Beyspiele darüber antrifft. Der Verf. suchte diesen interessanten und schwierigen Gegenstand umständlich und mit möglichster Schärfe und Allgemeinheit zu entwickeln. An diese Entwicklung knüpfte sich dann gleichsam von selbst ein allgemeiner Beweis für das Prinzip der virtuellen Geschwindigkeiten. Im vierten Kapitel werden diejenigen Systeme von unter sich verbundenen Körpern betrachtet, von welchen jeder für sich frey beweglich ist, jedoch keine gegenseitige Beweglichkeit hat, so daß durch die Befestigung eines einzigen dieser Körper auch sofort das ganze System fest oder unbeweglich gemacht wird. Von diesen Betrachtungen wird, im fünften Kapitel, zu derjenigen Verbindungsart der Körper eines Systems übergegangen, wo aus der früheren Unbeweglichkeit eine unendlich kleine Be-

weglichkeit entsteht, wobey der Verf. zugleich Gelegenheit nimmt, seine Methode über die Bestimmung der Maxima und Minima gegebener geometrischer Figuren zu entwickeln. Diese Uebergänge von statischen Untersuchungen auf rein geometrische sind überhaupt sehr häufig in dieser Schrift, und sie geben derselben einen eigenen Ton, einen besonderen Reiz, der dieses Werk vor allen anderen über diesen Gegenstand gleichsam charakteristisch unterscheidet. Das sechste Kapitel handelt von dem Gleichgewichte an Ketten und biegsamen Fäden, die an ihren beyden Endpuncten befestigt oder über eine feste Fläche gelegt sind. Hier wird die Größe und Richtung der Spannung, der Druck auf die Fläche bestimmt, und dann der Fall untersucht, wenn entweder die Fläche, auf welcher der Faden liegt, beweglich ist, oder wenn der auf einer festen Fläche liegende Faden selbst sich bewegen kann. Den Schluß dieses Kapitels macht eine umständliche Discussion der Kettenlinie. Besonders interessant und, so viel wir wissen, ganz neu sind die Analogien, welche der Verf. im siebenten Kapitel zwischen dem Gleichgewichte an einem biegsamen Faden und der Bewegung eines freyen Punktes aufgestellt hat. Um dieses deutlicher zu machen, wählen wir nur eines der von dem Verf. (II. S. 227) gegebenen Beyspiele. — Jeder Planet bewegt sich bekanntlich in einer Ellipse, deren einen Brennpunkt die Sonne einnimmt, und zwar so, daß die von der Sonne zu dem Planeten gezogene gerade Linie in gleichen Zeiten gleiche Flächen der Ellipse beschreibt, woraus Newton folgerte, daß die Sonne den Planeten mit einer Kraft anzieht, die dem Quadrate der Entfernung verkehrt proportional ist. — Aus diesem Theoreme der Astronomie leitet der Verf. folgendes statistische Theorem ab: »Hat ein in sich zurücklaufender Faden eine elliptische Form, und ist die Masse jedes seiner Elemente der Fläche proportional, die von diesem Elemente und den von seinen zwey Endpuncten nach dem einen Brennpuncte der Ellipse gezogenen Geraden begrenzt wird, und wirkt ferner abwärts von diesem Brennpuncte auf jedes Element des Fadens eine Kraft, die sich verkehrt wie das Quadrat der Entfernung des Elements vom Brennpuncte verhält, so herrscht Gleichgewicht unter allen Elementen dieses Fadens, und die Spannung desselben in jedem seiner Puncte ist umgekehrt dem Lothe proportional, welches auf die Tangente der Ellipse in jenem Puncte gefällt wird. Die Spannung in diesem zweyten Theorem ist nämlich der Geschwindigkeit des Planeten in dem ersten analog.

Dieses Aufsuchen analoger Verhältnisse, diese Zusammenstellungen von scheinbar so verschiedenen Dingen sind nicht nur an sich schon in hohem Grade interessant, sondern sie sind auch

sehr geeignet, die Begriffe zu erweitern, und dadurch der Wissenschaft selbst eine neue Gestalt zu geben. Die gegenwärtige Schrift enthält viele solche Anzeigen und Lichtpuncte, solche Fermenta cogitationis, wie sie Kepler nannte, die nur auf ein glückliches Auffassen und Weiterführen warten, um uns für die Statik und Mechanik sowohl, als auch für die Geometrie selbst neue Bahnen und bisher ganz ungeahnete Aussichten zu eröffnen. Wenn es wahr ist, daß man ein gutes Buch an seinem Inhalt erkennt, so ist es nicht minder wahr, daß man die besten, wenigstens die fruchtbarsten und einflußreichsten, nicht sowohl an dem erkennt, was der Autor desselben sagt, sondern vielmehr an dem, was er bloß andeutet, und seinen Lesern weiter auszudenken und fortzuführen überläßt. Allerdings muß ein auf den Ehrennamen eines guten Anspruch machendes Werk sich nicht bloß durch eine treffende Zusammenstellung schon bekannter, sondern auch durch eigene, bisher noch nicht gekannte Ideen auszeichnen, aber von den Gedanken, die dem Geiste, während es in ihm gährt und glüht, zuströmen, können nicht alle ausgeführt werden, da vielmehr der wahrhaft gute Kopf gerade daran vorzüglich erkannt wird, daß er auf den kürzesten Weg auf sein Ziel losgeht, und sich von allen störenden Neben-Ideen, die den Schwachen so oft beirren, nicht aufhalten läßt. Aber was nicht ausgeführt wird, kann doch angeführt oder angedeutet, und als Stoff zu künftigen Arbeiten für sich selbst oder für andere niedergelegt werden, und diese Winke sind es, die den eigentlichen Werth eines Buches für die Folgezeit bestimmen, da sie allein es sind, die dem denkenden Leser immer neuen Stoff zum Selbstdenken, also auch zum Selbsterfinden darbieten. Die meisten dieser Winke sind aber auf Analogie, auf die Entdeckung einer gewissen inneren Verwandtschaft der Ideen gegründet, auf ein sinnreiches, oft auch nur witziges Zusammenstellen von Dingen, die für den gewöhnlichen Menschen oft hundert Meilen von einander liegen, während sie in dem Kopfe des anderen ganz nahe bey einander wohnen, und auch nur von ihm in ihrer Verwandtschaft erkannt werden. Ist doch beynahe alles, was die Menschen wissen, auf diesem Wege der Analogie und der Induction gefunden worden. Die gemeinsten sogenannten menschlichen Wahrheiten, so wie die meisten unserer schönsten und fruchtbarsten Entdeckungen, selbst die mathematischen nicht ausgenommen, sind aus dieser Quelle entsprungen. Man hat ohne Zweifel gleich im Anfange unserer Algebra gefunden, daß das Product von a^m und a^n gleich a^{m+n} ist, so lange m und n ganze und positive Zahlen bezeichnen. Allein dieser einfache Satz brachte später einen talentvollen Kopf auf den Einfall, zuzusehen,

wie sich die Sache verhalte, wenn m und n auch gebrochene oder negative Zahlen sind, und diesem Einfall verdankt man die ganze schöne und fruchtbare Theorie der Exponentialgrößen, die unmittelbar zu der Entdeckung der Logarithmen führten, die beyde der mathematischen Analyse eine neue Gestalt gegeben haben, und von welchen die letzte besonders zu den nützlichsten und wichtigsten gehört, die der menschliche Geist gemacht hat, und deren er sich um so mehr rühmen darf, da er sie nicht dem Zufalle oder einer äußeren Einwirkung, sondern da er sie allein sich selbst verdankt. Dieselbe Erweiterung eines anfangs sehr beschränkten Begriffs durch Analogie oder Induction leitete den unsterblichen Newton auf die allgemeine Entwicklung des Binoms, die von den wichtigsten Folgen für die Entdeckung der Differentialrechnung, ja für die mathematischen Wissenschaften überhaupt geworden ist. Ein anderer, ähnlicher Versuch, die Quadratwurzeln auch der negativen Größen näher kennen zu lernen, führte auf die Rechnung mit imaginären Größen, und auf die früher nicht geahnete Verbindung der Logarithmen mit den trigonometrischen Functionen, wodurch die Grenzen der mathematischen Analysis bedeutend erweitert worden sind.

Dieß ist zugleich die Ursache, ich will es lieber hier bey dieser vielleicht unschicklichen Gelegenheit bekennen, als noch ferner verschweigen, warum ich es immer sehr tadelnswerth gefunden habe, diese Beweisart aus dem Gebiete der Mathematik beynahe gänzlich zu verweisen, und bey der Bildung unserer Jugend in den öffentlichen Lehranstalten so karg und selten anzuwenden. Warum sollen wir dieses Mittel, dem wir so viel, dem wir beynahe alles verdanken, nicht auch in jener Wissenschaft, nicht auch in allen Wissenschaften überhaupt anwenden können? — Warum soll die Facultät, die bey allen unseren geistigen Operationen am thätigsten und fruchtbarsten ist, fortan gebunden und in ihrer Wirksamkeit gehemmt werden? Durch ein so zweckwidriges Verfahren würde man die falschen Vorwürfe nur bestätigen, die man mit so viel Unrecht der Mathematik als Bildungsmittel schon so oft und erst in den neuesten Zeiten wieder (durch Brougham und andere, die ihm nachbeten) gemacht hat, daß sie den Verstand für andere Denkweisen leer lasse, und ihm eine, für alle übrigen Gegenstände ungeeignete, mithin falsche Richtung gebe. Denn gewiß wurden alle unsere Kenntnisse, welcher Art sie auch seyn mögen, nicht durch jene lange, wohlgegliederte Kette von schulgerechten Schlüssen, wie sie z. B. die Geometrie des Euklides aufstellt, entdeckt; sondern diese Schlüsse sind erst später, nachdem die Sache selbst schon längst bekannt war, hinzugefügt worden. Man gedenke nur der Erfindung des Fernrohrs, und der

langen Zeit, die es brauchte, bis dieser Erfindung die Erklärung, die Theorie derselben folgen konnte. Wo wäre wohl der menschliche Geist, auch der eines Newton nicht ausgenommen, der die Entdeckung des Fernrohrs, nicht durch einen blinden Zufall, wie sie wirklich gemacht wurde, sondern ohne alle äußere Veranlassung, durch eine bloße Reihe von Schlüssen finden könnte! — Da nun aber auf diese Weise vielleicht keine einzige unserer Entdeckungen gemacht worden ist, warum sollten sie dennoch alle nur auf diese Weise vorgetragen werden?

Ich besorge nicht, mißverstanden zu werden, da ich weit entfernt bin, der Seichtigkeit das Wort zu reden, oder der sogenannten strengen Beweisart da, wo sie hingehört, ihren hohen Werth zu bestreiten. Sind doch alle menschlichen Dinge, auch die besten, an ihre Zeit, an ihren Ort gebunden.— Ich kenne Lehrer, sonst sehr achtungswerthe Männer, die Newton's Binom lieber gar nicht vortragen, weil sie es, auf elementarem Wege, für alle Fälle nicht scharf genug beweisen können. Soll aber der Anfänger dieses eben so nützliche als wichtige Theorem nicht gebrauchen, nicht einmal kennen lernen, bloß weil er es jetzt noch nicht mit der äußersten Schärfe demonstriren kann, da er doch bald genug, wenn er nur ruhig weiter geht, diesen Beweis in der Differentialrechnung finden wird. Soll er, wenn er nun durch tausend und aber tausend Beyspiele gesehen hat, daß dieselbe Entwicklung, die früher nur für ganze und positive Zahlen gefunden war, nun auch für gebrochene und negative Exponenten gelte, soll wohl ein gut organisirter Kopf nach allen diesen Proben, noch an der Sache selbst zweifeln können? — Dann mag er immerhin auch daran zweifeln, daß alle Körper schwer sind, oder daß die Sonne mit jedem neuen Tage auch in der Folge wieder auf- und untergehen wird; denn auch diese sogenannten unbestrittenen und unbestreitbaren Wahrheiten sind ihm nur auf demselben Wege, auf dem Wege der Induction, bekannt geworden. Ganz anders dachte über denselben Gegenstand d'Alembert, einer der ersten und erfindungsreichsten Geometer des verflossenen Jahrhunderts. Denn als ihn ein junger, talentvoller Mann, der kaum seine mathematischen Studien angefangen hatte, mit seinen Zweifeln und Einwürfen plagte, zu deren Widerlegung der große und vielbeschäftigte Mann weder Zeit noch Lust hatte, machte er dem Ansinnen des Jünglings mit den Worten ein Ende: **Laissez cela et croyez-moi: poursuivez toujours et la foi vous viendra.** D'Alembert zählte bey dieser lakonischen Antwort ohne Zweifel auf jenes Licht, durch welches eine Wahrheit die andere zu beleuchten pflegt, und dabey besonders auf jene Strahlen, die bey einem weiteren Vordringen in

den Wissenschaften von den späteren Sätzen auf die früheren reflectirt werden.

Im achten und letzten Kapitel endlich handelt der Verf. von dem Gleichgewichte an elastischen Fäden, und zwar zuerst von dem Gleichgewichte einer geradlinigen Reihe von Puncten, dann eines krummen, elastisch dehnbaren, eines elastisch biegsamen, und endlich eines elastisch dehnbaren Fadens. Bey dem biegsamen Faden wird S. 258 eine sehr einfache Gleichung gegeben, durch die man, nach Herschel's d. Jüng. Vorschlag, die Veränderung der Schwere an verschiedenen Puncten der Erdoberfläche mittels einer schraubenförmig gewundenen elastischen Feder bestimmen könnte, wenn anders dieses Verfahren practisch ausführbar wäre. Ueberhaupt wird dieser Gegenstand, der zu den schwierigsten in der Statik gehört, hier mit einer Sorgfalt und Präcision durchgeführt, wie man sie, der älteren nicht zu gedenken, in keinem neueren Werke über diese Wissenschaft, selbst nicht in der zweyten Auflage von Poisson's Mécanique findet, so umständlich auch der Verfasser des letzten, in so vielen Beziehungen ausgezeichneten Werkes, diese Untersuchungen zu führen gesucht hat, und dieselbe Bemerkung wird sich dem Leser, bey Vergleichung dieser beyden Schriften, auch in mehreren anderen Kapiteln aufdringen. Eine nähere Betrachtung des gegenwärtigen Werks wird ohne Zweifel jeden mit dem Gegenstande bekannten Leser zu der Ueberzeugung führen, daß dasselbe, als Lehrbuch, durch Präcision und lichtvolle Ordnung, so wie durch Vollständigkeit und Allgemeinheit der Beweisführung, sich äußerst vortheilhaft auszeichnet, und daß es zugleich, was nur von wenigen Lehrbüchern gerühmt werden kann, durch die in dem Werke häufig vorkommenden eigenen Ansichten und neuen, dem Verf. eigenthümlichen Untersuchungen, sowohl unmittelbar, als auch durch die in demselben zerstreuten Winke für weitere Forschungen, zur Erweiterung der Wissenschaft selbst wesentlich beyträgt.

J. J. v. Littrow.

Art. VI. Literarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Carl August Böttiger's handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von C. W. Böttiger, Hofrath und Professor zu Erlangen. Erstes Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1838. 8. 283 S.

Der Herausgeber sagt in dem Vorworte und in der Einleitung zu diesem, in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Werke: »In einer Zeit, welche fast eben so thätig im Wiedervergegenwärtigen des Alten, als im Hervorbringen des Neuen ist; wo frühere literarische Zustände und Heroen mit um so größerer

Sorgfalt analysirt werden, je mehr die neueren in ihnen wurzeln und gleichsam Nahrungssäfte suchen, werden wohl auch diese Beyträge, wo nicht ihre Rechtfertigung, doch ihre Entschuldigung finden.«

Eine nähere Betrachtung wird zeigen, daß der Herausgeber einerseits weder auf Rechtfertigung noch Entschuldigung irgend eines besser Gesinnten und der Kunst ehrlich zugewendeten Mannes rechnen darf, indeß er in anderer Hinsicht wieder des aufrichtigsten und herzlichsten Dankes jener Männer gewiß seyn kann.

Die Mittheilungen sind geschöpft aus dem literarisch-handschriftlichen Nachlasse Carl August Böttiger's, der, wie bekannt, mit den meisten darin berührten Personen in persönlichen oder literarischen Verhältnissen stand, und dem auch die Fähigkeit für Auffassungen und Mittheilungen solcher Art, wie sie in dem zu besprechenden Buche vorkommen, nicht abgestritten werden kann.

Es muß nothwendig bemerkt werden, daß der Herausgeber S. 2 sich äußert, sein Vater habe die Herausgabe vorgedachter Mittheilungen selbst oft beabsichtigt, indem er unter dem Namen Reliquien (?) eine solche Sammlung veranstalten wollte, wovon ihn aber leider der Tod abgehalten hat. »Leider,« setzt er hinzu, »denn mit größerer Umsicht und Kenntniß hätte C. A. Böttiger dieß selbst vollendet, und dann auch wohl noch in anderer Beziehung das Recht des Lebenden für sich gehabt.«

Wir glauben, nach der vieljährigen Bekanntschaft mit C. A. Böttiger's Werken und seinem persönlichen Charakter, mit Gewißheit behaupten zu dürfen, daß er nie so verletzende, harte, in vielfacher Hinsicht mangelhafte und unbillige Mittheilungen sich öffentlich erlaubt haben würde, und können auch dem Lebenden das Recht zu solchen Mittheilungen nicht zugestehen. Es ist uns bey dem Charakter Böttiger's, der bey tiefem Wissen und in gründlicher Gelehrsamkeit immer der Urbanität und einer fast zu geschmeidigen Galanterie beflissen war, kaum erklärbar, wie er manche, ja viele, der von seinem Sohne zur Oeffentlichkeit gebrachten Mittheilungen niederschreiben konnte, wenn es auch nur zur Erinnerung, und also zum beschränktesten Privatgebrauche gewesen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß eine hämische, ans Gemeine gränzende Verkleinerungssucht an den Tag tritt, die wir früher vergeblich im Charakter des mit vielem Rechte hochgeehrten Mannes gesucht hätten. Wenn also, unserer Meinung nach, schon das Niederschreiben solcher Dinge, wie sie in dem Buche vorkommen, um sich solche gelegentlich wieder ins Gedächtniß zu bringen, nicht gerechtfertigt werden kann, wie ist die öffentliche Mittheilung derselben zu entschuldigen.

Wahrhaftig, die Sorge des Herausgebers, ob die Mittheilungen im Sinne des Verstorbenen geschehen, eines Mannes, der wissentlich Niemanden verletzend zu nahe trat, den der Herausgeber in gewisser Beziehung mit Recht einen Mann des Friedens nennt, der nie einer Partey unbedingt huldigte, ist mehr im Recht begründet, als die Herausgabe der zum Privatgebrauche bestimmten Ansichten seines Vaters.

Der hier in Rede stehende handschriftliche Nachlaß ist doppelter Art. Er besteht, nach Aeußerung des Herausgebers S. 3, in einer nicht unbedeutenden Zahl einzelner Blätter und Bogen, auf welche Böttiger nach jedem Gespräche mit merkwürdigen Männern und Frauen theils bey sich, theils in andern Zirkeln das Wichtigste (?) des Verhandelten frisch, wie der Eindruck war, aber wenig um stylistische Feile besorgt, niederzuschreiben pflegte, wobey es ihm besonders um literarische und biographische Notizen zu thun war, eingesammelt von denen, welche die beste Auskunft darüber geben konnten. Die meisten dieser Memorabilien beziehen sich auf Weimar.

Eine andere Art handschriftlicher Aufzeichnungen findet der Herausgeber in den Reisetagebüchern, welche Böttiger, immer im Bedürfniß, sich selbst über das Durchlebte und Genossene Rechenschaft zu geben, auf den gemachten Reisen selbst oder bey kürzeren Ausflügen gleich nach der Rückkehr verfaßte. Die früheren Reisen von der Lausitz aus betreffen meist philologisch-pädagogische Gegenstände und Personen, die späteren, mehr Ausbeute gewährenden, die Ergebnisse von Betrachtungen in Halle, Dessau, Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstädt, Hamburg, Kiel, Plön, Berlin, Dresden, Wien, welche Orte wieder alle auf der Reise von Weimar aus berührt wurden.

Die vollständige Ausführung des Planes des Herausgebers soll von der Theilnahme abhängen, welche das Publikum dem ersten Bande gewährt. Der Plan geht dahin, in der ersten Lieferung die Memorabilien Böttiger's über Weimar zusammen zu stellen, in einer zweyten das Erheblichste aus Böttiger's Reisetagebüchern zu geben, so wie seine Bemerkungen über Reisende, welche Weimar oder Dresden besuchten, z. B. die Frau von Staël und Benjamin Constant, ihren Begleiter, Joh. v. Müller, Tischbein, Voß, Gentz u. A. In einem dritten Bändchen soll endlich eine Auswahl von anziehenden Briefen, Originalien an Böttiger von Goethe, Schiller, Herder, Reichard, Wieland, Knebel, Einsiedel, Schulz, Kotzebue, Klopstock, Schlözer, Fr. v. der Recke, Fernow, Meyer, Schütz, Wolf, Loder u. A. erscheinen.

In dem ersten der Aufsätze des vorliegenden Bandes: »Weimarisches Geniewesen,« geschrieben 1791, kommen folgende Mittheilungen über die, in jener und mitunter in allen Zeiten ausgezeichneten und bedeutenden Schriftsteller und Gelehrten vor.

Der eigentliche Geniedrang habe bald nach Goethe's Ankunft in Weimar und seiner Verbindung mit dem Herzoge angefangen, von allen Seiten wären Kraft- und Dranggenies nach Weimar gewallfahrtet, um auf Goethe's Flügeln auch mit zur Sonne aufzufliegen, in deren wohlthätigen Strahlen sich Jeder so schön sonnte. Glaubt man nicht schon bey diesen Worten den hämischen und neidischen Verächter und Verkleinerer des Genius und seiner Anerkennung zu hören, und ist es glaublich, daß sie von einem Manne gedacht und niedergeschrieben wurden, der sich nicht allein um der guten Sache willen, sondern auch durch Bewußtseyn und Stellung der Anerkennung des literarischen Talentes hätte freuen müssen.

Doch wir vergessen auf die charakteristischen Schilderung der Gelehrten aus jener Periode.

Die Männer, von denen gesprochen wird, sind: Lenz — Klinger — Dr. Kaufmann — Schulz — Schiller — Merk — ehrenwerthe Namen — die mehr und minder einen guten Klang in der literarischen Welt haben. Von ihnen kömmt Folgendes vor:

»Lenz, sonst der tolle Lenz genannt, kam wegen seiner Anomalien vom Vater enterbt aus Reval. In der größten Sommerhitze trug er einen blauen Sammtrock, und als er im Winter auf der Post reisete, zog er sich, während die anderen Passagiere vor Frost klapperten, baarfuß aus, weil es ihm unausstehlich heiß sey. Bey einem Hofballe setzte er einmal die ganze Noblesse in Alarm, als er sich erdreistete, uneingeführt im Ballsaale einzutreten, und ein Fräulein zur Menuette aufzuführen. Dieser Lenz hat sich in der Folge noch lange in Deutschland herumgetrieben, und solche Anfälle von Tollheit gehabt, daß er hat gebunden werden müssen (S. 13). Als Goethe nach Weimar gekommen war, vernahm Lenz seines Herrn Bruders Glückfall, und machte sich nun auch auf den Weg, sich diesem Sterne zu nahen. Er kam eines Tages zerlumpt und abgerissen in Weimar im Erbprinzen an, und schickte sogleich einen Kerl an Goethe, der dem Herzoge in einer Unpäßlichkeit Unterhaltung leistete, des Inhalts: »Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.« Sein Ansehen war äußerst lächerlich. Eine kleine, zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit (S. 18). Im Belvedere sonnte

er sich einmal, nachdem er an der Krippe gewesen war, und rief aus: Ah! mir ist so wohl, wie einer Kuhblatter (S. 19).

»Fast zu gleicher Zeit mit Lenze wanderte das Kraftgenie Klinger ein, ein roher, ungeschlachter Naturmensch. Einst sah er beym Rath Krause zum Fenster hinaus auf eine gleich unten befindliche Fleischbude. Auf einmal fing er beym Anblicke der schönen Schöpsenkeule gewaltig über die Ausartung des Menschengeschlechtes zu wehklagen an, und pries das Zeitalter, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hätten. Rath Krause fragte, ob er nicht Lust habe, zur Ehre jener Herren ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht, sagt Klinger. Man wettet, und Krause läßt augenblicklich durch seinen Bedienten ein Stück Fleisch in seiner natürlichen Sauce heraufholen. Diesen Ernst hatte Klinger nicht vermuthet, er fing an, Ausflüchte zu machen, und sagte endlich, da Krause immer dringender wurde, er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sey bloß eine poetische Phantasie gewesen« (S. 14).

»Klinger machte Trätschereyen zwischen hohen Damen, und wurde als ein Tracassier verabschiedet. Als er nach Emerdingen kam, konnte er kaum richtig schreiben (Klinger!) und rechnen, und wollte sich doch mit aller Gewalt dem Militär widmen« (S. 20).

»Nach Klinger hielt Dr. Kaufmann seinen Einzug. Im Hause des Herrn von Lynker in Irmstädt hatte er besonders mit den Weiblein zu thun. Diese Kunst übte er in der Folge auch bey der gutmüthigen Fürstin von Dessau, wo er in Frießhosen und einem Frießwamms bey Tafel erschien, und bey dem Grafen von Haugwitz in Schlesien aus« (S. 15).

»Friedrich Schulz führte der Legationsrath Bertuch zuerst mit seinem Moriz im deutschen Merkur auf. Er hatte von Dresden aus, wo er sich kümmerlich behelfen mußte, ein ganzes Packet jugendlicher Versuche an Wieland für den deutschen Merkur eingeschickt, und sich dafür weiter nichts, als ein Exemplar dieser Zeitschrift, die er sich selbst nicht schaffen könne, ausgebeten. Er ist zweymal in Weimar gewesen, und jetzt zu seinem eigenen Erstaunen Professor in Mitau« (S. 15).

»Merk, Kriegszahlmeister in Darmstadt, kam zu Pferde, mit einem ärmlichen Mantelsacke und einem einzigen Fracke angezogen, und hatte von Frankfurt bis hieher nur einen Dukaten Reiseunkosten gehabt, weil er immer nur in Fuhrmannskneipen eingestellt hatte. Er war es, der in Ettersburg Jacobi's Woldemar an einen Baum nagelte, und ein Vogelschießen darnach veranstaltete« (S. 20). »Er war mit Goethe schon früh

Cumpan und Lebebruder gewesen, ungeachtet er ungefähr sechs Jahre älter war. Er hatte einst seine Frau in flagranti mit einem Liebhaber ergriffen, und zweifelte daher an der Echtheit seiner Kinder. Weil er sich nun selbst actäonisirt wußte, begrübelte er auch die Treue aller übrigen Weiber, und streute überall, wo er nur Eheglück fand, den Samen der Zwietracht aus. Ueberhaupt fand er eine teuflische Lust darin, Leute, die sich glücklich fühlten, auf die dunkle Seite aufmerksam zu machen, und ihr Glück zu stören« (S. 21).

»Schiller arbeitet periodisch mit erschöpfender Anstrengung Tag und Nacht, wo er sich durch Kaffee munter erhält. Bey einem ihm stets vorschwebenden Ideale von Vollkommenheit arbeitet er auch sehr mühsam, und muß alles gleichsam erst aus sich herauspumpen« (S. 16). »Durch seine antikritische Triplik in der A. L. Z. auf Bürger's Antikritik hat er seinen Verdiensten den Kranz aufgesetzt« (S. 17).

Von allen Genannten heißt es (S. 22): »Damals erlaubten sich auch die Genies Alles, was ihnen beym Besuche in eines anderen Stube gefiel, geradezu einzustecken, und ohne Wissen des Besitzers zu entwenden. Man nannte es mit dem Studentenausdruck schießen. So hat Krause selbst noch ein crayonirtes Porträt von Goethe, daß er Wielanden gezeichnet hat, auf diese Weise sich zugeeignet.«

Ist es zu glauben, daß solche Mittheilungen aus dem Privatleben achtbarer Männer als Kennzeichen ihres künstlerischen Seyns, als characteristische Eigenheiten gesammelt und gedruckt werden. Ist nicht überall eine hämische Absicht, das Verdienst zu verkleinern, den geachteten Mann durch böswillig aufgesuchte Schattenzüge zu verkleinern, ersichtlich. Ist diese Ironie (der gelindeste Ausdruck) gegen den großartigen Mäcen, der die ausgezeichnetsten Literatoren des Jahrhunderts an seinen Hof zu rufen, und dadurch auf die Bildungsfortschrite seiner Zeit energisch zu wirken bemüht war, verzeihlich? Ist es nicht empörend, daß die drückenden Vermögensverhältnisse mehrerer hochachtbaren Literatoren verspottet werden? Wahrlich, diese Mittheilungen, welche nicht den mindesten Aufschluß über den Character der Männer geben, von denen sie mitgetheilt werden, noch damit in irgend einem Zusammenhange stehen, können zu nichts dienen, als jede große oder kleine literarische Celebrität mit dem bittersten Mißtrauen gegen ihre Umgebungen zu erfüllen, und jeden, der sich ähnliche Materialien gesammelt haben sollte, zu ermuntern, sie je eher je lieber ins Feuer zu werfen. Zum Ueberflusse muß noch bemerkt werden, daß die meisten dieser Mittheilungen auf das Hörensagen niedergeschrieben wurden.

Von ganz entgegengesetzter Art, wie das erste Kapitel, ist das zweyte: Ueber den Weimarischen Gelehrtenverein 1791. Es schildert jene herrliche, für Deutschland von so wohlthätigen Folgen gewesene Zeit in lebendigen und ergreifenden Zügen. Welch großartige Intention wirkte damals, welch schöne, edle Gesittung, welch eigentlich guter Ton waren zu finden. Wie entzündete sich da ein Talent am anderen, und wie reiche Ernte brachte jene Saat. Wir theilen als Beleg mit, was über die Sitzung vorkömmt, welcher Böttiger zum ersten Male beywohnte.

(Den 4. November 1791). »Diesen Abend wohnte ich zum ersten Male einer Sitzung der neuen gelehrten Gesellschaft bey, die sich jeden ersten Freytag im Monate bey der Herzogin Mutter versammelt. Diese edle Fürstin widmet alle ihre Muße den Wissenschaften und Künsten. Nichts ist ihr fremd, nichts Wissenswürdiges liegt außer ihrem Kreise. Doch ist die italienische Sprache, in die sie unsere Klassiker übersetzt, und ihren Freundinnen in Rom und Neapel zuschickt, wenn sie es vorher ihrem Bibliothekar, dem Rathe Jagemann, zur Prüfung vorgelesen hat, die Musik und die Malerey ihr Lieblingsgeschäft.«

»Ihr verdanken die ausgezeichnetsten Köpfe in Weimar einen gemeinschaftlichen Versammlungsort in ihrem Palais. Sie ist bey diesen Sitzungen selbst mit ihren zwey Hofdamen, die sie einst auch nach Italien begleiteten, gegenwärtig. Aber auch der regierende Herzog und seine Gemahlin sind aufmerksame Zuhörer. Dieß bringt übrigens bey den Anwesenden nicht den geringsten Zwang hervor.«

»Jeder sitzt, wie er zu sitzen kömmt, während das vorlesende Glied seinen Platz an einem besonderen Tische einnimmt. In der Mitte des Saales steht eine große, runde Tafel, auf welcher die mathematischen Instrumente, Zeichnungen, naturhistorischen Merkwürdigkeiten, deren Erwähnung geschehen soll, hingelegt werden. Ist nun eine Vorlesung vorbey, so steht alles auf, tritt um die Tafel herum, spricht, macht Einwürfe, hört und beantwortet die Fragen des Herzogs und der Herzogin, die nun mitten im Zirkel stehen, und nun gehts zu einer neuen Vorlesung, und jeder nimmt wieder seinen Stuhl ein. Da eine Session immer drey Stunden, von Abends 5 Uhr bis 8 Uhr, dauert, so würde ohne diese kleinen Pausen die Zunge vom Schweigen, der Körper vom Sitzen ermüden.«

»Die Ordnung der heutigen Sitzung war folgende. Der Präsident der Gesellschaft, der Geheimrath von Goethe, eröffnete sie mit fortgesetzten Betrachtungen über das Farbenprisma. Er wiederholte erst ganz kurz die Resultate dessen, was er im

ersten Hefte seiner Beyträge zur Optik weitläufiger, und durch 24 kleine illuminirte Kupfertäfelchen, die dazu ausgegeben worden, veranschaulicht hat. Die Hauptsätze demonstrirte er an einer schwarzen Tafel, wo er die Figuren schon vorher angezeichnet hatte, so lichtvoll vor, daß es ein Kind hätte begreifen können. Goethe ist ein eben so großer als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, als er es als Dichter, Schauspiel- und Operndirector, Naturforscher und Schriftsteller ist. Er erklärte sich hier im kleineren Zirkel geradezu gegen Newton's Farbentheorie, die durch seine Versuche ganz umgeworfen wird, und zeigte zugleich an diesem Irrthume des großen Newton, dem nun ein Jahrhundert lang alles nachgebetet hat, sehr schön, wie Nachbeterey auch unter guten Köpfen so tiefe Wurzel schlagen könne.«

»Hierauf las Herder einen trefflichen Aufsatz über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt vor, den wir wahrscheinlich bald im vierten Theile seiner zerstreuten Blätter zu lesen bekommen werden. Von der Unsterblichkeit der Seele nach dem Tode kann hier die Rede nicht seyn. Sie ist doch nur ein Samenkorn im menschlichen Herzen, ein leises Ahnen, ein bebender Blick in die Zukunft. Unsterblichkeit des Namens durch Thaten und Schriften ist in unseren späteren Zeitaltern, wo selbst ein Friedrich doch nie zu dem Universalruhme eines Alexander, eines Cäsar kommen wird, in dem Maße, wie ihn die Vorwelt errungen hat, schwer oder vielleicht gar nicht mehr zu erwerben. Es wäre also sehr schlimm mit uns bestellt, wenn uns Allen nicht auch noch eine Unsterblichkeit übrig wäre. Diese besteht in gemeinnützigen Anstalten, neuen, durch uns unter die Menschen gebrachten Denkformen und Ideen u. s. w. Je weniger wir unser Ich diesen Dingen aufprägen, je mehr wir aus uns selbst herausgehen, und nur Gemeinwohl, Gemeinkultur beherzigen, desto empfänglicher und würdiger sind wir dieser Unsterblichkeit. Dieß wurde durch eine Untersuchung erläutert. Von dem, was eigentlich bey allen unseren Vorstellungen und Kenntnissen aus uns selbst entsprungen ist. Fast gar nichts: wir haben Alles durch Unterricht und Belehrung empfangen, und so müssen wir es wiedergeben. Ein Rückblick auf die frohesten Stunden unserer Jugend, wo wir von Menschen und von der Natur am unbefangensten und am liebsten empfingen. Klage, daß so wenig Originalität im Gedankenreiche sey, und daß nur die allerwenigsten Menschen etwas anderes sind, als wozu sie durch früheren Unterricht, Umgang und Tradition fremder Meinungen auf sie gestempelt worden sind.«

»Also nicht Fortpflanzung des todten Namens, sondern ein

Beytrag von irgend etwas Gutem zur Summe des schon Erfundenen und Gestifteten ist wahre Unsterblichkeit. Hier lebt man durch das, worin sich unser Geist abdruckte, in den entferntesten Generationen fort. — Am Ende ein Versprechen, in einer kommenden Vorlesung eine Erklärung von Genien und Dämonen zu geben, unter welchen das Alterthum diese Art von reiner Unsterblichkeit verhüllte.«

»Auf Herder folgte der Geheimrath und Archivarius Voigt, der uns aus dem hiesigen, an den ehrwürdigsten Dokumenten so reichen Archive ein sehr merkwürdiges Diplom vorlegte und erläuterte, das der Kaiser Friedrich der Rothbart 1167 dem Abte Ekhard im Sanct Georgenstifte zu Naumburg ertheilte. Erst eine historische Einleitung über Kaiser Friedrich den Rothbart, wobey die Sache Albrecht des Unartigen nicht ungeahndet blieb, der seinen Sohn Friedrich mit der gebissenen Wange lieber gefangen hielt, als daß er ihn nach Neapel schickte, um die Erbschaft des unglücklichen Konradin in Empfang zu nehmen. Dann über die Sache, worüber das Diplom ausgestellt wurde, nämlich der Heerschild, den aus Nachahmungssucht der weltlichen großen Fürsten nun auch Prälaten und Aebte bey sich einzuführen, und in ihren Vasallen auch einen solchen Glanz um sich herum zu verbreiten suchten. Ferner eine kurze Geschichte der Stiftung des St. Georgenstiftes bey Naumburg. Es stiftete dasselbe eine fromme Gräfin im J. 1099, gerade wie man das Ende der Welt erwartete; eine Lüge, um damit recht viel Ritter ins gelobte Land zu sprengen, um von ihnen große Schenkungen zu erhalten. Die Gräfin Mathilde ließ, da nicht bestimmt war, wo sie das Stift erbauen sollte, einen Raben fliegen, da, wo er sich niederließ, wurde der Bau angefangen. Hier webte Voigt, um die historische Wildniß etwas reizender zu machen, ein kleines, selbstverfertigtes Gedicht ein, worin er sehr komisch das Krächzen der hungrigen Raben mit dem Geplärr schlechter Sänger verglich. Darauf las er eine Uebersetzung des in lateinischer Sprache, wie damals noch durchaus gewöhnlich, gefertigten Diploms, erklärte das Siegel, und machte einige kennerhafte Bemerkungen über das Siegelwachs, wovon er ein Stückchen dem Bergrath Buchholz, unserem großen Chemicus, zur Untersuchung gegeben hatte; theilte Aufschlüsse über das unten befindliche Monogramm mit (diese Gewohnheit stammte von Karl dem Großen, der nicht schreiben konnte), und über andere Merkwürdigkeiten in der äußeren Form des Diploms. Während dessen ging dieses im Zirkel der Zuhörer herum, wo denn ein Jeder mit einem Blicke Alles vergleichen konnte. Nach Beendigung dieser Vorlesung ließ sich der

Herzog über sein Archiv noch Manches von Voigten sagen, und wir Umstehenden erfuhren dabey manches, was man sonst nur dem Fürsten sagt. Die älteste Urkunde des hiesigen Archivs ist von Kaiser Otto II.«

»Hierauf las der Professor der Botanik, Dr. Bartsch, als Ehrenmitglied, eine sehr sachreiche Abhandlung vom Schiffsboote oder Nautilus und einer kleinen Schnecke, die im Meeresgrunde gefunden, und erst durchs Mikroskop deutlich wird, mit Hinsicht auf größere und kleinere Petrefacten und gewisse Resultate vor, die daraus von der jetzigen Bildung der Erde und ihrer früheren Gestalt, ehe sie vom Ocean verlassen wurde, nothwendig folgen. Während der Vorlesung gingen sehr schöne Exemplare vom Nautilus und der kleinen Schnecke auf silbernen Präsentirtellern im Zirkel herum. Auch hierüber wurde am Ende der Vorlesung viel gesprochen. Herder fand Bestätigung seiner im ersten Theile seiner Ideen zur Geschichte der Menschheit vorgetragenen Hypothese. Es war mir aber vorzüglich interessant, ein Gespräch des alten, ehrwürdigen Hofrath Büttner aus Jena, der auch zugegen war, mit anzuhören, worin er uns seine Ideen von der Urwelt und dem Zurücktreten des Oceans, so weit es seine Ideenfülle und daraus entspringende Weitläufigkeit erlaubte, mittheilte.«

»Nun zeigte Lenz, der jetzige Inspector der Kunstkammer und des Naturalienkabinets in Jena, eine Reihe Intestinalwürmer im Spiritus, die er selbst aus den Eingeweiden von vielen Thieren hervorgesucht und präparirt hatte. Unter andern war auch ein Exemplar des Blasenwurms dabey, aus welchem das bekannte Drehen der Schafe entsteht. Dieser Lenz ist ein sehr unermüdeter Naturforscher. Er hat besonders in der Helminthologie seltene Kenntnisse, und zeigte uns hier verschiedene Gattungen, die Götze in seinem schönen Werke über die Eingeweidewürmer noch nicht aufführt. Er soll an dreyßig neue Gattungen entdeckt haben.«

»Am Ende wurde noch eine artige Entdeckung mitgetheilt, die der Hofmedikus Hufeland von der Wirkung des Lichtes an einem im Rahmen gefaßten Schattenrisse des Herzogs gemacht hatte.«

»Es war indessen schon spät geworden, und da es stark auf 9 Uhr ging, mußten einige Vorlesungen, z. B. die des Legationsrathes Bertuch, der uns über die Farbentinten der Japaner und Chinesen unterhalten wollte, auf die künftige Sitzung verschoben bleiben.«

Von den anderen Vorlesungen ist besonders die vom 23. März (S. 39) durch die Schilderung der Art und Weise, wie Goethe

mit der Familie Cagliostro's in Bekanntschaft kam, und wie er dieselbe benützte, interessant.

Das Kapitel »Goethe« S. 48—51 enthält nichts Bedeutendes. Die Bemerkung über Lavater (S. 51), nach welcher er als Betrüger erscheint, ist von der Natur der Bemerkungen im ersten Kapitel.

Der Aufsatz: Zur Weimarischen Genieperiode von 1775—1781, ist ganz im Tone des ersten Aufsatzes geschrieben. Wir machen besonders auf folgende Stellen aufmerksam:

S. 53. »Eine gewisse Gemeinschaft der Güter machte die Genies den Quäkern und Heilandsbrüdern ähnlich. So schickte Goethe oft zu Bertuch's Frau, und ließ sich ein Schnupftuch holen. Hatte er keine weiße Kanefasweste und Hosen, die damals Genietracht waren, so ließ er sich aus der herzoglichen Garderobe seine Bedürfnisse holen. Versteht sich, daß nie etwas zurückgegeben wurde. Oft schickte er in ein Haus, und ließ sagen, er würde heute Abend da essen.«

S. 54 werden die Stolberge lächerlich gemacht, S. 55 Lavater. Auf derselben Seite wird der Kammerpräsident Kalb verdächtig gemacht; von welchem gleich darauf S. 57 eine Aussage über Goethe als authentisch angeführt wird, mit dem Beysatze: »ex ore Kalbii.«

Die Unterredung mit Falk im Wagen auf der Reise nach Leipzig Ende April 1804 über Goethe und Schiller stellt Goethe'n als Dichter über Schiller, und enthält über letzteren die Bemerkung: »Schiller arbeitet am liebsten des Nachts, daher sind selbst in seinen Tragödien so viele Nachtstücke und Lampenlichter« (S. 63).

Im Anhang ist die Aeußerung über Goethe und Wieland zu bemerken, welche den Hauptunterschied zwischen ihnen in ihrer sinnlichen Organisation sucht. »Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen, daher ist alle seine Poesie Feenliebe, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz reine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht bloß fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine kristallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurz geschlossener, fest und symmetrisch gegliederter Periodenbau, sein Hang zur rein epischen Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantische Epopöen sind.«

Das Kapitel (S. 70): »Der 25. Dezember 1796.

Goethe liest seinen Hermann und Dorothea,« ist von der vortrefflichsten Art. Es enthält eine klare Auseinandersetzung des Entwicklungsganges jenes Gedichtes und eine anschauliche Schilderung seiner Vorzüge, wie der Goethischen Declamationsweise. Das Ganze zeigt von tiefem Verständniß der künstlerischen Composition und von warmer Verehrung ihres Meisters. Zu beachten ist die Bemerkung (S. 74), »daß Goethe zwey Jahre mit dem Sujet schwanger ging, und es erst als Drama, dann als eine Idyllenreihe versuchte.« So hatte Goethe immer die richtige Ansicht von der Natur des Stoffes, den er behandelte, woraus sich auch die Vollendung desselben in der Darstellung erklärt. Wir erinnern bey dieser Gelegenheit daran, daß der Stoff des Wilhelm Tell zuerst von Goethe aufgegriffen wurde, der ihn als Epos darstellen wollte, und ihn dann Schiller überließ, welcher ihn als Drama behandelte. Nun ist aber Tell seiner Natur nach mehr ein epischer als dramatischer Stoff, weil der Held als Mittelpunkt der Handlung dasteht, an welchen sich das Schicksal einer Nation schließt. Schiller wählte die wirksamere Behandlung, Goethe vertrat die richtigere. In diesem Vorgange scheint uns ein charakteristisches Merkmal der Eigenheiten der beyden Dichter zu liegen.

Die Kapitel: »Bemerkungen über die Vossische Uebersetzung der Ilias« (S. 81—87), und: »Ueber den Ion auf der Hofbühne zu Weimar« (S. 87—97), sind gleich interessant; in dem: »Goethe's Urtheil über Ifflands Schauspiele,« kömmt die richtige Bemerkung vor, sie haben alle zwey Hauptfehler: erstens, alle moralische Besserung wird in Iffland's Stücken von außen hinein, nicht von innen heraus bewirkt; daher das Gewaltsame, unwahrscheinlich Zusammengedrängte und Ueberhäufte in seinen Stücken. Zweytens setzt er überall Natur und Kultur in einen falschen Kontrast. Kultur ist ihm immer die Quelle aller moralischen Verdorbenheit. Dieß ist ein ganz falscher Gesichtspunkt, aus welchem er alle Kultur verunglimpft, da vielmehr das Geschäft eines Schauspieldichters in unserem Zeitalter seyn sollte, zu zeigen, wie die Kultur von Auswüchsen gereinigt, veredelt und liebenswürdig gemacht werden könne.

Es nimmt uns Wunder, daß Goethe, der sonst immer den Charakter in seiner innersten Tiefe zu erfassen gewohnt war, nicht auf die Verdienste Iffland's als Maler der Sitten seiner Zeit und gewisser Individuen in derselben Rücksicht nahm, in welcher Beziehung Iffland vielleicht unerreicht dasteht und

dastehen wird, wenn seine übrigens bedeutenden Verdienste als Schauspieldichter weniger werden berücksichtigt werden.

Das Kapitel »Herder« (S. 104—133) theilt viel Interessantes mit. Es würdigt die Verdienste jenes ausgezeichneten Mannes als Mensch, Gelehrter und Kanzelredner, und liefert dabey manche interessante Anecdote, z. B. die über Hakert. Was von Herder uns auffallend erschien, ist, daß er beym Kanzelvortrage vom Anfange bis zum Ende keine einzige Bewegung mit den Händen machte, sondern diese immer im Priesterrocke zusammengeschlagen hielt. Desto sprechender war die übrige Haltung des Körpers, desto ausdrucksvoller jede Hebung und Beugung seiner schönen sonoren Stimme. Daß auch dieser bedeutende, in jeder Beziehung würdige Mann von menschlichen Schwachheiten nicht frey war, zeigt die Bemerkung S. 111, daß er nie mehr die allgemeine Zeitung las, als er im vierten Stücke des ersten Jahrgangs auf die unfreundliche Recension von Kant über seine Geschichte der Menschheit gekommen war.

Das Kapitel: »Fr. v Schiller« (S. 134), enthält im Anfange zwey Bemerkungen, wovon wir für die Natur der zweyten keinen Ausdruck finden, nämlich die: »Schiller konnte ein sehr glücklicher Mann seyn, wenn er das sich ihm darbietende Glück in Mannheim nicht mit Füßen getreten hätte. Der alte Buchhändler Schwan hatte eine einzige Tochter, ein schönes, munteres Mädchen, die Schiller'n liebte, und in seinem Besitze sehr glücklich gewesen wäre. Er war damals Theaterdichter. Wenige Tage vor seiner Abreise von Mannheim hielt er förmlich beym Vater um sie an. Dieser hatte eine herzliche Freude darüber, und versprach, ihm seine Tochter mit dem ganzen Vermögen von 50,000 Gulden zu geben, wenn er das unstete Theaterdichterleben aufgeben, und die trefflich organisirte Buchhandlung annehmen und fortsetzen wollte. Er selbst, der alte Schwan, habe die Buchhandlung nicht kunstgemäß gelernt, und die Sache sey so schwer nicht, zumal, da er sich einen guten Factor halten könne. Habe er aber dazu keine Lust, so sollte er sein medicinisches Studium fortsetzen wozu er ihm die Kosten geben wolle, und dann als Arzt seine Tochter heiraten. Schiller mußte einige Tage nach diesen Verhandlungen fort, und soll heute noch auf die Erbietungen des Vaters antworten. Er liebte die unbeschränkte Freyheit.«

Schiller anzuklagen, daß er nicht ein Stück Geld dem Dichten vorzog, welches ihm einen Platz unter den Unsterblichen anwies; zu bedauern, daß er dieß nicht gethan, gehört von einem Manne, wie Böttiger, der doch anderen Theils wieder so viele Achtung für Kunst und Künstler hatte, und sie oft so

richtig zu beurtheilen wußte — mindestens — zu den unbegreiflichen Dingen.

Die gleich darauf folgenden »Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schiller's Munde den 26. Nov. 1801« geben eben so interessante Aufschlüsse über jene herrliche Dichtung, als sie ganz im Gegensatze mit dem früher gedachten Aufsatze stehen.

Das Kapitel »Wieland« (S. 139—264) ist das umfangreichste des ganzen Buches. Es theilt höchst interessante Anecdoten und Bemerkungen mit, Wielanden schildernd und seine Zeit.

Vorzugsweise haben wir Folgendes mitzutheilen (S. 167). Wieland's Bemerkung über Jean Paul, aus der sich zeigt, daß er die Bedeutung dieses Gestirnes gleich bey seinem Aufgehen erkannte. »Gewisse Bücher habe ich als Tröster in der Noth. Wenn mir der Geschmack zu allen übrigen vergangen ist, so bleiben diese als eine feine Hauslectüre. Hieher gehören einige Stücke Lucian's. Da hat sich neuerlich ein gewisser Herr Richter in Hof hervorgethan, dessen Hesperus oder 45 Hundsposttage habe ich mir auch von Leipzig als ein solches Noth- und Hülfsbüchlein für meine alten Tage kommen lassen. Der Mensch ist mehr als Herder und Schiller. Er hat eine Allübersicht wie Shakespeare.«

Die Anecdote S. 188, welche Wielanden als Theilnehmer und eigentlichen Vermittler bey einer an das Verbrechen streifenden Entführungsgeschichte angibt, hätte um so mehr wegbleiben sollen, als der Beweis fehlt, und Wieland die Mitwissenschaft in Abrede stellte.

Wieland arbeitete, wie aus dem ganzen Aufsatze hervorgeht, sehr mühsam und bedächtig. Ueberall spricht er darin, daß er an allen seinen Gedichten beständig feilt und putzt. Daraus ist ersichtlich, daß Wieland nicht zum lyrischen Dichter geboren war. Diese Kunstwerke danken der augenblicklichen Stimmung ihr Entstehen, die wegen ihrer bedeutenden Intensivität nie von langer Dauer seyn kann. Das Gefühl und der damit verwandte Gedanke müsse sich selbst den Ausdruck schaffen. Dadurch wird es erklärbar, daß oft ein scheinbar vernachläßigter Ausdruck der passendste seyn kann, die eigenthümliche Modification irgend einer poetischen Stimmung zu schildern. Wie das Gefühl erkaltet ist, welches einzelne lyrische Gedichte hervorbringt, ist auch die Möglichkeit vorbey, sie vollkommen wieder ins Leben zu bringen. Daraus ergibt sich, daß alles Feilen und Ausbessern an lyrischen Gedichten vom Uebel ist. Haben sie ursprünglich nichts getaugt, so macht sie jene Feile nicht besser, denn das,

was sie zum Gedichte macht, kann die Feile nicht hineinbringen; waren sie gut, so macht sie die Feile schlechter, denn es handelt sich nicht dabey um den gesuchtesten und gewähltesten Ausdruck, sondern um jenen, welcher am geeignetsten ist, die Stimmung mit aller Modification auszudrücken, welche den Poeten in der guten Stunde zum Gedichte brachten. Jener Ausdruck wird aber nur in dem Moment der Erzeugung des Gedichtes gefunden. Die späteren Ausgaben lyrischer Dichter sind in der Regel die schlechtesten, mögen sie vom Verfasser selbst oder von anderen veranstaltet worden seyn. Wie viele Gedichte Goethe's sind im Ausdruck vernachläßigt; man verbessere ihn, und das Gedicht verliert am Gehalte. Daß Wieland bey allen seinen großen Verdiensten um Kunst und Literatur, um das Wiedererwachen des griechischen Geistes und die Einbürgerung Shakespeare's unter die Deutschen, zum lyrischen Dichter nicht geboren war, zeigt genügend die Bemerkung S. 205: »Ich muß immer so viel ausstreichen, daß ich dann noch einmal abschreiben muß. Aber durch dieses Abschreiben und Lecken wird es erst gut. Ohne diese wiederholte Abschreibung wird von mir nichts Erträgliches hervorgebracht.«

Auffallend ist, wie sich Wieland bey jeder Gelegenheit von dem Vorwurfe der Obscönität zu reinigen sucht. Herrliche, die tiefste und richtigste Kunstkritik verbürgende Bemerkungen kommen S. 246 und 248 vor.

»Nur die Frauen können mit voller Fassung und Freude tragen. Ein Sinnbild davon wären die Karyatiden, die zierlich und mit gesenkten Händen die größte Last tragen, während die Atlanten die Hände auf beyden Seiten gewaltsam unterstützten.«

Die zweyte Bemerkung betrifft Goethe's Hermann und Dorothea.

»Die Figuren von Hermann und Dorothea sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. An's Colorit muß man dabey nicht denken. Auch dieß konnte Goethe geben, wenn er malen wollte. Aber auch hier ist er Bildhauer. Alles ist im großen Styl.«

Das letzte Kapitel, »Bertuch,« enthält Memorabilien über dessen Verhältnisse mit Wieland und Herder. Das Interessanteste darin ist die Geschichte der Literaturzeitung.

Der Rückblick auf das Werk läßt mit der dankbarsten Anerkennung vieler Theile desselben das lebhafteste Bedauern verbinden, daß es durch Unsauberkeiten entstellt wird. Dieß ist um so empfindlicher, da es in einer Zeit geschieht, welche gerade an der

Nichtachtung literarischer Zustände und an Geringschätzung der Literatoren krank ist, und sich so sehr darin gefällt, durch Aufsuchen von Schattenseiten den Lichtglanz großer Geister zu entstellen, und daß es von einer Zeit handelt, die in der Literaturgeschichte durch Wollen und Wirken in gewisser Art einzig und musterhaft dasteht, und die der Herausgeber des Werkes selbst eben so richtig als anschaulich darstellt.

Wenn je den Geistern eine Anziehungskraft zugeschrieben werden kann, so nahm man diese damals wahr, als Weimar und das benachbarte Jena ihre Glanzperiode feyerten. Amalia, Karl August ihr Sohn, geistvoll, und darum allem Geistigen befreundet, vereinigten in Weimar einen Wieland, Knebel, Goethe, Herder, Schiller, Einsiedel, Voigt, Seckendorf, Falk, Musäus, Bode, Hufeland, Mounier, Jagemann, Meyer, Fernow, Riemer, Weyland, Vulpius u. A. Geistvolle Damen, wie die Fräulein von Göchhausen, Imhof, Wolfskeel, Knebel, die Frauen von Kalb, Berlepsch, Herder, Stein, Bechtolsheim, Wolzogen verschönerten die geselligen Kreise. Jena, die benachbarte Akademie, erfreute sich einer seltenen Blüthe von Lehrern und Lernenden. Hufeland, Schraubert, Thibaut, Loder, Himly, Succow, Woltman, Reinhold, Fichte, Schelling, die Philologen Schütz, Voß, Eichstädt, Ersch, die Schlegel, Brentano traten gleichzeitig oder kurz nach einander auf. Die allgemeine Literaturzeitung, das attische Museum, die Horen, die Musen-Almanache, die Adrastea, das Athenäum, der deutsche Merkur, London und Paris gingen von beyden Städten aus. Das Theater in Weimar, doppelt classisch durch Dichter wie durch Darsteller, gewährte durch Goethe's Leitung, Schiller's und Kirmsen's Beyrath die vollendeten Darstellungen der Stücke beyder Dichter. Damals sah man zuerst die Stücke des Terenz im alten Kostüm. Dann die Kunstausstellungen und Preisbewerbungen. Dazu ein Institut von Engländern unter einem edlen französischen Emigranten im Belvedere, benachbart wie Tiefurt und Ellersburg, jedes voll bedeutender Erinnerungen. Außerdem die Menge angesehener Fremder, die jährlich nach Weimar strömten, und seinen Ruhm in ferne Länder trugen.

Eine solche Zeit verdiente wohl, von jedem entstellenden Makel frey, der Nachwelt in dankbarer Erinnerung gehalten zu werden, und wir erwarten vom zweyten Bande des gedachten Werkes, daß er von jenen Entstellungen gesäubert sey, welche im ersten wohl mit allgemeinem Mißfallen gefunden werden.

Deinhardstein.

Art. VII. **Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz. Stuttgartiae et Tubingae 1832 — 1836. 9 voll. 8.**

Zu den großartigsten und in mancher Beziehung auch zu den wichtigsten Erscheinungen unserer Zeit auf dem Gebiete der Philologie gehört ohne Zweifel die vorliegende, nunmehr vollendete Ausgabe der griechischen Rhetoren. Betrachten wir die Schwierigkeit dieses Unternehmens an sich, die nothwendig damit verbundenen Kosten, das nicht selten Unerquickliche der Arbeit, so werden wir gestehen, daß nur eine unerschöpfliche Ausdauer, der anhaltende Fleiß, eine unermüdliche Geduld und man darf wohl sagen eine sich opfernde Liebe zur Wissenschaft ein solches Werk zu Stande bringen konnte; denn es ist wahrlich etwas anderes, in den Lustgefilden der griechischen Dichter und der klassischen Geschichtschreibung herumzuwandeln, oder sich durch die Dornen der späteren Rhetorik durchzuarbeiten. Dabey dürfen wir aber auch nicht vergessen, der rühmlichen Uneigennützigkeit der Cotta'schen Verlagshandlung zu erwähnen, welche, ohne Rücksicht auf augenblicklichen Vortheil oder Nachtheil, zu dem Unternehmen bereitwillig die Hand geboten hat.

In den Jahren 1508 und 1509 erschien bey Aldus in Venedig eine Sammlung der griechischen Rhetoren in zwey Foliobänden, ohne Uebersetzung. Sey es nun, daß die Auflage nur schwach war, oder daß der Verlag des damals noch in den Schulen eingeführten Werkes bald aufgebraucht wurde, genug, das Buch war in unserer Zeit von einer solchen Seltenheit, daß in Deutschland nur zwey oder drey Bibliotheken vollständige Exemplare, und wenige andere entweder nur den ersten oder nur den zweyten Band besitzen. Dieser Umstand, und die Wichtigkeit des dem Philologen fast unentbehrlichen Werkes veranlaßte den Herrn Walz, sich der schwierigen Arbeit zu unterziehen, und durch eine neue Ausgabe der griechischen Rhetoren die Bedürfnisse des philologischen Publikums zu befriedigen. Jedoch nicht zufrieden mit einem einfachen Wiederabdrucke der Aldinischen Ausgabe, bereiste er Deutschland, Italien und Frankreich, und fand in den vorzüglichsten Bibliotheken dieser Länder*) (bey Auf-

*) Bey Erwähnung der Bibliotheksbeamten, denen sich Hr. W. besonders zu Danke verpflichtet fühlt, nennt er auch mit verdientem Lobe die Herren Custoden der k. k. Hofbibliothek in Wien, wobey nur zu bemerken, daß diese nicht Copitar und Eichelberger, sondern Kopitar und v. Eichenfeld heißen.

zählung der italienischen auf dem Titel des Buches hätte die in Modena nicht übergangen werden sollen) nicht allein reichen Vorrath zur Emendation der schon gedruckten Schriften, sondern auch einen Reichthum bisher ungedruckter, in diese Klasse gehöriger Werke, welche theils vollständig abgeschrieben, theils nur exzerpirt wurden. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet, machte sich Hr. W. an die Arbeit, und bereicherte die Literatur mit einem Werke, welches alles leistet, was man wünschen kann, in gewisser Hinsicht vielleicht mehr, als man wünschen durfte, indem manches aufgenommen ist, was Niemand leicht vermissen würde, und bey der schwer zu übersehenden Fülle des Materials auf einem ohnehin der unverschämtesten Compilation preis gegebenen Felde häufige Wiederholungen nur schwer oder gar nicht zu umgehen waren. Indeß wenn auch manches als überflüssig erscheinen sollte, und wenn auch nicht zu läugnen ist, daß das geistlose Compiliren mancher Rhetoren einen oft wahrhaft widerlichen Eindruck macht, so wird man doch gerade darum die Ausdauer des Herrn W. bewundern müssen, der das unerquickliche Geschäft über sich nahm, um der Vollständigkeit willen auch den langweiligen Wust und das geistlose Treiben einer tief gesunkenen Zeit vor unseren Blicken auszubreiten, und dadurch über einen nicht unbedeutenden Theil der Kultur- und Literärgeschichte ein, wenn auch düsteres, Licht zu verbreiten. Daß aber selbst aus den häufigen, durch das Unwesen beyspiellosen Plagiats herbeygeführten Wiederholungen wenigstens für die Kritik des Textes wesentlicher Nutzen gezogen werden könne, werden wir unten zu sehen Gelegenheit haben, wo der Unterzeichnete beyläufig in den Noten eine Reihe von Verbesserungen mittheilen wird, welche sich aus den Vergleichungen ergeben, oder sich sonst als nothwendig herausstellen.

Daß ein tieferes Eingehen in das Wesen und die Geschichte der Rhetorik und der griechischen Rhetorenschulen nicht im Plane dieser Anzeige liegen könne, versteht sich von selbst *); doch muß mit wenigen Worten die Wichtigkeit dieser Erscheinung angedeutet werden, welche sich schon dadurch ausspricht, daß nicht leicht eine andere Disciplin und wohl kein menschliches Institut mit einer solchen Lebenskraft begabt gewesen ist, als eben diese Rhetorenschulen. Oder sollte es nichts Erstaunenswürdiges seyn, eine Anstalt, welche sich zwey Jahrtausende hindurch, vom Leontiner Gorgias bis zum Falle des morgenländischen Kaiserthums

*) Es ist zu bedauern, daß Westermann das Erscheinen der Walzischen Ausgabe der Rhetoren nicht abgewartet hat; seine Geschichte der Beredsamkeit würde sehr gewonnen haben.

und noch darüber hinaus, durch die größten Erschütterungen und Umwälzungen, durch alle Wechsel der Verfassungen, Herrschaften, Religionen hindurch rettete? welche in Alexandrien, Athen, Rom und Konstantinopel einen nicht bloß vorübergehenden Einfluß hatte? welche sich mit der ausgelassenen Demokratie Athens eben so wohl vertrug, wie mit der ungezügelten Willkür eines byzantinischen Kaisers? welche ihre Hörsäle aufschlug neben dem heidnischen Tempel und neben der christlichen Kirche? Ja, wie lange ist es denn her, daß man bey uns noch die Ausarbeitung einer tüchtigen Chrie nach allen Regeln des Hermogenes für das Ziel der Schulbildung ansah, und die Vorschriften des Hermogenes und Aphthonius für eben so unbestreitbare Wahrheiten ansah, als die Einheiten des Aristoteles? Ein Institut mit solcher Lebens- und Accomodationskraft verdient gewiß die höchste Bewunderung, und wir können es selbst in seinem tiefen Verfalle nicht ohne Theilnahme betrachten. Welch eine Laufbahn aber liegt zwischen dem ersten Erscheinen der Rhetorik, dieser Kunst der Rede, bis zu ihrem endlichen Erlöschen an Altersschwäche! Sie tritt auf in Sicilien, ihre Geburt ausgeschmückt mit legendenartigen Erzählungen; von dem Leontiner Gorgias nach Athen verpflanzt, dient sie dort in der Volksversammlung, nein, sie herrscht dort in der Volksversammlung, als Helferin bald der edelsten Vaterlandsliebe, bald der wildesten Leidenschaft, als Vertheidigerin der Unschuld und als Genossin von Sykophanten. Mit dem Untergange der griechischen Freyheit war ihre politische Rolle ausgespielt, und sie zog sich zurück in die Gerichtssäle, um wenigstens zum Theil ihr altes Geschäft fortzusetzen. Doch auch hier verstummte das lebendige Wort, und die ehemalige Herrscherin und Schiedsrichterin über das Wohl und Wehe der Staaten, wie der Staatsbürger, fand eine Zufluchtsstätte zwischen den Schulbänken, oder diente der Kirche, wo sich ihr in veränderter Gestalt eine neue Laufbahn aufthat. Diese kirchliche Beredsamkeit und Rhetorik ist jedoch von jener früheren nach Grundsätzen und Richtung so wesentlich verschieden, daß wir die eine unmöglich für eine Fortsetzung der anderen ansehen können, wenn auch ein gegenseitiges Eingreifen Statt fand.

So lange die Beredsamkeit dem thätigen, besonders politischen Leben angehörte, und ihre Wirksamkeit im Getümmel der Volksversammlungen und öffentlichen Gerichtsverhandlungen äußerte, mußte ihr eine gewisse schöpferische Lebenskraft inwohnen, die an keine anderen, als die ewigen, auf der geistigen Natur der Menschheit beruhenden Gesetze gebunden, die Anforderungen des Augenblicks erfaßte, und sich den jedesmaligen Bedürfnissen anschmiegte. Politischer Scharfblick, eine tiefe Kenntniß der

menschlichen Seele und Gewandtheit der Sprache waren also hier die wesentlichen Momente; die Allmacht des Wortes konnte und brauchte sich nicht in die engen Schranken einer schulgerechten Form zu fügen; sie nahm nicht, sie gab die Regel. Ganz anders mußte sich dieß gestalten, als die Beredsamkeit aus dem öffentlichen Leben verbannt, sich in die engen Räume der Schule zurückzog. Hier mußte nothwendig jene Lebensfrische verloren gehen; an ihre Stelle trat eine schulgerechte Technik; als man die Beredsamkeit selbst nicht mehr brauchte, fing man an, die Regeln derselben sorgfältig zu erforschen, und den Knaben und Jünglingen einzuprägen, jedoch nur um die Erfahrung bestätigt zu finden, daß die Regeln keinen großen Mann machen. So lange noch eine leise Erinnerung an eine, wenn auch für immer untergegangene bessere Zeit in den Schulen fortlebte, erhielt sich ein großer, lebendiger Geist, eine Frische des Gefühls, welche noch auf ein inneres Leben schließen ließ; als aber jene Erinnerung aus den Gemüthern der Menschen gänzlich verschwunden, als die rückwärtsblickende Ahnung einer schöneren Zeit in dem Jammer der Gegenwart versunken war, da mußte auch der letzte lebendige Athemzug die abgestorbene Rhetorik verlassen, und es blieb nichts zurück, als die todte Form. An dem Leichname übte sich die kleine Menschheit; Geist konnte man nicht mehr herauslocken, denn er war verflogen, und hineinlegen konnte man nicht, was man nicht hatte. Das einzige, was noch fortlebte, war eine gewisse Schultradition, die sich mit bewunderungswürdiger Zähigkeit durch die Reihe von Jahrhunderten durchrettete, und stabil blieb in dem Wechsel der Zeiten, Verfassungen und Religionen. Diese Stabilität zeigt sich namentlich in der — man kann nicht sagen Wahl — in dem Festhalten einmal eingeführter Beyspiele, welche man zur Behandlung vorlegte; für dieselbe Sache dasselbe Beyspiel; ja man kann darnach die verschiedenen Machwerke in einzelne Haufen sondern, nach der Verschiedenheit nicht sowohl der Beyspiele selbst, als vielmehr der Fassung derselben; z. B. ob Diogenes einen ungebildeten Reichen ein versilbertes Roß (ἵππος) oder versilberten Schmutz (ῥύπος) genannt habe; oder die Antwort auf die Frage, ob Antigenides oder Satyros ein besserer Flötenspieler scheine, »ἐμοὶ μὲν ϛρατηγὸς Πολυσπέρχων,« welche die eine Rotte dem Epaminondas, die andere dem Epiroten Pyrrhus zuschreibt. So erhielten sich die einmal beliebten Aufgaben zu Redeübungen in Alexandrien, Rom, Athen und Konstantinopel aus den Zeiten der sinkenden Republik bis zum Aufpflanzen des Halbmondes auf der Sophienkirche; ein geistloses Durchkneten des alten Teiges, eine gänzliche Abwesenheit eigener schöpferischer Thätigkeit, ein trüb-

seliges Schulmeistern ohne praktische Richtung. Unter dem Bakel des Schulmeisters mußte die unglückliche Jugend sich an Deklamationen über den Tyrannenmord abarbeiten, die ganze Kasuistik des Ehebruchs mit allen möglichen und unmöglichen Fällen ausbeuten, und sich in alle Lagen eines τρισαριστεύς hineinstudiren, in einer Zeit, welche sich glücklich geschätzt haben würde, nur einen ἀριστεύς zu besitzen. Dieses starre Festhalten an den Ueberlieferungen der Schule ist übrigens nicht bloß Eigenthümlichkeit der späteren gesunkenen Zeit, sondern charakterisirt die ganze, im engeren Sinne sogenannte Rhetorik. Als Beleg mag hier Theon dienen; dieser wirft (I. p. 242. Walz) bey Gelegenheit der Beschreibung (ἔκφρασις) die Frage auf, ob bey diesem Progymnasma die confirmatio und confutatio in Anwendung zu bringen sey; einige bejahten dieß (so könne man z. B. bey der Herodotischen Beschreibung des Ibis die Einwendung machen — der ganze Steiß dieses Vogels sey weiß. Es wäre freylich Schade, wenn diese Einwendung unterdrückt würde!), Theon aber erklärt sich dagegen, in sofern dieß eigentlich keine Neuerung, sondern nur unter eine andere Klasse, nämlich die Erzählung, zu bringen sey.

Dieses starre Festhalten am Hergebrachten äußert sich auch durch eine blinde Anhänglichkeit an bewunderte Muster, namentlich an Hermogenes und Aphthonius, durch ein scrupuloses iurare in verba magistri, von denen man nicht abzuweichen wagte, bey denen man aber mit Ehrfurcht die albernsten Untersuchungen anstellte, und sich abmühte, im Aufwerfen und Lösen sogenannter schwieriger, fast immer überflüssiger und unfruchtbarer Fragen (ἀπορίαι); warum z. B. Hermogenes gerade dieses Beyspiel gewählt habe, und kein anderes; warum er eben dieses Wort gebraucht, und nicht jenes, und dergleichen. Als Muster lächerlicher Fragen, deren Beantwortung man suchte und — fand, und woran man den tiefen Verfall der Wissenschaft ersehen kann, wollen wir einige Fälle aus den Homilien des Johannes Doxopater zum Aphthonius anführen. Aphthonius hatte bey der Chrie sein Beyspiel aus Isokrates, bey der Gnome aus Theognis entlehnt; Johannes forscht nun nach der Ursache, da er ja beyde Belege aus Homer hätte nehmen können. Die Antwort ist: Aphthonius habe sehr weislich daran gethan; den Isokrates habe er gewählt als Redner, den Theognis als einen den meisten unbekannten Dichter, damit die liebe Jugend »vielseitig gebildet werde, indem sie zum Lesen der Dichter gezwungen würde« (II. p. 307). Gewiß ein löblicher Zweck und ein vollkommen geeignetes Mittel. Ferner: Aphthonius hatte die einzelnen Klassen von Gegenständen aufgeführt, bey welchen das encomium an-

wendbar sey, Personen, Sachen, Zeiten, Oerter, Thiere und dazu (καὶ πρὸς τούτοις, die überall wiederkehrende Wendung) Pflanzen. Nun wird (II. p. 417) die wichtige Frage aufgeworfen, warum Aphthonius unter die Gegenstände des encomium nicht auch die — Zoophyten aufgeführt habe? Eine fruchtbare und geistreiche Untersuchung *).

Doch liegt gerade in dieser Unwandelbarkeit, so unerquicklich sie auch dem denkenden Geiste erscheinen mag, das Element, wodurch die Rhetorenschulen für uns von der größten Wichtigkeit sind. In ihnen und durch sie nämlich erhielt sich immer noch eine Art von Färbung aus dem klassischen Alterthume; alle Beyspiele führten zu jener lauteren Quelle zurück, und wenn auch der größere Theil sich mit den in den Handbüchern enthaltenen Stellen begnügte, so wurde doch in Manchem die Sehnsucht erregt, sich herauszuretten aus dem Jammer der Zeit, und Erholung zu suchen bey den ewigen Mustern des Schönen, den Schriften des Alterthums. In diesen Schulen wurde doch wenigstens ein Sinn für die klassischen Werke erhalten; konnte man sich nicht zu ihrer Höhe erheben, so bewunderte man sie doch, man vervielfältigte ihre Abschriften, und rettete was zu retten war vor der fanatischen Zerstörungswuth eines ausgearteten Mönchthums. Wie manches Werk des klassischen Alterthums, sey es nun ganz oder in Bruchstücken, ist uns nur durch die Schulen der Rhetoren erhalten worden; und mögen die Verirrungen derselben auch noch so groß und so viele gewesen seyn, immer retteten sie noch genug von dem erhabenen Sinne des Alterthums, um nach dem Falle Konstantinopels die Barbarey des abendländischen Europa zu erhellen. — Diese Bemerkungen schienen nothwendig, bevor wir zur Anzeige der Ausgabe der Rhetoren übergingen.

Die beyden ersten Bände enthalten die Literatur der Progymnasmata, Vorübungen zum Studium der Rhetorik; und zwar finden wir im ersten Bande die Progymnasmata des Hermogenes, des Aphthonius (nebst dem Auszuge des Matthäus Kamariotes und dem Kommentar eines Ungenannten), des Theon (nebst einem Scholiasten), des Nikolaus, des Nicephorus Basilaces, des Georgius Pachymeres und eines Ungenannten; ferner die Redeübungen des Adrianus und die Erzählungen und Ethopöien des Severus. Vor allen nimmt Hermogenes unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dem wenn nicht der erste, doch

*) Gleich darauf, p. 418, protestirt Doxopater gegen die Unterordnung der Bäume unter die Klasse der Seelenlosen (ἄψυχα); denn die Bäume und andere Pflanzen seyen beseelt (ἔμψυχα).

einer der ersten Plätze unter den Technikern des Alterthums gebührt. Er bildet mit Aphthonius und Theon gewissermaßen den Kern und Mittelpunkt einer weitschichtigen Literatur, und gelangte zu einem solchen Ansehen, daß er fast anderthalb Jahrtausende hindurch die Schulen beherrschte, und nebst Aristoteles den Doppelstern bildete, welcher durch so lange Jahrhunderte die Richtung des wissenschaftlichen Bildungsganges bestimmte. Es kann also nur von dem höchsten Interesse seyn, ein Werk genauer kennen zu lernen, welches seinen unermeßlichen Einfluß nicht etwa über eine und die andere Generation erstreckte, nein, welches mit seiner Wirksamkeit mehrere Völkerleben umfaßte. Es bestand aus fünf Theilen: 1) Progymnasmata [1]); 2) status (στάσεις, de partitionibus) [2]); 3) de inventione; 4) Idearum libri II (de formis oratoriis); 5) de effectu. Vgl. Jo. Tzetze's Chil. VI. 79.

Vorübungen zur Redekunst waren schon vor Hermogenes geschrieben; doch wurden alle durch die neue Erscheinung verdunkelt. Sonderbar aber ist es, daß auch sie bald durch die Progymnasmata des Aphthonius so sehr verdrängt wurden, daß diese selbst in den Handschriften des Hermogenes gewöhnlich den Platz der Hermogenianischen einnahmen, und Suidas nebst mehreren Handschriften sie als Progymnasmata zur Rhetorik des Hermogenes aufführen konnte; wodurch es denn kam, daß des Hermogenes Vorübungen nur selten abgeschrieben wurden, keinen Commentator fanden, und endlich selbst für verloren gehalten wurden. Wenn Einige dieselben dem Libanius zuschrieben, so verdient dieses wenig Beachtung; denn Priscian, die Commentatoren des Aphthonius und Johannes Doxopater (z. B. II. p. 131) erkennen den Hermogenes als Verfasser an. Interessanter ist die Untersuchung, ob nicht vielleicht anderen der noch vorhandenen rednerischen Vorübungen die Priorät gebühre, und da glaubt denn der Unterzeichnete Gründe gefunden zu haben, welche ihn nöthigen, diese Frage zu bejahen. Er hält nämlich den Theon für älter, als den Hermogenes und Aphthonius, welches letztere schon Joh. Scheffer in seiner Ausgabe des Theon vermuthet hatte. Da wir über sein Alter keine bestimmte Nachricht haben [3]), so können wir uns nur an die Andeutungen halten,

[1]) Von Priscian in das Lateinische übersetzt unter dem Titel: Praeexercitamenta rhetorices ex Hermogene.

[2]) στάσις, status, constitutio, »quod est in causa potentissimum et in quo maxime res vertitur.« Quinctil. III. 6, 21.

[3]) Vgl. außer Fabricius, Westermann Gesch. d. Beredsamk. I. 230, Note 17; Schöll II. p. 531.

welche in der Schrift selbst vorkommen. Er führt den Hermogenes nie an, während er übrigens mit Citaten nicht sparsam ist, und sich auf frühere Rhetoren, z. B. den Hermagoras und Theodor von Gadara (z. B. I. p. 243) beruft. Zu Anfang seines Werkes (I. p. 147) sagt er: »Zwar haben schon Andere rhetorische Vorübungen geschrieben, doch glaube ich manches für angehende Redner Nützliche lehren zu können; denn erstens habe ich nicht allein zu den bisher üblichen Vorübungen neue hinzu erfunden, sondern auch von einer jeden eine Definition aufzustellen versucht, z. B. die Fabel ist eine unwahre Erzählung, welche bildlich eine Wahrheit darstellt [1]). Ferner habe ich den Unterschied der einzelnen Vorübungen, die ἀφόρμας derselben, und die Art, wie jede zu gebrauchen, aus einander gesetzt.« Weiter unten (p. 151) nennt er dann ausdrücklich das Encomium als eine Aufgabe, die er erst unter die rhetorischen Vorübungen aufgenommen habe, obgleich er wohl weiß, daß es eine Gattung der Hypothesis sey. Auf welche Zahl er die Vorübungen festgestellt habe, gibt er nicht ausdrücklich an, doch sind es dieselben, welche sich in der Folge als normal erhalten haben, nur daß er die Chrie und Gnome nicht trennt. Alle diese Punkte, welche Theon ausdrücklich seiner Einführung zuschreibt, finden sich nun auch bey Aphthonius und Hermogenes; die von Theon beyspielsweise als seine Erfindung angeführte Definition der Fabel ist genau auch die des Aphthonius; bey Hermogenes fehlt zwar im griechischen Texte diese Definition, allein die von Priscian gegebene Uebersetzung beruht genau auf der Theon'schen Erklärung: »Fabula est oratio ficta verisimili dispositione imaginem exhibens veritatis.« Die Definition der Erzählung [2]), trotz ihrer auffallenden Form, stimmt bey Aphthonius und Hermogenes genau mit der von Theon aufgestellten überein; letzterer bezeichnet sie ausdrücklich als nicht von ihm erfunden, sondern als früher schon angeführt [3]). Das Encomium fehlt weder bey Hermogenes, noch in irgend einem der späteren Handbücher. Bey der Natur dieses ganzen Literaturzweiges darf man auch einen sonst vielleicht nicht zu beachtenden Beweisgrund e silentio nicht ganz abweisen. Theon nämlich stellt als Erfordernisse einer guten Erzählung auf: Deutlichkeit, Kürze, Wahrschein-

---

1) μῦθός ἐςι λόγος ψευδὴς εἰκονίζων ἀλήθειαν.

2) διήγημά ἐςι λόγος ἐκθέτικὸς πραγμάτων γεγονότων ἢ ὡς γεγονότων.

3) τὸ διήγημα βούλονται εἶναι κτλ. Eben so führt Hermog. die Definition der ἔκφρασις genau nach Theon an, mit der Phrase: ὥς φασι.

lichkeit (p. 183); Aphthonius und die Folgenden fügen als Viertes hinzu: ὁ τῶν ὀνομάτων ἑλληνισμός. Hätte Theon nach Aphthonius geschrieben, er hätte dieß nicht mit Stillschweigen übergangen.

Hermogenes setzte die Zahl der rhetorischen Vorübungen auf zwölfe fest, da die früheren Techniker bey einigen, z. B. nach des Hermogenes Angabe bey der Vergleichung und Beschreibung, schwankten, und, wie wir gesehen, erst Theon die Lobrede einführte. Wenn übrigens Aphthonius die Zahl der Progymnasmata bis auf vierzehn erweiterte, so liegt keineswegs eine wesentliche Berechnung zum Grunde, sondern lediglich eine andere Zählung, indem Hermogenes die refutatio und confirmatio, deßgleichen Lob und Tadel zusammenfaßt, Aphthonius aber einzeln behandelt. So erhalten wir also folgende Vorübungen: 1) Fabel; 2) Erzählung; 3) Chrie; 4) Sentenz, Gnome; 5) u. 6) Refutation und Confirmation; 7) Locus communis; 8) u. 9) Lob und Tadel; 10) Vergleichung; 11) Ethopöie; 12) Beschreibung; 13) Thesis, oder Berathschlagung; 14) Gesetzvorschlag. Bey jeder werden genau die zu beobachtenden Regeln abgehandelt, oft mit Beyspielen belegt, wodurch uns manche schätzbare Notiz erhalten worden ist, z. B. zur Geschichte der Fabel bey Theon, Hermogenes und Aphthonius. Manche Vorschriften haben sich bis auf unsere Zeiten zu erhalten gewußt, z. B. die von Theon und Aphthonius aufgestellten sechs Erfordernisse der Erzählung, das bekannte Quis? quid? ubi etc. (I. p. 182 u. p. 61).

Die erste griechische Ausgabe der Progymnasmata des Hermogenes besorgte Heeren in der Bibliothek f. alte Lit. u. Kunst, VIII. IX. Stück, nach einer Turiner Handschrift; die zweyte J. Ward nach vier Pariser Handschriften im Classical Journal V—VIII, in der Meinung, das Werk sey noch ungedruckt; Walz verglich eine mediceische und eine ambrosianische Handschrift, und gab nach diesen Hülfsmitteln einen berichtigten Text; den kritischen Apparat, den vollständigen Commentar Ward's und eine Auswahl anderer Bemerkungen setzte er in die Noten *).

---

*) Ob nicht eine Auswahl der Ward'schen Noten zweckmäßiger gewesen wäre, wollen wir nicht entscheiden; jedenfalls sind Conjecturen, wie παρανόμησι (p. 32, Note 43), oder »forsan οὕτοις contracte« (p. 50, Note 36) zwar nicht belehrend, aber ergötzlich. Dasselbe gilt vom Scheffer'schen Commentar zu Aphth., wo wir z. B. p. 96, Note 20 die Conjectur ἐν τῷ μέρῳ finden. Wir deuten hier einige Berichtigungen zum Hermogenes an: p. 9, Z. 3 ist ἀξιοῦσι zu streichen; — p. 27, I. leg. τὸ δὲ ἐγρ., und dann τῷ καθ., worauf auch Par. A. leitet; — p. 28, l. II. leg.

Die Progymnasmata des Aphthonius, als ein in allen Schulen gebrauchtes Buch, wurden sehr oft abgeschrieben, und es sind also Handschriften derselben in Menge vorhanden. Hr. Walz constituirte den Text hauptsächlich nach einer Pariser, einer Wiener und zwey Münchner Handschriften; nebst dem kritischen Apparat gab er auch den vollständigen Commentar Joh. Scheffer's. Den Aphthonius brachte Matthäus Kamariota*) in einen Auszug; er folgt genau in Sache und Form dem größeren Werke; nur im locus communis erlaubt er sich eine Abweichung, indem Aphthonius nur den τόπον κατά τινος behandelte, Matthäus aber auch den ὑπέρ τινος, wenn anders die Lesart bey Aphthonius richtig ist, was fast zu bezweifeln nach den bey Walz S. 80, c. 7, not. 2 angeführten Notizen. Vgl. jedoch II. p. 46. Walz hat das dürftige Werkchen nach einem Turiner Codex zuerst abdrucken lassen. Einen anderen Auszug eines Ungenannten, jedoch mit manchen Erweiterungen aus Hermogenes und anderen Rhetorikern, hat Hr. W. nach einem venetianischen Manuscripte herausgegeben; wir finden darin wenig Neues und nicht leicht einen eigenen Gedanken. Es mögen dergleichen späte Machwerke wohl noch manche in den Bibliotheken schlummern; wir wollen sie nicht stören in ihrer verdienten Ruhe.

Die übrigen in diesem Bande enthaltenen Werke sind nicht technischer Art, sondern Sammlungen ausgearbeiteter Aufsätze nach den Regeln und der Ordnung der Theoretiker. Was den Nicolaus betrifft, so nahm Harles, nach Suidas und Eudocia (Fabr. Bibl. Gr. VI. p. 134), zwey Rhetoren dieses Namens an, von denen der ältere, ein Schüler des Proclus, eine Rhetorik und Declamationen, der jüngere Progymnasmata geschrieben habe; allein es ist doch immer eine mißliche Sache um dergleichen Spaltungen; denn wenn auch das vorliegende Werk seiner jetzigen Form nach größtentheils nur ausgearbeitete Aufsätze enthält, so scheint es doch, daß diese früher mit einer Theorie in Verbindung gestanden hatten, welche die Abschreiber wegließen, weil sie fast ganz mit der des Aphthonius überein-

ἀνακολούθου; — p. 48, l. 8 darf ἡττωμένων seinen Platz nicht behaupten; vgl. p. 241, l. 12 fgg. — Zum Aphthonius: p. 63, 19 scheint νουθετῶν zu lesen; — p. 78, 12 leg. γῆ; — p. 97, 10 leg. τῶν ἄκρων (coll. vol. II. p. 48, 10); — p. 99, 14 τὸ πρὶν? — p. 109, 8. leg. λακεδαιμονίους; — p. 123, 28. leg. εἰρημένου. Die Vergleichung des Aphth. und Matthäus wird noch manche Emendation an die Hand geben.

*) Schöll II. S. 530 nennt den Matthäus Verfasser eines Auszugs aus der Rhetorik des Hermogenes, welchen Walz T. VI theilweise abgedruckt hat.

stimmte, diese sich aber in allen Händen befand. Die Aufsätze hingegen vervielfältigten sie, um den Schülern brauchbare Muster vorzulegen. Man darf überhaupt nicht vergessen, daß alle diese Schriften zum Schulgebrauche abgeschrieben, und also nach dem jeweiligen Bedürfnisse behandelt wurden. Spuren von dem früheren Daseyn einer Rhetorik haben sich in dem noch vorhandenen Buche mehrere erhalten; so haben wir p. 381 die Theorie der Ethopöie, welche fast wörtlich mit der des Aphthonius übereinstimmt; wäre alles von der Art gewesen, so brauchten wir den Verlust des Uebrigen nicht zu bedauern; bemerkenswerth ist jedoch, daß uns verschiedene Commentatoren einige Regeln und Definitionen des Nicolaus aufbehalten haben, die von denen des Hermogenes und Aphthonius abweichen. Vgl. II. p. 60, 62, 198, 539. Einige der hier nach einer Pariser Handschrift herausgegebenen Vorübungen waren schon früher unter dem Namen des Libanius gedruckt; wer der eigentliche Verfasser sey, mag vor der Hand unentschieden bleiben, denn id semper semper. tenendum inter hos homines possessionem ita incertam, furtaque ita solennia esse, ut mihi quidem suum cuique restituendi spes nulla supersit, sagt Walz I. 265. — Wenn man auch das furta nicht allerdings billigen sollte, da ja fast die ganze spätere byzantinische Periode eine Zeit des Excerpirens und der musivischen Kunst ist, und man bey einem Schulbuche das Gute zusammenstellen konnte, ohne jedesmal die Quelle zu nennen. — Die Vorübungen des Nicephorus Basilaces waren zum Theil schon von Leo Allatius herausgegeben; hier erhalten wir sie nach einer Pariser Handschrift berichtigt und vervollständigt. — Vom Rhetor Adrianus aus Tyrus finden wir die hier schon bey Leo Allatius gedruckten Declamationen (μελέται) *); von Severus sechs Erzählungen aus Iriarte, acht schon mehrmals gedruckte Ethopöien, nach einer Pariser Handschrift verbessert; ferner die Aufsätze des Georgius Pachymeres aus einer Pariser, und eines ungenannten Christen aus einer venet. Handschrift.

Der zweyte Band enthält Scholiasten zum Aphthonius, und zwar:

1) Die Scholien eines Ungenannten, welche schon auf dreyzehn unpaginirten Blättern vor dem zweyten Bande der aldinischen Rhetoren stehen. Renouard in seiner Typogr. Aldin. hielt aus einer Verwechslung den Phöbammon für den Verfasser,

*) Westermann a. a. O. S. 205 beruft sich hierbey auf Schöll II. p. 460 (461) f., wo aber vom Kaiser Adrian die Rede ist. Allein sollten nicht überhaupt die μελέται dem Kaiser ab- und dem Rhetor zugeschrieben werden?

Westermann (Gesch. d. Beredsk. I. S. 233, Note 18) den Doxopater, verleitet durch Ang. Politian (Miscell. 55); aber Hr. Walz macht es sehr wahrscheinlich, daß Politian den Sopater zu den stat. Hermog. (IV. p. 154 W.) im Sinne gehabt, und irrthümlich diesen Commentar auf den Aphthonius bezogen habe; er selbst hält den Maximus Planudes für den Verfasser. Wer die Sache genauer untersuchen will, wird seine Aufmerksamkeit auf Stellen wie p. 54, l. 7. p. 57, l. 14 zu richten haben, wo der Verfasser selbst auf seinen Commentar zum Hermogenes verweist. — Walz gibt die Schrift nach mehreren Handschriften berichtigt.

2) Von größerer Bedeutung sind die Prolegomena und Homilien des Johannes Doxopater *); denn wenn es auch wahr ist, was Walz p. V sagt: veterum commentatorum copiis in homilias suas receptis insigne edidit specimen quantum horum hominum valeat loquacitas, so läßt sich doch nicht verkennen, daß in dem Werke ein Schatz guter Bemerkungen und Zeugnisse aus den Schriften früherer Commentatoren enthalten ist. An Weitschweifigkeit und unsäglicher Breite dürfte er nicht leicht von irgend jemanden übertroffen werden; doch scheint manches nicht auf seine Rechnung zu kommen (diese bleibt immer noch groß genug), sondern späteren Abschreibern sein langweiliges Daseyn zu verdanken, wie dieß z. B. p. 77 verglichen mit p. 127 ziemlich klar hervortritt, wo selbst Handschriften die Störung andeuten. Uebrigens nahm Doxopater ganze Stellen aus anderen Schriftstellern, nur mit unwesentlichen Veränderungen, wie z. B. S. 223 aus Theon I. S. 186 fgg. Dasselbe könnte auch S. 83 fgg. der Fall seyn, wo sich eine kleine rhetorische Abhandlung befindet, welche etwas abgekürzt von Iriarte (Catal. Mss. Bibl. Matrit. I. p. 442 — 445) aus einer Madriter Handschrift unter dem Namen des Trophonius herausgegeben ist; dieselbe findet sich, doch ohne Namen eines Verfassers, in drey Pariser und zwey ambrosianischen Handschriften. Hr. Walz ist der Meinung, diese Abhandlung sey nur ein Auszug aus diesem Theile der Homilien Doxopaters; allein da wir von dem Zeitalter des Trophonius gar nichts wissen, und wir so eben gesehen haben, daß Doxopater es durchaus nicht verschmäht, Anderer Arbeiten mit seinem Werke zu verschmelzen, ohne die Quelle anzugeben, so kann man eben sowohl annehmen, daß dieser Abschnitt

*) Im Titel der Prolegomenen heißt es τοῦ Δοξοπατρι, vor den Homilien τοῦ Δοξοπατρῆ. Eben so steht in Cod. Barocc. 175 bey Bekker Anecd. Gr. III. p. 1454 erst τοῦ λεγομένου δόξα πατρί, und nachher τοῦ δοξοπατρῆ.

der Homilien nur eine Erweiterung des Trophonius sey; jedenfalls muß man die Sache als incerta possessio betrachten. — Ueber die Person und das muthmaßliche Zeitalter des Johannes Doxopater werden wir unten bey Gelegenheit des Johannes Sikeliota ausführlicher reden. — Herausgegeben nach einem Wiener Codex.

3) Enthält dieser Band eines Ungenannten Scholien zum Aphthonius, welche nach einer Münchner Handschrift abgedruckt sind, mit Zuziehung einiger Pariser Mspte. Mit Wahrscheinlichkeit glaubt Hr. Walz, daß der Verfasser dieser Scholien und der zu den Ideen des Hermogenes im siebenten Bande S. 861 fgg. ein und derselbe sey, indem er sich S. 647 auf eine Stelle seines Commentars zu den Ideen verweist, welche sich T. VII. p. 1074 fg. findet. Weniger können wir dem beystimmen, wenn Hr. W. in der Vorrede S. VI sagt: Praeter exempla poëtica nihil cum praecedentibus (den Homilien des Doxopater) commune habet et suo more progymnasmatum doctrinam explicat. Denn gleich zu Anfang führt der Hr Herausgeber selbst einen Abschnitt an (S. 565, Note 4), welcher sich nach mehreren Handschriften im Doxopater findet; und es ist nicht der einzige; so stimmt z. B. S. 574 wörtlich mit S. 162 bey Doxopater überein. Da nun zwey Pariser Handschriften, in welchen diese Scholien enthalten sind, aus dem zehnten Jahrhundert stammen, so kann wohl Doxopater aus unserem Anonymus geschöpft haben, aber nicht umgekehrt. Die Ambigua possessio zeigt sich übrigens auch hier, wenn wir S. 661, 8 mit VII. 1 fg. vergleichen, was auch Hr. W. angemerkt hat. — Mit diesem Bande sind die Progymnasmata geschlossen.

Den dritten Band eröffnet die Rhetorik des Hermogenes. Zur Berichtigung des Textes verglich Hr. W. eine Wiener und eine Münchner Handschrift vollständig, eine Pariser zum Theil, andere, namentlich einige Farnesische, nur stellenweise. Zur Erleichterung der Uebersicht und des Auffindens ist eine griechische Tabula capitum vorausgeschickt, was wohl auch anderwärts nicht wenig zur Bequemlichkeit beygetragen haben würde, wo man bisweilen ungern selbst ein Verzeichniß der im Bande enthaltenen Werke vermißt. Ein Schema zu dem Hermogenianischen Status findet sich bey Westermann I. 325. Ueber die Bedeutsamkeit dieses einflußreichen Buches haben wir weiter nichts hinzuzusetzen; das Erforderliche wird man in den Einleitungen zu vorliegender Ausgabe, bey Westermann, Schöll und Fabricius finden

2) Eine Rhetorik, welche zuerst Th. Gale, dann Fischer, beyde ohne Namen des Verfassers, hierauf Boissonade unter dem

Namen Rufus aus einer Pariser [1]) Handschrift herausgab; denselben fand auch Hr. W. in einem modenesischen Codex als Verfasser genannt. Aus dem Werke selbst läßt sich nicht ersehen, wer jener Rufus gewesen sey; Hr. W. denkt an den Perinthier, dessen Leben Philostratus (Vit. Sophist. II. 17) beschrieben hat. Westermann scheint diese Ansicht nicht zu theilen (vgl. I. S. 205, 5 und S. 250, 3), doch ist mit den jetzigen Mitteln nicht leicht zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Das Büchlein ist auch nicht bedeutend genug, um die Mühe tieferer Nachforschung zu belohnen. — Es folgen 3) Fragmente von Rhetoriken aus zwey vatican. Handschriften, die W. wegen ihrer Unbedeutsamkeit nur in Auszügen mitgetheilt hat.

4) Von höherem Interesse ist die folgende Schrift, eine Uebersicht der Rhetorik von Joseph Rhacendytes. Ueber den Mann fehlen uns alle Nachrichten, bis auf die wenigen Notizen, die er uns selbst in den Prolegomenen hinterlassen hat; auch ist er in den neueren Literaturgeschichten mit Stillschweigen übergangen, wenn man die dürftigen Andeutungen bey Fabric. B. Gr. VI. S. 131 Harl. u. XII. 639 allenfalls ausnimmt. Hr. Walz hat das Buch aus einer venet. Handschrift mit theilweiser Vergleichung anderer, herausgegeben, und die Prolegomena aus einer mediceischen Handschrift, in welcher allein sie sich vorfanden, vorausgeschickt. In dieser Einleitung gibt uns Joseph eine kurze Uebersicht seines Lebens. In Ithaka von dürftigen Aeltern geboren, hatte er, in Betracht der Vergänglichkeit alles Irdischen, schon von Kindheit an seinen Blick auf das Höhere gerichtet, und einen heftigen Drang nach dem beschaulichen Leben in sich gefühlt [2]). Er verließ also Aeltern und Vaterland, in Lumpen gehüllt (ῥάκος ἐνδύς p. 469, 14, woher dann sein Beyname Rhacendytes), durchwanderte viele Städte der Menschen [3]), und kam endlich auch zum Sitz aller Wissenschaft, nach der Stadt Constantins. Dort besuchte er die Schulen der Sophisten und Rhetoren, und studirte die Werke der Weisen; da er nun fand, wie hier oft über dem Minderwesentlichen das Wesentliche versäumt wurde, entschloß er sich, dieses eitle Treiben

---

1) Nach Westermann und Schöll aus einer Vatican. Hdschr. Da das Buch nicht zur Hand ist, können wir die Richtigkeit der einen oder andern Angabe nicht ermitteln.

2) S. 467, 15 hatte der Cod. Med. τῷ στρεῖνῳ κελύφει; Hr. W. emendirt ὀςεΐνῳ, wir gewiß nicht; es muß σαρκίνῳ geschrieben werden. Zwey Zeilen weiter ist statt συμφέρωνται zu schreiben συμφύρωνται; überhaupt ist im Texte dieser Einleitung noch mehreres zu berichtigen.

3) ἀλλ' οὔτοιγε καὶ νόον ἔγνων setzt er bescheiden hinzu.

meidend, aus den verschiedenen Werken ein neues Buch zusammen zu stellen, und so »schrieb ich denn gegenwärtiges Buch als ein Bild der Philosophie und der Wissenschaften« *). (Wenn das Bild ähnlich war, mußte es in dem »Sitz der Wissenschaften« schlecht aussehen.) Dieß sind die Notizen, welche uns Joseph über seine Lebensumstände in selbstgefälliger Redseligkeit mittheilt; im Titel der Prolegomenen heißt es: *ἰατροῦ Ἰωσὴφ κιναροῦ ῥακενδύτου*, und ohne Zweifel hat ihm eine solche Ueberschrift die Ehre verschafft, von Fabricius (Bibl. Gr. XII. 639) im Katalog der griechischen Aerzte aufgeführt zu werden; allein ist es wohl irgend wahrscheinlich, daß »der schmutzige Lumpenmann« seines ärztlichen Berufes auch nicht mit einer Sylbe gedacht haben sollte? Ist es irgendwo erhört worden, daß ein Arzt aus christlicher Bescheidenheit und Demuth die Lumpenkleidung erwählt hätte? Nein, der Arzt ist hier gewiß am unrechten Platze, von dem wir ihn erlösen wollen. In der Ueberschrift des Hauptwerkes hat Hr. W. gewiß richtig *οἰκτροῦ κιναροῦ Ἰωσὴφ Ῥοκενδύτου* nach einer mediceischen Handschrift gegeben; die übrigen hatten auch hier *ἰατροῦ*; wir wollen also an beyden Stellen dem »armen schmutzigen Lumpenmann« Platz machen, und ohne Zweifel wird sich auch der Arzt recht gern dazu verstehen. Im Fabricius haben wir freylich nun einen griechischen Arzt weniger; indeß ist das ein Unglück?

Was sein Zeitalter betrifft, so erzählt Fabricius a. a. O., er sey Lehrer des Actuarius und Apokauchus gewesen, wodurch er also an das Ende des dreyzehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts gesetzt würde. Aus seinem Buche ergeben sich wenig Zeitbestimmungen; den Symeon Metaphrastes (im Anfang des zehnten Jahrhunderts) und Michael Psellus (im eilften Jahrhundert) führt er unter den älteren an; unter den neueren den Kallicles und Ptochoprodomus (p. 562), und, nach dem Cod. Venet. 444, den Philes, welcher zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Dieses Citat scheint indeß ein späterer Zusatz zu seyn. — Zwischen der Einleitung und dem eigentlichen Werke finden wir einen Abriß der Rhetorik in jambischen Versen, an deren Schlusse sich Joseph selbst als Verfasser nennt. Die Rhetorik scheint viel benutzt, d. h. geplündert worden zu seyn, wenigstens finden wir in mehreren anderen rhetorischen Werken ganze Abschnitte aufgenommen; freylich bleibt hierbey noch die Annahme einer gemeinschaftlichen Quelle offen. Diese Bemerkung findet gleich bey der folgenden Schrift 5) eines

*) *ὡς εἰκόνα φιλοσοφίας καὶ μαθημάτων τὴν παροῦσαν ἀνεβίβλωσα βίβλον.*

Ungenannten über die Redetheile Statt, welche Hr. W. aus einer Pariser Handschrift herausgegeben hat; ein Bruchstück hatte schon Bekker Anecd. Gr. 1081 aus einem Ottobon. Codex bekannt gemacht. Um Wiederholungen zu vermeiden, hat W. mehrere Abschnitte weggelassen; es hätten noch einige wegfallen können, doch wäre vielleicht eine sorgfältige Benützung eben dieser Wiederholungen zur Berichtigung des Textes bey Joseph zu wünschen gewesen. Wir wollen am Ende dieser Anzeige einige Andeutungen geben.

6) Die Schrift eines Ungenannten über die acht Redetheile, herausgegeben aus einer Pariser Handschrift, ist größtentheils progymnasmatischen Inhalts, und ohne besonderen Werth. 7) Von einem anderen Auszuge aus einer venet. Handschrift, der fast ganz mit Joseph Rhacendytes übereinstimmt, erhalten wir nur Anfang und Ende, womit wir uns auch beruhigen können.

Nachdem die Hermogenianische Rhetorik so auf alle Art ausgebeutet war, mußte sie noch ihre härteste Prüfung bestehen, und auf den Stelzen politischer Verse einherstolpern, ein furchtbares Geschick! Der erste, welcher uns hier aufgeführt wird (8), ist einem Wiener Codex entnommen, und vollständig mitgetheilt. Es wechseln die von Herrn W. nur angedeuteten Stellen des Hermogenes und Expositionen in der langweiligen, eintönigen politischen Versart [1]). Ueber den Verfasser und sein Zeitalter läßt sich nichts bestimmen, nur so viel ist gewiß, daß er jünger als Joh. Tzetzes ist, denn diesen führt er einigemal an; ferner beruft er sich auf den Doxopater (p. 645), den Syrianus (649), Tiberius (653) und einen, der mehrmals ὁ Σικελός genannt wird, z. B. S. 649 zweymal. Wer war dieses? Sollte der Johannes Sikeliota zu verstehen seyn? Diesem widerspricht freylich ein Vers S. 645: ὁ Σικελὸς Φοιβάμμων δὲ λέγων ἐκφέρει τάδε. Wer ist aber nun dieser Phöbammon? Den Sophisten des fünften Jahrhunderts hält man für einen Alexandriner. — Was von S. 661, Z. 26 an folgt, gehört nicht zu dem Werke, sondern es sind nur einzelne prosaische Bemerkungen, die der Abschreiber auf eigene Verantwortung angefügt hat, wie dieß ja öfter der Fall ist, z. B. II. 80, VI. 39 und an anderen Stellen [2]).

---

[1]) Der eintönige politische Vers, der in Konstantinopel erfunden wurde, woher auch sein Name (πόλις) kommen soll, war in der späteren byzantinischen Zeit der herrschende.

[2]) Warum sind wohl S. 646 die Verszeilen so sonderbar gedruckt? Es sind politische Verse wie die übrigen. Abschreiber erlauben sich öfter solche Spielereyen, gedruckt brauchen sie nicht zu werden.

9) Von der Rhetorik des Johannes Tzetzes erhalten wir nur Bruchstücke (aus einem Dresdner Codex), die übrigens vollkommen hinreichen, um das Urtheil des Gregorius von Korinth (T. VII. 1098, 24) zu bewähren: ἐν οἷς ἔγραψεν εἰς τὴν ὅλην τὴν ῥητορικὴν ἐξήγησιν φλυαροστιχιδίοις. 10) Die Rhetorik des Psellus in politischen Versen erhalten wir aus einer Wiener Handschrift. Dann folgen wieder in ungebundener Red: 11) eine Uebersicht der Figuren, welche Hermogenes in seinen Büchern de inventione und de ideis behandelt, eigentlich nur eine Beyspielsammlung; aus einer Münchener Handschrift, mit Vergleichung einiger anderer. 12) Kastor Rhodius Philoromäus de metris rhetoricis, aus einer Pariser Handschrift. De Castore aliunde nihil constat, sagt Walz. Er wird jedoch erwähnt von Suidas und Eudocia; nur kann dieser, ein Zeitgenosse Cäsars, natürlich nicht der Verfasser vorliegenden Schriftchens seyn, in welchem Hermogenes genannt wird. S. übrigens Schöll II. 358; Westermann I. 181, Note 16. Es folgt endlich 15) eines Ungenannten expositio rhetorices, zuerst herausgegeben von O. D. Bloch Miscell. Hafn. II. p. 155 fgg. aus einer Kopenhagener Handschrift. Da der Verfasser den Doxopater citirt, muß er nach der Mitte des eilften Jahrhunderts gelebt haben. Ein großer Theil der Abhandlung stimmt wörtlich mit Maximus Planudes überein.

Der vierte Band enthält die Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus zu den Status des Hermogenes, welche schon in der Aldinischen Sammlung der Rhetoren gedruckt waren. Es sind von diesen Scholien zwey wesentlich von einander verschiedene Compilationen (denn Recensionen kann man diese Zusammenkittung wohl nicht nennen) vorhanden. Die eine befindet sich in der vortrefflichen venet. Handschrift 433, welche Morelli (Bibl. Mspt. p. 298 fgg.) sorgfältig beschrieben hat, und enthält abgesondert die Commentare des Syrianus und Sopater; die andere, welche Aldus abgedruckt hat, ist eigentlich keine Zusammenstellung der Scholien des Syrianus, Sopater und Marcellinus, sondern vielmehr eine vielleicht erst nach Maximus Planudes von irgend einem Lehrer der Rhetorik veranstaltete leichtfertige Compilation, indem die Bemerkungen der drey Compilatoren zu jeder einzelnen Stelle ohne alle Kritik, ohne die erforderliche Aufmerksamkeit, also ganz unzuverläßig nicht sowohl zusammengestellt, als vielmehr zusammengeworfen sind; noch dazu wird bald von Eigenem (?) hinzugefügt, bald etwas weggelassen, bald eine Bemerkung eines Vierten eingefügt, bald sonst eine Veränderung vorgenommen. So erscheint S. 397 plötzlich ein Scholion des Porphyrius; soll dieses von dem Compilator des

ganzen Werkes herrühren, oder erst später, wie dieß oft der Fall ist, eingeschoben seyn? Porphyrius wird zwar öfter citirt, tritt aber sonst nicht mit den drey anderen Commentatoren in Reihe und Glied auf. Dasselbe gilt S. 463 von dem Scholion ἐξ ἀνεπιγράφου und des Epiphanius. S. 626 wird ein ganzes Kapitel eines Ungenannten eingeschoben, welches in der Pariser Handschrift fehlt, und genau mit einem Abschnitte eines dem Maximus Planudes zugeschriebenen und von Hrn. W. im fünften Bande herausgegebenen Commentars übereinstimmt. Ist dieses Stück dem Maximus Planudes entlehnt, so fällt die Zeit der Redaction unseres Commentars nicht vor das vierzehnte Jahrhundert; es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß beyde nur aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften; denn der Compilation im Allgemeinen wird schon dadurch ein bedeutend höheres Alter vindicirt, weil der dieselbe enthaltende Pariser Codex, welher allen übrigen, wie sich aus den Walzischen Angaben augenscheinlich ergibt, zum Grunde liegt, aus dem eilften, spätesten zwölften Jahrhundert stammt. Eben hieher gehören auch die Stellen S. 795, 845. — Herr Walz erkannte sehr wohl die üble Beschaffenheit und Unzuverläßigkeit der von Aldus abgedruckten Compilation; dennoch entschloß er sich, gewiß nicht ohne gute Gründe, sie abdrucken zu lassen, und zwar so, daß er im Allgemeinen zur Berichtigung des Textes die Pariser Handschrift 2923 durchgehends, andere stellenweise verglich, zugleich aber auch zum Syrianus die Abweichungen der venet. Handschrift, da diese minder bedeutend sind, beyfügte, den Sopater aber, der in jener Compilation allzu verstümmelt vorlag, im fünften Bande noch einmal vollständig aus dem venet. Codex abdrucken ließ. Es dürfte wohl Mancher dieses Verfahren nicht durchaus billigen; in der That dürfte es zweckmäßiger scheinen, wenn die ächten Scholien des Syrianus und Sopater unverfälscht aus der venet. Handschrift abgedruckt, und aus jener Compilation nur der Marcellinus herüber genommen worden wäre, dessen Eigenthum sich, nach Ausscheidung seiner beyden Collegen, leicht herausgestellt haben würde. Zum Ueberfluß hätten, um die Verfahrungsart jenes Compilators zu zeigen, einige Blätter der Arbeit ausgewählt und mitgetheilt werden können. Wie die Sachen jetzt liegen, geht ein großer Theil der Uebersichtlichkeit verloren, indem man sich die einzelnen Data aus der ohnehin nicht sehr bequemen Zusammenstellung des Compilators, aus den Noten und aus dem fünften Bande zusammensuchen muß. Zugleich hätte man dann auch den nochmaligen theilweisen Abdruck des Hermogenianischen Textes sparen können *).

*) Für die Texteskritik hätte aus der doppelten Recension mehr

Die Commentare des Syrianus, Sopater und Marcellinus gehören ohne Zweifel zu den wichtigsten, welche uns über den Hermogenes erhalten sind, und bieten einen Reichthum anziehender Bemerkungen. Das Zeitverhältniß dieser drey Commentatoren ergibt sich daraus, daß Syrianus, der in der Mitte des fünften Jahrhunderts lebte, von Sopater (S. 482, 29), dieser von Marcellinus citirt wird (S. 806, 21). Syrian war, nach einer weiter unten zu benutzenden Notiz, Heide, und hatte einen Sohn Alexander, dem er seinen Commentar über die Ideen des Hermogenes widmete (s. T. VII. S. 90), den ersten, wie er am a. O. selbst versichert, der über dieses Werk erschienen war. Auch über die anderen Theile der Hermogenianischen Rhetorik mögen vor ihm nicht viele Erklärer von Bedeutung vorhanden gewesen seyn; er citirt den Apsines aus Gadara [1]), Cäcilius, Porphyrius, Aquila, Evagoras, Minucianus, Metrophanes, Lollianus, Cornutus, Korax den Technographen; Sopater den Lollianus, Hermagoras, Minucianus, Syrianus, Harpokration, Metrophanes, Tyrannus (IV. 617, 13), Basilikus [2]); Marcellinus ist sparsamer mit Citaten; er nennt den Minucianus, Major, Sopater und Polemo.

Syrianus stellt (VII. S. 99, 22 fgg.) [3]) die Anforderungen auf, welche man bey der Kritik eines jeden Buches, besonders eines technischen (?), machen müsse, und nennt darunter namentlich auch die Untersuchung über die Echtheit, welche auch, der nachbetenden Sitte dieser Techniker gemäß, noch in mehreren anderen Schriften gefunden wird. Dieser falsch verstandene Grundsatz scheint die öfter widerlegten Zweifel an der Echtheit der Status und der Ideen des Hermogenes veranlaßt zu haben (V. 227. VI. 66. VI. 18. VII. 40 sqq. — ib. p. 99), indem Spätere den Syrian, welcher Untersuchung der Echtheit bey jedem Buche verlangt, so verstanden, als habe er selbst die Authentici-

Nutzen gezogen werden sollen; aus vielen Beyspielen nur wenige: Tom. IV, p. 111, Z. 9 muß οὔτω statt οὕτω gelesen werden; coll. T. V, p. 48, Z. 24. T IV, 121, 23 mußte die in die Augen fallende Lücke hinter ἀμφισβήτησιν aus T. V, 52, 6 durch καὶ εἰς τὸ κατὰ αἴτησιν ausgefüllt werden; drey Zeilen weiter lies: ἢ τοῦ τί δεῖ δοῦναι.

1) Warum mag nur Westermann diese Stadt immer Gadaris nennen?

2) Tyrannus wird auch anderwärts angeführt, z. B. VII, 357, 27, und mit der Benennung der Sophist IV, 13. not. — Basilikus wird IV, 747 citirt; denn ohne Zweifel ist dieser Name statt Basiliskus herzustellen.

3) Daß hier Zeile 25 τὸ βιβλίον zu lesen sey statt τοῦ βιβλίου ist an sich klar, und wird bewiesen durch p. 40, 14 und p. 102, 1.

tät einiger Hermogenianischer Schriften in Zweifel gezogen. Richtiger faßte Doxopater diese Anforderung auf, indem er (II. 77) die Echtheit der Progymnasmata des Aphthonius bewies, so überflüssig dieß auch übrigens seyn mochte. Dem mißverstandenen Grundsatze des Syrianus scheint selbst ein jüngerer anderweitig unbekannter Hermogenes sein Daseyn zu verdanken; »einige behaupten,« heißt es in den Prolegomenen IV. 29, »nicht der Hermogenes aus Tarsus, sondern ein anderer sey Verfasser der Rhetorik;« zwar finden wir keinen dieser hyperkritischen Leute genannt, wir dürfen aber wohl vermuthen, daß ein ähnlicher Ausdruck, wie der, dessen sich Maximus Planudes eben in dieser Untersuchung bedient V. 227: »daß das Buch des alten Hermogenes echt sey« (vgl. VII. 41), ihnen genügenden Grund gegeben haben werde, sich nun auch einen jüngeren Hermogenes zu bilden.

Vielleicht löst sich auch auf eine ähnliche Art die Annahme eines älteren und jüngeren Minucianus; denn in dieser Literatur braucht nur ein angesehener Lehrer einen Fehler zu begehen, um denselben durch den nachtretenden Haufen verbreitet, und als unbestreitbare Wahrheit geachtet zu sehen. An vielen Stellen reden die Commentatoren von Streitigkeiten zwischen Hermogenes und Minucianus (s. z. B. VII. p. 117, 135, 139, 170, 206, 443. 579, 580, 582 u. a.), wodurch sie also als Zeitgenossen erscheinen, und zwar mußte Minucian älter seyn, weil es heißt, Hermogenes habe auf ihn angespielt; ja Sopater gibt (V. 6 fgg.) eine interessante Uebersicht der Geschichte der Rhetorik, und sagt (S. 8, Z. 23 fg.) ausdrücklich, Hermogenes habe nach Minucian gelebt; auch Gregor von Korinth nennt den Dionysius, Hermogenes und Minucianus Zeitgenossen des Hermogenes (VII. S. 1219). Nun lebte aber auch, nach Suidas, Eudocia u. A., ein Minucianus, Sohn des Nikagoras aus Athen, unter dem Kaiser Gallien, und schrieb mehrere rhetorische Werke, eine Rhetorik, Progymnasmata u. s. w. *). Daß dieses nicht der angebliche Gegner des Hermogenes gewesen seyn könne, ist augenscheinlich, und die Annahme eines älteren und jüngeren Minucian scheint demnach gerechtfertigt. Hierzu kömmt noch, daß Sopater (V. 9, 14) den Porphyrius als Vertheidiger des Minucianus anführt; da Syrianus die Platoniker ausdrücklich unter den Commentatoren dieses Faches nennt, so ist nicht zu bezweifeln, daß hier der berühmte Neuplatoniker zu verstehen sey; dieser aber konnte nicht wohl der Vertheidiger eines unter

*) Vgl. Westermann Gesch. d. Beredsk. I. S. 232, Note 15. Fabric. B. Gr. ed. Harl. VI, p. 107.

Gallien lebenden Minucian seyn. Selbst der Umstand, daß Minutianus zuerst die Zahl der Status auf dreyzehn festsetzte, indem er zwar eine doppelte Metalepsis annahm, sie aber nur als Eine zählte, Hermogenes dagegen diese in zwey besondere spaltete, und also vierzehn Status behandelte (worin ihm der Platoniker Metrophanes und die Philosophen Evagoras und Aquila folgten; s. Syrianus IV. p. 294, Note), scheint dafür zu sprechen, daß Minucian ein Vorgänger des Hermogenes war, wenn wir in Betracht ziehen, was oben über die Zählungsart der Progymnasmata gesagt ist[1]). Wenig Gewicht ist auf die bey den Scholiasten sehr beliebte Auffspürung von Anspielungen zu legen; freylich sagen sie bey vielen Divergenzpunkten, Hermogenes spiele auf den Minucianus an; macht ja doch Johannes Sikeliota (VI. 435) ganz harmlos die Entdeckung, Hermogenes spiele auf den Dionysius, Basilius und Minucianus an, besonders aber auf den Basilius. Dennoch ist die Frage über zwey Minuciane, wenigstens was den beyderseitigen Besitzstand betrifft, noch keineswegs genügend beantwortet; die Rhetorik, welche Suidas dem Sohne des Nikagoras zuschreibt, dürfte wohl jenem älteren gehören.

Der fünfte Band enthält, außer den schon erwähnten echten Scholien des Sopater, folgende Werke: 1) Den Commentar des Maximus Planudes zur Rhetorik des Hermogenes. Die Prolegomenen und der Commentar zu den Status erscheinen hier zum ersten Male; die Erläuterungen zu den Abschnitten de inventione, de ideis und de effectu standen schon in der Aldinischen Sammlung[2]). Daß das ganze Werk nur eine Compila-

1) Ueber die allmäliche Erweiterung der Lehre von den Status sind zwey interessante Stellen von Syrianus (IV. 294) und Sopater V. 8). In den neueren Rhetorenschulen nahm Lollianus sieben, Hermagoras fünf, Minucianus dreyzehn, Hermogenes und seine Anhänger vierzehn Status an. Phrynichus dagegen, das Haupt einer Schule in Athen von dreyhundert Schülern, der eifrige Vertheidiger des Stegreifs, erklärte die ganze Lehre von den Status für eitles Geschwätz (φλυαρία), und meinte, man müsse das Reden nur durch Reden lernen (Vgl. IV. 39 not. und V. 610). Dieß erzählt, nach Syrian, Evagoras in s. Abhandlung über die Status. Die Vergleichung der eben angeführten beyden Stellen lehrt übrigens, daß IV. 39, not. statt des sinnlosen — δυστυχοῦσιν ὁμιληταῖς ἐννοῶν ὡςολαλεῖν· ἐκ τοῦ λαλεῖν κακῶς εἰδώς κλ. geschrieben werden müsse: — δυστυχέσιν ὁμιληταῖς ἐμβοῶν ὡς τὸ λαλεῖν ἐκ τοῦ λαλεῖν, κακῶς εἰδὼς etc. Dagegen ist V. 610, 21 τινός nach συνεχῶς zu tilgen.

2) Herr Walz sagt S. 212, Note: Omnes codices eodem fere tempore seculo XIV exeunte vel XV scripti sunt, neque ullum antiquiorem inveni, quamvis nullius commentarii

tion sey, ließ sich erwarten; im Anfange scheint Planudes Manches vom Seinigen gegeben zu haben; wenigstens konnte Herr Walz die Quellen nicht auffinden; im Verlaufe jedoch schreibt er sehr häufig die Scholien des Anonymus aus, welche Hr. W. im siebenten Bande mittheilt, deßgleichen auch die Aldin. Scholien, wie der gelehrte Herr Herausgeber sorgfältig nachweist; selbst das Lob, welches man öfter dem Planudes ertheilt, manche Fragmente des Alterthums gerettet zu haben, gebührt nicht ihm, sondern dem eben angeführten Anonymus, den der Compilator nicht einmal gewissenhaft benützt hat. Der hier zum ersten Male gedruckte Theil weicht übrigens von dem schon früher bekannten in der äußeren Form dadurch ab, daß jener ganz nach Scholienart sich auf den Text bezieht, und durch beygeschriebene Buchstaben (deren Abdruck indeß zwecklos erscheint) die bezügliche Stelle andeutet; dieser aber die Textesworte selbst, vollständig oder abgekürzt, wieder aufnimmt. Es scheinen hier demnach zwey ganz verschiedene Redactionen verbunden zu seyn. 2) Maximus aus Byzanz oder Epirus, der Lehrer Julians (s. Suidas), schrieb: περὶ ἀλύτων ἀντιθέσεων; das Werkchen war schon herausgegeben von H. Stephanus und Fabricius (Bibl. Gr. IX. 324 sqq.); Walz druckte es ab nach einer Pariser Handschrift, mit Benützung eines anderen Pariser Codex und der Fabricischen Ausgabe. Es ist im Ganzen unbedeutend. 3) Anonymus de statibus, herausgegeben nach einer Pariser Handschrift. Fabricius und Harles (B. Gr. VI. 104) glaubten, die Schrift sey von Phöbammon, vermuthlich weil in der Handschrift dessen Abhandlung de figuris rhetoricis vorangeht. Eine genauere Ansicht zeigt jedoch leicht, daß wir hier überhaupt kein vollständiges, ausgearbeitetes Werk, am wenigsten des Phöbammon, vor uns haben; Walz hält es für den Auszug aus irgend einem größeren Commentare; richtiger erklärt man es vielleicht für eine zufällige, ungeordnete, selbst so noch lückenhafte (z. B. S. 593, Z. 14 ist zuverläßig eine Lücke) Compilation, wie die ganze Form, und namentlich das in gleichem Falle so gewöhnliche ὅτι verräth. Es sind hauptsächlich Definitionen der Status nach Minucianus, Hermagoras, Siricius, Tyrannus, Lollianus und Kornutus. Zu billigen ist es, daß der Herausgeber nur den Anfang hat drucken lassen. — 4) Aus einer Pariser Handschrift erhalten wir ferner zwey kurze Abhandlungen des Michael Psellus, de compositione

---

plures codices existant, praesertim in bibliotheca Parisina et Ambrosiana. Aber wie hätte er denn auch ältere finden können, da ja Maximus Planudes selbst erst im vierzehnten Jahrhundert lebte?

partium orationis, und eine Uebersicht der rhetorischen Ideen. Endlich 5) Prolegomena zur Rhetorik aus einer Pariser Handschrift, größtentheils aus den Homilien des Doxopater entlehnt.

Zu besonders anziehenden literar-historischen Untersuchungen gibt der sechste Band Anlaß. Er enthält: 1) Prolegomena zur Rhetorik von Johannes Doxopater, nach der Vermuthung des Herausgebers. Das Werkchen war schon nach einer Coislin'schen Handschrift herausgegeben in der Bibliotheca Coisliniana und in Fabricii Bibl. Gr. IX, und einigemal in lateinischer Uebersetzung. Langbän zum Longin p. 17 ed. Toll. und nach ihm Ruhnken nannten den Verfasser ohne weitere Angabe Troilus, nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Herausgebers dadurch verführt, weil auf dem Rücken des Coislin'schen Coder mit goldenen Buchstaben der Titel Troilus sophista gedruckt ist. Die in diesem Bande ebenfalls mitgetheilten echten Prolegomena des Troilus beweisen unwidersprechlich die Unrichtigkeit jener Annahme. Viel Wahrscheinlichkeit hat dagegen die Vermuthung des Herrn Walz, daß Joh. Doxopater der Verfasser sey, indem diese Prolegomenen in einer mediceischen und drey Pariser Handschriften mit den Commentaren Doxopaters vereinigt sind, eine Turiner Handschrift auch am Rande bemerkt *οἶμαι Ἰωάννου Δοξοπατρί*; Schreibart und Darstellungsweise lassen kaum einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Vermuthung. Von dem Manne selbst wird sogleich ausführlicher die Rede seyn; der gegebene Text beruht hauptsächlich auf einer mediceischen Handschrift, jedoch mit Benützung mehrerer anderen. Angehängt sind von S. 30 an, wie dieß öfter geschieht, verschiedene fremdartige Bemerkungen der Abschreiber. Die dann 2) folgenden Prolegomena eines Ungenannten sind nichts weiter, als eine geistlose Compilation aus Joh. Doxopater, Maximus Planudes und Anderen, weßhalb Walz nur einzelne Bruchstücke abdrucken ließ. 3) Die Prolegomena des Troilus aus Suida, welcher im fünften Jahrhundert lebte, stimmen großentheils wörtlich mit Maximus Planudes überein; bey diesem Verhältnisse wäre es wohl passender gewesen, den Text des Troilus vollständig zu geben, und bey den entlehnten Abschnitten des Planudes auf ihn zu verweisen; Hr. W. hat das umgekehrte Verfahren beobachtet. Das übrigens unbedeutende Werkchen ist aus einem Münchener Coder abgedruckt.

4) Die Erläuterungen des Johannes Sikeliota zu den Ideen des Hermogenes, herausgegeben nach einer mediceischen, einer Pariser und einer Wiener Handschrift, gehören zu den bedeutendsten neuen Gaben der ganzen Sammlung. Auf das, was im Allgemeinen durch diese Bekanntmachung gewonnen

wird, können wir uns hier nicht einlassen; dagegen bietet sich die passendste Veranlassung, einige literar-historische Streitfragen genauer zu besprechen, besonders über Person und Zeitalter des Johannes Sikeliota. Ueber beydes fehlen alle zuverlässigen Angaben, und die Frage muß aus den Werken selbst und aus einzelnen gelegentlichen Notizen beantwortet werden. Leo Allatius in seiner Diatriba de Georgiis p. 327. ed. Paris. vermuthet, jedoch ohne weitere Gründe für seine Meinung anzugeben, Johannes Sikeliota sey eine Person mit Johannes Glykas, der von 1316 bis 1320 den Patriarchenstuhl von Constantinopel inne hatte. Da wir hier keine Gründe zu widerlegen haben, können wir ganz einfach sagen, daß uns Allatius nicht überzeugt habe, und uns zur Beleuchtung der Ansicht wenden, welche Walz in der Einleitung zum sechsten Bande aus einander gesetzt hat. Moreri (diction. hist. s. v. Doxopater) stellt die Ansicht auf, doch ohne Begründung, Johannes Sikeliota habe auch Doxopater geheißen; Walz begründet diese Meinung durch die Ueberschrift, welche der Commentar des Johannes Sikeliota in einigen Handschriften führt; im Cod. Barocc. 175 heißt es nämlich: Ἰωάννου Σικελιώτου τοῦ λεγομένου δόξα πατρί, weiter unten: τοῦ Δοξοπατρῆ [1]) Im Cod. Paris. 2922 heißt es: Ἰωαννου τοῦ Δοξοπατρῆ — ἐξήγησις. »Niemand wird hier zweifeln,« sagt Walz, »daß Johannes Sikeliota mit dem Beynamen Doxopater Eine Person sey mit Johannes Doxopater.« Freylich wohl Niemand, wenn man nicht die Stelle selbst bezweifelt. Hr. W. ist übrigens viel zu gut mit dem Handschriftenwesen bekannt, um nicht hinlänglich zu wissen, wie wenig Beweiskraft so ein übergeschriebener Titel hat, gar nicht zu erwähnen, daß ein Mann wie Doxopater eine so allgemeine Bedeutung hat, daß man sich eben nicht wundern dürfte, wenn er mehr als einmal mit dem so gewöhnlichen Johannes in Verbindung vorkäme [2]). »Da aber,« fährt Hr. W. fort, »bald des Johannes Doxopater Erwähnung geschieht, ohne den Beynamen Sikeliota, bald des Johannes Sikeliota, ohne den Beysatz Doxopater, so kam es, daß man den Johannes Sikeliota und den Johannes Doxopater für zwey verschiedene Personen hielt.« Die Sache scheint doch etwas anders zu stehen; Hr. W. sah und benützte eine bedeutende Anzahl

[1]) S. auch Bekker Anecd. gr. III. p. 1454. Die fast gleiche Variante haben wir übrigens auch Rhet. Gr. II. p. 69 und p. 81 in den Titeln.

[2]) Sonderbar, daß in der Handschrift der Beyname einmal δόξα πατρί geschrieben wird; eine solche angewöhnte Formel kann leicht Beyname werden. Den Wienern, welche das Burgtheater besuchen, ist gewiß der Gott erhalte bekannt.

von Handschriften der Homilien zum Aphthonius; wird auch nur in einer einzigen der Verfasser derselben Johannes Sikeliota genannt? Und doch mußte dieser Beyname, der Natur der Sache nach, der frühere seyn, wenn man sich auch die zwey Beynamen in Einer Person vereinigt denken wollte. Man darf also wohl sagen, der Johannes Doxopater führt nie den Beynamen Sikeliota, der Johannes Sikeliota aber in zwey Titelüberschriften einen Beynamen, der fast auf Doxopater hinausläuft. Es ist also wohl keine übertriebene Zweifelsucht, wenn man selbst nach obigen Titeln, die Richtigkeit derselben auch zugestanden, die Einerleyheit der beyden Johannes in Abrede stellt, falls nicht weitere Gründe hinzukommen. Wir wollen sehen. »Wenn man,« sagt Hr. W. weiter, die Commentare des Johannes Doxopater und Sikeliota vergleicht, findet man die auffallendste Uebereinstimmung; in beyden dieselbe Eintheilung des Stoffes, dieselbe Haltung der Sprache, dieselbe Weitschweifigkeit, derselbe Wortschwall, dieselbe Prahlerey mit einer meist aus den Kirchenschriftstellern entlehnten Belesenheit.« Wäre die Einerleyheit der beyden Personen schon erwiesen, so könnte man allerdings die angeführte Uebereinstimmung in ihren Schriften verlangen; aber in Ermanglung jenes Beweises scheint es doch gewagt, jene so allgemein gehaltene Uebereinstimmung selbst als Beweis gelten zu lassen. Denn es ist wohl nicht auffallend, in beyden Commentaren dieselbe Eintheilung des Stoffes (? eadem materiae divisio) zu finden, da beyde als Commentare dem Leitfaden ihres Compendiums folgen; dadurch gab sich die Divisio materiae von selbst. Was weiter die »Haltung der Sprache« anbelangt (sermonis habitus), so scheint in einem so allgemeinen Begriffe wenig Beweiskraft zu liegen, indem hier alles auf das Gefühl des Einzelnen ankömmt. Wie wenig man aber auf diesen Grund bauen dürfe, glaubt der Unterzeichnete durch nichts besser beweisen zu können, als durch den Umstand, daß während er die Homilien des Doxopater bey ihrer unsäglichen Langweiligkeit nur mit Ueberwindung lesen konnte, ihm die Commentare des Sikeliota ein gewisses Interesse abgewannen; ihm schien in beyden ein so verschiedenartiger Geist zu wehen, daß er schon um deßwillen nicht leicht an Einerleyheit der Verfasser glauben würde. Oder sollte es zu verkennen seyn, daß in dem einen Werke eine selbstgefällige, unermüdliche Redseligkeit sich ergeht, ein harmloses, mit Gott und der Welt zufriedenes Schwatzen über das vorliegende Thema; in dem anderen, bey aller Weitschweifigkeit (einem Fehler der Zeit), eine gewisse polemische Schärfe, ein mit den Zuständen seiner Zeit überworfener Charakter hervortritt? Doxopater läßt nur sehr selten persönliche Angelegenheiten und

Ansichten des Lebens durchblicken, Sikeliota mit einer Art von Liebe; wenn sie sich aber aussprechen, welch ein verschiedener Charakter zeigt sich dann! Man lese nur einmal z. B. T. VI. p. 29. Wie wohlgefällig rühmt es dort Doxopater: »Die attischen Redner lebten und webten in der Demokratie, die Lacedämonier in der Aristokratie, wir aber beglückt in der Monarchie, fromm und rechtgläubig« [1]) Der Mann war zu beneiden um seine Weltansicht! Hören wir dagegen den Sikeliotes T. VI. p. 444 fg. [2]): »Wo ist jetzt ein König Markus oder Antoninus [3]) oder Adrianus, oder ein Patriarch, oder sonst ein Vornehmer, der mit der That, nicht bloß mit Worten die Wissenschaften förderte? Alle sind, so zu sagen, Volksverzehrer [4]), welche die Unterthanen auf gleiche Weise zu gleicher Unwissenheit unterdrücken, als ob sie sich fürchteten und schämten, über Bessere zu herrschen.« Man wird gewiß zugestehen, daß Sikeliota mit seinem rechtgläubigen Zeitalter nicht ganz so zufrieden ist, wie sein Namensverwandter Doxopater. Ueberhaupt ist, im Gegensatze zu dem in seiner Orthodoxie zufriedenen Doxopater, eine gewisse Bitterkeit gegen die Gebrechen seiner Zeit ein öfter hervortretender Zug des Johannes Sikeliota; besonders äußert er sich an mehreren Stellen mit Heftigkeit gegen das damalige Treiben in den Rhetorenschulen, gegen die Habsucht der Lehrer (wobey er einige hübsche Anekdoten von dem Vorsteher dieser Schulen erzählt, den er ein sechzigjähriges Kind nennt) [5]), die Abgeschmacktheit der Unterrichtsmethode, die Unwissenheit der Reichen. Darein mischen sich dann Klagen über seine Armuth, über sein kummervolles, meist in Gefangenschaft und Krankheit hingebrachtes Leben [6]), über die Vergeblichkeit alles seines Strebens, wobey er dann öfter andere Werke von sich anführt. Von allem diesem weiß Doxo-

---

1) ἡμεῖς δὲ νῦν εὐτυχῶς ἐν βασιλείᾳ πιςῶς καὶ ὀρθοδόξως.

2) S. 444, Z. 17 schreibe und interpungire man: μᾶλλον δὲ βιβλίων, πολλῆς προσοχῆς πρὸς τὸ γνῶναι ποῖά τισι καὶ πότε. — S. 445, 9 ist nicht nach, sondern vor ἔργοις zu interpungiren.

3) Vielleicht dürfte das ἢ zwischen Μάρκος und Ἀντωνῖνος zu streichen seyn.

4) Πάντες γὰρ ὡς εἰπεῖν δημοβόροι.

5) ὁ νῦν τῆς διατριβῆς προιςάμενος ταύτης, p. 93. Die anderen hieher gehörigen Stellen sind S. 444, 309, 189 (οἱ πήλινοι ῥήτορες καὶ σοφοὶ τῶν καθ' ἡμᾶς), 448 u. a.; s. auch bey Bekker Anecd. Gr. III. p 1456.

6) καὶ τὸν πλείονα βίον ἐν αἰχμαλωσίᾳ καὶ ἐν νόσοις διαγαγὼν ποικίλαις; sollte er vielleicht in sarazenischer Gefangenschaft gewesen seyn? Er erwähnt einigemal einen λόγος κατὰ Σαρακηνῶν als sein Werk.

pater nichts; mit wolkenströmender Redseligkeit verarbeitet er seinen Aphthonius, und findet, daß alles recht gut geht. Kurz, der ganze Charakter der beyden Schriften hat auf den Unterzeichneten einen so verschiedenen Eindruck gemacht, daß es ihm unmöglich fällt, sie Einem Verfasser zuzuschreiben.

Wenn Hr. W. weiter in den beyden Schriften dieselbe Weitschweifigkeit, denselben Wortschwall (eadem copia, eaedem verborum ampullae) findet, so hat er hierin großentheils Recht; doch war dieß wohl ein allgemeiner Fehler jener Periode, und es dürfte zu keiner Zeit schwer fallen, weitschweifige Werke aufzutreiben, die deßhalb doch nicht von Einem Verfasser sind. Eben so wenig kann Ref. den letzten Punkt der Uebereinstimmung, nämlich die meist aus Kirchenschriftstellern entlehnte Gelehrsamkeit, als einen Beweisgrund gelten lassen. Denn selbst angenommen, daß in den beyden Werken eine auffallende Gleichheit der benützten Quellen Statt fände — was Ref.'en nicht ganz so scheint — wer möchte sich wohl wundern, wenn zwey byzantinische Gelehrte, die noch dazu mehr als wahrscheinlich Geistliche waren, zu ihren Belegen oft, vielleicht selbst mit Vorliebe, Kirchenschriftsteller wählen? Im Allgemeinen findet Ref., daß Johannes Doxopater in Citationen weit sparsamer ist, als Johannes Sikeliota. Außer den Schriftstellern des klassischen Alterthums, die sehr oft angeführt werden, besonders Demosthenes, finden wir beym Durchblättern der Homilien zum Aphthonius, den Dionysius Thrax, Hermogenes, Gorgias, Johannes Geometra (sehr häufig), den Georgius (Diáretes?), (Gregorius) Erzbischof von Sardes, Sopater, Porphyrius, Lucian, Theon, Antonius, Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor (von Korinth?), Menander, Hermagoras, Apsines, Eustathius, Alkidamas, Nikolaus. Gewährsmänner des Johannes Sikeliota sind, ebenfalls mit Ausnahme der alten Klassiker: Chrysostomus, Gregor von Nazianz, Phöbammon, Demetrius Phalereus, Theodosius von Melite, Theodor von Nicäa, der Dichter Menelaus, Longinus, Polemo, Aspasius, Prokopius von Gaza, Aristides Smyrnäus, Jamblichus, Basilikus, Minucianus, Plutarch, Alexander, Basilius der Große, Lykophron, Apsines, Libanius, Proklus, Aelian, Philostorgius, Syrianus, Johannes von Cäsarea, Sotades, Anastasius von Ephesus, Hipparchus (nicht der Astronom), Aphthonius, Eudemus von Argos, Ammonius Lampreus. Ein besonderes Hervortreten patristischer Gelehrsamkeit kann also Ref. weder bey dem einen, noch bey dem andern bemerken, dagegen glaubt er, daß sich eine nicht unbedeutende Verschiedenheit in der Art der Benützung zeige, und in dem Gewichte, welches die beyden Verfasser ihren Gewährs-

leuten beylegen. Während Doxopater mit seiner Charakterlosigkeit den Demosthenes friedlich neben dem Gregor von Nazianz auftreten läßt, zeigt sich bey dem Sikeliota eine gewisse Unabhängigkeit und Energie des Urtheils, der wir als Aeußerung eines Charakters eine gewisse Achtung nicht versagen können, selbst wenn wir das Urtheil an sich gänzlich verunglückt, vielleicht gar lächerlich nennen müssen. Wir rechnen hieher hauptsächlich den unbedingten Vorzug, den er der christlichen Beredsamkeit vor der heidnischen, dem Gregor von Nazianz vor dem Demosthenes einräumt, wodurch er bis zu der Aeußerung verleitet wird: »Gregor übertreffe nicht den Demosthenes allein, nein überhaupt alle Redner, und wenn man Beyder Reden vergleiche, werde man finden, daß Demosthenes neben Gregor nur ein Kind sey [1]). Ein so schroffer Satz findet sich in den ganzen Homilien zum Aphthonius nicht.

Gehen wir nun zu einem anderen Punkte über, den der gelehrte Herausgeber, wie es jedoch scheint allzukurz, behandelt hat. Es findet sich nämlich vor mehreren Handschriften eine literar-historische Notiz über mehrere ausgezeichnete Schriftsteller der Rhetorik, welche, mag sie entstanden seyn wie sie will, von großem Interesse ist, und welcher wir, wie es scheint, eine höhere Wichtigkeit einräumen müssen, als Hr. W. gethan hat. Leo Allatius de Georgiis p. 321 theilt uns aus einer Handschrift, die in seinem Besitze war, folgenden Titel mit: »Sammlung der nothwendigsten Erklärungen der Rhetorik, wie sie von christlichen und heidnischen Erklärern gegeben worden sind; unter diesen sind Christen Johannes Sikeliota der große und rechtgläubige Philosoph, ein anderer Johannes Geometra, Gregor Erzbischof von Korinth, ein anderer (Gregor) Erzbischof von Sardes, der Herr Johannes Doxopatres, Georg mit dem Beynamen der Diáretes; Heiden sind Simplicius, Longinus, Syrianus, Jamblichus [2]). Dieselbe Notiz findet sich auch, fast ganz überein-

---

[1]) S. T. VI. p. 175, 228, 229, 232, 288, 472, und Bekker Anecd. Gr. III. p. 1447.

[2]) Der Titel lautet dort so: Συναγωγὴ ἀναγκαιοτάτων ἐξηγήσεων εἰς τὴν ῥητορικὴν τῶν ἀποδοθεισῶν ὑπό τε χριςιανῶν ἐξηγητῶν καὶ Ἑλλήνων, ὧν εἰσὶ Χριςιανοὶ μὲν Ἰωάννης φιλοσόφος μέγας, καὶ ὀρθοδοξότατος ὁ Σικελιώτης, καὶ ἕτερος Ἰωάννης διδάσκαλος ὁ Γεωμέτρης, Γρηγόριος μητροπολίτης Κορίνθου, ἕτερος μητροπολίτης Σάρδεων, ὁ Δοξοπατρῆς, κύρις Ἰωάννης, Γεώργιος ὁ Διαρετὴς (? Διαιρέτης) λεγόμενος. Ἕλληνες Σιμπλίκιος, Λογγῖνος, Συριανὸς, Ἰάμβλιχος. Die Interpunction ist durchaus unrichtig und sinnstörend, indem sie aus dem Johannes Sikeliota zwey Leute, den Johannes Philosophus und Johannes Sikeliota macht, und den Johannes Doxopater in einen Doxopater und Herrn Jo-

stimmend mit der eben angeführten, in einem Fabricischen Codex, und ist abgedruckt Fabric. Bibl. Gr. VI. p. 70; und in einem Kopenhagener (Cod. Bibl. Hafniensis Fabrician. Nro. 80) von O. D. Bloch in den Miscell. Hafn. II. 155 fgg. vor der Rhetorik eines Ungenannten (bey Walz III. 725) herausgegeben. Ref. kann nicht entscheiden, ob die Fabricische Handschrift von der Kopenhagener verschieden ist; letztere heißt zwar Codex Fabricianus, aber der Abdruck der Notiz bey Fabricius weicht bedeutend von dem Bloch'schen ab. Dem Inhalte nach stimmt hiermit der Titel fast ganz überein, welchen Neßel in seinem Kataloge der Wiener Handschriften dem Cod. Phil. XV vorsetzt (vgl. Lambec. VII. 257 sq. Kollar. 550 sq.). Zwar bemerkte schon Ruhnken (de Longino §. 14. p. 40. ed. Longin. Toupian. p. CIV. ed. Weiske), daß dieser Titel nur ein aufgestutztes Machwerk zu seyn scheint (Mangonium sapere videri), und die Untersuchung des Hrn. W. über den Wiener Codex bewies auch wirklich, daß der Inhalt des Codex durchaus nicht mit jenem Titel übereinstimme; nur bleibt es ungewiß, ob jene Notiz sich in der Handschrift selbst befinde, oder lediglich von Neßel in den Katalog gesetzt sey. Im letzten Falle müßte man allerdings in einem gewissen Sinne das Mangonium gelten lassen, nämlich in Bezug auf die Handschrift; im Allgemeinen aber kann man jenen lateinischen Titel keineswegs für ein Machwerk Neßel's halten; vielmehr ist es kaum denkbar, daß er seine lateinische Notiz anderswoher habe, als aus den so eben mitgetheilten griechischen; wie wäre sonst diese Uebereinstimmung möglich? Mag

---

hannes spaltet. Das Komma hinter μέγας und das vor κύρις (κῦρις) muß getilgt werden (κῦρ, κῦρις, κύρης, κυρός sind bekannte Höflichkeitsbenennungen der byzantinischen Periode für κυρίος). Auch der Block'sche Abdruck aus der Kopenhag. Handschr. leidet an sinnentstellender Interpunktion; wir lesen dort (bey Walz III. p. 724): ἕτερος μητροπολίτης Σάρδεων ὁ Δοξαπατρὸς κύριος Ἰωάννης. Hier muß nothwendig nach Σάρδεων das Kolon gesetzt werden; denn so angenehm es auch wäre, den Herrn Johannes Doxopater auf den sardischen Metropolitanstuhl zu erheben, so ist dieß doch um deßwillen nicht zuläßig, weil in den Homilien zum Aphthonius der sardische Metropolit selbst oft angeführt wird. Am Texte verstümmelt und in der Interpunktion verfehlt ist der Fabricische Abdruck (B. Gr. VI. 70); statt: ἕτερος μητροπολίτης ὁ Δοξάπατρις, καὶ Ἰωάννης Γεώργιος, ὁ διαρετὴς λεγόμενος, muß es heißen: ἕτ. μητρ. Σάρδεων, ὁ Δοξάπατρις (ῆς); κύριος (die gewöhnliche Abkürzung für κύριος hat fast dieselbe Figur, wie die für καὶ) Ἰωάννης, Γεώργιος ὁ Διαιρέτης λεγόμενος. Es ist dieß um so mehr zu beachten, da Harles ad Fabr. B. Gr. VI. 131 aus jener falschen Abtheilung den unmöglichen Johann Georg gebildet hat, welcher gänzlich verschwinden muß.

sich übrigens die Sache verhalten wie sie will, mag der Titel mit dem Inhalte der Handschrift übereinstimmen oder nicht, so ist im Allgemeinen die Entstehung dieser Notiz als ein aufgestutztes Machwerk eine fast unbegreifliche Annahme; es ist im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß sie einmal einer Handschrift als wirklicher, entsprechender Titel diente; spätere Abschreiber entlehnten aus derselben einen Theil der enthaltenen Werke, fügten auch anderswoher andere hinzu, behielten aber den nun freylich nicht mehr passenden Titel bey, ein Verfahren, welches ja keineswegs zu den unerhörten gehört. Aber angenommen selbst, der Titel habe nie dem Inhalte einer Handschrift entsprochen, wird dadurch der literärgeschichtliche Werth der Notiz vermindert? Ganz gewiß nicht! Der Verfasser derselben kannte die rhetorischen Hauptwerke, und stellte die Namen der ausgezeichnetsten Commentatoren zusammen; und es ist gar kein Grund vorhanden, die mitgetheilten Notizen brevi manu zu verwerfen.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXIII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Definitionen Dschordschani's, gest. i. J. 816 (1413), wären, dem chronologischen Datum nach, hier einzureihen, wenn dieselben nicht schon in dem Hauptstücke der Lexicographie unter dem Abschnitte der wissenschaftlichen Terminologie Nr. 22 vorgekommen wären; das ist auch der Fall mit den früheren mystischen Gedichten der Taijet und Chamrijet des Ibn ol-Faradh, der Taijet Ibn Aamir's und der Homairijet, welche alle vier in dem Hauptstücke der Poesie Nr. 108 — 112 vorgekommen. So ist auch das biographische Werk des nun folgenden großen Mystikers Schaarani, gest 973 (1565), mit den Biographien Menawi's und Eflaki's bereits im Hauptstücke der Geschichte im Abschnitte der Biographien unter Nr. 235, 236, 239, 242 aufgeführt worden. Auch Dschami's folgende Biographien hätten dort als solche eingereiht werden können; da die Vorrede desselben aber besonders von den Classen der Ssofi handelt, und das Ganze eines der Grundwerke der Ssofi, wird dieses Werk hier, in der Abtheilung der persischen, besonders ausführlich angezeigt werden. Hier folgt der chronologischen Ordnung nach Schaarani, dessen größtes und berühmtestes Werk:

321.

مشارق الانوار القدسية في بيان العهود المحمدية

d. i. die Oriente der heiligen Lichter in Erklärung der mohammedanischen Verträge; ein Foliant von 341 Bl. von der besten ägyptischen Schrift des XVII. Jahrhunderts, geschrieben im J. 1037 (1627), ohne andere Methode und Ordnung, als der Erklärung verschiedener, die vorzüglichsten Religionspflichten betreffenden Worte Mohammed's, geschrieben.

322.

يواقيت والجواهر في بيان عقائد الاكابر

d. i. Rubinen und Juwelen, um die Dogmen der Großen erklärend zu erzählen, vom Scheich Abdollah esch-

sich übrigens die Sache verhalten wie sie will, mag der Titel mit dem Inhalte der Handschrift übereinstimmen oder nicht, so ist im Allgemeinen die Entstehung dieser Notiz als ein aufgestutztes Machwerk eine fast unbegreifliche Annahme; es ist im Gegentheil mehr als wahrscheinlich, daß sie einmal einer Handschrift als wirklicher, entsprechender Titel diente; spätere Abschreiber entlehnten aus derselben einen Theil der enthaltenen Werke, fügten auch anderswoher andere hinzu, behielten aber den nun freylich nicht mehr passenden Titel bey, ein Verfahren, welches ja keineswegs zu den unerhörten gehört. Aber angenommen selbst, der Titel habe nie dem Inhalte einer Handschrift entsprochen, wird dadurch der literärgeschichtliche Werth der Notiz vermindert? Ganz gewiß nicht! Der Verfasser derselben kannte die rhetorischen Hauptwerke, und stellte die Namen der ausgezeichnetsten Commentatoren zusammen; und es ist gar kein Grund vorhanden, die mitgetheilten Notizen brevi manu zu verwerfen.

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXIII.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Die Definitionen Dschordschani's, gest. i. J. 816 (1413), wären, dem chronologischen Datum nach, hier einzureihen, wenn dieselben nicht schon in dem Hauptstücke der Lexicographie unter dem Abschnitte der wissenschaftlichen Terminologie Nr. 22 vorgekommen wären; das ist auch der Fall mit den früheren mystischen Gedichten der Taijet und Chamrijet des Ibn ol-Faradh, der Taijet Ibn Aamir's und der Homairijet, welche alle vier in dem Hauptstücke der Poesie Nr. 108 — 112 vorgekommen. So ist auch das biographische Werk des nun folgenden großen Mystikers Schaarani, gest 973 (1565), mit den Biographien Menawi's und Eflaki's bereits im Hauptstücke der Geschichte im Abschnitte der Biographien unter Nr. 235, 236, 239, 242 aufgeführt worden. Auch Dschami's folgende Biographien hätten dort als solche eingereiht werden können; da die Vorrede desselben aber besonders von den Classen der Stofi handelt, und das Ganze eines der Grundwerke der Stofi, wird dieses Werk hier, in der Abtheilung der persischen, besonders ausführlich angezeigt werden. Hier folgt der chronologischen Ordnung nach Schaarani, dessen größtes und berühmtestes Werk:

321.

مشارق الانوار القدسية فى بيان العهود المحمدية

d. i. die Oriente der heiligen Lichter in Erklärung der mohammedanischen Verträge; ein Foliant von 341 Bl. von der besten ägyptischen Schrift des XVII. Jahrhunderts, geschrieben im J. 1037 (1627), ohne andere Methode und Ordnung, als der Erklärung verschiedener, die vorzüglichsten Religionspflichten betreffenden Worte Mohammed's, geschrieben.

322.

يواقيت والجواهر فى بيان عقائد الاكابر

d. i. Rubinen und Juwelen, um die Dogmen der Großen erklärend zu erzählen, vom Scheich Abdollah esch-

Schaarani, gest. 972 (1565), in 70 Disputationen (Mebhas) eingetheilt. Die Einleitung handelt in vier Abschnitten von dem Geiste der Werke Ibn Arabi's; dann beginnt Bl. 25 die erste Disputation: 1) Gott ist Einer. 2) Von der Entstehung der Welt. 3) Von der Nothwendigkeit der Erkenntniß Gottes. 4) Von der Nothwendigkeit, zu glauben, daß die Wahrheit der Erkenntniß Gottes von allen anderen Wahrheiten verschieden. 5) Gott hat die Welt, ohne daß er ihrer bedurfte, und ohne Anlaß von außen, hervorgebracht. 6) Gott hat die Welt nicht als eine Neuerung in seinem Wesen hervorgebracht. 7) Gott wird weder von Zeit, noch von Raum begränzt. 8) Gott ist mit uns, wo immer wir uns in seinem Seyn befinden. 9) Gott kann durch die Verstandeskräfte nicht begriffen werden. 10) Gott ist der Erste, der Letzte, der Aeußere, der Innere. 11) Gott wußte die Dinge vor ihrem Seyn. 12) Gott brachte die Welt hervor, ohne daß sie vorher ihres Gleichen hatte. 13) Gott der Herr wird beschrieben durch seine Eigenschaften und Namen. 14) Die Eigenschaften Gottes sind wesentliche oder außerwesentliche. 15) Die Namen Gottes sind durch die göttliche Vorhersehung bestimmt, und es ist nicht erlaubt, Namen von Gott zu gebrauchen, die nicht durch das Gesetz angegeben sind. 16) Von den acht Hauptnamen Gottes: der Lebendige, der Wissende, der Mächtige, der Wollende, der Hörende, der Sehende, der Sprechende, der Dauernde. 17) Von der Bedeutung der Gleichsetzung (Istiwa) auf dem höchsten Himmel. 18) Von der nicht denkbaren Auslegung der Namen Gottes. 19) Von dem Throne Gottes (Kjursi), der Tafel des Schicksals und der Feder. 20) Von der Wahrheit des Satzes, daß Gott der Herr den Vertrag des Menschen angenommen. 21) Von der Erschaffung des Herrn Jesus durch Gott den Herrn. 22) Erklärung des Wortes, daß Gott der Herr in der Welt die Gläubigen durch ihre Herzen sieht. 23) Von dem Daseyn der Dschinnen und dem an dieselben erforderlichen Glauben. 24) Gott der Herr hat die Handlungen der Menschen erschaffen, wie er ihre Personen erschaffeu. 25) Gott ist der genügende Beweis, daß er die Handlungen seiner Diener erschaffen. 26) Keiner von den Menschen und Dschinnen kann das, was ihm aufgebürdet worden, ablehnen. 27) Die Handlungen Gottes sind alle wesentliche Weisheit. 28) Die Menschen werden nur von Gott ernährt. Hier enden die Disputationen der Göttlichkeit, und es beginnen nun die des Prophetenthums 29) Von den Wunderwerken des Propheten, und dem Unterschiede derselben von der Zauberey. 30) Von der Weisheit der Sendung der Propheten zu allen Zeiten. 31) Von der Reinigkeit und Enthaltsamkeit (Ißmet) der Propheten. 32) Von der Feststellung der Sendung unseres Propheten Mohammed, über welchem Heil sey! 33) Von dem Anfange des Prophetenthums und der Gottgesandtschaft, und dem Unterschiede zwischen beyden. 34) Von der Gewißheit der nächtlichen Himmelfahrt und dem, was dazu gehört. 35) Von dem Seyn (Kiewn) Mohammeds, des Siegels der Propheten. 36) Von der allgemeinen Sendung des Propheten an die Dschinnen und an die Menschen. 37) Von der Nothwendigkeit, allem dem Gehorsam zu leisten, was der Prophet angenommen. 38) Die besten Geschöpfe Gottes nach Mohammed sind die anderen Propheten. 39) Von den Eigenschaften der Engel und ihren Flügeln. 40) Von der Erforderniß der Tugend und Gerechtigkeit (Birr) der Propheten. 41) Der Nutzen aller den Propheten gemachten Auflagen (Tekjalif) fließt auf uns zurück. 42) Von der Heiligkeit (Welajet) und den verschiedenen Graden

derselben. Hier ist im Exemplar durch Schreibfehler, der bis ans Ende dauert, die Zahl der Disputationen mit Uebergehung des Nr 43 um Eins vorgerückt, in der That aber folgt auf die vorhergehende, ohne daß etwas fehlt: 43) Die Gefährten des Propheten sind alle gerechte Leute und glaubwürdige Gewährmänner (Udul). 44) Von den größten Heiligen nach den Propheten. 45) Von der Offenbarung der Heiligen, und dem Unterschiede der ihnen und den Propheten gewordenen göttlichen Offenbarung. 46) Von den Heiligen als Erben der Propheten. 47) Alle Ssofi sind geleitet von ihrem Herrn und von dem Pfade Ebil Kasim Dschoneid's. 48) Alle Glaubensstreiter (Mudschtehidin) sind geliebt von ihrem Herrn. 49) Von den Wunderthaten (Kieramat) der Heiligen, welche verschieden von den Wunderwerken (Mudschisat) der Propheten. 50) Von dem Glauben (Iman), und dem wahren, durch die Ergebung in den Willen Gottes bethätigten Glauben (Islam). 51) Von der wahren Wohlthätigkeit. 52) Es ist dem Rechtgläubigen erlaubt, zu sagen: Ich bin ein Rechtgläubiger, so Gott will! mit Bezug auf die Gefahren, die auch in der Zukunft seinem Glauben drohen. 53) Die Begehung schwerer Sünden löscht den Glauben nicht aus, im Gegensatze der Behauptung der Schismatiker, welche sagen, daß der Glaube dadurch ausgelöscht werde. 54) Von dem Zustande des unter großer Sündenlast verstorbenen Rechtgläubigen. 55) Von der Nothwendigkeit der Reue und Buße für jeden Empörer. 56) Von den das Herz erleuchtenden aufsteigenden Eingebungen. 57) Daß es nicht erlaubt, einen, der im Beten sich zur Kibla wendet, seiner Sünden oder Neuerungen willen einen Ungläubigen zu schelten. 58) Die Genüsse der Ungläubigen bestehen alle im Essen, Trinken und im Bettgenusse. 59) ist übergangen oder fehlt. 60) Keiner stirbt, als nach Verlauf des ihm von Gott gesetzten Termines. 61) Die Seelen dauern nach dem Tode fort. 62) Die Geister sind erschaffen. 63) Ueber die Grabespein und die beyden Folterengel. 64) Von den Zeichen und Bedingnissen des jüngsten Gerichts, wovon im Gesetze die Rede ist. 65) Gott der Herr führt uns zurück, wie er uns eingeführt, er vollendet uns, wie er uns begonnen hat. 66) Von der Versammlung der Menschen am jüngsten Gerichte (Haschr). 67) Von dem Wasserbecken, der Gerichtswage und der Scheidungsbrücke. 68) Von den Blättern der guten und bösen Tage, und dem Vortrage derselben am Tage des Gerichts. 69) Von der Fürsprache der Propheten am Tage des Gerichts. 70) Hitze und ewiges Feuer sind beyde wahr, und beyde erschaffen. Die Schrift, eine sehr leserliche Neschtaalik, vollendet am 17. Redscheb 955 (1548).

Die mystische Encyclopädie Schaarani's, welche von dreytausend mystischen Wissenschaften handelt, ist schon unter Nr. 160 vorgekommen.

323.

كتاب مدارج السالكين الى رسوم طريق العارفين

d. i. die Stationen der Wallenden zu den Gebühren des Weges der Kundigen, in fünf Hauptstücken. 1) Von der Einkleidung mit der Kutte und den Manieren bey Verehrung des Gebets. 2) Von den Manieren des Jüngers gegen sich selbst. 3) Von den Manieren desselben gegen seinen Scheich. 4) Von den Manieren desselben mit seinen Brüdern, den Fakiren. 5) Von den Worten der Scheiche über die Eigenschaften aufrichtiger Jünger. Schönes Neschi, geschrieben

i. J. 1144 (1754) von Omer B. Siradschdan esch-Schubla. 54 Bl. Octav.

324.

كليات في علم التصوف

d. i. die Gesammtheiten in der Mystik; scheint bloß ein Auszug aus dem unter dem Namen Ebulbaka's bekannten großen (auf der kaiserl. Hofbibliothek befindlichen) Werke zu seyn. 14 Blätter in schmaler, halbbrüchiger Folioform. Es beginnt 1), mit dem Worte Heba, als gleichbedeutend mit der die Erdkugel umgebenden Luft (Hawa); 2) der Stoff (Madwet); 3) die Materie (Hejuli); 4) die Substanz (Mahijet); 5) die Bedeutungen (Maani); 6) die Elemente (Istakßa); 7) das Er-seyn (Huwijet), aus Kjaschani's Commentare der Siegelringsteine; 8) der Liebesbrand (Widschd); 9) die Substanz (Dschewher); 10) der Körper (Dschism); 11) die Anlage zur Narrheit (Dschin); 12) die volle Narrheit (Dschunun), 13) die Thorheit (Sefh); 14) die Blödigkeit (Ath); 15) der Besitz (Milk); 16) der König (Melik); 17) die Bewegung; 18) die Anmuth (Latafet); 19) die verschiedenen Vernunfte (Ukul el motesawite); 20) die Wahrheit (Hakikat); 21) die Einsicht (Idrak); 22) die Erwähnung (Tefekkür); 23) das Verstehen (Fehm); 24) die Gelehrsamkeit (Fikh); 25) die gewisse Einsicht (Jakin); 26) die Einsicht (Dirajet); 27) der natürliche Scharfsinn (Sehn); 28) die Fassungskraft (Dschedesch); 29) der Feinsinn (Sekja); 30) die Naturanlage (Fitnet); 31) die Erklärung (Tebjinet); 32) die Muthmaßung (Kjeis); 33) das Urtheil (Rei); 34) die Erläuterung (Tebjin); 35) das Resultat der Betrachtung (Istibßar); 36) das Umfassen (Ihatat); 37) der Wahn (Sann); 38) die Vernunft (Akl); 39) die Metonymien (Kjunajat); 40) die Zustände (Hal); 41) die zweyte Kunde (Fenn) des ersten Poles (Kutb) von den Wörtern und Bedeutungen handelt von den Sprachwerkzeugen und der Eintheilung der Buchstaben, und endet mit einer Zeichnung der Linien des Mundes, der Zähne, der Zunge, des Gaumens.

325.

حدايق الحقايق

d. i. die Gärten der Wahrheit, vom Scheich Mohammed B. Ebibekr er-Rasi. Ein Octavband von 600 Blättern, in 60 Hauptstücke untergetheilt. 1) Von der Reue. 2) Von der Ascetik (Mudschahedet). 3) Von der Einsamkeit und Abgeschiedenheit. 4) Von der Widerspenstigkeit der begierlichen Seele. 5) Vom Neide. 6) Von der üblen Nachrede. 7) Von der Welt. 8) Von der Hoffnung. 9) Vom Schweigen. 10) Vom Nachdenken. 11) Von der Armuth. 12) Von der Furcht. 13) Von der Hoffnung. 14) Von der Traurigkeit. 15) Vom Weinen. 16) Vom Hunger. 17) Von der Genügsamkeit. 18) Vom Vertrauen. 19) Vom Unglücke. 20) Von der Geduld. 21) Von der Zustimmung (Ridha). 22) Von der Ergebung (Teslim). 23) Von der Bescheidenheit (Takwa). 24) Von dem Eremitenleben (Suhd). 25) Von der Eingezogenheit (Weri). 26) Von der gewissen Einsicht. 27) Von dem aufrichtigen Sinne (Ichlaß).

28) Von der Unterthänigkeit. 29) Von der Freyheit. 30) Vom Heldenmuthe. 31) Von der Freygebigkeit. 32) Von der Aufrichtigkeit (Ssidk). 33) Von der Schamhaftigkeit. 34) Von der Demuth. 35) Von der Humanität. 36) Von der Mystik (Taßawwuf). 37) Von dem Naturelle. 38) Von der Reise. 39) Von der Erwähnung der Namen Gottes (Sikr). 40) Vom Danke. 41) Vom Stoßgebete (Dua). 42) Vom Willen. 43) Von der Vereinheitung (Tewhid). 44) Von der Betrachtung (Murakabet). 45) Von der Geradheit (Istikamet). 46) Von der Heiligkeit. 47) Von der Kenntniß. 48) Von dem Gespräche. 49) Von der Liebe. 50) Vom Eifer. 51) Von der Sehnsucht. 52) Von der musikalischen Begleitung (Simaa). 53) Vom Herzen, dem Geiste und der Seele 54) Von dem Scharfsinne. 55) Von den Wunderwerken der Heiligen. 56) Von den Träumen. 57) Von dem Zustande der Bekenner der Wahrheit beym Tode. 58) Von der Bewahrung der Herzen der Scheiche. 59) Von der Pflicht der Jünger. 60) Von der Terminologie der Bekenner der Wahrheit. Diese Terminologien sind: 1) die Zeit (Wakt); 2) die Stätte (Makam); 3) die Zusammenziehung und Ausdehnung (Kabs u bast); 4) das Ansehen (Heibet) und Vertraulichkeit (Ins); 5) die Rufung ins Daseyn und das Daseyn selbst (Tewadschud und Wudschud); 6) die Sammlung und die Trennung; 7) die Vernichtung und die Dauer; 8) die Abwesenheit und Gegenwart; 9) der Rausch und die Nüchternheit (Suker weß-sohw); 10) der Geschmack und der Trunk (Sewk wesch-schorb); 11) die Bedeckung und Verklärung (Setr wet-tedschelli); 12) die Auslöschung und Behauptung (Mahw wel isbat); 13) die drey Grade der Beschauung (Mohadherat, Mokjaschefat, Moschahedat); 14) die Erleuchtungen (Lewaih), Strahlungen (Lewamii), Aufgänge (Tawalii); 15) der Anfall und Sturm des Herzens (el-Bewadet-wel-hudschum); 16) die Färbung und Feststellung (et-tekwin wet-temkin); 17) die Nähe und Entfernung; 18) das Gesetz und die Wahrheit; 19) die Begierde (Nefs); 20) die aufsteigenden Eingebungen der Gemüther (Ghawatir); 21) die Wissenschaft der Wesenheit; 22) die zukommenden Eingebungen (Waridat); 23) das Schöne, d. i. das Gemüth; 24) die Seele und der Geist. Die Handschrift geschrieben im Schewwel 1071 (1660). 100 Bl. Quart.

326.

الانسان الكامل فى معرفة الاوائل و الاواخر

d. i. der vollkommene Mensch in der Erkenntniß der ersten und letzten Dinge, vom Scheich Abdolkerim B. Ibrahim.

Ein sehr berühmtes mystisches Werk, dessen Verfasser Meister ungebundener und gebundener Rede, indem er häufig eigene Verse einmischt. Es besteht aus einer Einleitung und 62 Hauptstücken, die Zahl der Lebensjahre des Propheten. 1) Von der Weisheit. 2) Von dem absoluten Namen. 3) Von dem absoluten Eigenschaftsworte (Ssifet). 4) Von der Göttlichkeit. 5) Von der Einheit. 6) Von der Einigkeit. 7) Von der Allmildigkeit. 8) Von der Herrlichkeit. 9) Von der Wolke der Blindheit (Ama). 10) Von der Läuterung (Tensih). 11) Von der Vergleichung (Teschbih). 12) Von der Verklärung der Handlungen, 13) der Namen, 14) der Eigenschaftswörter, 15) des

5) Vom Blitze. 6) Von den Donnerkeilen. 7) Von dem Regenbogen. 8) Von der Kälte. Zweyte Säule: Von der unteren Welt, in vier Abschnitte, diese in Ansichten (Wudschuh), der Gesichtspunkte (Nasar), und diese wieder in Arten (Newi) oder Streitfragen (Meselet) untergetheilt. Erster Gesichtspunkt: Ob die Erde eine Kugel oder flach. Zweyter Gesichtspunkt: Von der Zahl der Erden. Dritter Gesichtspunkt: Von der Lage der Erde und ihrer Breite, ihren vier Gegenden, vom Himmel, dem Berge Kaf, dem Ocean, und ob sie sich bewege oder ruhig stehe. Vierter Gesichtspunkt: Von der Kultur und von den von derselben leeren Stellen der Erde, und der Zahl ihrer Himmelsstriche. Fünfter Gesichtspunkt: Von dem Unterschiede zwischen der süßen und gesalzenen See, von den Meeren und ihren Inseln. Sechster Gesichtspunkt: Von den Flüssen der Erde. Zweyter Abschnitt: Von den Bewohnern der Erde, den Thieren, in Arten untergetheilt. Erste Art: Von den Engeln. Zweyte Art: Von Adam und Eva, in zwey Ansichten: 1) Von Adam und Eva in verschiedenen Geschäften: a) Von der Schöpfung Adam's und Eva's; b) von dem Orte und der Zeit ihrer Schöpfung; c) von dem Unterrichte, welchen Gott dem Adam über die Namen aller Dinge ertheilte; d) von dem Vertrage mit Adam und Eva; e) von dem Eintritte Adam und Eva's ins Paradies; f) von den Jahren Adam's, seinem Tode und der Erschaffung Eva's. 2) Von der Nachkommenschaft Adam's und Eva's unter zweyerley Gesichtspunkten: a) über ihre Natur; b) über ihren Unterschied, in zwey Wegen (Darb): Erster Weg: Von den Gläubigen, in zwey Abtheilungen: Erste Abtheilung: Von den Gehorsamen, die zweyerley Arten: Erste Art: Die Propheten, von denen in den folgenden drey Fragen gehandelt wird: Erste Frage: Wer der trefflichste der Propheten. Zweyte Frage: Von der Zahl der Propheten und Gottesgesandten, von den arabischen, den Gesetzgebern und der Zahl der heiligen Schriften. Dritte Frage: Von dem Vorzuge der Propheten vor den Engeln. Zweyte Art: Von denen, die zunächst an den Propheten, in Graden. Erster Grad: Die Gesetzgelehrten. Zweyter Grad: Die Blutzeugen. Dritter Grad: Die Glaubenskämpen. Vierter Grad: Die Pilger. Fünfter Grad: Die Frommen. Zweyte Abtheilung: Von den Empörern, in zwey Arten: Erste Art: Von den Empörern durch Begehung schwerer Sünden, in zwey Gattungen: 1) die Beharrenden, 2) die Reuigen. Zweyte Art: Der Empörer durch läßliche Sünden. Zweyter Weg: Von den Ungläubigen. Dritte Art: Von den Bewohnern der Erde, den Dschinnen und Dämonen, in acht Ansichten (Wudschet). 1) Von der Wahrheit des Daseyns der Dschinnen und ihrer Erschaffung. 2) Vom Iblis und seinem Geschlechte, 3) Die Dschinnen sehen die Menschen, und werden von ihnen nicht gesehen. 4) Von der Eintheilung der Dschinnen. 5) Von ihrem Zuhören der himmlischen Gespräche und ihrem Sturze durch die Feuergeschosse als Sternschnuppen. 6) Von ihrer Macht im Inneren der Menschen, daß sie keine Macht haben, zu beleben und zu tödten, und daß sie das Verborgene nicht wissen. Daß sie essen, trinken, sich vermählen und in verschiedenen Gestalten fortpflanzen. 8) Von den Bewohnern der Erde vor Adam. Vierte Art: Von den Thieren, welche die Erde bewohnen. Dritter Abschnitt: Von Nacht und Tag, in drey Gesichtspunkten: 1) Von dem Aufeinanderfolgen der Tage und Nächte. 2) Von dem Ineinanderfallen der Tage und Nächte.

3) Von der Weisheit, welche in dem Aufeinanderfolgen der Tage und Nächte liegt. Vierter Abschnitt: Von dem; was zwischen den Erden liegt in Geschäften (Umur). 1) Worauf die Erden feststehen. 2) Von dem, was unter den Erden. 3) Von der Hölle, in vier Fragen: a) Von den Eigenschaften der Hölle, ihrer Farbe und ihrem Bösen; b) von der Hitze und grimmigen Kälte derselben, von ihrem Rauche und Brennstoffe; c) von ihren Bergen und Thälern; d) von ihrem Bestande. Dritte Säule: Von den Gesetzen des Lebens und des Todes, von dem Ausgehen des Geistes und der Vorhölle (Berfach), in Abschnitten. 1) Vom Leben, in Gesichtspunkten: a) Von der Lage des Lebens; b) von der Vermehrung und Verminderung des Lebens; c) von den trefflichen Handlungen, welche die Tugend und Gehorsam Gottes dem Gebrauche der Glieder zu ihrem bestimmten Zwecke, in drey Gattungen (Dschins): α) Von den Glaubensartikeln; β) den Geschäften, in zwey Wegen: Erster Weg: von den bestimmten, zweyter Weg: von den verbotenen Dingen; γ) von den Handlungen, in zwey Zünften (Ssinf): Erste Zunft: Von den Handlungen der Herzen, in zwey Theilen (Kism): Erster Theil: Von den bestimmten oder gebotenen, zweyter Theil: von den verbotenen. Zweyter Abschnitt: Von der Vorbereitung zum Tode. Dritter Abschnitt: Von dem Tode als Ende des Lebens und Traums. Vierter Abschnitt: Von der Bedeutung dieser und der anderen Welt, und dem vergänglichen Leben derselben. Fünfter Abschnitt: Von den Zuständen der Gesundheit und Krankheit, in sechs Fragen: Erste Frage: Was dem Kranken zu thun gebührt. Zweyte Frage: Daß der Kranke mehr hoffen als fürchten muß. Dritte Frage: Von der Reinigung der Ueberlebenden nach Todesfällen. Vierte Frage: Von dem, was zur Beruhigung erforderlich. Fünfte Frage: Von dem Sehen der Engel beym Tode. Sechste Frage: Vom Besuche der Gräber. Sechster Abschnitt: Von der Wirklichkeit des Geistes und der Seele. Siebenter Abschnitt: Vom Tode und seinen Schrecken, von der Art des Ausfahrens des Geistes, von dem Texte: Jede Seele wird verkosten den Tod, und von der Grabespein durch die Folterengel, in fünf Disputen: Erster Disput: Ob der Tod etwas Wirkliches oder Nichtiges. Zweyter Disput: Von der Art, wie der Geist bey Menschen und Dschinnen ausfährt. Dritter Disput: Von dem Aufsteigen des Geistes des Gläubigen, und seinem endlichen Stehenbleiben. Vierter Disput: Von dem Aufsteigen des Geistes des Ungläubigen, und seinem endlichen Stehenbleiben. Fünfter Disput: Von den beyden Folterengeln und der Frage am Grabe. Achter Abschnitt: Von dem, was man vom Tode durch Träume voraus wissen kann. Vierte Säule: Von der Versammlung und Zerstreuung am Tage des jüngsten Gerichtes, von der Belohnung und Bestrafung, in Abschnitten: 1) Von der Rückkehr des Vernichteten, in Streitfragen: a) Die Rückkehr der Vernichteten in Wahrheit; b) Gott der Allerhöchste vernichtet die Körper und stellt sie wieder her; c) die Wiederherstellung ist eine körperliche und geistige. 2) Von der Annäherung der letzten Stunde, die nur Gott allein kennt. 3) Von den Kunden des Propheten am jüngsten Tage. 4) Von den Bedingnissen der Stunde (des Gerichts), in zwey Wegen: a) Die kleinen Bedingnisse sind nach einer Ueberlieferung sechserley, nach einer anderen funfzehnerley; b) die großen Bedingnisse in funfzehn Arten: α) der Aufgang der Sonne im Westen; β) die Erscheinung des Thieres (der Apo-

kalypse); γ) der Kampf der Geister und die Eroberung Constantinopels; δ) der Antichrist; ε) die Ankunft des Herrn Jesus; ζ) der Kampf mit den Juden; η) der Rauch und die Sonnenfinsterniß; ι) die Rückkehr der Idole Chalßa, Usa und Lat; κ) die goldene Brücke über den Euphrat; λ) die Zerstörung der Kaaba; μ) das Reden wilder Thiere; ν) das Aufgehen eines Feuers in Hidschas; ο) der Ausfall der Kahtanier; π) die Erscheinung des Mehdi; ρ) der Wind, welcher die Seelen der Gläubigen in Empfang nehmen wird. 5) Die Stunde des jüngsten Gerichts wird nur den Bösen schrecklich erscheinen. 6) Vom ersten Posaunenstoße des Schreckens. 7) Vom zweyten Posaunenstoße der Vernichtung aller Dinge. 8) Von der Länge des Tages der Auferstehung und den verschiedenen Namen desselben 9) Von dem Zwischenraume zwischen dem ersten und zweyten Posaunenstoße; vom Regen, durch welchen die Körper keimen werden, und von dem Fliegen der Geister in ihre Körper. 10) Von den Gräbern und den Wüsten, und von der Art, wie die Seelen zum Gerichte werden getrieben werden. 11) Von dem Orte des jüngsten Gerichts, in Fragen: a) Der Platz des jüngsten Gerichts ist auf der Erde; b) dort sammeln sich alle Menschen und Dschinnen; c) von dem Herabsteigen der Engel von den sieben Himmeln. 12) Von dem Unterschiede der Seligen und Verdammten beym jüngsten Gerichte, in Ansichten: a) Wie lange das Stehen beym jüngsten Gerichte dauern wird; b) von der Annäherung der Sonne an die Scheitel der Geschöpfe; c) von den Zeichen, womit die Auserwählten werden unterschieden werden. 13) Von den Finsternissen und dem Lichte des jüngsten Gerichts. 14) Von der Annäherung des Paradieses gegen die Gottesfürchtigen, und dem Geheule bey Eröffnung der Hölle. 15) Von dem Wasserbecken des Propheten im Paradiese. 16) Von der großen Fürsprache am Tage des Gerichts 17) Von der Zeugenschaft der Propheten am Tage des Gerichts, von der Abrechnung und Wiedervergeltung, in Ansichten: a) von der Ausstreuung der Bücher (der guten und bösen Thaten) am jüngsten Tage; b) jedes Volk wird bey seinem Propheten versammelt seyn; c) von der Vorstellung der Völker vor Gott; d) von dem Kampfe jeder Seele für sich; e) von der Zeugenschaft der Propheten; f) von der Frage der am jüngsten Gerichte Versammelten um ihr Vaterland; g) von denen, die nicht zur Rechenschaft gezogen werden; h) von der Verstoßung der Götzendiener, und von dem Erzählen der Erde, die ihre eigenen Kunden erzählen wird; i) Von dem Worte des Feuers; k) von der Rechenschaft und der Frage der Blutzeugen und Gesetzgelehrten, der Reichen und Mamluken, der Unglücklichen und der Hirten, denen eine Herde anvertraut war; l) von der Wage der Thaten, in Fragen: α) Von der Wirklichkeit der Gerichtswage, und der Eintheilung der Menschen, nachdem sie befragt worden, in drey Classen; β) von den Gewogenen; γ) von der Verdopplung der guten Werke der Gläubigen; δ) von der Weisheit des Abwägens der Worte; ε) von dem in die Handnehmen der Bücher der Thaten; m) von der Wiedervergeltung. 18) Von der Sendung des Feuers, in zwey Zünfte untergetheilt: a) Von den Menschen, in zwey Ansichten: α) Von dem Verhältnisse der Verdammten, so daß auf Tausend derselben nur Ein Moslim kömmt; β) welche die größte Zahl der Verdammten; b) von den Dschinnen. 19) Von der Ankunft der Ungläubigen, die ins Feuer getrieben werden. 20) Von der Ankunft des Feuers, in zwey Zünfte abgetheilt: a) Von den ungläubigen Dschinnen, von Iblis und seinen Schaaren; b) von den Menschen, in zwey Wegen: α) von denen, welche etwas anderes als Gott

angebetet haben, wie die Götzendiener; β) von denen, die Gott nach ihrem falschen Wahne angebetet haben, als Lasterhafte, nämlich die Juden und Christen. 21) Von dem, was Gott den Seligen und Verworfenen bereitet hat, in drey Gesichtspunkten: a) Von der Rückkehr vom Standorte des jüngsten Gerichts; b) von der Scheidungsbrücke; c) von dem Uebergange über dieselbe, in zwey Zünfte abgetheilt: α) Von den Geretteten, die nach ihren Graden hinübergehen werden; β) von denen dort Aufgestellten, welche entweder Einheitsbekenner (Mowahhidun) oder Gleißner (Monafikin). 22) Von der Pein der Ungläubigen im Feuer, in Ansichten: a) von dem Knittern des Feuers, ehe die Verdammten in dasselbe geworfen werden; b) von den feurigen Gießeln, welche die Verdammten umgeben werden; c) von den Eigenschaften der Bewohner des höllischen Feuers; d) von einigen Peinen der Feuerbewohner; e) von ihrer Speise; f) von ihrer Reue über ihre Excesse in der Welt; g) von dem Schrecken derselben; h) die Bewohner des Feuers können in selbem nicht leben und nicht sterben. 23) Von denen, die ins Paradies eingehen, in Ansichten: a) Von der Zahl der Reihen der Paradiesesbewohner; b) von der Länge dieser Reihen; c) von ihrer Waschung an den Thoren des Paradieses, und dem Entgegenkommen der Engel; d) von der Vertheilung derselben nach den Thoren des Paradieses; e) von den verschiedenen Graden desselben, nach dem Verdienste der Heiligen; f) von dem Unterschiede der früher oder später Eingelassenen ins Paradies, nach den folgenden Unterabtheilungen: α) Von dem Ersten, der die Thore des Paradieses eröffnen wird, β) von denen, deren Gesicht wie der Vollmond seyn wird; γ) von denen, die ins Paradies wie glänzende Planeten eingehen werden; δ) von den Bewohnern des Fegfeuers (Aaraf); ε) von den Sündern unter den Einheitsbekennern, welche aus dem Feuer herausgehen werden, in Gesichtspunkte untergetheilt: Erster Gesichtspunkt: Von denen, die aus dem Feuer herausgehen werden. Zweyter Gesichtspunkt: Von der Umwandlung des Zustandes der Hölle in den ewiger Glückseligkeit. Dritter Gesichtspunkt: Von den Einheitsbekennern Sünden, welche die Letzten aus dem Feuer gehen werden. g) Von dem kleinsten Reichthume der Bewohner des Paradieses; h) von der ersten Speise, welche die Bewohner des Paradieses essen werden; i) von der Vermählung der Bewohner des Paradieses, ihren Kleidern, Tapeten, Polstern, Betten, Sitzen, Thüren, Pfaden, Knaben, und den Engeln, die ihnen Geschenke bringen werden; k) von dem Anschauen Gottes; l) was ihnen Gott bereitet hat von dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört; m) von dem, der im Paradiese nach Kunden und Secten begehrt; n) von dem Blicke, welchen die Seligen auf die Verdammten werfen, oder aus dem Himmel in die Hölle; o) von dem großen Besitze der Bewohner des Paradieses; p) von dem Wohlgefallen Gottes an den Bewohnern des Paradieses, und ihrem ewigen Verbleiben darinnen.

Ein Quartband von 171 Blättern sehr alte schöne ägyptische Schrift, ohne Datum der Abschrift.

328.

كتاب السبعيات

d. i. das Buch der Siebner, von Ebu Naßr Mohammed Ben Abderrahman el-Hamadani, ist das Seitenstück zum

Sukkerdan, d. i. zur Zuckerschachtel des Ibn Ebi Chadschle (in einigen Handschriften Chodscha) Ahmed B. Jahja von Telmesan, gest. i. J. 776 (1374), verfaßt i. J. 757 (1356) für Nasr, den Sultan Aegyptens, indem es, wie dasselbe, die Siebenzahl in den Stellen des Korans und der Ueberlieferungen aufsucht, und daran Lehren anknüpft. 68 Bl. Octav.

329.

بهجة آلناظرين ، ايات آلمستدلين

d. i. die Ergötzung der Ansehenden und die Zeichen derer, die zum Beweise gelangt, vom Scheich Merii B. Jusuf el-Mokaddesi el-Hanbeli, der gleichzeitig mit Asmisade, dem Oberrichter Aegyptens, lebte, für den er seine ägyptische Geschichte verfaßt. Asmisade starb i. J. 1631. Es besteht in einer Einleitung und zehn Hauptstücken. 1) Von der oberen Welt. 2) Von der unteren Welt. 3) Von der Erschaffung der Menschen und Dschinnen. 4) Vom Tode und was dazu gehört. 5) Von den Bedingnissen der Stunde des letzten Gerichts. 6) Von der Zerstörung dieser Welt nach dem jüngsten Gerichte. 7) Von den Standorten und der Rechenschaft des jüngsten Gerichts. 8) Vom Paradiese und seinen Seligkeiten. 9) Von dem Feuer der Hölle und ihren Peinen. 10) Verschiedene Streitfragen. In grober, aber sehr lesbarer ägyptischer Schrift, vom Seid Ismail, einem Sohne des Scheich Scherefeddin von Nablus, geschrieben, ohne Datum und Jahreszahl. 271 Bl. Quart.

330.

كتاب آلفوايح آلمسكية في آلفواتح آلمكية

d. i. das Buch der Moschusgerüche in den mekkanischen Eröffnungen, vom Scheich Abderrahman B. Mohammed B. Ahmed el-Hanefi el-Bestami, welcher weder der Stifter des nach ihm genannten Ordens der Derwische Bestami, Bajesid, gest. i. J. 261 (874). noch der unter dem Beynamen Moßanifek, d. i. des kleinen Verfassers, bekannte Ali el-Bestami, gest. 875 (1470), sondern (ein dritter, dessen Sterbejahr Hadschi Chalfa nicht angibt, und auch im Dschihannuma unter den berühmten Männern Bestam's keine Erwähnung thut). Es besteht in einer Einleitung und hundert Hauptstücken. Die Einleitung enthält einen Stammbaum A der förmlichen philosophischen und B politischen Gesetzwissenschaften, C der philologischen. Die ersten zerfallen in die mathematischen, physischen, logischen und metaphysischen. I. Die mathematischen: 1) Arithmetik, 2) Geometrie, 3) Geographie, 4) Astronomie, 5) Musik. II. Die physischen: 1) Die Arzneykunde, 2) die Veterinärkunde, 3) die Pflanzenkunde, 4) die Mineralogie, 5) die Wissenschaft des Entstehens und Verderbens der Dinge, 6) die Zoologie, 7) die Vogelstellerkunde, 8) die Phänomenenkunde, 9) die Sphärologie. III. Die logischen: 1) Analytica, 2) Sophistica, 3) Rhetorica, 4) Topica, 5) Bathorica? IV. Die metaphysischeu: 1) Biographie, 2) die Kenntniß der Engel, 3) die Kenntniß des Schöpfers, 4) die Politik, 5) die Königsethik. B. Die Gesetzwissenschaften: 1) Die Lehre von der Sendung des Korans, 2) die Exegese des Korans, 3) die Ascetik, 4) die Rechtsgelehrsamkeit, 5) die

Lehre der Ueberlieferungen, 6) die des Gebetes. C. Die philologischen: 1) Die Grammatik, 2) die Lexicographie, 3) die Graphik, 4) die Prosodie, 5) die Geschichte, 6) die Lehre vom Kaufe und Verkaufe, 7) die Chymie und Lehre von Kunststücken, 8) die Zauberey. Die vier letzten scheinen durch Schuld des Abschreibers versetzt worden zu seyn, indem die sechste den Gesetzwissenschaften, die drey anderen den Naturwissenschaften angehören. Hierauf die Liste von 145 Wissenschaften, welche in den hundert Hauptstücken des Werkes behandelt werden sollten; das Ganze ist aber nur Bruchstück geblieben, indem nur die ersten dreyßig Hauptstücke ausführlich behandelt sind. Die Schrift sehr schönes Neschi, schön eingefaßt, geschrieben durch Ismail B. Mohammed B. Belal i. J. 870 (1465).

1) Hauptstück: Von dem Bismile, d. i. der Formel: Im Namen Gottes, und ihren Bedeutungen. 2) Von dem Hamdile, d. i. der Formel: Lob sey Gott, und ihren heilsamen Geheimnissen. 3) Von der Erkenntniß des Beginnens des Kreisens des höchsten Himmels und dessen Geheimnisse. 4) Von der Erkenntniß des Beginnes geistiger Bedeutungen und körperlicher Grundfesten. 5) Von der Erkenntniß unserer Väter der oberen, und unserer Mutter der unteren Kräfte. 6) Von der Erkenntniß der Erde, welche aus dem Reste von Adams Lehmen erschaffen worden, ihren geistigen Geheimnissen und Seltenheiten, und ihrem Namen: Die Erde der Wahrheit. 7) Von der Erkenntniß der Feuergeister. 8) Von den vier Aeren zwischen der Sündfluth und Hidschret. 9) Von den Propheten. 10) Von der Erscheinung des Mehdi am zweyten Tage des Herabsteigens des Herrn Jesus vom Himmel, der Eroberung Constantinopels und Roms. 11) Von der Bedeutung der Ueberlieferung: daß Gott zu Anfang jedes Jahrhunderts einen großen Mann senden wird, um durch denselben die Religion zu erneuern. 12) Von der Vernichtung des Wallenden in den Wegen der Vergänglichkeit. 13) Von der Beklimmung der Wege in den Gärten der Straßen, nämlich von den Seltenheiten der Länder und ihren wunderbaren Denkmalen. 14) Von der Ordnung des Wallens in der nächtlichen Unterhaltung der Könige. 15) Von den Texten der Zeichen der Federn und den Beweisen. 16) Von der Bindung (Festhaltung) der Wurzeln der Wahrheiten, und Ergänzung (Ueberkommung) der Abschnitte der Wege (Methoden). 17) Von der Mutter der Weisen, betitelt: Quellen der Kunden in den Klassen der Aerzte (Ibn Oßaibije's). 18) Von den wohlgeordneten Perlen in Auslegung des Namens Gottes des Höchsten. 19) Von den Geheimnissen des: Es ist kein Gott, als Gott, und den Genüssen derselben. 20) Von der Perle der Kunden in Auslegung der Träume. 21) Von der Anschauung Gottes zu Ende der Dinge durch reine Herzen. 22) Von dem, den die Anschauung des Herrn überwältigt. 23) Von denen, welche Gott im Traume geschaut. 24) Von denen, welche den Propheten im Traume gesehen. 25) Von der Auslegung der Träume der frommen Männer und Ssofi. 26) Von den Zeugnissen des Propheten hierüber. 27) Von den Neuerungen und der Widerlegung der Gleißner 28) Von dem Glauben der Ssofis. 29) Von dem Unterschiede zwischen den Heiligen Gottes und des Satans (den Teufelsmartyrern). 30) Von den lebenden Scheichen der Ssofi. (Mit diesem Hauptstücke endet das Werk, welches noch die folgenden 70 Hauptstücke enthalten sollte.) 31) Von den Dienern Gottes, welche in beyden Welten leben. 32) Von den Männern der Mystiker. 33) Von der Einsamkeit und ihren Offenbarun-

gen. 34) Von den Behlulen, d. i. den von göttlicher Liebe bis zum Wahnsinne Trunkenen. 35) Von der Zahl der heiligen und frommen Männer. 36) Perlen der mosaischen Bekenntnisse und christlichen Geständnisse. 37) Von der Leuchte der Lichter des Gebetes bey Tag und Nacht. 38) Von den Polen der Geheimnisse. 39) Von den Tugenden und Kräften der Namen Gottes. 40) Von den Gebeten der einzelnen Stunden des Tages und der Nacht. 41) Von den Gränzen der Kibla und den dazu gehörigen Figuren. 42) Stirnenhaare des Vollmonds, über die Nacht Kadr. 43) Von der Erkenntniß des Spruchs: Auf Leid folgt Freud. 44) Von der Erhörung des Gebetes. 45) Von den Manieren des Gebetes. 46) Von den Zeiten des Gebetes. 47) Von dem Abwenden des Schicksals mittels Gebet, Almosen und mittels der Namen Gottes. 48) Von den kabalistischen Geheimnissen der Buchstaben. 49) Von den arithmetischen Ergebnissen. 50) Von der geistigen Heilkunde in der körperlichen Welt. 51) Fehlt. 52) Von den Tugenden und Kräften der Pflanzen. 53) Von den Edelsteinen, ihren Tugenden und Kräften. 54) Einzige Perlen der Tugenden und Kräfte der verschiedenen Suren und Verse des Korans. 55) Von der Heilkunde des Propheten 56) Schmuck des Gesichtskreises in den Kräften der Kabala. 57) Von den Sonnen- und Mondesgeheimnissen. 58) Von der Wissenschaft der Buchstaben und den Bedeutungen der Geschirre (der Wörter als Behälter des Sinnes). 59) Von der Multiplication und Division, und den dahin einschlagenden philosophischen Wahrheiten. 60) Von der Zurechtstellung der Zahlen und den Wahrheiten der gleichen und ungleichen. 61) Von den Formen der Schrift, den Bedeutungen der Figur und der Punkte. 62) Von der Terminologie der Secretäre, der Redner der Diwane und der Rechner. 63) Von der Bedeutung des Wegmaßes Berd, den geometrischen Messungen, den Gewichten der Philosophen, den Maßen der Araber und den gesetzlichen Gewichten. 64) Von den Kräften der Dinge, welche nur von den Tauchenden, d. i. den Tiefforschenden, ergründet werden. 65) Von den förmlichen Grundlagen (Mebani) und der taktischen Anordnung 66) Von der köstlichen Perle, übertragen aus der sultanischen Regierungskunst. 67) Von den Grundfesten (Esas) der Straßen zu Lichtern, welche der Wallende nicht sieht. 68) Von der Süßigkeit des Gebetes und der Betrachtung für den ganz in sich versunkenen Wallenden. 69) Von der Einschärfung des Gebets durch einen gottkundigen Scheich. 70) Von dem Anlegen der Kutte und dem Sichgehenlassen der Ssofi. 71) von der künstlerischen Wendung (Taßrif eßßanaaji). 72) Von der Gartenkultur (Irtiadh) des Kundigen in dem Garten der Erkenntniß. 73) Von der Stütze, welche die Wissenschaft der Buchstaben im Propheten findet. 74) Enthüllung der Verkleidung, worunter Chisr und Elias versteckt. 75) Von der Eintheilung der Wissenschaften der Alten in drey Theile. 76) Von den betretenen Wegen in den Geschichten der Völker. 77) Geschenk der Zarten in der Geschichte der Chalifen. 78) Von den Klassen der Gelehrten. 79) Von denen der Ssofi. 80) Geschlagenes Goldblech in der Geschichte der Könige. 81) Tinte der Erklärung und Siegelsteine der Regierung in der Prophetenlegende. 82) Basilicongärten in den Legenden der Heiligen und Frommen. 83) Die sammelnde Sieben gäng und gäber Wissenschaften und ihrer Nutzen. 84) Fröhlichkeit der Fröhlichkeiten in der Erregung der Pflugscharen. 85) Garten der Blüten der Blätter, und Wasser der Flüsse zur Kenntniß des Titelverzeichnisses der Bücher, welche im Lande der Fröhlichkeit unter den Strahlen des Weins am Morgen

verfaßt vom Verfasser dieser duftenden Blumen und dieses leuchtenden Vollmonds Abderrahman B. Mohammed, der Bücher, welche verfaßt von dem Jahre 158 (774), bis zu dem Jahre, wo dieses Buch geschrieben worden, nämlich 844 (1440):

> Der Schreiber dieses Buchs bedarf der Altersruh,
> Er zählet sechzig schon und einige der Jahre,
> Auf seinem Kopfe flammt das Licht der grauen Haare,
> Des Lebens Sonne neigt dem Untergang sich zu.
> Es wolle Gottes Huld aus ew'ger Fluth ihn tränken,
> Und aus dem Kampferquell ihm reinen Trank einschenken!

86) Von den Ergötzungen in den Strafen der Seele und des Geistes. 87) Von dem Gekrächze des Rabens auf Ruinen. 88) Von den Zeichen der letzten Stunde. 89) Von dem Bestehen der Menschen in dem Scheidegrunde (Bersach) zwischen dieser und jener Welt. 90) Von der Auferstehung und ihren Stationen. 91) Von der Versammlung der Leiber. 92) Von der Gestalt der Erde, wo die Versammlung des jüngsten Gerichts. 93) Von der Hölle und ihren Graden. 94) Von dem Paradiese und seinen Stationen. 95) Von seinen Quellen. 96) Der höchste Perlenknoten in den schönen Namen Gottes. 97) Stirnhaar der stützenden und schützenden Wissenschaften. 98) Heilende Amulete und genügende Zaubergebete. 99) Lustwandlung der Geister im Garten der Freude mit den Sängerinnen des Morgens an den Tränkorten paradiesischer Quellen, wo die, so daraus trinken, über die Süßigkeit derselben den Vers sagen:

> Genusseskaaba ist zur Kibla uns geweiht;
> Wir rufen: Hier, o Herr! zu deinem Dienst bereit.

100) Perlen der Ueberlieferungen. Die Inhaltsanzeige des großartigen Planes, nach welchem dieses Werk nicht nur eine mystische Encyclopädie, sondern auch eine Bibliographie der vorzüglichsten Werke des Islams bis in die Hälfte des neunten Jahrhunderts der Hidschret enthalten sollte, erregt das lebhafteste Bedauern, daß das Werk selbst nur bis zum dreyßigsten Hauptstücke vollendet, Bruchstück geblieben. Dieser unausgefüllte Rahmen ist ein Seitenstück zu dem großen statistisch-politisch-historisch-geographischen, welcher der Geschichte des großen Nischandschi, der ein Jahrhundert später geschrieben, vorausgeschickt, ebenfalls unausgefüllt geblieben ist. Dem Fewaih ist in demselben Bande und von derselben Schrift eine mystische Abhandlung, vermuthlich auch von Bestami, angehängt, deren Titel: Die Geheimnisse der Begehrenden, nur vier Blätter stark.

331.

سير و السلوك الى ملك الملوك

d. i. das Wallen und Wandeln zum König der Könige, von Aarifbillah, in eine Vorrede, Schlußrede und zehn Hauptstücke eingetheilt. 1) Schmähung der Welt. 2) Aufmunterung zum Wandeln des beschaulichen Weges, und von den tadelswerthen Eigenschaften, welche die Ankunft zum Ziele hindern. 3) Von dem Schleyer, der zwischen Gott und dem Diener, und was erfordert wird, um denselben zu zerreißen oder zu heben; von der Reue und Abgezogenheit. 4) Von der begierlichen herrschenden Seele (Amarret), ihrem Wandel und Zustande, ihrer Welt und ihren Eigenschaften, von den Mitteln, sich davon zu befreyen, und zur zweyten Stätte zu gelangen. 5) Von

der schmählichen Seele (Lewwamet), ihren guten und bösen Eigenschaften. 6) Von der eingebenden Seele (Mulhimet), und von dem, was sie umfaßt an Geistern des Bösen. 7) Von der beruhigten seligen Seele (Muthminet), und von ihrer Vollkommenheit in Bezug auf die anderen Seelen. 8) Von der ergebenen Seele (Radhiet) und ihren schönen Eigenschaften. 9) Von der befriedigten Seele (Mordhijet) und ihren Wunden. 10) Von der vollkommenen Seele (Kjamilet), ihrer Nähe und Unterthänigkeit. Der Schluß von den Eigenschaften des leitenden Meisters und seinen Eigenschaften, woraus erkannt wird, wer tauglich, um geleitet zu werden, und wer nicht; von dem Jünger, welcher des beschaulichen Wandels fähig, und von dem, der dessen unfähig; von den Einmengungen des Satans, und wie derselbe auf jeder Stätte verführt. Die Einleitung enthält das Wesentlichste der Terminologie der Ssofi, wovon die folgenden Wörter erklärt sind. 1) Et-taßawwuf, die Mystik; 2) Scheriaat, das Gesetz; 3) Tarikat, der beschauliche Weg; 4) Tajib ruhani, das geistige Gut; 5) Morschid, der lehrende Meister; 6) Morakabet, die Betrachtung; 7) Moschahedet, die Beschauung; 8) Schuhud, das Anschauen; 9) Tedschelli, die Verklärung; 10) Tedschellijet-esma, die Verklärung der Namen; 11) Tedschellijet eß-ßifat, die Verklärung der Eigenschaften; 12) Tedschellijet el-efaal, die Verklärung der Handlungen; 13) Schewk, die Sehnsucht; 14) Muhabbet, die Liebe; 15) Hal, die Begeisterung; 16) Ilmol-jakin, die augenscheinliche Wissenschaft; 17) Ainol jakin, die augenscheinliche Quelle (Ueberzeugung); 18) Hakkol-jakin, die augenscheinliche Wahrheit; 19) Schath, grobes, ungeschliffenes Wort; 20) Melkut, die Geisterwelt; 21) Mertebetol-ahdijet, der Grad der Einheit, auch genannt die Versammlung der Versammlungen; 22) Tabiaat, die Natur; 23) Ubudijet, die Unterthänigkeit, der Dienst; 24) Thams, die Verwischung; 25) Fena, die Vernichtung aller Dinge in Gott; 26) Baka, die Dauer; 27) Huwijet, das Seyn; 28) Fehwanijet, die Anrede Gottes an den Wallenden. 29) Kabs u bast, die Zusammenziehung und Ausdehnung; 30) Heibet u ins, die Scheu vor der Größe und Vertraulichkeit steht über der Zusammenziehung und Ausdehnung, wie diese ober Furcht und Hoffnung; 31) Ghadhab, der Zorn; 32) Hikd, der Groll; 33) Hased, der Neid; 34) Kjibr, der Stolz; 35) Adscheb, die Selbstgefälligkeit, der Dünkel; 36) Ghurur, der eitle Wahn; 37) Rija, die Gleißnerey; 38) Dschah, der Ehrgeiz; 39) Chumul, die Demuth; 40) Ichlaß, die Aufrichtigkeit; 41) Kimiaes-seaadet, die Alchymie der Glückseligkeit; 42) Kimiael-aawam, die Alchymie des Pöbels; 43) Kimial-chawaß, die Alchymie der Innigsten; 44) Hidschab, der Schleyer; 45) Dschemi, die Versammlung; 46) Dschemol-dschami, die Versammlung der Versammlungen; 47) Farkol ewwel, der erste Unterschied; 48) Farkeß-ßani, der zweyte Unterschied; 49) Tedschrid, die Abgezogenheit; 50) Kjewn, die körperliche Art an der Gottes; 51) die Glocke, d. i. die Griffende Gottes an das Herz; 52) die Oriente, d. i. die ersten Einwirkungen der Namen Gottes auf das Gemüth des Wallenden; 53) die Reinigkeit; 54) der von außen Reine; 55) der im Verborgenen Reine; 56) der im Verborgenen und öffentlich zugleich Reine; 57) der hohe Muth oder Unternehmungsgeist; 58) die Tugend (Takwa); 59) der Schatten, d. i. die über die Wirklichkeit hinaus bis zur Möglichkeit ausgedehnte Existenz; 60) die begierliche Seele

(Schewanijet); 61) die vernünftige (Natikat); 62) der herrschende sinnliche (Amarret); 63) die tadelnswerthe (Lewwamet); 64) die eingebende (Molhimet); 65) die besiegende, beseligende (Mothminet); 66) die zufrieden gestellte (Radhijet); 67) die vollkommene (Kjamilet); die vernünftige Seele, die unter gewissen Beziehungen bald Geist, bald Herz genannt wird, erhält unter diesen Beziehungen auch die Benennungen: 68) das Innere, 69) das Geheimniß, 70) das Geheimniß des Geheimnisses.

Der Schlußrede sind noch einige andere mystische Abschnitte, vermuthlich vom selben Verfasser, angehängt, nämlich die Namen Gottes nach ihrer verschiedenen Eintheilung, erstens in Namen der Wesenheit, deren nur drey: Allah, Ilah, Hu; zweytens die Namen der Eigenschaften (Ssiffat), deren sieben: der Allebendige, Allmächtige, Alleitende, Allwissende, Allhörende, Allsehende, Allsprechende; drittens die Namen der Attribute (Ewßáf), drey und funfzig; viertens die der Handlungen (Efaal), acht und dreyßig, was statt den bekannten 99 Namen Gottes, deren 101 gibt, indem Hu und Ilah gewöhnlich nicht mitgezählt werden. Hierauf folgt der Kreis der Vernunft, welcher in mehrere Mathalib, d. i. Begehren, abgetheilt ist, welche vom Geiste, Herzen und der Seele handeln, türkisch. Dann ein Abschnitt von den sieben unglücklichen Tagen jedes Mondes: 1) Der dritte, weil an diesem Kain seinen Bruder Abel erschlagen; 2) der fünfte, an welchem Adam aus dem Paradiese vertrieben ward, das Volk des Jonas mit Strafgericht heimgesucht, Joseph von seinen Brüdern in den Brunnen geworfen ward; 3) der dreyzehnte, an welchem Gott seine Hülfe dem Job entzog und das Reich von Salomon nahm; 4) der ein und zwanzigste, an welchem Sodoma und Gomorra verschlungen worden, Zacharias von den Juden entzweygesägt ward; 5) der vier und zwanzigste, an welchem Pharao geboren ward, und auf die Herrschaft Anspruch machte, und an welchem die Sündfluth gesendet ward; 6) der fünf und zwanzigste, an welchem Nimrod 70000 Weiber spalten, und den Abraham in den Feuerofen werfen ließ; 7) der letzte Mittwoch des Mondes, den Gott (im Koran) selbst einen Unglückstag genannt, und an welchem sich der Vernünftige von sieben Dingen enthält, nämlich Brunnen zu graben, Bäume zu pflanzen, Jungfrauen zu beschlafen, neue Kleider anzulegen, Hochzeit zu halten, Thiere und Sclaven zu kaufen. Den Schluß macht ein Abschnitt von dem aufrichtigen Dienste Ichlaß und den Träumen. Ein in sehr schönem Neschi geschriebener Octavband, ohne Datum der Abschrift und Namen des Abschreibers, 192 Blätter.

332.

المهمات الصوفية

d. i. die wichtigen mystischen Dinge, von Abderrahman B. Ismail Aakilsade, welcher, wie gleich Eingangs gesagt wird, hier vielen nützlichen mystischen Stoff aus dem Commentare des Taarruf Alaeddin's von Konia und aus anderen mystischen Werken gesammelt hat, geschrieben i. J. 1220 (1805), schönes Neschi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Chronologische Geschichte der Verbreitung der Buchdruckerkunst.

Von P. A. Budik, k. k. Bibliothekar zu Klagenfurt.

(Schluß.)

Frankreich.

Paris 1470.

Die bekannten ältesten Drucker, welche in Paris die Buchdruckerkunst auszuüben anfingen, sind Ulr. Gering aus Constanz, Mart. Cranz und Mich. Friburger. Der erste Druck, der ihnen allgemein zuerkannt wird, ist: Gasparini pergamensis epistolarum opus. Am Schlusse des Buches liest man folgende Verse:

> Ut sol lumen, sic doctrinam fundis in orbem,
> Musarum nutrix regia Parisius.
> Hinc prope divinam tu, quam Germania novit
> Artem scribendi, suscipe promerita.
> Primos ecce libros, quos haec industria finxit
> Francorum in terris, aedibus atque tuis.
> *Michael*, *Udalricus*, *Martinusque* magistri
> Hos impresserunt, ac facient alios.

Das Buch hat zwar keine Jahrzahl, doch kann man das Jahr 1470 als das wahrscheinliche annehmen, in welchem es gedruckt wurde. Zwar behaupten Einige (z. B. Marchand: Hist. de l'origine et des premiers progrès de l'imprimerie. A la Haye 1740. 4. p. 57), die gedachten Drucker hätten bereits im J. 1464 eine Bibel zu drucken angefangen, allein Chevillier hat es schlagend bewiesen, daß sie erst im J 1470 eine Druckerey in der Sorbonne errichteten. Ulr. Gering erwarb sich ein großes Vermögen, widmete es aber großmüthig ganz zu einer wohlthätigen Stiftung für arme Studierende (Jac. Menselii de vera Typographiae origine Paraenesis *). — Ant. Verard 1480. — Jod. Badius, insgemein Ascensius genannt, dessen Ausgaben sehr geschätzt werden, 1495. — Heinrich Etienne (Stephanus) 1496. Der Name dieses gelehrten Mannes und Stammvaters einer in der Geschichte der Literatur berühmt gewordenen Familie wird in den Annalen der Typographie im ehrenvollsten Andenken fortleben. (Vergl. William Parr Greswell: Annals of Parisian typography, cont. an account of the earlist typographical establishments of Paris, and notices and illustrations of the most remarkable productions of the Parisian gothic press. London 1818. 8.)

Lyon 1473.

Erstes Druckwerk: Lotharii diaconi, qui postea Innocentius (III), papa appellatus est. Compendium breve foeliciter incipit..... Lugduni. Barth. Buyerius. 1473. 4. Diblin (Bibliogr.

*) Udalricus Gueringg natione Germanus, unus ex primis Typographis, qui adhuc vivus multas eleemosynas hujus domus pauperibus erogaverat, tandem suo Testamento legavit ipsi Pauperum communitati, anno Domini 1510. mediam suorum bonorum partem, et debitorum tertiam; ex qua pecunia empta est Villa d'Annet sita juxta fluvium Matronam. Emptae sunt quoque domus de Veseley, quae pars est hujus Collegii protensa a media Areae parte ad Collegium Divi Michaelis usque, et aedificatae sunt Grammaticorum Classes.

Decameron. T. II. p. 115) beschreibt diese große bibliographische Seltenheit aus einem Exemplare, das sich in Grenville's Bibliothek befindet. Nach seiner Beschreibung lautet der Schluß, wie folgt:

Scelestissimi sathane litigationis
contra genus humanum liber
feliciter explicit. Lugduni p. ma
gistrum guillerum regis huius
artis impressorie expertum: hono
rabilis viri Bartholomei bu
yerii civitatis civis
jussu et sumptibus impressus
Anno verbi incarnati
M.CCCC.LXXIII.
Quito decio kal.
octobres.

Nach Panzer (Annal. typ. Vol. I. p. 529) ist: La grande Legende du Fr. Jacques de Voragos, das erste Druckwerk, das im J. 1476 in Lyon herauskam. Dieses ist jedoch, wie man aus dem vorhergehenden Buche unbezweifelbar ersehen kann, offenbar irrig.

Genf 1478.

Erstes Druckwerk: Le Livre des Saints Anges compilé par frere François Eximenes de l'ordre des freres mineurs. Am Schlusse: Cy finist le liure des sains anges. Imprime a geneue Lan de grace Mil. CCCC. LXXVIII. le XXIIII. jour de Mars. — Nach Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 440), der sich auf Laire's Zeugniß stützt, soll der Drucker Adam Steinschawer heißen.

Toulouse. 1479.

Erstes Druckwerk: Tractatus de Jure Emphiteotico iuxta uerbum Ulpiani per Jasonem de Mayno. Am Schlusse:

Lector emas moneo, que clarus scripsit Iason
Nam tibi Iasonii velleris instar erunt.
Nempe sub ingenua teutonicus arte Johannes
Clarum opus ad vires presserat ipse suas.

Finit Tholose Anno Christi M.CCCC.LXX.IX. Fol.

Poitiers 1479.

Erstes Druckwerk: Breviarium Historiale..... excerptum a Gallo quodam ex Landulpho de Columna. Pictavii in aedibus canonici ecclesiae B. Hilarii typis editus anno MCCCC.LXXIX. 4.

Vienne 1481.

Erstes Druckwerk: Nicolai de Clemengis de lapsu et reparatione Justitiae Tractatus ad Philippum Burgundiae ducem. Viennae. MCCCC.LXXXI. 4.

Troyes 1483.

Erstes Druckwerk: Breviarium secundum Ecclesiae Trecensis usum. Am Schlusse: Impressum Trecis atque completum vicesima quinta mensis Septembris, anno Dni millesimo quadringentesimo octuogesimo tercio. 8. mai.

Abbeville 1486.

Erstes Druckwerk: La Cité de Dieu de S. Augustin, traduite en françois par ordre de Charles V. Roi de France, par Raoul de Preulles, ou de Praesses. Am Schlusse des ersten Bandes: Cy finit ce present Volume, ouquel sont contenus les dix premiers Livres de Monseigneur Saint Augustin de la Cité de Dieu, fait et imprimé en la Ville d'Abbeville par Jehan Dupré, et Pierre Gerard, Marchans Libraires, et fut achevé le XXIIII. jour de Novembre, l'an mil quatre cens quatre vingt et six. Am Schlusse des zweyten Bandes: Cy finit le second volume contenant les XIII. derreniers (sic) livres de Monseigneur — imprime — et icelui acheué le XII jour d'Avril quatre cens quatre vingt six, avant Pasques Fol. Eine schöne und seltene Ausgabe — und zugleich die Princeps von der französischen Uebersetzung dieses salbungsreichen Werkes.

Orleans 1490.

Erstes Druckwerk: Livre dit: Manipulus Curatorum de Guis du Mont du Rocher translate de Latin en François à Orleans ches Matthieu Vivian. 1490. 4.

Dijon 1491.

Erstes Druckwerk: Opus plurium summorum Pontificum Privilegiorum quibus sacer ordo Cisterciensis amplissime contra omnes iniurias et insultus priuilegiatus est et munitus. Opera et impensa Reuerendissimi in Christo Patris Johannes (de Circyo) abbatis Cistercii impress. Divione per Petrum Metlinger Alemannum. M.CCCC.XCI. IIII. Nonas Julias.

Angoulême 1493.

Erstes Druckwerk: Graecismus per Ebrardum Bethuniensem cum notis Vincentii Metulini Pictav. Angolismi 1493 4. — Dieses Werk ist eine Grammatik, ähnlich in der Behandlung des Gegenstandes dem Doctrinale des Alexander, durch Ebrard de Bethune verfaßt. Es ist schwer zu bestimmen, in welcher Zeit dieser Mann lebte, er selbst drückt sich darüber nur dunkel aus:

Anno milleno centeno bis duodeno
Condidit Ebrardus Graecismum Bethuniensis.

Dieses kann nun für 1124, oder auch für 1212 angenommen werden.

Belgien und die Niederlande.

Alost 1473.

Erstes Druckwerk: Tabulare Fratrum Ordinis Deifere Virginis Marie in Carmelo: ex Alosto Flandrie, Octobris XXVIII. Theodorico Mertens Impressore peractum. 4. — Dieser Mertens (Theodoricus Martinus Alostanus) war nicht nur ein geschickter Buchdrucker, sondern auch mit der klassischen Literatur vollkommen vertraut, ein Freund des Erasmus und Adrianus Barlandus. Er war der erste, dem Belgien die Einführung der Buchdruckerkunst verdankt. Durch volle sechzig Jahre übte er diese Kunst in verschiedenen Städten Belgiens aus, und wendete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Verbesserung der griechischen Typen.

Utrecht 1473.

Erstes Druckwerk: Secunda pars historie scholastice que est de novo Testamento (Petri Comestoris). Am Schlusse: Scholastica historia sup. nouum testamentum cum additionibus atque incidentiis. explicit feliciter. Impressa in traiecto inferiori per magistros Nycolaum Ketelaer et Gherardum de Leempt. M°.CCCC°.LXXIII° Fol.

Löwen 1473.

Erstes Druckwerk: Gesta romanorum cum quibusdam aliis historiis eisdem annexis ad moralitates reducta. Lovanii per Johannem de Westphalia. Anno M.CCCC LXIII. Fol. — Das merkwürdigste Druckwerk, das aus seiner Presse kam, sind jedoch Juvenalis et Persii Satyrae vom J. 1475, wovon ein Exemplar, auf Pergament gedruckt, sich in der Bibliothek des Dietrich van der Does befand. P. Seriverii Laurea Laur. Costeri. (In Wolfii Monument. typogr. T. I. p. 394.)

Antwerpen 1476.

Erstes Druckwerk: Practica medicinae que thesaurus pauperum nuncupatur (Petri Hispani). Antwerpiae. per Theod. Martini. 1476. die 23 Maii. Fol. — Denis (Suppl. p. 18) und mit ihm Panzer (Annal. typ. T. I. p. 5) führen zwar ein Werk: Het boeck van Tondalus Vysioen, an, das im J. 1472 gedruckt wurde. Indessen scheint diese Angabe etwas verdächtig, da es aus Scriver und Mallinkrot erwiesen wird, daß Mertens zuerst in Alost druckte, dieses aber erst im J. 1473 geschah. — Ger. Leeu. 1484.

Brügge 1476.

Erstes Druckwerk: Jean Boccace du Dechiet (de la Ruine) de nobles hommes et cleres femmes traduit du latin en francois à Bruges par Colard Mansion. 1476. Fol.

Brüssel 1476.

Erstes Druckwerk: Arnoldi Geilhoven (Gheyloven) seu de Roterodamis, Gnotosolitos, sive speculum conscientiarum:

> In medium prodeo Gnotosolitos ego.
> Tam bene limatus, tantoque Labore politus
> Ut nunquam similis usque modo fuerit.
> Hoc Bruxella mihi pretendit culmen Honoris,
> Me Fama celebri, seque perenne, beans;
> Virginis a Partu dum fluxissent simul Anni
> Mille quadringinti septuagintaque sex.

2 Bände gr. Fol.

Deventer 1475.

Erstes Druckwerk: Fr. Petri Berthorii Pictav. Ord. S. Bened. Moralizationes Biblie.... Daventriae per Richardum Paffroet de Colonia civem Daventriensom. 1475. Fol. — Orlandi (Origin. p. 150) spricht zwar von einem Prudentius, der bereits im J. 1472 zu Deventer gedruckt worden seyn soll, allein Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 354) erklärt dieses Vorgeben für eine Fabel. Brunet (Manuel du libraire. T. III. p. 156) setzt diese Ausgabe des Prudentius,

von Paffroet gedruckt, in das Jahr 1492; — allein der Beweis, den er für seine Aussage führt, ist zu schwankend, als daß man vollen Glauben schenken könnte. Er sagt, mit denselben Typen, mit welchen der Prudentius (ohne Ort und Jahrzahl) gedruckt wurde, sey des Mantuanus Gedicht: De beata virgine Maria, mit der ausdrücklichen Schlußschrift: Daventrie impr. in platea episcopi anno dom. M CCCC.XCII. decima februarii, gedruckt worden, also sey es wahrscheinlich, daß auch der Prudentius in diesem Jahre aus dessen Presse kam.

Delpht 1477.

Erstes Druckwerk: De Bybel dat uwe Testament. Am Schlusse des ersten und zweyten Theiles: Deese ieghenwoerdighe Bible, mit horen Boecken. Ende elc boek mit alle syne Capitelen bi eenen notabelen meester wol overghesét wt den latine in duytsche, ende wel naerstelic gecorrigeeret ende wel ghespelt: was gemaect te Delf in Hollant mitter hulpen Gods ende by ons Jacob jacobs soen ende mauricius Yemants Zoen van Middelborch ter eeren gods, ende tot stichticheit ende leerynghe der kersten — gheiouighen menschen. Ende voleynd int jaer der Incarnacien ons Heren duysend vier hondert zeven ende tseventich, den thienden dach der maent ianuaris. Fol. Dieses aus zwey Theilen bestehende Druckwerk ist darum besonders merkwürdig und in hohem Preise, weil es die erste Auflage von einer holländischen Uebersetzung der Bibel ist. Eine nähere Beschreibung dieser bibliographischen Seltenheit findet man in Le Long's Boek - Zaal. p. 365.

Gouda 1477.

Erstes Druckwerk: Alle die epistelen en ewangelien van den gheheelen jaere ende oer mede die prophecien. Am Schlusse: Dit is voleyndet int jaer ons heren 1477. op die Pinxter avont laus deo in altissimo. Fol. Zwar sagt Prosper Marchand (Hist. de l'orig. et des progrès de l'imprim. p. 62) und nach ihm Maittaire (App. 527), es sey bereits im J. 1473 ein Buch, unter dem Titel: De gulden Legende Jac. de Voragine, zu Gouda gedruckt worden, allein Panzer (Annal. typogr. Pol. I. p. 442) will dieser Aussage keinen Glauben schenken.

Zwoll 1479.

Erstes Druckwerk: S. Bonauenturae Sermones de tempore et de Sanctis. Am Schlusse: Zwollis M.CCCC.LXXIX. Fol. — Dieses Werk ist in Panzer (Annal. typ. Vol. III. p. 566) als erster Druck von Zwoll angegeben; ich jedoch halte das Centiloquium S. Bonaventurae (Zwollis. s. a.) dafür. Denn ich hatte ein Exemplar in der Hand, auf welchem folgende handschriftliche Anmerkung stand: iste liber emptus est pro Claustro Ord. Bened. ad S. Petr. ao 1479 die 24 Apr. — Das Buch mußte also wenigstens bereits im Februar oder März 1479 herausgekommen seyn.

Gent 1483.

Erstes Druckwerk: Guillermi Parisiensis Episcopi Rhetorica divina. Am Schlusse: Explicit Rhetorica Divina Doctoris uncti et ungentis Magistri Guillermi Parisiensis de sacra et sanctificativa Oratione aliqualiter abbreviata. Impressa Gandavi per me Ar-

noldum Cesaris. Anno Domini M.CCCC.LXXXIII. XI°. Kal. Sept. 4.

Harlem 1483.

Erstes Druckwerk: Formulae Novitiorum de exterioris hominis compositione. Harlemi per Joh. Andreae. 1483. 4. Obgleich sich Meermann (Orig. I. p. 256) alle Mühe gibt, den Druck der Hist. Alexandri Magni in das J. 1462 nach Harlem zu versetzen, so gelang es ihm doch nicht, einen überzeugenden Beweis für seine Meinung aufzufinden.

Leiden 1483.

Erstes Druckwerk: Die Cronike of die historie van Hollant, Zeeland ende Vriesland, ende van de stichte van Utrecht. Am Schlusse: Leidae. 1483. 4.

Ungern.

Ofen 1473.

Erstes Druckwerk: Chronica Hungarorum ab origine ad coronationem Regis Matthiae. Am Schlusse: Finita Bude Anno domini M.CCCC.LXXIII. in vigilia penthecostes: per Andr. Hess. Fol. Ein guter Auszug aus der thuroczischen Chronik. Man hat Denis (Einleitung in die Bücherkunde, Thl. I. S. 127) versichert, Heß habe dieser Chronik eine andere im J. 1483 nachgeschickt, die einen Wiener, Dr. Mich. Manerstorffer, zum Verfasser haben soll. Er fand jedoch nirgends eine Spur davon.

Ein anderes höchst seltenes Druckwerk, das der Presse des Heß angehört, und dem Panzer gänzlich unbekannt blieb, ist: Leonardi Aretini in opusculum Magni Basilii de legendis poetis Prefatio incipit feliciter. Nach der Vorrede: Incipit libellus magni Basilii. Am Schlusse: Sic finis libelli Basilii est, per A. H. (Andr. Hess). Bude. Auf der Kehrseite des Blattes: Apologia Socratis incipit. Am Schlusse: Finit apologia Socratis. Der Druck ist ungleich, der Charakter der Typen unansehnlich. Man könnte vielleicht annehmen, daß der Druck dieses Buches der erste Versuch des Druckers A. Heß war, und daß das Buch daher älter ist, als die vorbenannte Chronica Hungarorum vom J. 1473.

Spanien

Valencia 1474.

Erstes Druckwerk: Obres, o Trobes les quales tracten de las hors de la Sacratissima Verge Maria, sermone provinciali, auctore Bernardo Fenollar. Am Schlusse: Valentiae M.CCCC.LXXIV. 4.

Barcellona 1475.

Erstes Druckwerk: Valesei Tarentini opus de Epidemia et Peste (trad. en Catalan per Joan Villar impr. a Barcelone en 1475). — So führt Panzer (Annal. typ. Vol. I p. 144) den Titel dieses Werkes an, — ich kann mich jedoch nicht überreden, daß er getreu kopirt wurde.

Tolosa 1479.

Erstes Druckwerk: Tractatus de Jure Emphiteotico iuxta uerbum Ulpiani per Jasonem de Mayno. Am Schlusse:

Lector emas moneo, que clarus scripsit Iason
Nam tibi Iasonii velleris instar erunt.
Nempe sub ingenua teutonicus arte Joannes
Clarum opus ad vires presserat ipse suas.

Finit Tholose Anno Christi M CCCC.LXXIX. Fol.

Panzer (Annal. typ. Vol. III. p. 49) glaubt, es könnte vielleicht auch Toulouse in Frankreich darunter verstanden werden? —

Burgos 1480.

Erstes Druckwerk: Joannis de Turrecremata Expositio brevis et utilis super toto Psalterio. Am Schlusse: Burgi 1480. Fol.

Sevilla 1481.

Erstes Druckwerk: La Cronica de Espana dirigida a la muy alta e muy excellente Princessa serenissima.... Donna Ysabel Reyna de Spanna, de Secilia e de Cerdenna. Abbreuiada por Diego de Valera. Am Schlusse: En cibdad de Sevilla fue impresa por Alonzo del puerto e nel anno del nascimento de nuestro salvador ihu xpo mill et quatrocentos et ochenta e dos anos. Fol. — Aeußerst seltenes Buch, an dessen Existenz lange Zeit gezweifelt wurde, und zugleich das erste Druckwerk von Sevilla; denn was Maittaire (App. p. 515) von der Summa de Geographia por Martin Fernandes Denciso sagt, daß sie nämlich das älteste Druckwerk von Sevilla sey, ist eine Fabel. Dieser De Encisso lebte zur Zeit Kaiser Karl's V., dem er auch sein Werk dedicirt hatte.

Lerida 1481.

Erstes Druckwerk: Petri de Castrobel (de Castrovole) Commentarii in varios philosophorum libros. Ilardae. M.CCCCLXXXI.

Salamanca 1485.

Erstes Druckwerk: Medicinas preservativas y curativas de la Pestilencia que significa el Eclipse del Sol del Anno M.CCCC.LXXXV. por Didaco de Torres: emprentas en Salamanca. M.CD.LXXXV. 4.

Toledo 1486.

Erstes Druckwerk: Petri Ximenes de Prexamo Confutatorium errorum contra claves Ecclesiae nuper editorum. Am Schlusse: Impr. Toleti per venerabilem virum Johannem Vasqui anno domini 1486 prid. Kal. Augusti: praefato Magistro Petro iam Episcopo Pacensi ...... 4.

Murcia 1487.

Erstes Druckwerk: El Valerio de las Historias escolasticas y de España; con Copilacion de las Batallas Campales; por Diego Rodrigues de Almela: en Murcia por Juan de Roca M.CD.LXXXVII. Fol.

Pampeluna 1489.

Erstes Druckwerk: Petri de Castrobel (Castrovole) Commentarii in symbolum Apostolicum. Pampilone 1489. 4.

Zamora 1490.

Erstes Druckwerk: Los evangelios, desde Aviento, hasta la Dominica in Passione, traduzidos en Lengua Castellana, por Fray Juan Lopez de la Orden de San Domingo: en Zamora MCCCCXC. Fol.

Valladolid 1495.

Erstes Druckwerk: El Nacimiento, y primeras Empresas del Conte Orlando traduzidas en Castellano por Pero Lopez Henri quez de Calatayud en Valadolid. M.BCCC.XCV. 4.

Saragossa 1492.

Erstes Druckwerk: Cancionero de varias coplas devotas. Am Schlusse: En la insigne cuidad de Zaragoza de Arago por industria e expensas de Paulo Hurus..... M·CCCC.XCII. kl. Fol. Es ist ungemein schwer, von diesem Buche ein Exemplar aufzufinden; wir kennen bis jetzt das einzige, das La Serna bekannt machte, und wahrscheinlich auch selber besaß. Im J. 1495 wurde das Buch neu aufgelegt, aber auch von dieser Auflage ist es nicht leicht zu bekommen.

Grenada 1496.

Erstes Druckwerk: Francisci Ximenii de vita christiana libri VI. Granatae 1496. Fol.

Man wird aus dieser kurzen Uebersicht entnehmen, daß Spanien einen bedeutend thätigen Antheil an der Verbreitung der Buchdruckerkunst nahm [1]).

England.

Oxford 1468 (?).

Erstes Druckwerk: Sancti Jeronimi [2]) exposicio in simbolo apostolorum ad papam Laurencium. Am Schlusse: Impressa Oxonie et finita Domini M.CCCC.LXVIII. 8. — Middleton (Diss. conc. the origin of printing in England. Cambridge 1735. 4.) hielt diese Jahrzahl für verfälscht, wahrscheinlich um die Ehre des Caxton, welchen man allgemein für den ersten Drucker in England hielt, zu retten. Allein er fand an Meerman (Orig. typ. II. p. 26) einen starken Widersacher, der das Buch einem ganz unbekannten Buchdrucker, Friedr. de Corsellis, zuschreibt, und behauptet, er habe davon ein Exemplar in der öffentlichen Bibliothek zu Cambridge, und eines im Museum des Jac. West in London gesehen. — Mit dieser Angabe stimmt auch jene des Rich. Atkyns (The original and growth of Printing. 4. p. 4) überein. Ich kann aus eigener Erfahrung hinzusetzen, daß Meerman Recht hat, und daß dieses Buch wirklich mit der angeführten Schlußschrift zu Oxford gedruckt wurde. Ein eifriger Sammler in Wien, R*****, zeigte mir das Buch, aus welchem ich die Schlußschrift kopirte,

---

1) Vergl. Fr. Mendez Typographia Española. Madrid 1796. 4.

2) Eigentlich Ruffini.

doch fehlte seinem Exemplare das erste Blatt. — Unbegreiflich aber bleibt es, daß dieser Friedr. de Corsellis (auf dem von mir citirten Exemplar ist kein Drucker angegeben) nichts weiter gedruckt haben sollte, als nur dieses unbedeutende Buch, und daß sich seit dem J. 1468 bis 1479 keine Spur von einer Ausübung der Buchdruckerkunst zu Oxford zeigt.

Westminster 1474.

Erstes Druckwerk: The Game and Playe of the Chesse, translated out of French by William Caxton: imprinted *by thim* and fynysbid of the last Day of Marche, the Yer of our Lord God a thousand foure honderd and LXXIIII. — Dieses Buch enthält eine Uebersetzung von Jac. de Cessolis: De moribus hominum officiisque Principum ac Popularium. Caxton war ein gründlich gelehrter Mann, und wenn auch, wie bereits gesagt wurde, nicht behauptet werden kann, daß er der erste die Buchdruckerkunst in England einführte, so bleibt ihm wenigstens das schöne Verdienst unbestritten, daß er sie auf einen höheren Grad der Vollkommenheit brachte. Groß ist die Zahl der von ihm vom J. 1474 bis nach 1490 gelieferten Drucke. Mit rühmlichstem Eifer bemühte sich sein Nachfolger und früherer Gesellschafter Wynken de Worde, die Buchdruckerkunst durch Herausgabe geschätzter, dem Bedürfnisse der Zeit entsprechender Werke immer mehr und mehr zu verbreiten.

St. Alban 1480.

Erstes Druckwerk: Liber modorum signdi Alberti. anno M°.CCCC°LXXX° ipss. apud Villam Sancti Albani. 8.

Vergl. E. Rowe Mores Diss. upon english typographical founders and founderies. London 1776. 6. — Jos. Ames, and. W. Herbert: typographical antiquities. London 1785. 4. 3 vol.

Böhmen und Mähren.

Prag, 1478.

Erstes Druckwerk: Statuum Utraquisticorum Articuli in Comitiis Nimburgensibus conclusi. Pragae 1478. Fol. (lateinisch und böhmisch).

Kuttenberg 1489.

Erstes Druckwerk: Biblj ceská.

Lächerlich ist, was Georg Cruger (Sacr. Memor. regni Bohem. Libomislii 1664. 4. p. 35) vorgibt, Gutenberg sey in Kuttenberg geboren, habe auch daher seinen Namen bekommen, und dort eine Bibel in böhmischer Sprache gedruckt.

Brünn 1486.

Erstes Druckwerk: Agenda secundum chorum Olomucensem. Brunnae 1486. 4.

Olmütz 1500.

Erstes Druckwerk: Tractatus contra heresim waldensium Augustini de Olomucz ad Joannem Aygrum Physicum Secretarium. Am Schlusse: Impressum in regali ciuitate Olomucensi per me

Conradum Bomgathen Anno domini M. quingentesimo XXIX. die mensis Octobris. 4. *).

Schweden.

Stockholm 1483.

Erstes Druckwerk: Dyalogus creaturarum moralisatus. Am Schlusse: Presens liber, Dialogus Creaturarum appellatus iocundis. fabulis plenus. impressus per Joh. Snell artis impressorie magistrum in Stockholm inceptus et munere Dei finitus est anno Domini M.CCCC.LXXXIII. Mensis Decembris in Vigilia Thome. 4. — Weiter findet sich von diesem Snell kein Druckwerk mehr; wahrscheinlich hatte er in Stockholm keinen längeren Aufenthalt, und kehrte wieder nach Deutschland zurück. — Die später zu Stockholm im funfzehnten Jahrhundert gedruckten Werke kamen alle aus der Presse des Joh. Fabri.

Dänemark.

Kopenhagen 1490 (?).

Erstes Druckwerk: Donatus de octo partibus orationis. Am Schlusse: Finit donatus Hafnye per me gotfridum de ghemen. 4. Ich fand dieses Buch bey einem Wiener Trödler, der, nebst verschiedenen alten Geräthschaften, auch einige — meist werthlose Bücher zu verkaufen hatte, und von mir für diese Seltenheit drey Groschen verlangte. Auf dem ersten Blatte fand ich folgende merkwürdige Notiz: Donum cl. et consultissimi viri D. Vachii J. C. et Consiliarii Bauarici Domini et amici vet. plurimumque colendi. Conr. Celtes. die XX Martii. 1490. In dem Buche selbst sind mehrere Randglossen von derselben Hand, und am Ende ist abermals 1490 geschrieben. Aus diesem Umstande glaube ich nun schließen zu können, daß dieses Buch, obgleich es keine gedruckte Jahrzahl hat, dennoch älter ist, als die von Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 446) angeführten Regulae emendate correcteque Hafnye de figuratis Constructionibus grammaticis: impr. Hafnye per Gothofridum de Ghemen 1493. 4.

Polen.

Krakau (1470—74?).

Zwischen den Jahren 1470—74 soll ein reisender Drucker des Card. Joh. de Turrecremata Explanatio in Psalterium Fol. laut der Unterschrift: Cracis impressa, ausgefertigt haben. (M. Denis: Einleitung in die Bücherkunde, Thl. I. S. 126).

* * *

Nicht in allen diesen ältesten Druckwerken ist der Druckort, der Name des Druckers und die Jahrzahl beygesetzt — manchmal fehlen sogar alle drey Merkmale. Aus dem Papierzeichen allein läßt sich, wenn

*) Merkwürdig sind die Schicksale, die einzelne Bücher erfahren. So fand ich dieses sehr seltene Buch bey einem Krämer. Mehr als die Hälfte war bereits verbraucht — und wäre ich um einige Tage früher gekommen, so hätte ich noch das Ganze und wohlerhalten gefunden! — Fand doch Robert Cotton das Original der Magna Charta — bey einem Schneider.

andere Kriterien fehlen, auf den Drucker und Druckort nicht schließen, wenn auch Naudé (Epigrammat. Lib. I.) sagt:

Vitulinae cornua frontis
Grandis Chalcographi referunt miracula Fausti.

Wahr ist es, daß der Ochsenkopf ein Papierzeichen war, welches vorzüglich bey den ersten Mainzer Drucken gebraucht wurde; — allein auch die italienischen Papierfabrikanten bedienten sich dieses beliebten Papierzeichens, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Kopf des Ochsen darin unter vielen Gestalten, manchmal sogar im nämlichen Druckwerke, erscheint. In Jenson's Ausgabe des Augustini de civitate Dei vom Jahre 1475 findet sich gleich auf dem zweyten Blatte der Ochsenkopf als Papierzeichen. In solchen Fällen ist es räthlich, die Lettern zu vergleichen, nur auf diese Art kann man, wenn auch nicht ganz gewiß, wenigstens doch höchst wahrscheinlich, den Drucker entdecken, und die Zeit des Druckes bestimmen. Aus dieser Vergleichung ergab sich das für die Buchdruckergeschichte Wiens wichtige Resultat, daß Jacobi de Paradiso Tractatus de animabus a corpore exutis in Wien von Hieronym. Victor (zwischen 1500 — 1520) gedruckt wurde, da die Lettern dieselben sind, mit welchen er das Odeporicon des R. Bartholinus im J. 1515 druckte [1]).

Auch die Namen der Drucker bleiben sich nicht auf allen von ihnen gelieferten Drucken gleich; — sie wurden zuweilen ins Lateinische oder Griechische übersetzt. So heißt Schöffer Opilio (Orlando nennt ihn sogar Pietro Opilione Schöffer), Han Gallus, Lichtenstein Levilapis, Joh. Herbst Oporinus (unter dem letzten Namen allgemein bekannt), Flach Simus u. s. w. Zuweilen ließen sie ihren Zunamen weg, und nannten sich nach der Provinz, aus welcher sie stammten, wie Nicolaus Gallicus (Jenson), Paulus Teutonicus (Paul von Butschbach) u. a. m. Schwerer ist der wahre Name des Druckers zu entziffern, wenn er nur (was zwar selten geschah) mit den Anfangsbuchstaben ausgedrückt wird, wie z. B. V. S. Ulrich Scinzenzeller, B. R. Bernh. Rizius, O. S Octav. Scotus, A. Z. Ant. Zaroto (so steht sein Name auf seinem Persius vom J. 1495) [2]) bedeutet.

* * *

Diese Produkte der Buchdruckerkunst gehören zwar zu den Seltenheiten einer Bibliothek, und manche davon, wie der Quintilian vom J. 1470, der Cäsar von 1472, von Schweynheim und Pannarz gedruckt, der Plinius des Johann von Speyer vom J. 1469, Wendelin's von Speyer Boccatius de Genealogia Deorum vom J. 1472, Johannes de Colonia Cicero de finibus bonorum et malorum vom J. 1471, Boccaccio's Decamerone vom J. 1471 (erste, höchst seltene Ausgabe, von Chr. Waldarfer (auf dem Drucke Valdarfer) zu Venedig gedruckt, die schöne Princeps des Homerus (Florentiae, labore et industria

---

1) So gehört das höchst seltene, nur wenigen Bibliographen bekannte Werklein von zehn Quartblättern: Stella Clericorum, der Presse des Heinr. Quentel zu Cöln an, weil auf dem Titelblatte derselbe Holzschnitt steht, der sich auf Joh a Lapide resolutor. dubior. Colon. 1493 befindet. Auch die anderen Merkmale: Buchstaben, Abbreviaturen und Papier dieses Buches, stimmen mit denen in der Stella Clericorum vollkommen überein.

2) In Panzer's Annal. typ. wird dieses Werk vergeblich gesucht. — Es befindet sich in der fürstlich Rosenberg'schen Bibliothek. — Der Druckort ist nicht angegeben, wahrscheinlich kam der Druck in Mailand heraus, wo Ant. Zaroto um diese Zeit die Buchdruckerey thätig ausübte.

Demetrii cretensis, sumpt. Bern. et Nerii Nerlii 1488. 2 vol. Fol. [1]), die sechs zu Florenz von Alopa im J. 1494—96 mit Kapitälchen gedruckten Ausgaben griechischer Klassiker [2]), die von Montelin veranstaltete Ausgabe der alten Klassiker Terentius, Virgilius und Valerius Maximus u. a. m. werden mit Recht um hohe Preise gekauft; doch haben auch viele Drucker der späteren Jahrhunderte — und besonders der neueren Zeit, sich durch lebendig fruchtbare Thätigkeit für Beförderung der Wissenschaft und Kunst, durch Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Sinn ausgezeichnet, und Druckwerke geliefert, die theils wegen ihrer Richtigkeit, theils wegen der Ausstattung mit wesentlichen Vorzügen, und theils wegen ihres geschmackvollen Aeußeren unsere volle Aufmerksamkeit verdienen.

Zu den vorzüglichsten Druckern, deren Produkte von Bücherkennern geschätzt und eifrig gesucht werden, gehören: Daniel Bomberg, dessen Biblia Rabbinica (Venetiis 1517—18) [3]) eine sehr kostbare Seltenheit ist; Gregorius de Gregoriis zu Venedig, aus dessen Presse das in der Bibliographie berühmte Rituale [4]) kam; Vincenz Vangris (Valgrisius); Gabriel Giolito de Ferrari, nicht nur wegen der Schönheit, sondern auch wegen der Korrektheit seiner Drucke geschätzt; die Juntas (Giunti) zu Florenz, deren Ausgaben wahre Zierden der Bibliotheken sind; Laurent. Torrentinus, dem wir die herrliche Ausgabe der Pandekten [5]) verdanken (justement regardée comme un chef d'oeuvre typographique, Brunet. T. II. p. 288); Jodocus Badius (Ascensius), dessen Ausgabe der Opp. Brunonis (Parisiis 1524). Fol., in früherer Zeit durch die darin befindlichen Holzschnitte großes Aufsehen machte [6]); die Etiennes (Stephani), deren Haupt Heinrich und Zierde Robert

---

1) Diese prächtige Ausgabe befindet sich in der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Man höre das Lob, welches Maittaire (Annal. typ. Vol. I. p. 183) diesem Druckwerke ertheilt: Editione illa, si chartae solidae colorem et pompam, si nitidam characterum figuram, aequata marginum intervalla, justam linearum distantiam, totum denique impressionis ordinem et dispositionem spectes, nil certe aut antea aut postea elegantius comparuit.

2) Unter dieser vorzüglich die drey schönen Principes:
Planudis Rhetoris Anthologia, graece cum scholiis graecis, ex recens. Joann. Lascaris Rhindaceni. Florent. per Laur. Francisci de Alopa. III. Idus Aug. M.CCCC.LXXXXIIII.
Apollonii Rhodii Argonautica, graece, cum scholiis graecis. Am Schlusse: Ἐν φλωρεντια ..... Per Laurent. Francisci de Alopa. 4.
Luciani Opera, graece. Florentiae 1496. Fol. Ueber diese Ausgabe äußert sich J. F. Reitz (in Praef. Opp. Luciani. Amst. 1743. 4.) mit Folgendem: Prima omnium Florentina editio anni 1496 graeca, etsi a typographicis vitiis non est immunis, in vestigiis tamen priscae lectionis servandis tantum alias praecellit, ut Codicis manuscripti vicem praestare queat.

3) Coeptum est opus Anno 1517., sequenti vero anno finitum est. Panzer: Annal. typ. Vol. III. p. 450.

4) Rituum ecclesiasticorum sive sacrarum Ceremoniarum S. S. Romanae Ecclesiae libri tres non ante impressi. Am Schlusse: Gregorii de Gregoriis excusere (sic) Leonardo Lauredano Principi Optimo. Venetiis M.D.XVI. Die XXI. Mensis Nouembris. Deus Faveat. Fol.

5) Justiniani Digestorum, seu pandectarum libri L. ex florentinis pandectis repraesentati (studio Fr. Taurellii). Florentiae, Torrentinus impr. 1553. Fol. 2 vol.

6) C'est dans cette édition que l'on a représenté, par de pet. fig. en bois, l'aventure supposée d'un chanoine de Paris, qui, étant mort, se leva dans son cercueil, et déclara qu'il était accusé, jugé et condamné. Brunet. T. I. p. 288.

war [1]); Mich. le Noir, dessen Drucke, wenn auch das Auge weniger ergötzend, dennoch wegen ihres Inhaltes interessant sind, und gesucht werden [2]); Stephan Doletus (im J. 1575 zu Paris als Gottesläugner verbrannt); Seb. Greiffer (Gryphius) und Guil. Rouille, dessen Ausgabe der spanischen Uebersetzung von Ariost's Orlando furioso sich durch Korrektheit und äußere Ausstattung auszeichnet; Joh. Froben (der Aldus der Deutschen genannt), dessen schöne Schriften und starkes Papier, dann die von dem großen Erasmus besorgte Korrektur den von ihm gelieferten Drucken einen hohen Werth für immer sichern; Nicol. Bischoff (Episcopius), Froben's Tochtermann; Joh Herbst (Oporinus), früher Froben's Korrektor (alle drey in Basel); Thomas Anshelmi zu Pforzheim [3]); Peter Schöffer, aus dessen Presse vorzüglich das schöne Druckwerk Jac. Ziegleri Geographica in gr. 4. von Bücherliebhabern gesucht wird; Hieron. Commelinus von Douay zu Heidelberg, dessen griechische Ausgaben (besonders sein Athanasius und Chrysostomus) denen von Stephanus gleichgehalten werden; Andr. Wechel zu Frankfurt und Ernest Vögelin zu Leipzig. Welche Verdienste der berühmte Plantin zu Antwerpen sich um die Literatur durch seine herrlichen, überall gleich geschätzten Drucke gesammelt hatte, ist bekannt; — sein Ruhm erhielt sich auch in seinen Schwiegersöhnen Franz Raphelengius, Joh. Moretus (beyde zu Antwerpen) und Aegidius Beys zu Paris. Nach ihnen verdienen die Elzewire (Abraham, Bonaventura, Ludwig und Daniel) genannt zu werden, die von 1595 an in Leiden, und später auch in Amsterdam gedruckt haben. Ihrem Kunstfleiße haben wir die niedlichen Ausgaben der lateinischen Klassiker in 12° oder 18°, diese vertrauten Taschengefährten der Philomusen, zu verdanken, und in eben diesem Formate die sogenannten Republiken, die aber in unserer Zeit nur noch die Aufmerksamkeit der Sammler dieser Büchergattung beschäftigen. Unter den englischen Ausgaben zeichnen sich die ex Theatro Sheldoniano (die Druckerey wird eigentlich die Clarendonische genannt), dann die Glasgow'schen Ausgaben der griechischen Klassiker durch Rob. und Andr. Foulis, der Horaz vom J. 1733 zu London von Pine in Kupfer gestochen, und Joh. Baskerville's schöne Ausgabe desselben Dichters (Birminghamiae 1770. 4.) ehrenvoll aus. Nun trat der berühmte Ibarra zu Madrid mit seinem Sallust (1772. Fol.) [4]) und dem Don Quixote des Cervantes (1780), 2 vol. gr. 4.) [5]) auf, und setzte sich in diesen Werken ein Denkmal, das ihm in der Geschichte der Buchdruckerkunst unvergänglich bleibt. Ihm folgte Bodoni in Parma, der sich den Ruhm erwarb,

---

1) Welchem Bibliographen konnte das neue Testament in griechischer Sprache unbekannt seyn, das im J. 1550 aus Rob. Etienne's Presse kam? — Nicht übertrieben ist Brunet's Lobspruch (Tom. III. p. 432), wenn er sagt: Cette édition, imprimée avec les beaux caractères de Garamond, dont les poinçons se conservent encore à l'imprimerie royale, *peut* soutenir la comparaison avec ce qui existe de plus beau en ce genre. Vergl. Maittaire: Stephanorum Historia. Lond. 1709. 8.

2) Hieher gehören: Le preux cheuallier Artus de Bretagne. Paris 1509. 4. (mit Holzschnitten). — Le liure des trois fils de roys. Paris 1504. 4. u. a. m.

3) Die prächtigen Rudimenta hebraica Reuchlinii vom J 1506. Fol. weisen ihm seinen Platz unter den geschicktesten Buchdruckern an.

4) Cette édition de la traduction de Salluste, par l'infant D. Gabriel, est regardée avec raison comme un chef-d'oeuvre typographique. Brunet. T. III. p. 283.

5) Cette édition est un vrai chef-d'oeuvre typographique. Brunet. T. I. p. 370.

alles, was seine Kunst früher an prachtvollen und dem Schönheitssinne zusagenden Werken geliefert hat, bey weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit seiner Lettern, seiner Schwärze und des Papiers läßt eben so wenig, als die ganze Anordnung des Technischen etwas zu wünschen übrig. Sein Homer [1]) ist ein wahrhaft bewunderungswürdiges Prachtwerk: wie denn namentlich seine griechischen Lettern unter allen neueren Versuchen der Art am glücklichsten die Züge schöner Handschriften nachahmen. Dieser gebildete Geschmack und edle Schönheitssinn zeigt sich auch in den Produkten der Londner Buchdrucker Th. Bensley und Bulmer (ersterer durch seine kostspielige Ausstattung der Bibel [2]), letzterer durch seine prächtige Ausgabe des Shakespeare [3]) berühmt). Wie glänzend die Verdienste des Hauses Didot in Frankreich ausgezeichnet wurden, ist zu bekannt, als daß es hier noch angeführt werden sollte. Der Stammvater, Fr. Ambr. Didot, erbte schon von seinem Vater Liebe und Enthusiasmus für seine Kunst. Sein Hauptaugenmerk war die Verbesserung der französischen Lettern mittelst des von ihm erfundenen Typometers, durch welches er sie in das angenehmste Verhältniß zu einander brachte. Unter seine schönen und höchst korrekten Ausgaben gehören auch die, welche er auf Befehl König Ludwig's XVI. für den Dauphin (in usum Delphini) druckte. Seine zwey Söhne, Pierre und Firmin, erzog er ganz für die Kunst, und sie sind die berühmtesten Buchdrucker Frankreichs geworden [4]). Sie und der Buchdrucker Hersan vervollkommneten die Stereotypen.

Wer könnte es bezweifeln, daß auch in Deutschland sich Männer fanden, welche den Bücherdruck als Kunst, nicht aber als mechanisches Handwerk behandelten, und denen mehr daran lag, für die Ehre ihrer Officin zu sorgen, als aus schmählicher Gewinnsucht jede Messe Bücher zu liefern, die weder in Hinsicht der Schönheit und Reinheit der Typen, noch einer geschmackvollen Ausstattung mit Auszeichnung genannt zu wer-

---

1) Homeri Ilias (edente Aloysio Lamberti. Parmae, typis Bodonianis. 1808. 3 vol. gr. Fol). Dieses Druckwerk wurde dem Kaiser Napoleon zugeeignet. — Schade, daß der kurz darauf erfolgte Tod Bodoni's uns die Hoffnung raubte, auch die Odyssee in dieser prächtigen Ausstattung zu erhalten.

2) The holy Bible, embellished with engravings from pictures and desings by the most eminent artists. London, print. for Th. Macklin by Th. Bensley. 1800. 7 vol. gr. Fol. Das Exemplar dieses Prachtwerks in der k. k. Hofbibliothek zu Wien hat auch einige Abdrücke avant la lettre.

3) Will. Shakespeare's dramatik Works, revised by G. Steevens. London, printed by Bulmer. 1791—1804. 18 tom. (9 vol.) gr. Fol.

4) Ich will hier nur einige Prachtwerke nennen, die aus dieser Officin kamen, die durch ihre Schönheit und Pracht Jeden auf das angenehmste überraschen:

Alex. de la Borde: Voyage pittoresque et histor. de l'Espagne. Paris 1807. 4 vol. gr. Fol.

Louis de Camoens: Os Lusiadas. Paris 1817. gr. 4. (Das Werk ist mit 10 Kupferstichen von der Hand der geschicktesten Meister in Paris geziert.)

J. Racine: Oeuvres. Paris. an IX. 3 vol. gr. Fol. Mit herrlichen Kupferstichen, wovon die in dem Exemplare der k. k. Hofbibliothek zu Wien avant la lettre sind, und 1800 Franken kosteten.

P. Virgilii Maronis Opera. Paris 1798. gr. Fol. Mit schönen Stichen, wovon die k. k. Hofbibliothek zu Wien ein Exemplar avant la lettre besitzt.

Im J. 1819 erschien bey P. Didot zu Paris: La Henriade, édition dediée à S. A. R. Monsieur, gr. Fol., wovon nur 125 numerirte Exemplare auf feinem Papier und 1 auf Pergament abgezogen wurde. Das Pergament-Exemplar wurde mit 1150 Fr. bezahlt.

den verdienen? — Die Namen eines Göschen, Breitkopf, Alberti, Degen, Brockhaus u. a. m. werden einst in der Geschichte der Buchdruckerkunst einen ehrenvollen Platz behaupten.

* * *

Nur dann, wenn er sich mit der Geschichte der Buchdruckerkunst vollkommen vertraut gemacht hat, wird der Bibliothekar im Stande seyn, den Werth eines Druckwerkes zu beurtheilen. Man kann ihm zwar nicht zumuthen, daß er den innern Gehalt eines jeden Druckwerkes kritisch zu bestimmen vermöge; — allein den Werth des Buches, als Druckwerk betrachtet, muß er angeben können. Es gibt Bücher, die bloß aus dem Grunde zu den werthvollen und seltenen gerechnet werden, weil sie aus einer berühmten Officin hervorgingen.

Nicht überall gleich sind die Rücksichten, die kunstgerechte Sammler bey dem Bücherkaufe nehmen. Die Engländer, sagt Ebert, deren Ansichten hierin so ziemlich die aller übrigen Sammler sind, verlangen nämlich a white oder clean copy, d. i. ein durchaus reines, von Wasser-, Rost- und anderen Flecken und handschriftlichen Noten, wenn letztere auch von Werthe sind, völlig freyes, und ganz in seiner ursprünglichen Integrität sich befindendes Exemplar; ferner a cracking copy, d. i. ein solches Exemplar, dessen Papier noch in seiner ursprünglichen Stärke und Beschaffenheit ist, so daß die Blätter bey dem Umwenden knarren, was die washed copies oder exemplaires lavés nicht thun; dann a large oder tall copy, d. i. ein nur wenig beschnittenes Exemplar, weßhalb auch bey vorzüglichen Seltenheiten die Größe des Randes nach Maßen angegeben wird. Noch höher steht ein unbeschnittenes Exemplar (uncut copy, exemplaire non rogné, esemplare intonso), welches den Sammlern unserer Zeit als ein Schatz höchsten Werthes erscheint. Was nicht alle diese Eigenschaften in sich vereint, ist den Engländern an indifferent copy, ein Name, den sie häufig einem Exemplar geben, welches andere Nationen noch immer für ein sehr vorzügliches halten würden. Das regler, oder das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich erfundene Einfassen der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien, gewöhnlich von rother Farbe, ist dagegen nicht mehr üblich, ob man gleich in Frankreich exemplaires reglés (von den Engländern ruled copies genannt) von älteren Büchern noch immer schätzt. Bey der besonderen Ausstattung der Exemplare kommt zuerst das Papier in Betrachtung. Die beliebtesten Papiersorten sind Velinpapier und holländisches Papier, auch wird das sogenannte papier d'Annonay sehr geschätzt. Im Velinpapier gestehen selbst die Engländer den Franzosen den Vorrang zu, und ein französisches papier vélin satiné geht weit über ein englisches hotpressed vellumpaper. Die Großpapiere, deren Erfinder Aldus Goar, welche aber erst durch die Holländer im siebzehnten Jahrhundert allgemein verbreitet wurden, sind jetzt eine der üblichsten Auszeichnungen einer gewissen Anzahl Exemplare fast jeden Buches, besonders in England, wo man die Größenverhältnisse so enorm, bisweilen selbst geschmacklos gesteigert hat, daß ihr royal Octavo unserem deutschen Großquart, und vollends ihr imperial Octavo gar unserem Kleinfolio entspricht. Weniger allgemein gesucht sind farbige Papiere. Das älteste farbige Papier, welches man wählte, war wohl das blaue, welches zuerst in Italien von Aldus gebraucht wurde, dessen erste Drucke auf demselben, die libri de re rustica, und der Quintilianus (beyde von 1514) waren. Es ist auch

seitdem diesem Lande vorzüglich eigen geblieben, und von anderen Nationen seltener gebraucht worden; insbesondere sind die Franzosen keine Freunde des blauen Papiers.

Die Italiener unterscheiden zwischen carta turchina und azurra, von welchen jenes wirklich blau, dieses nur bläulich ist. Rosenfarbenes Papier ist jetzt in Frankreich das beliebteste, wo man auch bisweilen auf gelbes Papier druckt. Auf grünem Papier kennt man einen Elzevirschen Druck, und mehrere deutsche Drucke des sechzehnten Jahrhunderts, auf violettes Papier einen Druck des Rob. Etienne, und selbst des vielfarbigen Papiers hat man sich manchmal bedient. Auch Papiere aus ungewöhnlichen Stoffen, z. B. aus Pflanzen, sind bloß als Seltenheiten merkwürdig, und haben sich noch nicht zum Range einer eigentlichen bibliographischen Auszeichnung erhoben, wahrscheinlich weil sie sich durch ihr Aeußeres gewöhnlich nicht empfehlen.

Desto geschätzter und allgemein gesuchter sind ältere und neuere Drucke auf Pergament. Es ist bekannt, daß die ältesten Drucke entweder bloß auf Pergament, oder doch nur in geringer Anzahl auf Papier abgezogen wurden [1]) (so sind z. B. von der lateinischen Mainzer Bibel von 1462 die Papier-Exemplare seltener, als die auf Pergament); indessen gibt es auch mehrere ältere Drucker, welche sich nur seltener des Pergaments bedienten, z. B. Schweynheim und Pannarz in Rom, welche nur Hieronymi Briefe (1468), Apulejus, Cäsar, Gellius und Livius (1469), und den Plinius (1476), und zwar von jedem nur ein Exemplar auf Pergament druckten, und deren Pergamentdrucke daher in so hohem Preise stehen, daß allein der Livius vor einigen Jahren in London mit 903 Pfund Sterling bezahlt wurde. Andere Officinen, welche nur wenige, und daher im Handel desto theurere Pergamentdrucke lieferten, waren die der Etienne's in Paris, der Giolito's in Venedig, und der Elzevier's. — Man zieht übrigens das italienische Pergament vor, weil es nicht so leicht, als das anderwärts gefertigte, krumm läuft, und ungleich wird; ihm zunächst an Güte steht das augsburgische; am wenigsten gut ist das englische.

Die Franzosen machen zwischen den Worten vélin und parchemin einen Unterschied. Ersteres wird aus Kalbshaut verfertigt, und hat den Vorzug, daß es feiner ist, und sich besser bleichen und glätten läßt; letzteres ist aus Schafhaut.

Weniger gesucht sind solche Exemplare, welche bald auf Pergament, bald auf Papier gedruckt sind, dergleichen von älteren Drucken häufig vorkommen.

Drucke auf Seide gehören zu den Seltenheiten, und sind nie sehr gewöhnlich geworden [2]). Im sechzehnten Jahrhundert brauchte man dieses Material bisweilen zu Landkarten, 1606 findet man zuerst in Frankreich ein ganz darauf gedrucktes Buch, und auch die späteren uns bekannten Drucke auf Seide sind bloß in Frankreich gefertigt.

---

1) Membrana vero primi quoque Typographi usi sunt, tum ut libros suos solidiores hoc pacto redderent, tum quoque ut optimos Codices manuscriptos imitarentur. (Meermann: Orig. typogr. I. p. 7.)

In der ältesten Mainzer Officin wurden bis zum J. 1462 eben so viele, wenn nicht gar mehrere Exemplare auf Pergament, als auf Papier gedruckt, und erst nach diesem Jahre wurden Pergament-Exemplare seltener.

2) Schon Symmachus gedenkt der Gewohnheit, daß man die Schriften, die man besonders hochschätzte, und ihres Werthes wegen einer späten Aufbewahrung würdig hielt, auf Seide geschrieben hat.

Eine andere Auszeichnung besteht in dem Gebrauche ungewöhnlicher Druckfarben, von denen jedoch nur Golddrucke eigentlich gesucht werden. — Der erste Versuch dieser Art war die Dedication in einigen Exemplaren des von Ratdolt zu Venedig 1482 gedruckten Euclides; die neuesten und sehr ausgezeichneten Arbeiten dieser Art hat Whittaker zu London geliefert (z. B. die magna charta). — Mehr ein Curiosum, als eigentlich gesucht, sind Drucke mit rother Farbe. Schon von den frühesten Zeiten der Buchdruckereyen brauchte man diese Farbe zu Schlußschriften (z. B. im Psalterium von 1457), und brachte es frühzeitig im Gebrauche derselben zu einer Vollkommenheit und Fertigkeit, die nicht mehr vorhanden ist, wie denn unter andern das von Jenson zu Venedig gedruckte Breviarium (1478) vorzüglich in den Pergament-Exemplaren einen rothen Druck von seltener Schönheit zeigt, mit dem sich in neueren Zeiten mit dieser Farbe Gedrucktes messen darf. — Auch die mit ungewöhnlichen Typenarten gedruckten Bücher [1]) sind selten ein ernstlicher Gegenstand des Sammlereifers, weil sie in der Regel nicht schön sind. Doch werden die von J. Jannon zu Sedan seit 1623 im kleinsten Format und mit feinster Schrift (Sedanaise genannt) gedruckten Bücher sehr gesucht, und seit kurzer Zeit zeichnen die englischen und französischen Sammler auch die von Alessandro Paganino in Toscolano gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit einer sehr sonderbaren, halb gothischen und halb römischen Type gelieferten Drucke bedeutend aus.

Von Büchern, welche mit guten Holzschnitten versehen sind, zieht man jetzt unilluminirte Exemplare vor [2]), ausgenommen bey solchen Kupferwerken, wo die Illumination wesentlich zur Erklärung beyträgt, z. B. die naturhistorischen oder sich auf das Kostüme beziehenden Werke. Uebrigens liebt man in Frankreich und England die ausgeführten Kupfer, von welchen man entweder Abdrücke avant la lettre oder avec la lettre gravée au simple trait wählt, die radirten Blätter (eaux-forts) und Abdrücke auf chinesisches Papier beyzufügen. Ein Exemplar aber, welches zugleich auch die Originalzeichnungen zu den Kupfern enthält, gilt daselbst für einen Schatz von höchstem Werthe. Hieher gehören auch die sogenannten illustrirten Exemplare (illustrated copies), d. i. solche, zu welchen man Kupferstiche, welche zwar den Text des Buches erläutern, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, hinzugefügt hat.

* * *

1) Wie z. B. Horatii opera aeneis tabulis incisa. Lond. 1733. 8. 2 tomi. Es gibt auch einen solchen Sallust. Edinb. 1739. 12.
Ungefähr in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat der bekannte italienische Dichter Trissini in seinen Werken und deren Ausgaben eine sonderbare Orthographie gebraucht, indem er griechische Buchstaben unter die lateinischen mischte, welche Druckart Caratteri grechi hieß. Alle auf diese Art gedruckten Werke sind selten — einige sehr selten.

2) Deutschen Sammlern sind jedoch noch immer gleichzeitig und geschmackvoll illuminirte Holzschnitte willkommener. Ein Exemplar auf Pergament vor dem bekannten Chronicon des Thurocz (vom J. 1488. 4.), das wegen seiner Schönheit ein wahres Exemplaire vièrge genannt zu werden verdient, fand ich in dem Bücherschatze des Stiftes St. Paul in Kärnten. Die Holzschnitte darin sind gleichzeitig, und mit solchem Geschmacke und historischer Treue illuminirt, daß ich dieses Exemplar für das werthvollste von allen den Exemplaren, die man von diesem Werke hat, erklären möchte.

Conradum Bomgathen Anno domini M. quingentesimo XXIX. die mensis Octobris. 4. *).

Schweden.

Stockholm 1483.

Erstes Druckwerk: Dyalogus creaturarum moralisatus. Am Schlusse: Presens liber, Dialogus Creaturarum appellatus iocundis fabulis plenus. impressus per Joh. Snell artis impressorie magistrum in Stockholm inceptus et munere Dei finitus est anno Domini M.CCCC.LXXXIII. Mensis Decembris in Vigilia Thome. 4. — Weiter findet sich von diesem Snell kein Druckwerk mehr; wahrscheinlich hatte er in Stockholm keinen längeren Aufenthalt, und kehrte wieder nach Deutschland zurück. — Die später zu Stockholm im funfzehnten Jahrhundert gedruckten Werke kamen alle aus der Presse des Joh. Fabri.

Dänemark.

Kopenhagen 1490 (?).

Erstes Druckwerk: Donatus de octo partibus orationis. Am Schlusse: Finit donatus Hafnye per me gotfridum de ghemen. 4. Ich fand dieses Buch bey einem Wiener Trödler, der, nebst verschiedenen alten Geräthschaften, auch einige — meist werthlose Bücher zu verkaufen hatte, und von mir für diese Seltenheit drey Groschen verlangte. Auf dem ersten Blatte fand ich folgende merkwürdige Notiz: Donum cl. et consultissimi viri D. Vachii J. C. et Consiliarii Bauarici Domini et amici vet. plurimumque colendi. Conr. Celtes. die XX Martii. 1490. In dem Buche selbst sind mehrere Randglossen von derselben Hand, und am Ende ist abermals 1490 geschrieben. Aus diesem Umstande glaube ich nun schließen zu können, daß dieses Buch, obgleich es keine gedruckte Jahrzahl hat, dennoch älter ist, als die von Panzer (Annal. typogr. Vol. I. p. 446) angeführten Regulae emendate correcteque Hafnye de figuratis Constructionibus grammaticis: impr. Hafnye per Gothofridum de Ghemen 1493. 4.

Polen.

Krakau (1470—74?).

Zwischen den Jahren 1470—74 soll ein reisender Drucker des Card. Joh. de Turrecremata Explanatio in Psalterium Fol. laut der Unterschrift: Cracis impressa, ausgefertigt haben. (M. Denis: Einleitung in die Bücherkunde, Thl. I. S. 126).

* * *

Nicht in allen diesen ältesten Druckwerken ist der Druckort, der Name des Druckers und die Jahrzahl beygesetzt — manchmal fehlen sogar alle drey Merkmale. Aus dem Papierzeichen allein läßt sich, wenn

*) Merkwürdig sind die Schicksale, die einzelne Bücher erfahren. So fand ich dieses sehr seltene Buch bey einem Krämer. Mehr als die Hälfte war bereits verbraucht — und wäre ich um einige Tage früher gekommen, so hätte ich noch das Ganze und wohlerhalten gefunden! — Fand doch Robert Cotton das Original der Magna Charta — bey einem Schneider.

dem Stifft daselbst, auch den dreyen pündten in Churwal-
chen, gemaynniglich vnd samentlich vnns vnnsern Lannden vnnd lewten
vnnd Inen zu guet vnd aus sonndern gnaden ain verainigung vnnd
pündtnus, auf zwainczig Jar lanng nach ainander volgend ge-
macht und beschlossen haben, die auch vnns zu bayden taylen, auch vn-
sernn Lannden vnnd lewten zu scheinperlichem nucz vnnd guetem komen
ist, vnnd dieselb verainigung sich aber auf daz yeczt künnftig fünfzehenn-
hundertisten vnnd zwainczigisten Jar ennden vnnd än-
ßern wirdet, Haben wir demnach In ansehung desselben (auch daz nu
hinfür, wir unnsere Landt vnnderthanen vnnd verwondten, in ewigem
freyd, vnd ainigkait gegenainannder wie byßheer sein vnnd beleibenn,
auch ain tail dem anndernn gueten nachperlichen, vnnd gnedign willen
Hilf vnnd fürschub beweysen mügen) gemainigclich vnd samenntlich in
dem Namen der heyligen dryfaltigkait vnnd vnczertailten ainigkait mit
wolbedachtem Muet zeitigem Rat rechter wissen, vnnd aus sonndernn
gnadenn, von newen ain Erbliche vnnd ewige pündtnus,
aynigung vnd verstandt, gemacht besslossen, vnnd derselben nach-
czukomen, zuegesagt, Also, dieweyl wir kayser Maximiliann, vnns
vnnd vnnsere liebe Sönn vnnd erbenn karolen vnnd ferdinan-
dum gebrüeder, kunigen in Hyspanien ꝛc. auch derselben erbens erben,
Regierenden herrn, vnnd vnnserer fürstlichen Graffschafft Tirol, auch
vnnser Herrschaft vnnd lennder, ennhalb des Arlpergs vnncz
(bis) an den podensee, in dise verainigung vnnd pündtnus, Auch
wir vnns Pauls *) Bischoue zu Chur, der Stifft daselbst
vnnd dreypündt in Churwalhenn, gestelt eingelassen, vnnd
besslossen haben, dacz wir bede tayl in allen vnsernn gescheфften, vnnd
anliegennden sachenn, in getreuer gueter nachperschafft, anainannder hal-
tenn vnnd beweysenn, auch ainer dem anndern, durch derselben Herr-
schafften, Slösser, Stett, lender, vnnd gebiet, dhain angreiffen be-
schedigen, vberczíehen, noch bekümernn thun lassen, sollen noch wellenn,
sonnder ob yemands wer der wer, der solchs zu thun vnnderstuennde,
dasselb soll yeder tayl nach seinem pesten vermügen wenndenn vnnd we-
renn, Vnnd wir bayd tayl sollen vnnd wellen auch selbs in ewig zeit
diser erbainigung pündtnus vnd verstenndtnus wider ainannder nit sein,
noch freuenlich thun, in kain weys sonnder ob sich ainicherlay mißhellung,
vnnd Spenn zwischen vnns, oder den vnnsern begeben wurde, daz wir
vnns dann gegenainannder, pillicher, gemayner, vnnd gleicher rechtenn
bennuegen lassen, sollen, vnnd wellen, dergestalt, wo die Regierenden
herrn oder ainich Comaun, in der obgemelten Graffschafft Tirol, vnnd
den Herrschafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podennsee, oder
ainlicze sonder personenn daselbst, zu gedachten dreyen pündten, vnd Hin-
wider gleicher weys dieselben drey pündt oder auch sonnder ainlicze (ein-
zelne) personenn, zu demselben Regierennden Fürsten der Graffschafft Tirol

---

zwischen Kaiser Maximilian und Graubünden hart geprüft, im J. 1503 resignirte, und sich nach Straßburg zurückzog, wo er im J. 1509 starb, und neben seinem Bruder Rudolph ruht.

*) Paul Ziegler von Ziegelberg, Freyherr von Barr, nach Heinrich's VI. Resignation 1503 erwählt, und vom Papste Julius II. am 6. Juny 1505 confirmirt, flüchtete sich in den wegen der Reformation im Lande entstandenen Unruhen, und lebte theils zu Oettingen in Bayern, dessen Propstey ihm Kaiser Maximilian durch den Einfluß seines Bruders Nikolaus, kaiserl. Rathes und ersten Sekretärs, gegeben hatte, theils auf dem churischen Schlosse Fürstenburg im Vintschgau, und starb am 16. August 1541 im tyrolischen Benedictinerkloster Marienberg.

vnnd den Herrschafftenn enhalb des Arlpergs bis an denn podennsee derselben Comun oder ortenn zuspruch oder annordnung gewunnen, darumben wir zu bayden seyten güettlich nit betragen werden möchten, so sollen vnnd wellen wir vns yeczo aines vnuerwonndten Obmans, oder aber zwayer, nemlich von vnnserer yedwederS tayls Herrschafften, ainen Landtsessigen Man, wie daz am pesten angesehen werden mag, für ainen fürnemen vnnd benennen, vnnd für denselben Obman solle bede partheyen, mit ainannder zu Recht komenn, sölher gestalt, Souer Jr zwenn fürgenomen vnnd benennt wurden, daz alßdann yetliche Herrschafftenn; oder derselben Camun, vnnd mituerwondtenn, die annder partey fürnemen, vor demm ainenn Obmann, der in der anndernn parthey, so beclagt, herrschafft oder gebiet, fürgenomen vnnd sein wirdet, zu solchem obmann soll albeg yeder tayl zwen erber, verstenndig, vnnd vnpartheysch Man, wo vnnd von wann Er die nymbt, vnnd bringt, zu dem Rechtenn, so daß von dem clagendenn, an den Obman eruordert wurde, darnach in Monatsfrist sezenn vnnd dieselben vier Man, sambt dem Obman, sollent von Jr yedes Obrigkait gewysenn, vnnd darczu gehalten werden, zu schweren leyblich ayd, zu got vnnd den heyligenn, sölhe sachen vnnd Spenn, souer Sy die güetlich, des Sy in dem anfang zu erlanngenn versuechenn Vnnd allen vleys darjnn fürkerenn sollen, nit hinlegen möchtenn, vnuerczogenlich in Vier Monaten auf verhörung bayder tayl gerechtigkait, vnnd gewarsame, so sich yeder gegen dem anndern, vermaint vnd getrawt zu geniessenn, mit dem Rechten, auf dennselben Jren Ayd zu entschayden, vnnd auszusprechenn. Es möcht auch ain sach, so treffennlich vnnd schwer sein, bede tail möchten Jrs gefallens, den zuesacz mit mereren lewten ersetzen, Vnd was also von dem Obman vnnd beysiczernn, ainhelligclich oder mit dem merernn vnnder Jnenn zu Recht erkennt vnd gesprochenn wirt, dem sollen bede tail, an weiter fürwort, nachkomenn vnnd gnüg thun, für alles verwaigernn, ziehen vnnd Apelliren. Wann aber die vorgemelten gesecztenn Obmann, ainer, mit tod verganngenn, oder derselb sonnst durch ainich zuefell, zu ainem obman nymer taugenlich oder leydenlich were, Alßdann so soll auf yedtweders tayls anczaigen doch daz dieselben vrsachen der entsetzung des Obmanns für gnugsam, angesehen, vnnd erkennt werde durch bede obrigkait onuerczug, alczeit ain anndern Obmann an desselbenn abgestorbenn, oder entsetzten stat, fürgenomenn benennt, vnnd die pillichait, wie obbegriffenn ist, von Jme aufgenomen werdenn, Wo aber ainlicze personenn beder taill vnnderthanenn vnnd verwondtenn vordrunngen vnnd zuesprüch zusamen hettenn, vnnd gewunnen, daz vnder dem yeder cleger dem anntworter vnnd ansprechingenn nachuolgen soll, in daz gericht, darjnn Er gesessen vnnd gerichts gehörig ist, vnnd sich des rechtenn daselbst von Jme benüegen lassen solle, on ainich widerrede, Es were dann, daz ainem daselbst Recht offennlich versagt, vnnd rechtloss gelassenn, vnnd vor augen sein wurde, alßdann mag derselb, dennselben, vor seinem Gerichtsobrigkait ersuechen, Vnnd souer Er daselbst auch nit zu recht komen möchte, alßdann so mag Er weiter für sein obrigkait kerenn, vnnd sich desselben beclagen, Vnnd ob sich füegte, daz in ewig zeit diser erbainigung, yedert sonnder frömbd ausslenndig personenn, die kainem tayll (wieuil oder wenig der) verwont werenn, Jn bemelter vnnser beder partheyen Grafschafftenn, Herrschafftenn, Punndt Landt vnnd gebiet, komen wurdenn, darczu ainicher vnnser beder tayl zuspruch vnnd annordnung hette, die sollen vnd welln wir bede tayl, welcher daz an den andern begerte vnd erfordert mit sambt vncostenn vnnd schäden, so

darüber aufferloffen ist, analnannder zu bayden seytenn, zu recht hannthabenn, anfhalten vnnd darüber, wie sich nach ordnung vnnd dem rechten gepürt recht ergeen lassenn, Vnnd souer aber in künnfftig zeitdurch vnns bede partheyenn, oder derselben vögt, phleger, Richter oder Amann, ainich personn, vmb todslag, absag, oder annder verhanndlungen, wie sich daz zuetragen, darumben dieselben verhandler zu dem rechtenn nit gebracht werden möchtn, in pan vnd acht mit recht erkennt, die in des anndern tayls Herrschafften vnd gebietenn, komen wurden, dieselben verhanndler, sollen alßdaan von derselbenn Herrschafft, oder derselben vnnderthonen, vnd verwondten, sopald Jnen daz, durch denn andernn tayl, güetlichn angezaigt wirdet, kainswegs aufgehalten noch ainicher fürschub gegeben werden, sonnder so pald daz, durch ainichen tayll begert, vnnd vorangeczaigter massenn, vmb aufgeendn costen, vnnd scheden vertrostung, gelassen wirdet, daz alßdann dieselbn zu recht angenommen, vnnd gegen Jnen, wie sich dann vmb sölh Jr verhänndlungen, auf die vorausgeganngen pann vnd acht gepürt, gericht vnnd gehanndlt werden. Wir sollen vnnd wellen auch, aus vnnd durch ains yeden desselben Landt Sloss, Steet vnnd gebiet, zu freyem vaylen kauff, in allem dem daz die notturfft erfordert, on verpot zugeen lassenn doch hierjnn gotß gewalt vnnd Herrn not außgeslossenn, vnnd daz solh Erkaufft guet kain tayl des anndern veynds, weiter zugeen lassen, noch zu kauffen geben in kain weys, Vnnd daz die strassn zu beder seyt an new auffecz oder beschwerung ainicher neüer Mewt, zöll oder annder auflegungenn, dann wie bede tail des gegen Andern lewten zuthun gebrauchn, offen vnd frey vnnd sölhs treulich vnnd vngeuerlich, gebraucht vnd gehalten werdenn, Vnnd ob sich auch in künfftig zeit, daz yetweder tail, von dem anndern zu Hilff in kriegsnötten knecht, vmb Sold begern vnnd erfordernn, zutragen wurde, So sollen vnd wellen wir sölh knecht, die willig gern vnud aus eigner bewegnus vmb sold raysen, vnnd ziehen wellen, on verpot, auch frey vnd vnuerspert, zuziechen lassenn, vnnd soll darjnn, so die also von yedwederm tayl zucziechenn begert, aller vleys damit sölh knecht, dem begerennden verfolgt, angelegt vnd gepraucht werdenn, doch nit verrer noch weiter, dann in yecz bestimbten vnnsern krayssenn Grafschafften Herrschafften Lanndenn pundten vnnd gebietn, zu gebrauchen schuldig sein vnd auch vnnserm yedtwederm tayl hier Jnn vorbehaltenn, welcher derselben tayl, krieg, vnnd seiner knecht selbs notturfftig were, hette, so mag alßdann derselb seine knecht mit Verpot, wol anhaymisch behaltenn, oder souer die verruckht weren, von dem anndernn tayl widerumb mit verpot, an des annderen tails Jrrung, abfordern, Vnnd welcher tail des andern knecht prauchen wirdet, derselb solle dennselben, des anndern tayls knechten, yedem ain Monat für Sold, zween guldein Reinisch zusambt der Liuerung, oder aber für Sold vnnd Liuerung vier guldein Reinisch, was dann demselben taill so die knecht prauchet am füegclichisten sein welle, gebenn, Vnnd souer Es sich auch in künfftig zeit, diser erblichen ainigung, begebenn, daz wir bede tail samenntlich in krieg oder vechd komen würdn, daz alßdann yedtweder tail kainen friden, oder bestenntlichen bericht gegen dennselben annemenn noch beslieffen solle, Es seye dann zuuor mit des anndern tails Rat, beysein wissenn vnnd willen, vnnd bede tail gemainigclich darjnn verfasset vnnd kainer von dem anndernn außgeslossen, beschehenn, Vnd souer wir kayser Maximiliann, oder vnnser erbenn, aigen krieg vnnd knecht aus den dreyen pündten, bey vnus hetten, so sollen vnnd wellen wir Sy auch, wo wir

ainiche fryden annemen wurden, darinn beslieſſen, Vnnd wo ainich Spenn vnnd Irrung, zwiſchen vnns Römiſchem kayſer, vnnd vnſer erben, vnnſer fürſtlichen Grafſchafft Tiroll, auch vnnſerer vordern herrſchafften vnnd lannden, ennhalb des Arlpergs bis an den podenſee, dergleichen vnnſer Pauls Biſchoffs zu Chur vnnd vnnſer nachkomenn, vnnd vnnſer der gedachten drey pünt, in Churwalchen, obrigkaitn, beruerenndt, zuetragen vnnd fürfallen wurden, ſo ſollen vnnd wellen wir alßdann ſölh Spenn vor ainem Biſchouen zu Coſtencz, als von bayden tailen erweltem obmann, mit ſambt ſeiner andacht freüntſchafft vnd fürſtlich genadenn, von obgedachten beden tailen, geleichen zueſacz, güetlichen wo aber dieſelb nit verfanngenn werden möchte, alßdann daz derſelb Biſchoff, mit ſambt dem gleichen zueſacz, daz götlich Recht für augen nemenn ſolle, rèchtlichenn auftragenn, vnnd ſolcher rechtlicher entſchid, ſolle von vnns beden partheyen, an ainich weyter hinderſich bringen, waigernn, noch appellation, angenomenn vnnd gehalten werden, alles getreulich, on argliſt vnd geuerde, Vnnd in ſölhen obgemeltenn Artigclen Ainigung vnnd pündtnus ſolle vnnſer yedem tail aufgeſloſſen, vnnd vorbehalten ſein, der heylig Stull zu Romm, daz heylig Römiſch Reich, vnnd ains yeden tails pundſuerwondtenn, damit derſelb vor aufrichtung diſer erblichen verainigung, verwont vnd verpunden geweſen iſt, vnnd darczu vnnſers paulſenn, gegenwärtigen, vnnd aines yeden künfftigen Biſchouens zu Chur vnd deſſelben ſtifft geiſtlich freyhait. Vnnd inſonnders ſo haben wir kayſer Maximilian, für vnns vnnd vnnſer erbenn gegen gedachtem Biſchouen vnnd Stifft zu Chur, auch den drewn pündten in Churwalhenn, daz wir Cleua vnnd veltlin, dieweil vnnd ſo lanng ſölhe in der gedachten dreyer pündt, gwalt hant vnnd mit Inen in pündtnus ſind, durch bemelte vnnſer fürſtliche Grafſchafft Tirol, vnnd die vordern vnnſer Stet vnnd herrſchafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podenſee, nit zu überczieחenn, noch ſölhs durch dieſelbenn, zugeſtatten, bewilligt vnnd zuegeſagt, Auf ſolhs alles haben wir oft gemelter kayſer Maximilian, des offt gedachten Biſchouens vnd ſtifts zu Chur, auch der dreyer pündt in Churwalhenn, guetwilligkait angeſehenn, vnnd Inen nu hinfür alle Jar, ſo lanng ſölhe püntnus vnnd erblich ainigung vnczerprochen gehalten, yedem pundt in ſonnders, von vnnd aus vnnſer Camer zwayhundert guldein Reiniſch, daz ſich alle Jar Sechshundert guldein Reiniſch lauffen wirdet, aus ſonndernn gnadenn, zu geben bewilligt, vnd Inen dieſelbenn Sechshundert guldein jerlich auf Sandt Marteinstag gen Chur zu überanntwortenn, zugeſagt, die Sy auch ann hewt dàto, als zu dem erſten jar empfanngen habenn, vnd dagegen, ſoll die vorgemelt aufgericht, zwainczig järig verainigung hiemit tod, ab, crafftloss vnnd vernicht ſein, doch wellen wir vnns vnnſer Obrigkait herrlichait vnnd gerechtigkait ſo wir zu vnnd in den Acht gerichtenn, als zu vnnſern aigen vnnderthanen vnnd lewten habenn So auch mit diſen dreyen pündten verwout vnnd in Pündtnus ſein, vorbehalten. Vnnd nach demm wir Pauls Biſchoff zu Chur, auch der Stifft daſelbſt, vnnd wir Gotßhaus lewt, vnnd die vom obern grawen pundt, byßherr durch ſeiner kayſerlichenn Mayeſtat, Lennder Slöſſer, Steet vnnd gebiet allenthalben mit halber zolfreyung, gefaren vnndt durchgelaſſen ſindt, die ſollen nu hinfür allennthalbenn, gegen vns aufgehebt, vnnd ab ſein, vnnd wir die Inmaſſen wje annder zu beczalen ſchuldig daz auch an Hewt dato mit vnns, alſo angefanngenn werdenn vnnd wir thun ſollen vnnd wellen, doch ſo ſollen die Acht gericht ſo vormals

den verdienen? — Die Namen eines Göschen, Breitkopf, Alberti, Degen, Brockhaus u. a. m. werden einst in der Geschichte der Buchdruckerkunst einen ehrenvollen Platz behaupten.

* * *

Nur dann, wenn er sich mit der Geschichte der Buchdruckerkunst vollkommen vertraut gemacht hat, wird der Bibliothekar im Stande seyn, den Werth eines Druckwerkes zu beurtheilen. Man kann ihm zwar nicht zumuthen, daß er den innern Gehalt eines jeden Druckwerkes kritisch zu bestimmen vermöge; — allein den Werth des Buches, als Druckwerk betrachtet, muß er angeben können. Es gibt Bücher, die bloß aus dem Grunde zu den werthvollen und seltenen gerechnet werden, weil sie aus einer berühmten Officin hervorgingen.

Nicht überall gleich sind die Rücksichten, die kunstgerechte Sammler bey dem Bücherkaufe nehmen. Die Engländer, sagt Ebert, deren Ansichten hierin so ziemlich die aller übrigen Sammler sind, verlangen nämlich a white oder clean copy, d. i. ein durchaus reines, von Wasser-, Rost- und anderen Flecken und handschriftlichen Noten, wenn letztere auch von Werthe sind, völlig freyes, und ganz in seiner ursprünglichen Integrität sich befindendes Exemplar; ferner a cracking copy, d. i. ein solches Exemplar, dessen Papier noch in seiner ursprünglichen Stärke und Beschaffenheit ist, so daß die Blätter bey dem Umwenden knarren, was die washed copies oder exemplaires lavés nicht thun; dann a large oder tall copy, d. i. ein nur wenig beschnittenes Exemplar, weßhalb auch bey vorzüglichen Seltenheiten die Größe des Randes nach Maßen angegeben wird. Noch höher steht ein unbeschnittenes Exemplar (uncut copy, exemplaire non rogné, esemplare intonso), welches den Sammlern unserer Zeit als ein Schatz höchsten Werthes erscheint. Was nicht alle diese Eigenschaften in sich vereint, ist den Engländern an indifferent copy, ein Name, den sie häufig einem Exemplar geben, welches andere Nationen noch immer für ein sehr vorzügliches halten würden. Das regler, oder das zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Frankreich erfundene Einfassen der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien, gewöhnlich von rother Farbe, ist dagegen nicht mehr üblich, ob man gleich in Frankreich exemplaires reglés (von den Engländern ruled copies genannt) von älteren Büchern noch immer schätzt. Bey der besonderen Ausstattung der Exemplare kömmt zuerst das Papier in Betrachtung. Die beliebtesten Papiersorten sind Velinpapier und holländisches Papier, auch wird das sogenannte papier d'Annonay sehr geschätzt. Im Velinpapier gestehen selbst die Engländer den Franzosen den Vorrang zu, und ein französisches papier vélin satiné geht weit über ein englisches hotpressed vellumpaper. Die Großpapiere, deren Erfinder Aldus Goar, welche aber erst durch die Holländer im siebzehnten Jahrhundert allgemein verbreitet wurden, sind jetzt eine der üblichsten Auszeichnungen einer gewissen Anzahl Exemplare fast jeden Buches, besonders in England, wo man die Größenverhältnisse so enorm, bisweilen selbst geschmacklos gesteigert hat, daß ihr royal Octavo unserem deutschen Großquart, und vollends ihr imperial Octavo gar unserem Kleinfolio entspricht. Weniger allgemein gesucht sind farbige Papiere. Das älteste farbige Papier, welches man wählte, war wohl das blaue, welches zuerst in Italien von Aldus gebraucht wurde, dessen erste Drucke auf demselben, die libri de re rustica, und der Quintilianus (beyde von 1514) waren. Es ist auch

seitdem diesem Lande vorzüglich eigen geblieben, und von anderen Nationen seltener gebraucht worden; insbesondere sind die Franzosen keine Freunde des blauen Papiers.

Die Italiener unterscheiden zwischen carta turchina und azurra, von welchen jenes wirklich blau, dieses nur bläulich ist. Rosenfarbenes Papier ist jetzt in Frankreich das beliebteste, wo man auch bisweilen auf gelbes Papier druckt. Auf grünem Papier kennt man einen Elzevirschen Druck, und mehrere deutsche Drucke des sechzehnten Jahrhunderts, auf violettes Papier einen Druck des Rob. Etienne, und selbst des vielfarbigen Papiers hat man sich manchmal bedient. Auch Papiere aus ungewöhnlichen Stoffen, z. B. aus Pflanzen, sind bloß als Seltenheiten merkwürdig, und haben sich noch nicht zum Range einer eigentlichen bibliographischen Auszeichnung erhoben, wahrscheinlich weil sie sich durch ihr Aeußeres gewöhnlich nicht empfehlen.

Desto geschätzter und allgemein gesuchter sind ältere und neuere Drucke auf Pergament. Es ist bekannt, daß die ältesten Drucke entweder bloß auf Pergament, oder doch nur in geringer Anzahl auf Papier abgezogen wurden [1]) (so sind z. B. von der lateinischen Mainzer Bibel von 1462 die Papier-Exemplare seltener, als die auf Pergament); indessen gibt es auch mehrere ältere Drucker, welche sich nur seltener des Pergaments bedienten, z. B. Schweynheim und Pannarz in Rom, welche nur Hieronymi Briefe (1468), Apulejus, Cäsar, Gellius und Livius (1469), und den Plinius (1476), und zwar von jedem nur ein Exemplar auf Pergament druckten, und deren Pergamentdrucke daher in so hohem Preise stehen, daß allein der Livius vor einigen Jahren in London mit 903 Pfund Sterling bezahlt wurde. Andere Officinen, welche nur wenige, und daher im Handel desto theurere Pergamentdrucke lieferten, waren die der Etienne's in Paris, der Giolito's in Venedig, und der Elzevier's. — Man zieht übrigens das italienische Pergament vor, weil es nicht so leicht, als das anderwärts gefertigte, krumm läuft, und ungleich wird; ihm zunächst an Güte steht das augsburgische; am wenigsten gut ist das englische.

Die Franzosen machen zwischen den Worten vélin und parchemin einen Unterschied. Ersteres wird aus Kalbshaut verfertigt, und hat den Vorzug, daß es feiner ist, und sich besser bleichen und glätten läßt; letzteres ist aus Schafhaut.

Weniger gesucht sind solche Exemplare, welche bald auf Pergament, bald auf Papier gedruckt sind, dergleichen von älteren Drucken häufig vorkommen.

Drucke auf Seide gehören zu den Seltenheiten, und sind nie sehr gewöhnlich geworden [2]). Im sechzehnten Jahrhundert brauchte man dieses Material bisweilen zu Landkarten, 1606 findet man zuerst in Frankreich ein ganz darauf gedrucktes Buch, und auch die späteren uns bekannten Drucke auf Seide sind bloß in Frankreich gefertigt.

---

1) Membrana vero primi quoque Typographi usi sunt, tum ut libros suos solidiores hoc pacto redderent, tum quoque ut optimos Codices manuscriptos imitarentur. (Meermann: Orig. typogr. I. p. 7.)

In der ältesten Mainzer Officin wurden bis zum J. 1462 eben so viele, wenn nicht gar mehrere Exemplare auf Pergament, als auf Papier gedruckt, und erst nach diesem Jahre wurden Pergament-Exemplare seltener.

2) Schon Symmachus gedenkt der Gewohnheit, daß man die Schriften, die man besonders hochschätzte, und ihres Werthes wegen einer späten Aufbewahrung würdig hielt, auf Seide geschrieben hat.

Eine andere Auszeichnung besteht in dem Gebrauche ungewöhnlicher Druckfarben, von denen jedoch nur Golddrucke eigentlich gesucht werden. — Der erste Versuch dieser Art war die Dedication in einigen Exemplaren des von Ratdolt zu Venedig 1482 gedruckten Euclides; die neuesten und sehr ausgezeichneten Arbeiten dieser Art hat Whittaker zu London geliefert (z. B. die magna charta). — Mehr ein Curiosum, als eigentlich gesucht, sind Drucke mit rother Farbe. Schon von den frühesten Zeiten der Buchdruckereyen brauchte man diese Farbe zu Schlußschriften (z. B. im Psalterium von 1457), und brachte es frühzeitig im Gebrauche derselben zu einer Vollkommenheit und Fertigkeit, die nicht mehr vorhanden ist, wie denn unter andern das von Jenson zu Venedig gedruckte Breviarium (1478) vorzüglich in den Pergament-Exemplaren einen rothen Druck von seltener Schönheit zeigt, mit dem sich in neueren Zeiten mit dieser Farbe Gedrucktes messen darf. — Auch die mit ungewöhnlichen Typenarten gedruckten Bücher [1]) sind selten ein ernstlicher Gegenstand des Sammlereifers, weil sie in der Regel nicht schön sind. Doch werden die von J. Jannon zu Sedan seit 1623 im kleinsten Format und mit feinster Schrift (Sedanaise genannt) gedruckten Bücher sehr gesucht, und seit kurzer Zeit zeichnen die englischen und französischen Sammler auch die von Alessandro Paganino in Toscolano gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts mit einer sehr sonderbaren, halb gothischen und halb römischen Type gelieferten Drucke bedeutend aus.

Von Büchern, welche mit guten Holzschnitten versehen sind, zieht man jetzt unilluminirte Exemplare vor [2]), ausgenommen bey solchen Kupferwerken, wo die Illumination wesentlich zur Erklärung beyträgt, z. B. die naturhistorischen oder sich auf das Kostüme beziehenden Werke. Uebrigens liebt man in Frankreich und England die ausgeführten Kupfer, von welchen man entweder Abdrücke avant la lettre oder avec la lettre gravée au simple trait wählt, die radirten Blätter (eaux-forts) und Abdrücke auf chinesisches Papier beyzufügen. Ein Exemplar aber, welches zugleich auch die Originalzeichnungen zu den Kupfern enthält, gilt daselbst für einen Schatz von höchstem Werthe. Hieher gehören auch die sogenannten illustrirten Exemplare (illustrated copies), d. i. solche, zu welchen man Kupferstiche, welche zwar den Text des Buches erläutern, übrigens aber nicht im mindesten zu demselben gehören, hinzugefügt hat.

* * *

1) Wie z. B. Horatii opera aeneis tabulis incisa. Lond. 1733. 8. 2 tomi. Es gibt auch einen solchen Sallust. Edinb. 1739. 12.

Ungefähr in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat der bekannte italienische Dichter Trissini in seinen Werken und deren Ausgaben eine sonderbare Orthographie gebraucht, indem er griechische Buchstaben unter die lateinischen mischte, welche Druckart Caratteri grechi hieß. Alle auf diese Art gedruckten Werke sind selten — einige sehr selten.

2) Deutschen Sammlern sind jedoch noch immer gleichzeitig und geschmackvoll illuminirte Holzschnitte willkommener. Ein Exemplar auf Pergament vor dem bekannten Chronicon des Thurocz (vom J. 1488. 4.), das wegen seiner Schönheit ein wahres Exemplaire vièrge genannt zu werden verdient, fand ich in dem Bücherschatze des Stiftes St. Paul in Kärnten. Die Holzschnitte darin sind gleichzeitig, und mit solchem Geschmacke und historischer Treue illuminirt, daß ich dieses Exemplar für das werthvollste von allen den Exemplaren, die man von diesem Werke hat, erklären möchte.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdient die Vergleichung der Druckerstöcke und Devisen, deren sich am häufigsten die älteren Buchdrucker des sechzehnten Jahrhunderts zu bedienen pflegten; denn aus ihrer Untersuchung läßt sich manchmal bestimmen, welcher Officin ein Druckwerk angehört, wenn sie auch darauf nicht ausdrücklich genannt wird. Solche Untersuchungen müssen jedoch mit großer Vorsicht und kritischem Scharfsinne vorgenommen werden, da diese Druckerstöcke ihren Erfindern nicht so eigenthümlich waren, daß sie dieselben immer und unverändert beybehalten hätten, oder daß nicht auch andere Buchdrucker sich manchmal ganz gleicher Druckerstöcke und Devisen bedient hätten. So findet man z. B. in dem schönen Druckwerke: Liber VI. Decretalium (Bonifacii VIII). Lugd. ap. Hugonem et Haeredes Aemónis a Porta. 1541. Fol., einen geharnischten Mann, der aus dem Stadtthore tritt, und zwey Breter zu einem Sarge trägt, mit der Inschrift: LIBERTATEM MEAM MECVM PORTO, und auf einem Buche: Innocentii Papae, hoc nomine tertii, de sacro Altaris mysterio. Argent. 1564. 4., sieht man einen Mann in voller Bepanzerung, einen Sarg tragend, mit der gleichen Devise: Libertatem meam mecum porto. — Wäre hier nicht der Druckort bestimmt angegeben, so könnte man leicht versucht werden, dasselbe aus der Aehnlichkeit des Druckerstockes und der Devise der Lyoner Officin zuzuschreiben.

Belehrend und erschöpfend behandeln diesen Gegenstand Friedr. Rothscholz: Insignia bibliopolarum et typographorum. Norimb. 1730. Fol. — Baillet: Jugem. des Sçavans. T I. p. 410. — Orlandi: Origine e Progressi della Stampa. Bologna 1722. 4. P. I. — De la Caille: Hist. de l'Impr. L. II. (erstreckt sich jedoch nur auf die Druckerstöcke der Pariser Buchdrucker).

Die erneuerte Erbeinigung zwischen der römisch-kaiserlichen Majestät (dem Kaiser Maximilian I.) wie auch dem Erzhause Oesterreich und dem Bischofe und dem Capitel zu Chur sammt den drey Bünden in Churwalchen am 15. December 1518.

Aus der Hofiünger und Freyen im Thale Montafon Landordnung, in der reichen Bibliotheca Tirolensis des k. k. Appellationsgerichts-Präsidenten Freyherrn Dipauli von Treuheim.

Mitgetheilt vom k. k. Custos Bergmann.

Wir Maximilian von gottes gnadn Erwelter Römischer kayser zu allennzeiten merer des Reichs in Germanien zu Hunngern Dalmatien Croatien 2c. Kunig Erczherczog zu Oesterreich Herczog zu Burgundi zu Brabannt vnnd Phalczgraue 2c. an ainem, Vnnd wir Pauls Bischoue zu Chur vnnd der Stifft daselbst vnnd gemayn drey pündt in Churwalchen annders tayls, Bekennen für vnns vnnser erben vnnd nachkomenn, offennlich mit disem brieue, vnnd thun kunt allermenigclich. Als wir kayser Maximilian, voruerschinen [1]) Jarenn mit Hainrichen [2]), weylent Bischouen zu Chur, vnnd

---

1) Von verscheinen (von der Zeit), vergehen, verschwinden.

2) Heinrich Freyherr von Hewen, Dekan und Custos zu Straßburg, erwählt am 8. August 1491, der in den damaligen Wirren und Kriegen

dem Stifft daselbst, auch den dreyen pündten in Churwalchen, gemaynnigclich vnd samentlich vnns vnnsern Lannden vnnd lewten vnnd Inen zu guet vnd aus sonndern gnaden ain verainigung vnnd pündtnus, auf zwainczig Jar lanng nach ainander volgend gemacht und beschlossen haben, die auch vnns zu bayden taylen, auch vnsernn Lannden vnnd lewten zu scheinperlichem nucz vnnd guetem komen ist, vnnd dieselb verainigung sich aber auf daz yeczt künnfftig fünfzehennhundertisten vnnd zwainczigisten Jar ennden vnnd äußern wirdet, Haben wir demnach In ansehung desselben (auch daz nu hinfür, wir unnsere Landt vnnderthanen vnnd verwondten, in ewigem freyd, vnd ainigkait gegenainannder wie byßheer sein vnnd beleibenn, auch ain tail dem anndernn gueten nachperlichen, vnnd gnedign willen Hilf vnnd fürschub beweysen mügen) gemainigclich vnd samenntlich in dem Namen der heyligen dryfaltigkait vnnd vnczertailten ainigkait mit wolbedachtem Muet zeitigem Rat rechter wissen, vnnd aus sonnderNn gnadenn, von newen ain Erbliche vnnd ewige pündtnus, aynigung vnd verstandt, gemacht beslossen, vnnd derselben nachczukomen, zuegesagt, Also, dieweyl wir kayser Maximiliann, vnns vnnd vnnsere liebe Sönn vnnd erbenn karolen vnnd ferdinandum gebrüeder, kunigen in Hyspanien ꝛc. auch derselben erbens erben, Regierenden herrn, vnnd vnnserer fürstlichen Graffschafft Tirol, auch vnnser Herrschaft vnnd lennder, ennhalb des Arlpergs vnncz (bis) an den podensee, in dise verainigung vnnd pündtnus, Auch wir vnns Pauls *) Bischoue zu Chur, der Stifft daselbst vnnd dreypündt in Churwalhenn, gestelt eingelassen, vnnd beslossen haben, dacz wir bede tayl in allen vnsernn gescheffften, vnnd anliegennden sachenn, in getreuer gueter nachperschafft, anainannder haltenn vnnd beweysenn, auch ainer dem anndern, durch derselben Herrschafften, Slösser, Stett, lender, vnnd gebiet, dhain angreiffen beschedigen, vberczіehen, noch bekümernn thun lassen, sollen noch wellenn, sonnder ob yemands wer der wer, der solchs zu thun vnnderstuennde, dasselb soll yeder tayl nach seinem pesten vermügen wenndenn vnnd werenn, Vnnd wir bayd tayl sollen vnnd wellen auch selbs in ewig zeit diser erbainigung pündtnus vnd verstenndtnus wider ainannder nit sein, noch freuenlich thun, in kain weys sonnder ob sich ainicherlay mißhellung, vnnd Spenn zwischen vnns, oder den vnnsern begeben wurde, daz wir vnns dann gegenainannder, pillicher, gemayner, vnnd gleicher rechtenn benuegen lassen, sollen, vnnd wellen, dergestalt, wo die Regierenden herrn oder ainich Comaun, in der obgemelten Graffschafft Tirol, vnnd den Herrschafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podennsee, oder ainlicze sonder personenn daselbst, zu gedachten dreyen pündten, vnd Hinwider gleicher weys dieselben drey pündt oder auch sonnder ainlicze (einzelne) personenn, zu demselben Regierennden Fürsten der Graffschafft Tirol

---

zwischen Kaiser Maximilian und Graubünden hart geprüft, im J. 1503 resignirte, und sich nach Straßburg zurückzog, wo er im J. 1509 starb, und neben seinem Bruder Rudolph ruht.

*) Paul Ziegler von Ziegelberg, Freyherr von Barr, nach Heinrich's VI. Resignation 1503 erwählt, und vom Papste Julius II. am 6. Juny 1505 confirmirt, flüchtete sich in den wegen der Reformation im Lande entstandenen Unruhen, und lebte theils zu Oettingen in Bayern, dessen Propstey ihm Kaiser Maximilian durch den Einfluß seines Bruders Nikolaus, kaiserl. Rathes und ersten Sekretärs, gegeben hatte, theils auf dem churischen Schlosse Fürstenburg im Vintschgau, und starb am 25. August 1541 im tyrolischen Benedictinerkloster Marienberg.

vnnd den Herrschafftenn enhalb des Arlpergs bis an denn podennsee derselben Comun oder ortenn zuspruch oder annordnung gewunnen, darumben wir zu baiden seyten güettlich nit betragen werden möchten, so sollen vnnd wellen wir vns yeczo aines vnuerwonndten Obmans, oder aber zwayer, nemlich von vnnserer yedweders tayls Herrschafften, ainen Landtsessigen Man, wie daz am pesten angesehen werden mag, für ainen fürnemen vnnd benennen, vnnd für denselben Obman solle bede partheyen, mit ainannder zu Recht komenn, sölher gestalt, Souer Ir zwenn fürgenomen vnnd benennt wurden, daz alßdann yetliche Herrschafftenn; oder derselben Camun, vnnd mituerwondtenn, die annder partey fürnemen, vor demm ainenn Obmann, der in der anndernn parthey, so beclagt, herrschafft oder gebiet, fürgenomen vnnd sein wirdet, zu solchem obmann soll albeg yeder tayl zwen erber, verstenndig, vnnd vnpartheysch Man, wo vnnd von wann Er die nymbt, vnnd bringt, zu dem Rechtenn, so daß von dem clagendenn, an den Obman eruordert wurde, darnach in Monatsfrist sezenn vnnd dieselben vier Man, sambt dem Obman, sollent von Ir yedes Obrigkait gewysenn, vnnd darczu gehalten werden, zu schweren leyblich ayd, zu got vnnd den heyligenn, sölhe sachen vnnd Spenn, souer Sy die güetlich, des Sy in dem anfang zu erlanngenn versuechenn Vnnd allen vleys darjnn fürkerenn sollen, nit hinlegen möchtenn, vnuerczogenlich in Vier Monaten auf verhörung bayder tayl gerechtigkait, vnnd gewarsame, so sich yeder gegen dem anndern, vermaint vnd getrawt zu geniessenn, mit dem Rechten, auf dennselben Iren Ayd zu entschayden, vnnd auszusprechenn. Es möcht auch ain sach, so treffennlich vnnd schwer sein, bede tail möchten Irs gefallens, den zuesacz mit mereren lewten erseczen, Vnd was also von dem Obman vnnd beysiczernn, ainhelligclich oder mit dem merernn vnnder Inenn zu Recht erkennt vnd gesprochenn wirt, dem sollen bede tail, an weiter fürwort, nachkomenn vnnd gnug thun, für alles verwaigernn, ziehen vnnd Apelliren. Wann aber die vorgemelten geseczten Obmann, ainer, mit tod verganngenn, oder derselb sonnst durch ainich zuefell, zu ainem obman nymer taugenlich oder leydenlich were, Alßdann so soll auf yedtweders tayls anczaigen doch daz dieselben vrsachen der entsetzung des Obmanns für gnugsam, angesehen, vnnd erkennt werde durch bede obrigkait onuerczug, alczeit ain anndern Obmann an desselbenn abgestorbenn, oder entsetzten stat, fürgenomenn benennt, vnnd die pillichait, wie obbegriffenn ist, von Ime aufgenomen werdenn, Wo aber ainlicze personenn beder taill vnnderthanenn vnnd verwondtenn vordrunngen vnnd zuesprüch zusamen hettenn, vnnd gewunnen, daz vnder dem yeder kleger dem anntworter vnnd ansprechingenn nachuolgen soll, in daz gericht, darjnn Er gesessen vnnd gerichts gehörig ist, vnnd sich des rechtenn daselbst von Ime benüegen lassen solle, on ainich widerrede, Es were dann, daz ainem daselbst Recht offennlich versagt, vnnd rechtloss gelassenn, vnnd vor augen sein wurde, alßdann mag derselb, dennselben, vor seinem Gerichtsobrigkait ersuechen, Vnnd souer Er daselbst auch nit zu recht komen möchte, alßdann so mag Er weiter für sein obrigkait kerenn, vnnd sich desselben beclagen, Vnnd ob sich füegte, daz in ewig zeit diser erbainigung, yedert sonnder frömbd auslenndig personenn, die kainem tayll (wieuil oder wenig der) verwont werenn, In bemelter vnnser beder partheyen Graffschafftenn, Herrschafftenn, Vunndt Landt vnnd gebiet, komen wurdenn, darczu ainicher vnnser beder tayl zuspruch vnnd annordnung hette, die sollen vnd welln wir bede tayl, welcher daz an den andern begerte vnd erfordert mit sambt vncostenn vnnd schäden, so

darüber aufferloffen ist, anainannder zu bayden seytenn, zu recht hannt-
habenn, aufhalten vnnd darüber, wie sich nach ordnung vnnd dem rech-
ten gepürt recht ergeen lassenn, Vnnd souer aber in künnfftig zeitdurch
vnns bede partheyenn, oder derselben vögt, phleger, Richter oder Amann,
ainich personn, vmb todslag, absag, oder annder verhanndlungen, wie
sich daz zuetragen, darumben dieselben verhandler zu dem rechtenn nit
gebracht werden möchtn, in pan vnd acht mit recht erkennt, die in des
anndern tayls Herrschafften vnd gebietenn, komen wurden, dieselben ver-
hanndler, sollen alßdaan von derselbenn Herrschafft, oder derselben vnn-
derthonen, vnd verwondten, sopald Inen daz, durch denn anderna tayl,
güetlichn angezaigt wirdet, kainswegs aufgehalten noch ainicher fürschub
gegeben werden, sonnder so pald daz, durch ainichen tayll begert, vnnd
vorangerzaigter massenn, vmb aufgeendn costen, vnnd scheden vertrostung,
gelassen wirdet, daz alßdann dieselbn zu recht angenommen, vnnd gegen
Inen, wie sich dann vmb sölh Ir verhänndlungen, auf die vorausge-
ganngen pann vnd acht gepürt, gericht vnnd gehanndlt werden. Wir
sollen vnnd wellen auch, aus vnnd durch ains yeden desselben Landt
Sloss, Steet vnnd gebiet, zu freyem vaylen kauff, in allem dem daz
die notturfft erfordert, on verpot zugeen lassenn doch hierinn gotß ge-
walt vnnd Herrn not außgeslossenn, vnnd daz solh Erkaufft guet kain
tayl des anndern veynds, weiter zugeen lassen, noch zu kauffen geben in
kain weys, Vnnd daz die strassn zu beder seyt an new auffecz oder be-
schwerung ainicher neüer Mewt, zöll oder annder auflegungenn, dann
wie bede tail des gegen Andern lewten zuthun gebrauchn, offen vnd frey
vnnd sölhs treulich vnnd vngeuerlich, gebraucht vnd gehalten werdenn,
Vnnd ob sich auch in künfftig zeit, daz yetweder tail, von dem anndern
zu Hilff in kriegsnötten knecht, vmb Sold begern vnnd er-
fordernn, zutragen wurde, So sollen vnd wellen wir sölh knecht, die
willig gern vnnd aus eigner bewegnus vmb sold raysen, vnnd ziehen
wellen, on verpot, auch frey vnd vnuerspert, zuziechen lassenn, vnnd
soll darinn, so die also von yedwederm tayl zucziechenn begert, aller
vleys damit sölh knecht, dem begerennden verfolgt, angelegt vnd ge-
praucht werdenn, doch nit verrer noch weiter, dann in yecz bestimbten
vnnsern krayssenn Grafschafften Herrschafften Lanndenn pundten vnnd ge-
bietn, zu gebrauchen schuldig sein vnd auch vnnserm yedtwederm tayl
hier Inn vorbehaltenn, welcher derselben tayl, krieg, vnnd seiner knecht
selbs notturfftig were, hette, so mag alßdann derselb seine knecht mit
Verpot, wol anhaymisch behaltenn, oder souer die verruckht weren, von
dem anndernn tayl widerumb mit verpot, an des annderen tails Irrung,
abfordern, Vnnd welcher tail des andern knecht prauchen wirdet, derselb
solle dennselben, des anndern tayls knechten, yedem ain Monat für
Sold, zween guldein Reinisch zusambt der Liuerung,
oder aber für Sold vnnd Liuerung vier guldein Reinisch,
was dann demselben taill so die knecht prauchet am füegclichisten sein
welle, gebenn, Vnnd souer Es sich auch in künfftig zeit, diser erblichen
ainigung, begebenn, daz wir bede tail samenntlich in krieg
oder vechd komen würdn, daz alßdann yedtweder tail kainen fri-
den, oder bestenntlichen bericht gegen dennselben annemenn noch beslieffen
solle, Es seye dann zuuor mit des anndern tails Rat, beysein wissenn
vnnd willen, vnnd bede tail gemainigclich darinn verfasset vnnd kainer
von dem anndernn außgeslossen, beschehenn, Vnd souer wir kayser Ma-
ximiliann, oder vnnser erbenn, aigen krieg vnnd knecht aus den dreyen
pündten, bey vnns hetten, so sollen vnnd wellen wir Sy auch, wo wir

ainiche fryden anuemen wurden, darinn beflieſſen, Vnnd wo ainich Spenn vnnd Irrung, zwiſchen vnns Römiſchem kayſer, vnnd vnſer erben, vnnſer fürſtlichen Grafſchafft Tiroll, auch vnnſerer vordern herrſchafften vnnd lannden, ennhalb des Arlpergs bis an den podenſee, dergleichen vnnſer Pauls Biſchoffs zu Chur vnnd vnnſer nachkomenn, vnnd vnnſer der gedachten drey pünt, in Churwalchen, obrigkaitn, beruerenndt, zuetragen vnnd fürfallen wurden, ſo ſollen vnnd wellen wir alßdann ſölh Spenn vor ainem Biſchouen zu Coſtencz, als von bayden tailen erweltem obmann, mit ſambt ſeiner andacht freüntſchafft vnd fürſtlich genadenn, von obgedachten beden tailen, geleichen zueſacz, güetlichen wo aber dieſelb nit verfanngenn werden möchte, alßdann daz derſelb Biſchoff, mit ſambt dem gleichen zueſacz, daz götlich Recht für augen nemenn ſolle, rèchtlichenn auftragenn, vnnd ſolcher rechtlicher entſchid, ſolle von vnns beden partheyen, an ainich weyter hinderſich bringen, waigernn, noch appellation, angenomenn vnnd gehalten werden, alles getreulich, on argliſt vnd geuerde, Vnnd in ſölhen obgemeltenn Artigclen Ainigung vnnd pündtnus ſolle vnnſer yedem tail aufgeſloſſen, vnnd vorbehalten ſein, der heylig Stull zu Romm, daz heylig Römiſch Reich, vnnd ains yeden tails pundſuerwondtenn, damit derſelb vor aufrichtung diſer erblichen verainigung, verwont vnd verpunden geweſen iſt, vnnd darczu vnnſers paulſenn, gegenwärtigen, vnnd aines yeden künfftigen Biſchouens zu Chur vnd deſſelben ſtifft geiſtlich freyhait. Vnnd inſonnders ſo haben wir kayſer Maximilian, für vnns vnnd vnnſer erbenn gegen gedachtem Biſchouen vnnd Stifft zu Chur, auch den drewn pündten in Churwalhenn, daz wir Cleua vnnd veltlin, dieweil vnnd ſo lanng ſölhe in der gedachten dreyer pündt, gwalt haut vnnd mit Jnen in pündtnus ſind, durch bemelte vnnſer fürſtliche Grafſchafft Tirol, vnnd die vordern vnnſer Stet vnnd herrſchafften, ennhalb des Arlpergs, bis an den podenſee, nit zu überczieчhenn, noch ſölhs durch dieſelbenn, zugeſtatten, bewilligt vnnd zuegeſagt, Auf ſolhs alles haben wir oft gemelter kayſer Marimilian, des offt gedachten Biſchouens vnd ſtifts zu Chur, auch der dreyer pündt in Churwalhenn, guetwilligkait angeſehenn, vnnd Jnen nu hinfür alle Jar, ſo lanng ſölhe püntnus vnnd erblich uinigung vnczerprochen gehalten, yedem pundt in ſonnders, von vnnd aus vnnſer Camer zwayhundert guldein Reiniſch, daz ſich alle Jar Sechſhundert guldein Reiniſch lauffen wirdet, aus ſonndernn gnadenn, zu geben bewilligt, vnd Jnen dieſelbenn Sechſhundert guldein jerlich auf Sandt Marteinstag gen Chur zu überanntwortenn, zugeſagt, die Sy auch ann hewt dáto, als zu dem erſten jar empfanngen habenn, vnd dagegen, ſoll die vorgemelt aufgericht, zwainczigjärig verainigung hiemit tod, ab, crafftloss vnnd vernicht ſein, doch wellen wir vnns vnnſer Obrigkait herrlichait vnnd gerechtigkait ſo wir zu vnnd in den Acht gerichtenn, als zu vnnſern aigen vnnderthanen vnnd lewten habenn So auch mit diſen dreyen pündten verwont vnnd in Pündtnus ſein, vorbehalten. Vnnd nach demm wir Pauls Biſchoff zu Chur, auch der Stifft daſelbſt, vnnd wir Gotßhaus lewt, vnnd die vom obern grawen pundt, byßherr durch ſeiner kayſerlichenn Mayeſtat, Lennder Slöſſer, Steet vnnd gebiet allennthalben mit halber zolfreyung, gefaren vnndt durchgelaſſen ſindt, die ſollen nu hinfür allennthalbenn, gegen vns aufgehebt, vnnd ab ſein, vnnd wir die Jnmaſſen wje annder zu beczalen ſchuldig daz auch an Hewt dato mit vnns, alſo angefanngenn werdenn vnnd wir thun ſollen vnnd wellen, doch ſo ſollen die Acht gericht ſo vormals

auch mit zolfreyungen begabet, hierjnn außgeslossen sein, Es soll auch der vertrag, so die von Veltkirch vnnd Chur, vormals mit ainannder gemacht vnd beslossen haben, bey seinen crefften beleibenn, daz alles wir zu beden tailenn, nu hinfür in ewig zeit vnezerprochennlich vest vnnd steet, zu haltenn, vnnd dawider in kain weys noch weg zu thun, anainannder zuegesagt vnnd versprochen habenn darczu vnns got sein gnad sennden vnnd verhelffen welle, Vnd des zu warm vestenn, vnnd stetem vrkhunt, so haben wir kayser Maximiliann, vnnd wir Pauls Bischove zu Chur für vnns vnd vnnsern Stifft, vnnd wir die vom Obern Grawen pundt, auch wir Burgermeister vnnd Rat der Stat Chur, für gemaynn Gotshaws, vnnd wir die von den zehenn gerichten, für vns vnser Erben nachkomenn vnnd verwondtenn vnnser yeder sein aigen ynnsigl hier an disen brieue, der zwen in gleichem laut, gemacht vnnd yedem tail ainer gegebenn, gehenngt. Der Geben beschehen vnnd beslossen ist, am Mitwoch vor dem heiligen zwelff potenn Sanndt thomas was der fünffczehentisch tag des Monats Decembris nach Christi vnnsers lieben herren geburde fünfczehenhundert vnd im Achczehenden vnnser Reiche des Römischen im drey und dreyssigisten, vnd des Hungerischen im Newn und czwainczigisten Jaren.

Ueber die Sammlung antiker Münzen im Stifte St. Florian, einst die des Apostolo Zeno.

Schreiben an den hochwürdigen Herrn Mich. Arneth, Prälaten zu St. Florian.

Die Sammlung griechischer und römischer Münzen, lieber, theurer Bruder! welche, wie Du weißt, einer Deiner würdigen Vorfahren, der von Kaiser Karl VI. und seiner großen Tochter, der nie ohne Rührung und Bewunderung zu nennenden Maria Theresia, mit Ihrem Vertrauen beglückte Prälat Johann Georg Wiesmayr, von dem Hofpoeten Kaiser Karl's VI., einem der ausgezeichnetsten Gelehrten des vergangenen Jahrhunderts, von Apostolo Zeno im J. 1747 erkaufte [1]), gehört zu den merkwürdigsten ihrer Art. Auf Deinen Wunsch, meine Ansicht Dir über diesen seltenen Besitz zu eröffnen, geschieht dieß auf meine gewöhnliche, offene Weise. — Du warst so oft mein Lehrer, könnte ich so glücklich seyn, Dir einiges für Dich Lehrreiche wiederzugeben! Uns hat die Vorsehung auf verschiedenen, wenn auch an sich nicht unähnlichen Bahnen geführt. Verschieden ist das Wirken, ähnlich der Zweck; ich glaube, wir dürfen wohl sagen, daß wir beyde die besten Absichten für das Gute hegen; wie oft fällt mir ein, wie bey Z. Werner [2]) Bischof Christian den heiligen Adalbert frägt:

»War't ihr nicht einst Priester?«

und dieser antwortet:

»Ein jeder ist's auf seine Art« — 3)

---

1) La Vita di Apostolo Zeno, scritta da Franc. Negri. Venezia 1815. p. 354 Lettere di Apostolo Zeno. 6 Voll. Venezia 1785—1788. n. 1389, und die im Msc. im Archive des Stiftes noch vorliegenden Unterhandlungsacten; da deren Veröffentlichung auch jetzt noch etwas Belehrendes hat, so ersuche ich Dich, deren Drucklegung zu erlauben.

2) Kreuz an der Ostsee, II. Act. Wien 1818. S. 143.

3) Diese Anführung des heiligen Adalbert erinnert mich an einen mir vom

Du gabst mir die ersten Bücher der Geschichte in die Hand, könnte ich Einiges aus dieser ewigen Lehrerin des Menschengeschlechts Dir und vielleicht auch andern Unbekanntes aus den Materialien des an Monumenten der Geschichte so reichen Stiftes St. Florian vortragen!

Wie Dir bekannt ist, fand sich kein Katalog der Sammlung von Zeno's Hand vor, obschon er 1741 in einem Briefe an Baldini [1]) sagt, er beschäftige sich damit, den Katalog zu beendigen; so sah ich auch keinen Schriftzug des an den literarischen Gegenständen Deines Stiftes so sorgfältig arbeitenden, nämlich an denen der Bibliothek und des Münzkabinets, des auch im k. k. Kabinete so hoch verehrten Frölichs; eines der Koriphäen und Gründer des numismatischen Studiums in Oesterreich. Sein Parere über die Sammlung Zeno's dürfte auch jetzt noch vom Interesse für die Wissenschaft seyn [2]).

Dein Brief über die Schicksale der Münzsammlung ist so merkwürdig, daß ich gut zu thun glaube, ihn hier größtentheils einzuschalten.

»Seit mehr als neunzig Jahren besitzt das Stift dieses Kabinet. Propst Johann Georg Wiesmayr, einer der allerverdientesten Vorsteher, besonders was Wissenschaft, Sitte und Ordnung betrifft, hatte es von dem bekannten venetianischen Gelehrten Apostolo Zeno gekauft, und es ward ihm weiter nichts mitgegeben, als ein Verzeichniß, an welchem später die fortschreitende Antikenkunde manches zu berichtigen fand. Johann Georg starb zu bald nach dem Ankaufe, als daß er der Sammlung noch ein im Fache der antiken Münzen herangebildetes Stiftsmitglied hätte beygeben können. Dafür sorgte sein Nachfolger, Engelbert Hoffmann, indem er dem Professor der damaligen Haustheologie, Georg Pfisterer, auch diese Sammlung zur Aufsicht und zum Studium übergab. Pfisterer war ein mehrfach unterrichteter Mann, und suchte sich nicht

---

Hrn. Hofmeister von Göttweig gezeigten Bracteat aus der vortrefflichen Sammlung dieser Münzgattung des Klosters, welcher das Haupt eines Mannes weiset, um den die Umschrift BOLEZLAY, dem ein Bischof (Adalbertus?) die rechte Hand auflegt, in der linken hält dieser den Bischofstab; dieser Bracteat ist mit mehreren anderen ein sicherer Beweis, wie im zehnten und eilften Jahrhunderte mit der gothischen Architectur der ächt historische Sinn auflebte, und so sonderbar die Gattung der Bracteaten oft beschaffen ist, so enthalten sie doch einen bestimmten Charakter, der sie mit den so merkwürdige Gebäude darstellenden Soliden für die Geschichte des Mittelalters höchst anziehend macht. Einen ähnlichen Geist des Historischen enthält auch der Halbbracteat, den Obermayr (Historische Nachricht von bayerischen Münzen. Leipzig 1763. tab. VI. n. 103. 2 Exemplare befinden sich auch im k. k. Kabinete) bekannt gemacht, und auf Vertreibung Heinrichs des Löwen durch Kaiser Friedrich gedeutet hat, indem er den Arnoldus Lubec Lib.II. cap. 34 anführt: Imperator ejecturus ducem de terra in propria persona Albin transire disposuit etc.

1) n. 1149 Lettere di Apostolo Zeno. Venezia 1785. Vol. 6, wo er auch sagt, die Sammlung habe ihm 25000 Gulden gekostet.

2) In der Garellischen Bibliothek wurde sein Bild dem in der Stiftsbibliothek aufgestellten nachgeahmt, und darunter geschrieben:

ERASMVS. FROELICHIVS. S. I.
DISPOSVIT. SVBPL. LECTISSIMAM. AVXIT.
DOCTR. AC. OPP. SVIS. INLVSTRAVIT.
B. G. P. S.

Ueber denselben eine Medaille, wie Constantius Chlorus auf den Goldmünzen, jedoch statt des Zepters die Feder und REQVIES. OPTIMORVM. MERITORVM. Khell. Elog. Erasm. Froelich 1762, p. 18. — Sein schon lange im Kabinete vorhandenes Porträt ließ Se. Exc. Gr. M. v. Dietrichstein, dem gelehrten Manne zu Ehren, zu den übrigen Gelehrten des Faches öffentlich aufstellen.

nur während seines Lehramtes zu Hause von 1760 bis 1766, sondern auch noch zu Linz, wohin er zur Lehrkanzel der h. Schrift berufen wurde, bis 1773, aus den Hülfsmitteln der Stiftsbibliothek, und insbesondere durch eine eifrig geführte Correspondenz mit P. Joseph Khell, Professor der Antiquitäten am Theresianum zu Wien [1]), und Schüler des gediegenen P. Frölich [2]), und mit einem Ordensgenossen von St. Dorothee, dem damals noch jungen, aber vielversprechenden Franz Neumann [3]), später Nachfolger Eckhel's [4]), einzustudieren. Aber seine Lehrkanzel zu Linz hörte auf, und Pfisterer wurde Pfarrer in Mauthausen, wo er sich zwar auch noch um die Münzkunde interessirte, Münzen sammelte u. dgl., wo ihn nun aber billig die geistliche Sorge für seine Gemeinde in Anspruch nahm, um die er sich auch durch Einführung eines besseren Schulunterrichts und der Einführung der Schularbeitstunden ein anerkanntes Verdienst erworben hat. Für das Münzkabinet war indeß wenig mehr gewonnen, als die Ordnung desselben nach Zeno's Verzeichniß und die von Pfisterer geführte Correspondenz, die freylich manches Aufklärende enthielt.«

»Man war indessen auf einen neuen Vorsteher des Kabinets bedacht, bis man endlich an Joseph Reiter ein dazu geeignetes Mitglied gefunden zu haben glaubte. Er liebte das Studium der griechischen, vorzüglich aber der lateinischen Klassiker, wurde wirklich ein trefflicher Lateiner, wie mehrere seiner lateinischen Gedichte und besonders die Lapidarschrift auf den Tod des Propstes Leopold Trulley zeigen. Auch das Griechische hatte er ziemlich inne. Aber er neigte sich mehr zur Dichtkunst, als zur Gelehrsamkeit, obgleich auch er mit den Vorstehern des kaiserl. Münzkabinets, insbesondere mit Neumann, in Verkehr war, und einen Katalog unserer Sammlung angefangen hatte. Endlich mußte er, als das Stift in den ersten Regierungsjahren Josephs II. zehn neue Pfarren zu errichten und mit eigenen Stiftsgeistlichen zu besetzen hatte, nothgedrungen Pfarrer in Kleinmünchen werden, wo er, fromm wie er war, mit dichterischer Innigkeit und dichterischem Geiste sein Hirtenamt verwaltete, bis er zu kränkeln anfing, und seine letzten Lebensjahre zu Hause mit Klopstock und seinen Andachtsbüchern und unter lateinischen Klassikern vollbrachte. In diese Pfarrzeit Reiter's fällt der Besuch Eckhel's, einer der größten Zierden unter Oesterreichs Gelehrten, dem man wohl eben so sehr, um sich nicht bloß zu geben, als auch aus nicht ganz ungegründeter Besorgniß, etwas abtreten zu müssen, den Zutritt zum Münzkabinete nur ungern gestattete, worüber er die bekannte bittere Klage führte« [5]).

---

1) Gestorben 4. Nov. 1772.

2) Gestorben 7. July 1758.

3) Starb als Director des k. k. Münz- und Antikenkabinets 7. April 1816.

4) Eckhel starb 16. May 1798.

5) Doctrina numorum veterum. Vindob. 1792. Vol. VIII. Vol. I.} p. CLXXVI. VII. Diese Klage war jedoch nicht ganz gegründet, da schon Eckhel's Lehrer, Khell, in seinem Werke: Ad numismata Imperatorum romanorum aurea et argentea a Vaillantio edita a Baldini aucta ex solius Austriae utriusque, iisque aliquibus museis Supplementum a Julio Caesare ad Comnenos se porrigens. Vindob. 1767. 4., sehr viele Münzen aus der Sammlung von St. Florian beschrieben und gestochen mitgetheilt hatte, wie fast jede Seite zeigt; es dürfte daher der sonst so gerechte und besonnene Eckhel, dessen Gelehrsamkeit von Jedermann angestaunt wird, diese Klage in einem etwas verstimmten Augenblicke niedergeschrieben haben.

»Mittlerweile war Michael Ziegler, als er Stiftsvorsteher geworden war, sogleich wieder auf einen Münzkabinetsvorsteher bedacht. Er war so glücklich, an dem jungen Franz Kurz ein ganz ausgezeichnetes Talent dafür zu besitzen, und zugleich dem neuen Director des kaiserl. Münz- und Antikenkabinetes, Neumann, persönlich bekannt und befreundet zu seyn. Er fand für dienlich, den jungen Kurz zuerst nach Wien zu schicken, um an der reichen k. k. Münz- und Antikensammlung, unter Anleitung des kenntnißvollen und geübten Hrn. Directors, die ihm zur Aufgabe gewordene Wissenschaft zu studieren. Neumann gab hiezu gerne seine Einwilligung, und gewann unsern Kurz recht lieb. Wirklich kam dieser nach einem jahrelangen Aufenthalt in Wien also vorbereitet zurück, daß er bald daran gehen konnte, unsere Münzsammlung zu beschreiben, zugleich beflissen, seine Kenntnisse, so gut es unsere Hülfsmittel gestatteten, zu erweitern und zu vermehren. Dazu kam ein innerhalb acht Jahren (1794 und 1802) zweymal sich ereignender Besuch des Hrn. Directors Neumann, der jedesmal etliche Wochen dauerte, und wobey er dem jungen Adepten seiner Wissenschaft nachsah und nachhalf, und das ganze Kabinet sichtend und ordnend durchmusterte, und mit Wissen und Gutheißen des Hrn. Propsten an zweyhundert Stücke der seltensten und merkwürdigsten Münzen aussuchte, mitnahm, zeichnen ließ, und sie seinem vorhabenden numismatischen Werke einverleiben wollte, worin er sie natürlich auch beschrieben und erklärt haben würde. Für so viele Gefälligkeiten erachtete sich der Propst seinem hochverehrten Freunde sehr verpflichtet und verbunden, und er bat denselben, daß er sich von seinem Stiefbruder, dem Landschaftsmaler Wutki, für unser Münzkabinet malen lassen möchte, um den bereits daselbst befindlichen Apostolo Zeno, Frölich und Khell beygesellt zu werden. Und der freundliche Hr. Director willfahrte gern, und ließ sich, unser herrliches Ανεκδοτον der Bronze-Münze von Dodona in der Hand, von seinem Stiefbruder für unser Kabinet malen.«

»Unter Kurz wurde allmälich das Kabinet nach Eckhel's doctrina numorum geordnet, so jedoch, daß die Gold- und Silbermünzen für sich abgesondert in Ordnung gebracht waren, und die aus Bronze wieder eigens für sich. Kurz hatte auch einen beschreibenden Katalog unserer griechischen Münzen angefangen, und ihn in der Ordnung Eckhel's, mit Ausnahme von Korinth, bis Antiochia Syriae fortgeführt; auch Alexandria in Aegypten angefangen bis Hadrian, und dabey schöne Kenntnisse mit vielem Verstande und große Genauigkeit an den Tag gelegt *). Da entstand, der Zeitumstände und mancher Regierungs-Aufgaben wegen, das Bedürfniß, das Stiftsarchiv in genauerer, übersichtlicher Ordnung zu haben. An Leuten war damals so großer Mangel, daß man kein Stiftsmitglied allein dazu verwenden konnte. Da traf unsern Kurz das Loos, sich auch darum anzunehmen. Er that es, und faßte dabey eine solche Vorliebe für die vaterländische Geschichte, daß es nun mit Münzen, Musik und allem Anderen vorbey war. Aber diese

*) Auf das erste Heft dieses Katalogs schrieb jedoch Kurz: »Im August 1802 war Abbé Neumann hier, und ordnete das Cimelium nach den neuesten numismatischen Entdeckungen bey verschiedenen Provinzen und Städten anders, als er es im Jahre 1794 gethan hat. Auch hat er wieder mehrere spurios abgesondert. Dieß ist die Ursache, warum dieser Katalog hie und da mit den in den Kästen vorhandenen Münzen nicht übereinstimmt. Er muß künftig abgeändert werden.«

Vorliebe hat bekanntlich viele edle Früchte getragen, wir dürfen uns nicht darüber beklagen« *).

»Der Propst machte nun ein Paarmal den Versuch, dem Münzkabinete einen neuen Vorsteher beyzugeben, mit dem lieben, fleißigen Leopold Dierl, der einen Katalog der Imperatormünzen bis auf Antoninus Pius inclusive verfaßte, aber bald wieder zur Seelsorge und dann zur Gymnasialpräfectur nach Linz mußte; mit Franz Xav. Danzwohl, einem sprachkundigen Manne von feinem Verstande und gesundem Urtheile, der einen Katalog unserer römischen Familienmünzen zu Stande brachte, aber auch bald zur biblischen Lehrkanzel alten Bundes nach Linz kam.«

»Von nun an ging es mit dem Münzkabinete immer schlimmer. Die dreymaligen feindlichen Einfälle haben gemacht, daß es mehrmals eingepackt, und zum Verschicken in Bereitschaft gesetzt werden mußte, was die ersten Male in ziemlicher Ordnung geschah. Aber im Jahre 1809 kam das Vordringen des Feindes so unerwartet und schnell, daß Kurz und der treffliche Bibliothekar Klein dasselbe eben einzupacken angefangen hatten, als der Kanonendonner von dem nahen Ebelsberg sich hören ließ. Sie wollten immer eine kleine Anzahl in der Ordnung, wie sie in den Kästen eingelegt waren, in Ein Papier also zusammenlegen, daß sie nicht leicht verrückt würden, um die künftige Wiedereinreihung zu erleichtern. Aber sie waren so nur mit den römischen Familienmünzen und dem größeren Theile der griechischen Gold- und Silbermünzen zu Stande gekommen, als der sich so nahe ankündigende Feind sie nöthigte, nur schnell genug alle noch übrigen Münzen, etwa 5/6 der ganzen Sammlung, auf einen Teppich zu schütten, und von da unter einander, wie sie waren, in Geldsäcke zu verpacken, nur die griechischen Bronze- von den römischen Kaisermünzen geschieden. Der Feind blieb 1809 und 1810 im Lande, die friedlichen Aussichten trübten sich bald wieder, der Krieg mit Rußland entstand, aus welchem sich auch für Oesterreich ein neuer Krieg mit Frankreich entwickelte, in welchem die Bayern bis zur Schlacht von Leipzig als Feinde nur wenige Meilen von uns entfernt standen; bis endlich das Jahr 1815 dauernden Frieden brachte. Aber nun gab es andere Sorgen, und der Propst war zum Greisen geworden, und an derley Dinge war nicht mehr zu denken. In diesem Zustande übernahm ich mit der Leitung des Stiftes das Cimelium. Mein erster Gedanke war dabey, wie Du weißt, auf Dich gerichtet, und das war ganz natürlich, da Du, zum guten Glück für unser Kabinet, an der k. k. Münz- und Antikensammlung nebst den Medaillen und Thalern auch das klassische Fach, wie Neumann, auf Dir hattest, und mir und dem Hause weit näher, als Neumann, verwandt und verbunden warst. Ich dachte um so mehr an Dich, da es eben nichts Leichtes ist, eine seltene oder ganz unbekannte Münze genau zu beschreiben, richtig zu erkennen und zu bestimmen, oder unrichtig bestimmte zu berichtigen, weil öfters ein bedeutender Umfang von Wissenschaft und innige Vertrautheit mit ihren Gegenständen dazu gehört, wie sie nur der unermüdete Fleiß, ausgerüstet mit den mannigfaltigsten Hülfsmitteln an einer reichen Sammlung durch vielfache Studien und Uebung sich erwerben kann. Aber in den ersten Jahren nahm der Rentenzustand des

*) Wie Jedermann weiß, hat Kurz durch seine kritischen Forschungen über die Geschichte Oesterreichs von Rudolph I. bis Maximilian I., welche nun in ununterbrochener Folge vorliegen, einen festen Grund zu einer pragmatischen Geschichte Oesterreichs gelegt.

Stiftes alle meine Sorgfalt in Anspruch, und erst 1827 konnte ich mein Augenmerk auch auf andere Dinge richten, und da versprachst Du mir sogleich, das Cimelium in Ordnung bringen zu wollen.« —

Es war daher, wie Du Dich richtig erinnerst, im Spätsommer des Jahres 1827, daß ich die Sammlung des Apostolo Zeno in Florian zum ersten Male sah. Um Deinen Wunsch zu erfüllen, und auch dem freundlichen Zureden anderer meiner Lehrer in St. Florian, der Herren Kurz und Klein, Gehör zu geben, und aus wissenschaftlichem Eifer, die Dinge, welche bey Euch aufbewahrt werden, und die Gelehrsamkeit Apostolo Zeno's, Frölich's, Khell's, Eckhel's, Neumann's und Kurz's in Anspruch genommen hatten, kennen zu lernen, nahm ich sie aus den Säcken heraus, legte sie im großen hellen Saale über Deiner Wohnung auf langen Tischen aus, und sonderte sie in Klassen. Es war ein fröhliches, interessantes Treiben, die Monumente so vieler Fürsten, Völker und Städte nach ihren Reihen wieder zusammenzustellen. Häufig war ich der glücklichste Mann, dieß oder jenes werthvolle Denkmal einer längst verschwundenen Zeit wieder zu finden; das ganze Stift nahm mehr oder minder lebhaften Antheil an dieser Arbeit. Die Jungherren schrieben die Namen der Völker, Fürsten und Könige; Hr. Stern, der indessen der Sammlung beygegeben wurde, trug das Seinige mit Fleiße bey, um die Ordnung zu bewerkstelligen; es war ein Arbeiten und Schaffen, dem eines Bergwerkes vergleichbar. Der Kurzische Katalog diente mir zum Leitfaden, um zu wissen, ob die meisten Münzen von dieser oder jener Art schon beysammen wären; aus den Hauptklassen ging ich immer mehr ins Einzelne, so daß schon damals die Ordnung der aus fast 12000 Stücken bestehenden Sammlung in großen Umrissen bey allen, und im Einzelnen bey den Griechischen (mit Ausnahme von Korinth, Phönizien und den Alexandrinern) und den römischen Familienmünzen fest stand. Die eben angezeigten und die der römischen Imperatoren legte ich nur nach Köpfen zusammen, nahm, so oft ich wieder ins Heimatland und zu Dir kommen konnte, die weitere Sichtung vor, führte, auf Deinen Wunsch, die Münzen von Korinth und Phönizien an mit mir nach Wien, um sie zu ordnen, zu beschreiben und welche davon zeichnen zu lassen, und machte die Beschreibung dieser von Hrn. Kurz nicht beschriebenen Münzen auf eine mir zweckdienlich scheinende Art, die ich seitdem in dem Kataloge des k. k. Münzkabinets anwendete; indem ich von jeder Münze eine genaue Beschreibung der Vor- und Rückseite machte, die Größe nach Mionnet's Münzmaß beysetzte, und noch angab, in welchem Werke diese oder jene Münze schon beschrieben wäre oder nicht. Ich nahm keinen Anstand, Mionnet's Münzmesser sowohl im k. k. Kabinete, als bey den in St. Florian befindlichen griechischen Münzen anzuwenden, weil es im Grunde eine gleichgültige Sache ist, nach welchem Zolle gemessen wird, die Augen der Münzfreunde jedoch schon an Mionnet's Maß gewöhnt sind, daher durch andere, neu vorzuschlagende, z. B. den Wiener Zollstab, nur Verwirrung in eine Wissenschaft gebracht würde, die ungeachtet ihrer großartigen Grundlage nur zu oft der minutiösesten Aufmerksamkeit bedarf. Auch wünschte ich Hrn. Mionnet's Fleiße und vielfachem Verdienste um die Bekanntmachung der Münzen meine Achtung durch Annahme des im VII. Bande seines Katalogs *) gestochenen Münzmaßes zu bezeigen. Mionnet's Verdienst

---

*) Description des Médailles antiques. Voll. 1 — 7. Paris 1806 — 1818. Suppléments Voll. 1 — 9. Paris 1819 — 1837.

um die antike Münzkunde ist schon daraus ersichtlich, daß er mit rastlosem Fleiße in seinem eben genannten Werke mehr als 52000 Münzen beschrieb.

Den griechischen Theil der Münzsammlung ordnete ich genau, und beschrieb in dem Kurzischen Kataloge selbst die dort nicht angegebenen Münzen, — nur die alexandrinischen verschob ich auf günstigere Zeit und Gelegenheit; diese sowohl, als jene von Korinth und von Phönicien an versuchte Herr Stern, bevor ich die letzteren mitnahm, um sie, wie eben erwähnt, nach meiner Art zu ordnen und zu beschreiben, nach Eckhel's bekanntem und berühmtem Werke zu ordnen. Es beträgt die Summe der griechischen Münzen 38 in Gold, 1012 in Silber und 2406 in Bronze = 3458.

Ferner ordnete ich genau die Familienmünzen, von welchen, ich glaube von Hrn. Danzwohl, ein Katalog vorhanden ist; es sind dieselben an der Zahl 10 in Gold, 646 in Silber und 121 in Bronze = 777.

Endlich kommen die zahlreichen Münzen der römischen Imperatoren, 401 in Gold, 2573 in Silber und 4421 in Bronze = 7395 im Ganzen 11631.

Da in den Verhandlungen mit Apostolo Zeno dieser seine Sammlung nur zu 10700 angibt, so waren wohl zum Theil schon mehrere Stücke in Florian vorhanden, zum Theil kamen noch immer einige hinzu, was von einem Stifte in der Nähe des alten Laureacum, wo noch beständig antike Münzen ausgegraben werden, und bey seinem mehr als zwölfhundertjährigen Bestehen natürlich anzunehmen ist *). Es würde unmöglich seyn, wenn ich auch der Liebe zur Wissenschaft die größten Opfer, und selbst jenes der Gesundheit hätte bringen wollen, in einem Zeitraume von sechs Wochen, die ich damals im schönen St Florian verlebte, die Kaisermünzen anders zu ordnen, als nur das Gleichartige dergestalt zusammenzulegen, daß die Münzen des Jul. Cäsar beysammen, die des Augustus ebenfalls, und sofort bis zum Isaak Angelus, die nähere chronologische Sichtung Herrn Stern oder andern Händen überlassend, welchen Du sie ferner übergeben würdest. Bey einer meiner späteren Anwesenheiten bey Dir nahm ich Hrn. Schindler mit, um die meisten Unica zu zeichnen, worunter nur sehr wenige römische, da diese schon von Khell herausgegeben waren. Die römischen Imperatoren sind durch Hrn. Stern wahrscheinlich nach Eckhel's Cataloge so fleißig geordnet, wie man es nur immer von einem kundigen Liebhaber dieser

---

*) So sind im Kloster Seitenstetten an 1200 in der Gegend, besonders im Dorfe Mauer (dem alten ad muros), in Oehling gefundene Münzen, worunter sehr seltene Stücke, als: der bisher noch nicht bekannte Albinus in Gold; Vorderseite: IMP CAES D CLOD SEPT ALBIN AVG Dessen Kopf mit Lorbeer umgeben. R.: IOVI VICTORI COSII. Jupiter stehend, mit der r. H. die Siegesgöttin, mit der l. die hastam puram haltend, zu seinen Füßen der Adler; im Gewichte 1 5/16 Dukaten; dahingegen der im k. k. Münzkabinete schon lange befindliche Albinus (D. CLODIVS ALBINVS CAES unbelorbeertes Haupt. R.: PROVID AVG. COS, die Providentia stehend, zu ihren Füßen die Weltkugel), 1 1/16 1/2 Gr. Duk. wiegt. Ferner manche andere interessante Münze, als: von Istrus: Caracalla. AVT. K. M AVP. CETHPOC ANTΩNINOC. Belorbeerter Kopf des Caracalla; R.: ICTPIHNΩN E. Juppiter Serapis mit dem Modius auf dem Haupte, zu Pferde, vor welchem ein kleiner Altar? und rückwärts ein Legionsadler? AE 8 1/2 nach Mionnet. So wurden noch gefunden Münzen von: Nicäa, Perga, den Nomen: Oxyrinchites, Panopolites u. s. f.

Wissenschaft erwarten kann; ich nahm mir einige mit, weil sie unter den Ungewissen lagen, um sie zu bestimmen; die Zahlen der Imperatoren-Münzen in der Synopsis sind nach der Ordnung angenommen, wie sie jetzt in den Kästen liegen.

Wenn ich die kaiserl. Sammlung der römischen Imperatoren zuerst größtentheils nach Eckhel's Doctrina geordnet und beschrieben haben werde, so dürften vielleicht auch die des Stiftes nach diesen Ideen, bey den Familien etwa nach den von mir aufgestellten und bey den Imperatoren in der Hauptsache nach dem chronologischen Systeme Eckhel's in der Doctrina Numorum Veterum gelegt und beschrieben werden, da Eckhel *) selbst seinen Katalog als häufig irrig bezeichnet. Auf diese Art habe ich Katalog und Sammlung bis auf Alexandria Aegypti in Einklang gebracht — diese letzteren vielleicht anderen Händen überlassend, vielleicht sie selbst vornehmend, wenn ich einigermaßen dazu Zeit finde, da ich, besonders seit dem Jahre 1832, so sehr von Geschäften überhäuft bin, daß deßhalb auch Deine Sammlung einigermaßen in Hintergrund treten mußte; denn sonst hätte ich, da mich selbst die ämtliche Instruction vom J. 1834 zu ähnlichen Arbeiten auffordert, schon erfüllt, was Du mir ferner freundlich schriebst, da Du sagst:

»Ich habe noch eine Bitte an Dich, die Du mir brüderlich erfüllen wollest, dann will ich Dich in Frieden von unserem Kabinete entlassen. Deine Fortsetzung des Kurzischen Katalogs traf mit der Abfassung Deines Katalogs der griechischen Münzen im k. k. Kabinete zusammen, und es war Dir daher leicht, das, was unsere Sammlung hierin ganz Unbekanntes oder Seltenes oder andere Berichtigendes und sonst Merkwürdiges hat, zu bemerken, und gern ließ ich es zu, daß Du Dir, wie Neumann, das Dir Interessante davon abzeichnen ließest, zumal Du die früheren Zeichnungen Neumanns nicht mehr auffinden konntest, und freute mich herzlich mit Dir, als Du unter andern die so merkwürdige, bisher einzige Münze vom Orakel zu Dodona, die Du als in unserem Kabinete vorhanden im Allgemeinen erwähnen gehört hattest, wieder auffandest, und auch zum Abzeichnen bestimmtest. Ich bitte Dich nur, diese Seltenheiten nicht, wie Neumann, zerstreut in irgend eine einmal zu erscheinende Sammlung verweisen, sondern sie jetzt beschreiben, erklären und mit guten Kupferabdrücken begleitet zusammen herausgeben zu wollen. Ich würde gern und am liebsten einen der Unsrigen dazu ermuntern, da uns diese Sammlung in mehrfacher Hinsicht wichtig und werth ist, wenn eine Aussicht dazu vorhanden wäre. Aber unsere Lage und Verhältnisse lassen eine solche Arbeit bey allem guten Willen noch nicht sobald hoffen. Indessen bringt jedes Jahr, ich möchte sagen, fast jeder Tag, wie in so vielen Dingen, so auch in diesen etwas Neues, und besonders dürfte die Wiedergeburt Griechenlands uns bald mehrere edle Unbekannte dieser Art vorführen: sollten wir die unsrigen noch länger der gelehrten Welt vorenthalten, und dann vielleicht damit zu spät kommen? Willst Du dieser Arbeit eine Synopsis vom Gesammt-Inhalte unserer Sammlung mit Deinem Urtheile über ihren Werth, nebst einigen urkundlichen Beylagen, die ich Dir übergeben will, beyfügen, so wirst Du mich um so mehr verbinden.«

»Den noch übrigen Theil unseres Katalogs werden die Unsrigen fortsetzen, und nach und nach zu Ende bringen, dem ganzen Katalog aber eine dem gegenwärtigen Bestande und der gegenwärtigen Ordnung der

---

*) Eckhel D. I. p. CLXXXII.

Sammlung angemessene Gestalt geben, und ihn, wenn er es werth ist, und die Zeiten günstig sind, herausgeben, wobey Du ihnen mit freundlichem guten Rath an die Hand gehen wollest.«

Ich hoffe daher, Deinen Wunsch bald erfüllen zu können, und zwar, sobald als es meine Berufsgeschäfte nur einigermaßen erlauben. Hier wünschte ich nur eine Uebersicht und Ankündigung dieser Arbeit zu geben.

Aus der einfachen Aufzählung des Inhalts der Münzsammlung, welche Apostolo Zeno gründete, und welche nun zu St. Florian ist, ersiehst Du, daß in derselben die lehrreichsten Belege zu der Geschichte von 1000 Jahren der gebildetsten Völker der damaligen Welt enthalten sind. Du siehst den uralten Typus auf den Münzen von Aegina, auf den zahlreichen von Kreta, von Korcyra, Dyrrhachium, Sybaris u. s. f., welche bis ins sechste Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen, und von den Zeiten herrühren, in denen in Asien die große persische Monarchie gegründet wurde, in welchen in Europa zuerst auf den Inseln, dann an den Küsten die ersten Staaten entstanden (den Styl der Monumente dieser Zeit möchte ich am meisten mit dem der deutschen Schule des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts, der Italiener der gleichen Zeit, vergleichen). Du siehst glänzende Zeugen der Macht und der Kunst in den Städten des eigentlichen Griechenlands, die fast wunderbare der großgriechenländischen Städte, z. B. Metapont, Neapolis, Sybaris, Tarent, Cumä, insbesondere Syrakus und der anderen sizilischen Städte, unter Philippus von Macedonien und seinem großen Sohne, der Europa die Oberherrschaft über die anderen größeren Welttheile errang, welche dieser kleinste Welttheil von ihm an bis auf diesen Tag durch seine Religion und durch die Summe seiner größten Intelligenzentwicklung behauptet; aus dieser Sammlung siehst Du zugleich den unumstößlichen Beweis, daß nur die Dynastien und Staaten am längsten blühten und am kräftigsten, welche die reinste Moral und in dieser die größte Geistesbildung beförderten — das bloß Materielle kann eine Weile dauern und — blenden und — sinkt in Vergessenheit — erregt in der fernen Zukunft keine Begeisterung, keine Nacheiferung. — Dem Wirken des vierten Jahrhunderts v. Chr. oder dem Zeitalter Alexanders des Großen sind ohne Zweifel die hohen Kunsterzeugnisse der Periode Maximilian's I. und Karl's V. an die Seite zu setzen — die griechischen Staaten zerfielen nach Alexander — die christliche Welt spaltete sich nach Maximilian I.

Als das edle Feuer der griechischen Bildung nach und nach erlosch, und sich Roms Waffen ausbreiteten, zeigen auch die meisten römischen Münzen, welche zur Zeit der Republik geprägt wurden, eine gewisse Härte und Rohheit, welche das Produkt der alleinigen Pflege des Waffenhandwerks ist.

Zu den Zeiten der ersten Imperatoren zeigen die Münzen des Augustus, des Claudius, ja des Nero selbst die Einwanderung griechischer Künstler in Rom; vorzüglich zeigen aber die des Trajan, Hadrian, Antoninus, M. Aurelius, Septimius Severus, Helvius Pertinax, der Gordiane treu den Zustand des römischen Reiches — wie die des Gallienus dessen Verfall unwiderleglich bezeichnen, nur manchmal von großen Männern, als Constantin, aufgehalten. Für unsere christliche Geschichte ist nicht leicht ein Theil des numismatischen Gebietes anziehender und merkwürdiger, als jener von Byzanz. In ihm sieht man den Anfang zu den Uebergängen nach Italien; wie auch die Münze des Rogerius ganz der byzantinischen ähnlich ist. Der Urtypus zum Christuskopfe von Hemme-

ling und zu so vielen anderen Schöpfungen kann leicht in den byzantinischen Kunstwerken aufgefunden werden, welche selbst noch als übrig gebliebene Aeste vom Baume des griechischen Kunstlebens anzusehen sind.

Aus dieser interessanten Masse Geschichtsdenkmäler werde ich in Kürze die bemerklich machen, welche das Gebiet der Wissenschaft erweitern oder berichtigen; ich folge auch hier dem von Eckhel angenommenen geographischen Systeme, als dem einfachsten und besten, und welches uns Oesterreichern den Principat in der Münzkunde verschafft hat.

Zu den Münzen der Sammlung des Stiftes Florian, welche geeignet sind, das ungeheure Gebiet der Numismatik zu erweitern, rechne ich in Gallien aus den Zeiten J. Cäsars jene von S e g u s i a (Suze), auf deren Vorderseite von Mionnet sowohl im ersten Werke, als im Supplemente immer der jugendliche, behelmte Kopf für den der Pallas gehalten wird, da er doch auf der sehr wohl erhaltenen Münze von Florian bärtig ist.

Eine sehr interessante Silbermünze aus dem fünften Jahrhunderte v. Chr. G., auf deren Vorderseite ein kahlköpfiger Fischmann, meines Erachtens grandaevus Nereus des Virgil [1]), den Dreyzack hält; auf der Rückseite richten zwey Schlangen sich empor, von Minervino [2]) nach Cumä, von Mionnet nach Corcyra, von Allier de Haute-Roche [3]) nach Itanus Cretä gelegt, hätte viel für Kreta, obschon die Stadt bis jetzt nicht bestimmt wäre, und die Vasenfunde wieder für Italien sprechen [4]).

Eine andere Silbermünze mit dem Kopfe der Nymphe von Cumä, die mir den höchsten Grad des weiblichen Ideals zu erreichen schien, und einer Madonna von Raphael an Schönheit gleicht, ließ ich dieser seltenen Vollkommenheit der Arbeit willen stechen — auf der Rückseite KVMAION, eine Muschel und ein Fisch

Die Bronze-Münze von Uxentum in Kalabrien ist bis jetzt nicht bekannt.

Prächtig ist eine Silbermünze, auf deren Vorderseite ein Adler auf einem Hasen steht, ihn verzehrend — auf der Rückseite glaube ich die Buchstaben.....NAION zu lesen, vielleicht also THPINAION. Eine Victoria, mit großen Flügeln, sitzend, in der rechten Hand zwey Zweige haltend, das Kinn auf die linke gestützt, als ob die Gestalt sagen wollte: Meine Vaterstadt hat zwey Siege errungen, aber sie sind ihr theuer zu stehen gekommen. Der Styl dieser Münze scheint den Uebergang vom Erhabenen zum Vollendeten zu bezeichnen.

Nun komme ich zu vier Münzen, die mit der von Cumä zu den ausgezeichnetsten Werken dieser Kunst gehören.

---

1) Georgica IV. v. 392.

2) Etymol. del Monte Volture, tab. V. 4. 5.

3) Dumersan. R. S. VII. n. 3.

4) Als dieß schon über ein Jahr geschrieben war, sah ich in einem Aufsatze in den Blättern für Münzkunde 1836, n. 14, S. 156 von Georg Friederich (dem Vater) Grotefend, daß im Musée Blacas (welches noch nicht in der k. k. Münzkabinets-Bibliothek) eine nolanische Vase mit einem Seedämon, bey dem Grotefend an Phorkys dachte, Panofka aber ΝΗΡΕΥΣ zu lesen glaubt. Panofka stellt den Nereus unter den Seegottheiten so hoch, wie den Silen unter den Satyren, Chiron unter den Centauren. Musée Blacas, tab. 20, p. 60 — 63. S. auch Musée Pourtalés, pl. XV, p. 60 — 63. De Witte, Cabinet Durand, n. 303. Annales de l'Institut de la Correspondence Archéol. 1832. pl. XXXVII. p. 135. Auch das k. k. Münz- und Antikenkabinet besitzt unter seinen griechischen Gefäßen drey, welche den Nereus vorstellen; einmal im Kampfe mit Herkules.

Es ist eine Silbermünze von Syrakus, auf deren Vorderseite ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ. Der Kopf der Proserpina mit Kornähren in den Haaren. Auf der Rückseite .... ΟΚΑΚΙΟΣ. Die Victoria, im Begriffe, auf ein Trophäum eine Schrift einzumeißeln. Diese Münze ließ Prinz Torremuzza nach einer Zeichnung, die ihm Neumann mittheilte [1]), stechen, doch nicht ganz genau; indeß ich sie abermals mit aller möglichen Sorgfalt auf Kupfer übertragen ließ, erschien bey Lenormant [2]) aus dem Besitze des Herzogs von Luynes eine ähnliche. So vortrefflich hie und da, besonders in den größeren Medaillen des Mittelalters und der neueren Zeit, welche ein flaches Relief haben, Collas' Maschine den Gegenstand wiedergibt, so ist dieß doch bey der in Frage stehenden Münze, wie bey mehreren anderen nicht der Fall; ich hoffe, der Stich derselben durch Hrn. Schindler stellt sie so schön vor, als dieß bey einem so außerordentlichen Kunstwerke nur möglich ist.

Eine Goldmünze ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ hat den Kopf des Juppiter, und auf der Rückseite den Pegasus.

Eine zweyte Goldmünze mit dem belorbeerten Kopfe des Apollo, rückwärts ΣΥΡΑΚΟΣΙΩΝ, eine Gestalt im Zweygespanne, unter welchem die Triquetra; meines Wissens ist diese ungemein schöne Münze noch nirgends gestochen.

Eine Silbermünze gibt auf der Vorderseite vier punische Schriftzeichen und einen Palmbaum; rückwärts ein laufendes Pferd, über welchem eine Victoria, dem Pferde einen Kranz aufzusetzen im Begriffe schwebt. Torremuzza [3]) hat eine ähnliche aus dem Museum Luchesi zu Agrigent bekannt gemacht, und sie Dionysius I. zugeschrieben, welches offenbar irrig, denn sie gehört, wie die punische Schrift anzeigt, nach Panormus [4]).

Der kleine Medaillon von Istrus von Septimius Severus: Vorderseite, und der Julia Domna; Rückseite. Die kleine Münze von Serdica mit dem Kopfe des Caracalla, auf der Rückseite ein Amor, einem Löwen die rechte Vorderpranke aufhebend, ihm mit der rechten Hand Lehren gebend. — Die Silbermünze mit dem erhoben gearbeiteten zweyhenkeligen Gefäße, auf dem oben ein Epheublatt, an den Seiten Weintrauben; rückwärts ein mit vier Linien getheiltes Quadratum incusum. (Der Fabrik nach würde ich diese Münze aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. G. nach Abdera Thraciä geben; ist aber auf der Rückseite jener bey Sestini [5]) wirklich ein T, so dürfte sie der Mutterstadt von Abdera, Teos Joniä, angehören).

Die zwey Bronze-Münzen des M. Aurelius, rückwärts ein Fischnetz;

---

1) Siciliae Vet. Numm. T. LXXIX. n. 1. p. 79.

2) Trésor de Numismatique et de Glyptique I. Classe, 4. Serie, 1 livr. Pl. I. n. 3.

3) Siciliae Vet. Numm. tab. C. n. 5.

4) Lindberg: De inscriptione Melit. Hauniae 1828, n. 38, 58. 107. Zuverlässig irrt Gesenius (Scripturae linguaeque phoeniciae Monumenta. Lips. 1837, p. 291), wenn er die S. Münzen mit dem Herkuleskopfe und rückwärts ein Pferdekopf für Panormus Romae sive Panormus colonia Romana lieset, was gegen H. Gesenius Dr. Carl Grotefend (der Sohn) Blätter für Münzkunde 1837. n. 15, 16. S. 170, 171 schon gerügt hat; denn die Münzen von Panormus als römische Colonie mit dem Kopfe des Augustus und diese schönen Producte (unsere ist noch ausgezeichneter) griechischer Künstler unter punischem Einflusse sind der Zeit und der Kunst nach wohl 400 — 500 Jahre getrennt.

5) Museo Hedervariano II. p. 201. tab. XIX. n. 11.

die des Gordianus III. mit der Victoria sind nirgends beschrieben; so auch nicht die von Perinthus mit dem Kopfe des Traian und einer Löwenhaut auf einer Keule; von Crithute ist eine ähnliche bey A. de Haute-Roche [1]), aber nicht ΚΡΙΘΟΥΣΙΩΝ, sondern mit O gestochen; ganz unbekannt ist der Medaillon des Hadrian von Philippopolis mit dem Flußgotte »ΕΒΡΟC« beygeschrieben; so auch von Rhoemetalces und der Stadt Chalcedon; die Münze mit einem Kopfe des Apollo; Rückseite: ΛΥΚΚΕΙΟΥ., gehört nicht nach Alexandria Troas, wie Eckhel [2]) meint, sondern dem Könige von Päonien, Lykkeius [3]). Die Münzen von Magnesia mit dem Kopfe eines Centaur und auf der Rückseite eine ganze Gestalt eines Centaur; die von M. Aurelius von Apollonia Illyrici und die Silbermünze vom Könige Ballaeus sind außer der letzten nirgends veröffentlicht [4]). Alle diese 22 Münzen habe ich auf der ersten Kupfertafel stechen lassen.

Die zweyte Kupfertafel beginnt eine der wichtigsten Münzen der Sammlung, sie ist folgende auf das Orakel von Dodona sich beziehende Münze: ΑΠΕΙΡΩΤΑΝ. Ein Adler steht auf einem Steine. Auf der Rückseite eine Eiche; auf derselben eine Taube, am Fuße rechts und links eine Taube. Jedermann ist es klar, daß durch diese Münze das Orakel von Dodona angezeigt werde [5]).

Eine so interessante und zahlreiche Zusammenstellung der Münzen von Ambracia, als R. Rochette in dem Werke der archäologischen Correspondenz [6]) auch gegeben hat, so ist doch die Silbermünze von Florian nicht

---

1) Dumersan Descr. de la Collect. de Mr. Allier de Haute-Roche, pl. IV. n. 8. p. 27.

2) Numi V. anecdoti. T. XI. n. 21.

3) An der Richtigkeit dieser Benennung zweifle ich keineswegs, und finde mich angenehm durch Mionnet (Suppl. V. p. 508. n. 67) unterstützt; obschon R. Rochette, dessen außerordentlicher Gelehrsamkeit ich alle Gerechtigkeit widerfahren lasse (Lettre à Mr. Grotefend sur quelques médailles de Rois des Odryses et des Thraces. Paris 1836. p. 39) sagt: La seule médaille, connue de ce roi (Lykkeios) à été publiée par Eckhel. Num. vet. tab. XIII. n. 5, und die tab. XI. n. 21 gestochene, im k. k. Kabinete befindliche übersieht. In wenigen wissenschaftlichen Zweigen ist solche Vorsicht nöthig, wie in der Numismatik über das Daseyn oder Nichtdaseyn der Münzen sich auszusprechen, so scheinen Lenormant (Trésor de Numismatique, pl. VII. n. 16. p. 12) und R. Rochette l. c. nicht zu wissen, daß die Zeichnung bey Cadalvene nach einer anderen Münze genommen seyn müsse, als die bey Eckhel; Cadalvene hat sich abermals geirrt, indem er sagt, die Münze des Lykkeius sey nirgends gestochen; es ist demnach nicht ganz klar, ob Eckhel und Cadalvene ihre verschiedenen Zeichnungen nach einem und demselben Exemplare im Besitze des Großherzogs von Toskana oder, wie wahrscheinlicher, nach zwey verschiedenen Exemplaren genommen haben.

4) Ballaeus. Sestini Museo Fontana. P. III. Florenz 1829. tab. III. n. 9. p. 20. Da aber Sestini's Kupferstiche nicht zu den guten zu rechnen sind, so dürfte diese Münze, übrigens früher gestochen, als dieses Werk des berühmten Numismaten in meine Hände kam, nicht ungern wieder gesehen werden.

5) In dem Bullettino dell' Instituto di Correspondenza Archeologica per l'anno 1837. Roma 1837. p. 111 wurde ich von Herrn Lepsius auf eine sehr verbindliche Art aufgefordert, meine Ansicht über diese Münze in den Schriften dieses gelehrten Institutes, an dem meines Wissens die größten Archäologen Theil nehmen, niederzulegen; einer so ehrenvollen Aufforderung nachkommend, habe ich eine Monographie über diese Münze versucht, und bereits nach Rom geschickt.

6) Sur les médailles Corinthiennes d'Ambracia. — Annales de l'Institut de Correspond. Archeol. Vol. I. 1829. p. 311—340. pl. XIV.

darin enthalten, welche ich für einen schönen Beleg zu dem von mir aufgestellten Satze halte, daß die Münzen, auf welchen der Kopf der Pallas und rückwärts das ϙ und der Pegasus, alle Münzen von Korinth seyen, da die der zahlreichen Colonien dieser reichen Mutterstadt den Namen ganz oder mit dem Anfangsbuchstaben beygesetzt haben. Das ϙ kömmt auf solchen Münzen nicht vor, da es nur vorzugsweise die Münzen der Mutterstadt bezeichnet.

Nr. 3 und 4 der zweyten Tafel stellt zwey unbekannte Münzen der Faustina Senior und Plautilla vor.

Die schöne Silbermünze Nr. 5 auf der zweyten Tafel, auf deren Vorderseite ein zweyhenkeliges Gefäß, auf der Rückseite ein Stern, möchte ich für eine Münze von Corcyra halten, denn der Typus, den Eckhel für Gärten des Alcinous hielt, dürfte wohl Sterne andeuten, welcher Stern zuverläßig auf den Didrachmen des jüngeren Styls von Corcyra und auf den Drachmen ausgedrückt ist; in die Strahlen des Sternes ist ΚΕΡΚΥΡΑΙΩΝ geschrieben. Dieser Stern dürfte auf den früheren Zusammenhang zwischen Asien und Europa hinweisen — der eigentliche Typus der alten Münzen von Corcyra, von Apollonia und Dyrrhachium dürfte sabäistische Ideen ausdrücken, welche diese Insulaner und Küstenbewohner sich aus Asien geholt haben. Als dieß schon geschrieben war, sah ich mit Vergnügen, daß auch Uhden [1]) über die Münze des Monunius und Droysen [2]) sich ähnlich aussprechen, über die Zeichen, welche seit Beger Gärten des Alcinous genannt wurden, und welche diese Gelehrten auch für das Zwillingsgestirn halten.

Die Münze von Theben mit dem Kopfe des Herkules und auf der Rückseite die Keule ist nirgends beschrieben; so auch nicht die von der Insel Aegina mit der dreygestalteten Hekate, nicht die unter M. Aurel zu Aegium und die unter Geta zu Aegira geprägten Münzen.

Eine vorzüglich schöne Reihe bilden die Münzen von Korinth, woraus abermals erhellt, daß die Königin des adriatischen Meeres im Mittelalter mit einer der berühmtesten Handelsstädte des Alterthums häufig Verkehr trieb, nicht ahnend, daß auch sie einst von der Vorsehung bestimmt ward, anderen Städten ihre Schiffsmacht abzutreten. Bekanntlich führte Julius Cäsar auf die Ruinen der einst größten Handelsstädte und Feinde von Rom, nach Karthago und Korinth, im Jahre 48 v. Chr. Colonisten, und bald darauf ist in letzterer Stadt die schöne Bronze-Münze geprägt worden, deren Vorderseite die schreitende Victoria in der erhobenen Rechte einen Kranz, in der Linken einen Palmzweig haltend, und auf der Rückseite die schreitende Chimära.

Zu den schönsten ikonischen Münzen gehört jene, deren Vorderseite den verschleyerten Kopf der Livia und die Rückseite den Tempel, dem julischen Geschlechte geweiht, vorstellt; ferner die Münzen des Drusus, der

---

1) Abhandlungen der Akademie zu Berlin, 1830, S. 92.

2) Zur Geschichte der Nachfolger Alexanders. Zeitschrift für Alterthumskunde. 1836. 8. Heft. n. 104. Leider konnte ich die Schrift über den ähnlichen Gegenstand von einem ausgezeichneten Gelehrten, dem ich viele Belehrung verdanke, noch nicht zu Gesichte bekommen; ich meine C. Cavedoni: Osservazioni sul tipo rappresentante gli orti d' Alcinoo nelle monete di Corcira e sue colonie. 8. Ich kenne nur den Titel aus dem Bulletino di Correspondenza Archeologica. 1836. p. 210. h. Eine ausgezeichnete Schrift des gelehrten Cavedoni verdanke ich der Güte desselben, da er mir sie zuschickte; sie heißt: Spicilegio numismatico. Modena 1838. Diese sehr lehrreiche Schrift ist dem Cardinal Mezzofanti gewidmet, dem Lehrer Cavedoni's.

Agrippina, der Octavia, und besonders der große Medaillon des Antinous, der Mionnet's [1]) Zweifel über die Aechtheit dieser Gattung Münzen heben müßte, wenn es jene im k. k. Kabinete nicht im Stande wäre. Die Vorstellung der Rückseite rechtfertigt die Idee, welche Hr. Grüneisen [2]) über die Bronze ausgesprochen hat, daß sie einen Wagenlenker bedeute, denn Helios hat auf diesem Medaillon genau die gleiche Stellung [3]).

Die Serie von Korinth enthält auch eine noch nie bekannt gemachte Münze des Hadrian, zwey von Antoninus Pius, eine von M. Aurel.

Patra hat auch zwey nirgends so schön erhaltene Münzen nach St. Florian geliefert. Die autonome und die des Geta mit den Tempeln des Neptun und der Venus.

Eine Bronze-Münze der Plautilla von Pellene endigt die zweyte, mit 23 Münzen gezierte Platte.

Auch unter den auf der dritten Platte gestochenen Münzen sind nur solche enthalten, welche bis jetzt noch nirgends veröffentlicht, und welche aus dem eben angeführten Umstande entweder einer geschichtlichen oder künstlerischen Thatsache willen merkwürdig sind, z. B. die alte Silbermünze von Cranium, die des Septimius Severus von Messene, die von Lacedämon mit den Hüten der Dioskuren, jene von Argos mit dem Orakel daselbst, die zweyte mit dem junonischen Schilde der gleichen Stadt; eine andere Münze von Cleone mit der Isis Pharia, die von Trözene mit Theseus, welcher den Stein aufhebt, unter dem sein Vater die Waffen verborgen; die schöne kleine Silbermünze von Pheneos und von der Plautilla in Bronze; die sehr schöne Silbermünze von Stymphalus; die Bronzen von Tegea; zwey Bronze-Münzen von Kreta von Domitianus und Trajanus; eine von Cydonia, eine silberne von Phästus und zwey von Präsus, welche unwidersprechlich ihre Herkunft von dieser Stadt bezeugen; eine merkwürdige von der Insel Melos Diese dritte Platte enthält auch drey äußerst seltene, so nirgends beschriebene Münzen von Bosporus Cimmerius in Gold, eine vom Könige Rhescuporis, eine von Kotys und die dritte von Pärisades, so daß auch auf der dritten Platte 23 völlig unbekannte Münzen gestochen sind.

Die vierte Platte beginnt mit einer Münze des Makrianus, zu Nicäa geprägt, welcher eine sehr schöne der jüngeren Faustina folgt von Kyzikus. Zu den gewähltesten der Sammlung von St. Florian rechne ich den Medaillon des Antoninus Pius in Jonien geprägt. Die Vorderseite dieses Medaillons enthält die Schrift: ΤΡΑΙ. ΑΔΡΙΑΝΟϹ ΑΝΤΟΝΕΙΝΟϹ. ΕV. AVG., und das belorbeerte Haupt des ausgezeichneten Kaisers auf eine so meisterhafte Art gearbeitet, daß ich nicht glaube, die schönen Züge des sanften Herrschers seyen irgendwo schöner vorgestellt.

Die Schrift der Rückseite heißt: ΦΡΟΝΤΟΝΟϹ. ΑϹΙΑΡΧΟΥ. ΚΑΙ. ΑΡΧΙΕΡ........ΓΙ ΠΟΛΕΩΝ. (Gemeinschaftliche Münze der dreyzehn Städte unter dem Asiarchen und Oberpriester Fronto)

---

1) Vesc T. II.

2) Die altgriechische Bronze des Tux'schen Kabinets zu Tübingen. Stuttgart 1835. 8.

3) Cimelium Austriae., auch Rathgeber: sur une médaille d'Argos dans le Cabinet des médailles du Duc de Gotha. — Annali dell' Instituto della Correspond. Archeol. Vol. V. 1833. p. 321.

Die Vorstellung ist: Pluto raubt die Proserpina. Kaum weiß man, was schöner gearbeitet, die schöne Gestalt der Proserpina, der ernste Pluto, das Viergespann, der über demselben die Fackel haltende fliegende Amor, der auf den Peplus des Pluto zufliegende Vogel oder der von den eilenden Rossen umgestürzte Calathus, aus dem die Blumen herausfallen.

Die dreyzehn Städte des jonischen Bundes, welche sich zu Panionium (heut zu Tage Tschangli) [1]), in der Nähe von Priene versammelten: Miletus, Ephesus, Erythrä, Clazomenä, Priene, Lebedos, Teos, Colophon, Myus, Phocäa, Smyrna, die Inseln Samos, Chios, haben diesen Medaillon machen lassen; er zeigt von der seltenen Höhe der Kunst, die noch in dem glücklichen Himmelsstriche Joniens blühte, als Antoninus mit frommer Hand die Zügel der Weltherrschaft zu Rom lenkte.

Dieser prächtige Medaillon vereinigt mit seinen übrigen Vorzügen noch den einer unbestreitbaren Aechtheit und Unversehrtheit von menschlicher Hand, wie ich diesen Medaillon sonst nirgends gesehen, denn die Rückseite von jenem, den die k. k. Sammlung schon lange besitzt, ist nicht über allen Zweifel erhaben, noch weniger beyde Seiten derjenigen, die aus dem Museo Theupoli in die k. k. Sammlung gekommen sind — auch der im florentinischen Museum [2]), die von Vaillant [3]) beschriebenen sind nicht so vorzüglich, die im Pariser Kabinet befindlichen sind nicht gestochen, daher der Vergleich nicht zu machen [4]).

Bey Betrachtung der Münzen des Antoninus Pius, sowohl derjenigen, welche dieser gutmüthigste der Imperatoren zu Rom prägen ließ, und anderer, welche unter ihm in griechischen Städten mit seinem Bilde erschienen, dringt sich die Ueberzeugung auf, wie fruchtlos das Bemühen war, die schon erloschene Ehrfurcht vor den alten Mythen Griechenlands und Roms wieder in den Gemüthern der Römer lebendig zu machen; wie konnte nach allem, was geschehen, noch der Glaube an die Wunder erweckt werden, durch die das rohe, aber einfache Rom gegründet oder vergrößert worden? Es gibt Ideen, es gibt Einrichtungen, die für gewisse Zeit von vortrefflicher Wirkung sind, ist jene vorüber, so ist die Kraft derselben auf immer dahin; nur das Ewige, das in der Natur des Menschen mit ihr selbst Gegebene, findet immer seine Zeit. Wie sollte in den Tagen des Antoninus, nachdem die Römer alle Begriffe der Asiaten kennen gelernt, nachdem Afrika dienstbar, die Waffen ein Reich von Schottland bis über die Säulen des Herkules in den Sand der Wüste, vom Rhein an die Donau, von da bis an den Euphrat zusammengefügt, die schärfsten Denker über die Unzulänglichkeit der religiösen Ideen geschrieben, die großen Thaten der römischen Republik, die Talente des Julius Cäsar, sein kriegerischer Geist, das Glück des Augustus, seine Klugheit, der Glanz seiner Regierung, die Schlechtigkeit seiner Nachfolger, die Güte des Titus, die Verworfenheit des Domitian — die Größe Trajans, der Eclecticismus Hadrians, die Menschen über das Wesen der Dinge nachdenken gemacht hatte, wieder der alte Cultus hergestellt werden können? Wie konnte der gütige

1) Leake. Asia minor. London 1824.

2) (jener im frühern Museum Wiczaj). — Musei Florentini numismata maximi moduli. T. XXXI.

3) Nummi graeci, p. 47.

4) Mionnet III. p. 61. n. 3.

Antoninus denken, daß die Menschen noch an den wirklichen Kampf des Herkules mit Cacus, an seine Thaten nach der Tödtung des Cacus, an die Gründung Laviniums, welche Virgil [1]) beschreibt, an Mars und Rhea, an die Wölfin, welche die Zwillinge säugte, an die vom Himmel gefallenenen Schilde, an den Schleifstein, den der Augur Nävius mit einem Scheermesser zerschnitten u. s. f., glauben könnten, und daß er, da schon die größten Kraftäußerungen des menschlichen Geistes, auf dem Felde der Wissenschaft, der Kunst, des inneren Staatslebens, der Politik, des Krieges in dem größten Theile der damals bekannten und gebildeten Welt, die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht hatten, durch die Erneuerung abgekommener Fabeln die alte Frömmigkeit wieder erwecken werde? Hätte Antoninus die ihm nicht unbekannte Größe des Christenthums erfaßt, ihm selbst überall Eingang verschafft, man könnte sich der Hoffnung hingeben, eine Unzahl Gräuel wären nicht verübt worden, und das Menschengeschlecht hätte viel früher die ihm angewiesene Höhe erstiegen.

Das Merkwürdige bey dem Allen bleibt auch hier wieder die seltene Vollkommenheit in der Ausübung der zeichnenden Künste; denn weder deutsche, noch italienische Städtebünde haben Aehnliches aufzuweisen.

Nach diesem vortrefflichen Medaillon ließ ich eine noch nicht bekannte Münze des jüngeren Philippus von Ephesus, eine des Gallienus von Magnesia, eine andere des Heliogabal und eine vierte des Gallienus von Miletus, sämmtlich von Bronze, stechen; worauf wieder eine besonders ausgezeichnete von Phocäa folgt; sie ist:

A. T. K. M. AVP. ANTONEINOC. Der Kopf des Caracalla, mit Lorbeer umgeben. Rückseite: EIII. CTP. M. AVP. ETTTXOT. ΦΩKAEΩN. TEPM.

Der Flußgott oder vielmehr die Nymphe der Quelle, einen Zweig in der Rechten, auf Wellen sitzend, die linke Hand auf eine Urne gestützt, in der ein Vogel. Obschon Arigoni [2]) eine ähnliche Münze herausgegeben, wie die in Florian, so kann diese für inedirt angesehen werden, da jene sowohl in der Vor= als Rückseite so mangelhaft ist [3]); zum ersten Male erscheint der Name der Quelle als TEPM, wahrscheinlich TEPMH und nicht TEPH, wie Arigoni, oder TEPA, wie Vaillant gelesen hat, und so erhält auch die Quelle auf der schönen Münze der Lucilla von Phocäa im k. k. Kabinete bey Frölich ihren Namen.

Die Münze von Smyrna, die ich stechen ließ, ist es noch nirgends [4]) — die des Gordianus Africanus Senior von Samos erscheint deßhalb gestochen, weil sie Zeno für ächt hielt; ich verwerfe sie jedoch, und freue mich, dießfalls mich von Frölich unterstützt zu sehen — schon aus dem Stiche erhellt für mich die Ueberzeugung, daß sie einer jener künstlichen Nachahmungen, wodurch schon im funfzehnten Jahrhunderte die Münzverfälschung einen vielleicht höheren Grad erreichte, als in anderen Zeiten durch so manche Betrüger; deßgleichen halte ich auch die Münze des Pescennius Niger von Germanicia Caesarea, die Zeno um 40 Zechinen gekauft hat [5]), für falsch.

---

1) Aeneis VIII. 42. 81.

2) Nummi Imp. Graeci. T. IV. tab. XIII.

3) Eckhel Sylloge. T. IV.

4) Pellerin Mél. p. 64. auf deren Vorseite: CMTPNAIΩN. ΠPΩTΩN. ACIAC. Rückseite: Amazone.

5) Negri vita di Apostolo Zeno.

Die Autonommünze und jene des Augustus von Aphrodisias in Karien, jene von Keramus, von Knidus, Jasus, die des Domitianus von Nysa, die der Matidia von Tabä, die Autonome von der Insel Kos sind noch auf der vierten Tafel gestochen, so daß ich hoffe, durch die neunzehn auf dieser Tafel veröffentlichten Bronze-Münzen das Gebiet der Münzkunde zu erweitern und zu berichtigen.

Auf der fünften Tafel steht zuerst eine noch nicht bekannt gemachte von der Insel Rhodus; es ist der Kopf des Helios, und auf der Rückseite Pallas, welche den Blitz schleudert — ferner eine Münze der Tranquillina von der Stadt Olympe in Lycien; eine sehr schöne der Julia Domna von Seleucia in Pisidien, auf deren Rückseite Bacchus, in der rechten Hand den Cantharus, in der linken den Thyrsus haltend, zu seinen Füßen der Panther. Ferner erscheinen auf dieser Platte: Die Goldmünze von Cilicien hohen Alterthums, auf deren Vorderseite ein Löwe einen Hirschen niederreißt, auf der Rückseite Apollo (?) schreitend mit gespanntem Bogen, einen Pfeil aus dem Köcher langend (vortreffliche Arbeit!); die Münze des Antoninus Pius, zu Anazarbus geprägt; die Autonom-Münze von Anemurium, deren Rückseite die Diana vorstellt, welche sehr an jene von Paris erinnert.

Zu den ausgezeichnetsten Münzen dieser Platte sind zu rechnen: jene des Gallienus zu Irenopolis mit der Cybele auf der Rückseite, die zwey Autonomen und der Medaillon des M. Aurelius von Mopsus; auch die des Antoninus Pius von Olbe ist noch unbekannt. Außerordentlich merkwürdig ist folgende von Tarsus: Septimius Severus, dessen Kopf vortrefflich gearbeitet ist; auf der Rückseite ist Cilicia sitzend, an ihrem Fuße taucht ein Flußgott herauf, wie auf so vielen andern asiatischen Städtemünzen, zu Cilicia treten Isaurien, Karien mit Kränzen hinzu; rückwärts der Cilicia erhebt Lykaonien einen Kranz, um ihn der Cilicia aufzusetzen. Die Namen aller dieser Provinzen sind auf diesem vortrefflichen Medaillon beygeschrieben. Es erinnert dieser Medaillon an die prächtige Krönungsmünze Georg IV., Königs von England, die eben so sehr zu den schönsten Werken der neueren Zeit gehört, wie jene zu denen der alten Welt. Fast würde ich dem Kopfe des Septimius Severus den Vorzug geben vor dem Georg's IV.; die Composition der Rückseite ist auf dem der alten vorzuziehen, die Symbolik auf dem neuern, obschon die alte durch die Beyschrift der Namen immer deutlicher bleiben wird, als die übrigens für unsere Zeit sehr gelungenen Anzeigen der Länder, da England auf dem Helme die Rose und in der linken Hand den Dreyzack, Schottland die Distel und Irland das Kleeblatt tragen.

Merkwürdig ist auch der zweyte Medaillon von Tarsus mit dem Kopfe des Caracalla, und auf der Rückseite mit dem Tempel auf vier Säulen.

Die Münze von Paphos mit den Tempelgebäuden, die von Bagä, von Daldis, der Medaillon des Commodus von Hierocäsarea; der durch seine außerordentliche Größe, von 13 des Mionnetischen oder 1" 9"' Wiener Maßes sowohl, als durch die Vorstellung der Rückseite gleich ausgezeichnete Medaillon von Nicäa Cilbiani, auf dessen Rückseite der Körper- und Geisteskranke Imperator Caracalla dem Aeskulap, dem Telesphorus, der Hygiea opfert. Diese 18 Münzen sind der Inhalt der fünften Platte.

Auf der folgenden ließ ich stechen eine des Kaisers Gallienus von Tralles mit dem Mercurius in Erz — ein kleines Münzchen der Agrip-

pina von den Gadoenern; eine Antonome von Sybira mit dem Kopfe des Merkur, vor welchem ein Caduceus; die Rückseite: Bacchus ganz verhüllt; eine zweyte von Sybira des Kaisers Macrinus, und rückwärts ein Korb; eine ausgezeichnete Münze des Nero von Laodicea mit Homer und Zeno; ein interessantes Münzchen Gordians III., mit dem Flußgotte Asträus auf der Rückseite.

Für jeden Christen, insbesondere für ein geistliches Haus, scheinen mir alle Münzen, welche sich auf Syrien und Palästina beziehen, sehr anziehend; in Florian sind sehr schöne, von denen ich wieder nur jene in Kupfer stechen ließ, die noch von Niemand bekannt gemacht wurden, und daher aus der Sammlung von St. Florian zum ersten Male der Welt mitgetheilt werden; als da sind:

Von der Otacilia Severa zu Damaskus mit dem Kopfe des Genius der Stadt innerhalb eines Tempels auf vier Säulen, dem sich von beyden Seiten Priesterinnen mit Votivtempeln auf dem Kopfe nähern; eine zweyte Valerianus mit CEBACMIA innerhalb zweyer Füllhörner; Leucas, Gadara liefern noch nicht bekannte Münzen. Besonders schön ist zunächst die Autonome von Tripolis, auch die von Diadumenianus mit der Astarte innerhalb eines zehnsäuligen Tempels; ferner auch die von Tyrus, auf deren Vorderseite der Kopf des Valerianus und rückwärts die mit einem Blumenkorbe stehende Europa, deren Name beygeschrieben, aus den Wellen naht sich Jupiter als Stier.

Auf der sechsten Platte sind gestochen: Eine Autonome mit phönizischer Schrift; ein ganz kleines, sehr schönes Münzchen mit der Victoria, welche den Berg Garizim mit beyden Händen hält, von Neapolis; die Münze mit zwey Imperatoren, die sich die Hände geben, auf der Rückseite des Trajan Decius, von Jerusalem, zwey sind von Raphia; und eine vortreffliche von Ardeshir, dem Könige von Persien aus dem Stamme der Arsaciden, welche allein aus den letztgenannten ehernen in Silber ist.

Alexandrien bot aus der reichen Folge der römischen Imperatoren 18 Münzen, zum Stiche geeignet, welche sämmtlich schon Neumann zeichnen ließ; die Nomen von Aegypten 5 Stücke; und zwar ließ ich die von Nomos Alexandria stechen, weil von keiner die Rückseite so gut erhalten ist. Die zweyte vom Kaiser Hadrian: ΑΠΟΛΛΩΝ. L. ΙΑ. und ein Adler; die dritte von Trajan — Groß-Bronze mit ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΗΣ; die vierte ebenfalls Trajan und ΞΟΙΤΗΣ. Die fünfte von Hadrian halte ich von Diospolis magna, auf der Rückseite der Imperator Pacificator, jedoch in größerem Formate, als solche bis jetzt bekannt sind.

An diese griechischen, noch nirgends beschriebenen, noch weniger gestochenen Münzen aus der Sammlung von St. Florian wünschte ich einige unica aus der römischen Abtheilung zu reihen, die vielleicht noch eine Nachlese zuließe, wenn ich Zeit genug hätte, eine so zahlreiche Abtheilung mit all der erforderlichen Muße durchzugehen.

Es ist sehr schwer, nach den Sammlungen von Wien und Paris nach den Ausgaben des Vaillant von Baldinus, dem Zeno seine seltenen Münzen mittheilte, und besonders nach dem vortrefflichen Supplemente zum Vaillant von Khell *), der Florian so sehr zu diesem Zwecke benützte,

*) Joseph Khell hat in seinem oben, S. 42. n. 6 angezeigten Werke so viele Münzen von St. Florian beschrieben, daß ich mich durch meinen oben ausgesprochenen Satz veranlaßt finde, einige lateinische, des Beyspiels wegen, buchstäblich anzuführen; als:

l. c. p. II. III., noch diesen Unbekanntes aufzufinden, und dem ungeachtet ist auch davon noch Einiges in St. Florian.

Wegen der außerordentlich schönen Erhaltung und Arbeit ließ ich zeichnen und stechen:

Pag. 2. 1) D. IVLIVS. Caput laureatum Julii Caesaris: PACI.
Q. VOCONIVS. VITVLVS. Vitulus stans intra circulum interiorem; intra hunc et exteriorem. IMP. CAES. VESPASIAN. AVG. . . *AV*.

Pag. 9. 2) CAESAR AVGVSTVS. Caput ejus nudum.
SIGNIS RECEPTIS. Mars galeatus nudus stans d. aquilam legionariam, et signum militare in humerum reclinatum. *AV*.

P. 18. 3) C. CAESAR. AVG. GERM. P. M. TR. POT. Caput Caii laureatum
TI. CLAVD. CAESAR. AVG. P. M. TR. POT. IMP. VI. Caput Claudii laureatum. *AR*.

P. 33. 4) CAESAR. VESPASIANVS. AVG. Caput laureatum.
CERES. AVGVST. Ceres stans d. spicas, s. hastam. *AR*.

P. 40. 5) IMP. TITVS. CAES. VESPASIAN. P. M. Caput Titi laureatum.
BONVS. EVENTVS. AVGVSTI. Genius nudus d. pateram, s. spicas cum papavere *AR*.

P. 41. 6) IMP. TITVS. CAES. VESPASIAN. AVG. P. M. Caput idem.
TR. P. VIIII. IMP. XV. COS. VIII. Quadrigae equorum, in curru planta. AR.

P. 46. 7) IMP. CAES. DOMIT. AVG. GERM. P. M. TR. P. V. Caput Domitiani laureatum.
IMP. XI. COS. XI. CENS. P. P. P. Victoria gradiens d. coronam s. ramum. *AR* Quinarius.

8) DOMIT. AVG. GERM. COS. XI. Caput muliebre forsan Domitiae.
S. C. Panarium cum spicis. AR. Quinarius.

P. 57. 9) IMP. CAES. NERVA. TRAIAN. AVG. GERM. Cap. Trajani laur.
P. M. TR. P. COS. IIII. P. P. Victoria seminuda corpore toto obversa stans d. coronam, s. ramum. AR.

P. 69. 10) HADRIANVS. AVGVSTVS. Caput laureatum.
FELICITATI. AVG. COS. III. P. P. Navis cum quatuor remigibus. AR.

11) IMP. CAESAR. TRAIAN. HADRIANVS. AVG. Caput laureatum.
HILAR. P. R. P. M. TR. P. COS. III. Mulier stans pectore nudo, utraque manu aut velum a capite reducit, aut crines componit. AR.

P. 78. 12) ANTONINVS. AVG. PIVS. P. P. TR. P. XVII. Caput laureatum.
COS. IIII. Mulier stans d. temonem longiorem s. florem.

P. 83. 13) DIVA. FAVSTINA. Caput ejus spicis coronatum et velatum.
AVGVSTA. Ceres stans utraque manu facem. AV.

P. 86. 14) ANTONINVS. AVG. ARMENIACVS. Caput laureatum.
P. M. TR. P. XVIII. IMP. II. COS. III. Mulier stans utraque manu cornucopiae ad vas subjectum inclinat, atque in illud effundit aliquid.

P. 87. 15) M. ANTONINVS. AVG. IMP. II. Caput nudum.
SALVTI. AVGVSTORVM. TR. P. XVIII. COS. III. Hygia stans. d. serpentem ex ara assurgentem pascit, s. hastam puram. AV.

16) M. ANTONINVS. AVG. GERM. SARM. Caput laureatum.
SECVRIT. PVB. TR. P. XXX. IMP. VIII. COS. III. Mulier seminuda sedens d. ad caput sublata, s. cubito sellae innixa.

P. 88. 17) M. AVREL. ANTONINVS AVG. Caput laureat.
TR. P. XXXIII, IMP. VIIII. COS. III. P. P. Figura togata sedens d. serpenti, ut videtur, adsurgenti aliquid offert, duarum spicarum specie. AR.

18) Epigraphe et caput idem.
TR. P. XXXIII. IMP. X. COS. III. P. P. Victoria insistens globo, d. coronam, s. vexillum legionare aut tropaeum aliquod minus

Und so könnten noch viele aufgeführt werden, denn der gelehrte Mann beschrieb in seinem Werke bloß aus der Sammlung von St. Florian zwey und sechzig Stücke, von denen er zugleich viele stechen ließ.

GALBA. IMPERATOR. Kopf des Galba belorbeert (ein wahrer Camee). Rückseite: IMP. CAES. TRAIAN. AVG. GER. DAC. P. P. REST. Die Libertas stehend. AVR.

Eine Silber-Medaillon des Hadrian, eigentlich in Klein-Asien geprägt, jedoch unbekannt in welcher Stadt, ist gestochen mit: HADRIANVS. AVGVSTVS. Kopf des Hadrian. R.: HADRIANVS. AVG. P. P. REN. Der Imperator in der Toga, stehend, zwey Kornähren haltend. AR. Von Baldinus die Beschreibung mitgetheilt *).

Eine Goldmünze von Hadrian ließ ich ebenfalls stechen, weil mir nicht bekannt ist, daß eine so schöne gestochen, obschon das Wesentliche bekannt ist: IMP. CAESAR. TRAIAN. HADRIANVS. AVG. Belorbeerter Kopf mit dem Paludamentum; vortreffliche Arbeit. R.: P. M. TR. P. COS. III. Herkules auf Waffen sitzend.

Macrinus in Gold: IMP. C. M. OPEL. SEV. MACRINVS. Kopf mit Lorbeer und Paludamentum. R.: VICT. PART. P. M. TR. P. II. COS. II. P. P. Eine schwebende Victoria. Obschon bey Khell gestochen, l. c. p. 137, so dürfte dieser Stich etwas genauer seyn.

Maxentius in Gold: MAXENTIVS. P. F. AVG. Kopf vorwärts gewendet. R.: TEMPORVM. FELICITAS. AVG. .O. Die Wölfin, welche den Romulus und den Remus säugt; unten: POST. Ebenfalls schon bey Khell gestochen, I c. p. 230, vielleicht auch hier genauer.

Diocletianus in Gold: DIOCLETIANVS. AVG. COS. IIII. P. P. Kopf mit Lorbeer; Paludamentum, den Legionsadler in den Händen. R.: IOVI. VLTORI. S. SMI. Jupiter in der Linken den Blitz, in der Rechten die hasta pura, zu den Füßen den Adler.

Vetranio in Silber. Ein Medaillon kleiner Gattung. D. N. VETRANIO. P. F. AVG. Der Kopf mit Lorbeer und Paludamentum. R.: VICTORIA. AVGVSTORVM., unten: SIS. Schreitende Victoria; in der rechten Hand einen Kranz von Lorbeer, in der linken einen Palmzweig.; vor den Füßen sproßt aus der Erde ein Lorbeerbaum.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gelehrten, denen der Zutritt zur Sammlung des Stiftes St. Florian frey war, und deren Gelehrsamkeit so hoch stand, die nicht von so mannigfachen Arbeiten überhäuft waren, viel Wissenswerthes über Eure Münzsammlung niedergeschrieben haben mögen, deren Notate vielleicht verloren, vielleicht noch manche in St. Florian sich befinden; ich habe keine zu Gesichte bekommen. Unter den Zeichnungen und ausgeschnittenen Kupferstichen, woraus Neumann ein corpus numismaticum universale machen wollte, und das leider seit seinem Tode fast nicht mehr fortgesetzt wurde, da es mir an Zeit und Mitteln gebrach, das von Neumann Angefangene, so wie ich wünschte, weiter zu führen, fand ich ein und das andere Stück von St. Florian, das aber entweder zur Zeit der Zeichnung auf Neumanns Veranlassung schon nicht mehr unbekannt war, oder seither insbesondere durch die Veröffentlichung der ungeheuren französischen Sammlung durch Mionnet und so viele andere bekannt wurden. Als ich im Jahre 1834 auch bey der, durch Seine Excellenz, den Oberleiter des k. k. Münz- und Antikenkabinetes, Grafen Moriz v. Dietrichstein, veranlaßten neuen Aufstellung des genannten Kabinets das früher verborgene, dem Münzkabinete durch Neumann testamentarisch bestimmte vorbereitete Werk über numos anecdotos auffand, so hatte ich die Freude, mich mit meinem verehrten Lehrer zu begegnen, der manche Münze schon vor Jahren hatte zeichnen lassen,

*) Vaillant édit. Romana 1743. p. 80.

die abermals durch Hrn. Schindler, diesen eifrigen Schüler seines Meisters, Hrn. Fendi, auf meine Veranlassung gezeichnet und gestochen wurden. An Treue, Sorgfalt, Eleganz übertreffen die Zeichnungen des Hrn. Schindler zuverlässig jene des Hrn. Mansfeld. Manuscriptnoten fand ich, als auf Florian bezügliches, nur sehr Weniges.

Viele ausgezeichnete Stücke fand ich nicht durch Neumann gezeichnet. Es ist mir sehr angenehm, von Dir, lieber Bruder, eben die Erlaubniß erhalten zu haben, welche früher Khell und dann Neumann von Deinem Vorgänger erhielten, und gewiß auch Frölich erhalten hat; wenn es diesem doch vergönnt gewesen wäre, davon Gebrauch zu machen! Diesen gelehrten, nicht bloß durch seine Kenntnisse, sondern, was jetzt fast seltener, auch durch seinen Charakter hochwürdigen berühmten Mann entriß aber der Tod, eilf Jahre nach dem Ankaufe Eurer Sammlung, allzufrüh den Wissenschaften am 7. July 1758 im 58. Jahre seines Alters. In den Jahren zwischen seinem merkwürdigen Gutachten über Eure Sammlung und seinem Tode erschienen von seinen Werken drey, die ihm hätten Gelegenheit geben können, auch Münzen des Apostolo Zeno der gelehrten Welt bekannt zu machen; es sind dieß die drey Werke:

1) Regum veterum numismata anecdota aut perrara etc., opera Comitis Khevenhüller. Vindob. 1752.
2) Ad numismata regum veterum accessio nova. Vindob. 1755.
3) Notitia elementaris numismatum antiquorum illorum, quae urbium liberarum, regum et principum ac personarum illustrium nominantur. Vindob. 1758.

in welchen ich jedoch nicht finde, daß er einer Münze von St. Florian Erwähnung gemacht hätte.

Uns, lieber Bruder, wünsche und hoffe ich, wird noch so viel Leben gegönnt seyn, daß das Wesentlichste der Stiftssammlung durch Stich und einen erklärenden Text wird bekannt gemacht werden. Dem Speziellen über die einstige Sammlung Apostolo Zeno's wünschte ich, wenn es die Zeit gestattet, etwas Allgemeines über das Porträt Alexanders des Großen auf Münzen hinzuzufügen, und mit Kupferstichen zu begleiten; wozu noch aus Eurer Sammlung einige Belege vorhanden sind.

Es ist dieß ein vielbesprochenes, gewiß sehr anziehendes Thema, denn was von einem so großen Manne handelt, ist immer einiger Theilnahme gewiß, wenn es auch manches zu wünschen übrig läßt.

Indem ich hier nur, lieber Bruder! alle jene Münzen anführte, die, mit sehr geringen Ausnahmen, noch nirgends beschrieben sind, glaube ich schon zu zeigen, wie werthvoll die Sammlung des Stiftes sey, welche in der österreichischen Monarchie ohne Zweifel die dritte im Range ist. Die k. k. zu Wien, welche im Ganzen genommen meines Erachtens die erste in der Welt ist, hat natürlich den ersten Rang, den zweyten die k. k. zu Mailand, den dritten, was antike Münzen betrifft, jene des Stiftes. Denn außer den oben erwähnten unedirten, sind viele ausgezeichnete Stücke da, die übrigens schon durch Gelehrte beschrieben und der Welt mitgetheilt sind, daher das Gebiet der Numismatik nicht erweitern, wohl aber ein sehr erfreulicher Besitz sind.

Aus der Uebersicht, die ich den einzelnen Abtheilungen über die noch unbekannten Münzen des Stiftes vorauszuschicken wünsche, wird der Stand derselben wenigstens im Allgemeinen auf eine ähnliche Art ersichtlich werden, wie der Stand der kaiserlichen durch meine Synopsis numorum graecorum. Nach meinem Erachten sollten von öffentlichen

Sammlungen nicht bloß Synopsen, sondern auch beschreibende und vergleichende Kataloge durch den Druck und Stich des Merkwürdigsten bekannt gemacht werden, wie ein solcher von mir auch über die 24489 [1]) griechischen Münzen des k. k. Kabinets zum Drucke bereit liegt, nur ein inländischer Verleger hat sich noch nicht gefunden. Von Privatsammlungen scheint es mir zweckdienlich, bloß die Uebersicht des Ganzen und die Beschreibung und den Stich des Unbekannten zu veröffentlichen.

Eine so werthvolle Zusammenstellung von Erzeugnissen der ausgezeichnetsten Völker, Städte, Männer gewährt einen tiefen Blick in die Geschichte der Zeiten, deren Monumente die Münzen sind.

Obschon Apostolo Zeno die griechischen Münzen hoch schätzte, so waren doch zu seiner Zeit die römischen noch die, welche am meisten Aufmerksamkeit erregten. Den Gelehrten: Frölich, Pellerin, Neumann und besonders Eckhel, verdankt die griechische Numismatik ihre gründlichste Erklärung; in den neueren Zeiten den Herren Sestini, Millingen, Cousinéry, Cadalvéne, Raoul-Rochette, Streber, Röhden, Pinder — als Beschreiber Mionnet.

Zu den Schätzen seiner Sammlung rechnete Apostolo Zeno, wie dieß aus seinen Briefen [2]) erhellt, die Münzen des Bosporus Cimmerius; im 1154. 1156. 1170 beschreibt er diesen Gegenstand ziemlich weitläufig, besonders die Münzen des Pärisades, des Rheskuporis und Domitianus. Damals, bevor Eckhel sein berühmtes, auf geographische Ordnung gegründetes System einführte, waren die Münzen der Kaiser und Kaiserinnen, welche in den Colonien geprägt wurden, nach den Kaisern gereihet, unter welchen sie geprägt wurden; und in der That, diese Idee hatte auch ihr Gutes, denn hiedurch wurde die Macht derselben ausgedrückt. Obschon die Neuerung, die Pellerin und Eckhel einführten, das Alte an Brauchbarkeit überwiegt, so kann in einer gut eingerichteten Sammlung der alte Bestand nicht ganz umgangen werden, und was in der That ausblieb, muß schriftlich bemerkt werden; in den geschriebenen Katalogen muß daher immer den Namen der Imperatoren ein alphabetisches Verzeichniß aller der Städte, in welchen Münzen mit den Bildnissen derselben geprägt wurden, angehängt werden; ein ähnliches sollte ebenfalls bey den römisch-deutschen Kaisern Statt finden, denn es erhellt wohl auch daraus ihre Macht, wenn der Katalog alle die Städte aufführt, die unter ihrem Schutze, mit ihrem Bildnisse und ihnen zu Ehren Münzen geprägt haben.

Zu den seltensten Münzen seiner Sammlung rechnete Apostolo Zeno, wie er Olivieri und Baldini schreibt [3]), die 21 Goldmünzen, welche er um einen sehr billigen Preis gekauft habe, und worunter der größte Theil von außerordentlicher Seltenheit war; als: Drusus der Aeltere mit den Schilden: De Germanis; zwey von Lucius Verus; eine mit Victoria parthica, die andere mit Armenia capta; zwey Commodus; drey Pertinax, als: opi divinae, Aequitas, Laetitia temporum; eine von Didius Julianus: Rector orbis; Septimius Severus und Julia Domna, Victoria Parthica Maxima; Caracalla und Geta; der oben schon angeführte Macrinus mit Victoria Parthica,

---

1) Mit Ende April 1838. Es wäre nicht schwer gewesen, die bloße Zahl zu erhöhen, jedoch glaubte ich es für gerathener, das Falsche und Doppelte auszuscheiden, als durch einen großen Numerus zu prunken, denn besser ist die Qualität als Quantität.

2) Lettere di Apostolo Zeno. Venezia. Seconda edizione. 1785. Voll. 6.

3) Lett. 811. 822. 1185. 1196. tom. IV. p. 516 etc. t. V. p. 110.

der noch immer einzig geblieben ist; Maximianus mit der Concordia und Herkules; einen großen Medaglion des Valens, den Zeno in Wien vom Grafen Lippa erhielt, hat er dem Cardinal Albani mit drey anderen Medaglionen um 170 Zechinen verkauft.

Unter den silbernen Münzen rechnete Ap. Zeno zu den seltenen: Marciana mit dem Adler, zwey Agrippina, Nero Drusus, Antonia, Severus Alexander als Cäsar mit Pietas [1]); eine Domitilla; einen Hostilianus u. s. f.

Bey den Bronzen sind sehr schöne Stücke, als: Diadumenianus, zu Berytus geschlagen; Pescennius in Groß-Bronze und mittlerer Bronze zu Alexandrien; eine Plotina von erster Größe, die er vom Bischofe zu Verona um 23 Zechinen kaufte [2]); obschon auch bey den Familien, die er [3]) auf 800, als 1/3 dessen, was er wünschte, anschlägt, schöne Stücke sind, z. B.: Aemilia als Sestertius, Cestia in Gold, Crepereia, Itia, Lutatia in Silber, Numonia in Gold, so war er damit nicht besonders zufrieden.

Die griechischen zu vermehren war Zeno glücklich, denn er hatte von der Tranquillina allein 20 Stücke. Eine besondere Freude hatte er auch an Diadumenianus von Tripolis [4]) mit der Epoche; so auch über einen Macrinus, Julia Mäsa und drey anderen Münzen von Tyrus, Sidon und Samaria [5]).

Obschon Apostolo Zeno ein sehr gelehrter und fein gebildeter Mann war, der seine ausgezeichnete Sammlung Stück für Stück zusammenkaufte, und in seinen Briefen manche interessante Aufklärung niedergelegt hatte, so wagte er sich doch nicht mit einer Beschreibung derselben heraus, sondern theilte seine Bemerkungen dem Baldini zur anderen Auflage des Vaillant mit. Es ist wohl wahr, daß Zeno, wie ich bey Samos über die Münze des Gordianus Africanus anzuführen schon Gelegenheit hatte, auch mehrere falsche Münzen für ächt und selten hielt, und daraus Schlüsse zog [6]), wie von dem silbernen Medaillon der Jotape, der zuverläßig falsch ist; aber es begegneten ihm solche Irrthümer nur selten und ausnahmsweise, und selbst die größten Männer, so auch Eckhel, waren nicht frey davon.

Die Julia Titi, restituirt von Domitian [7]), halte ich für verdächtig.

Aus der bloßen Aufzählung von Münzen erhellt schon die Merkwürdigkeit der Sammlung des Apostolo Zeno und das Interessante des Besitzes derselben; denn ich glaube in der That, daß die Sammlung des Apostolo Zeno unter dem im siebzehnten Jahrhunderte zu Venedig bestandenen Sammlungen den ersten Rang eingenommen habe; sie übertrifft meines Erachtens die der Familie Tiepolo, welche im J. 1823 mit der kaiserlichen zu Wien vereinigt wurde; diese wurde um 188000 Lire Ital. angeboten, auf 100000 — 112000 geschätzt, und von den Behörden um 100000 = 38461 fl. 32 kr. C. M. erkauft. Diese bestand [8]) aus 403 Gold-, 2534 Silber- und 6365 Bronze-Münzen, folglich aus 9302 Stücken. Die Sammlung Tiepolo's hatte den Vorrang vor den anderen Sammlungen in Venedig, als vor der zahlreicheren (denn sie bestand aus ungefähr 20000 St.) des Arigoni [9]), Savorgnan, Gra-

1) Lett. 1014. 2) Negri l. c. p. 359. 3) Lett. 1017. A. V. p. 387. v. J. 1738. 4) Lett. 821. t. IV. p 416. 5) Lett. 812. t. IV. p. 388. 6) Lett. 794. t. IV. p. 353. 7) Lett. 1073. t. VI. p. 10.

8) Musei Theupoli antiqua numismata. Venetiis 1736. 4. 2 Bde. — Eckhel D. N. V. p. CLXI et CLXXV.

9) Numismata Musei Arigonii. Tarvisii 1741 — 1759. 4 Voll. Fol. — D. S. (Sestini) Catalogus Mus. Arigoni. Berolini 1805. Fol.

denigo, Balbi, Nani, Persico, Obizzo, Molino [1], Pisani [2]; und so war die nun im Stifte Florian aufbewahrte Sammlung auch die Vorgeherin aller derjenigen, welche in der einstigen Königin des adriatischen Meeres entstanden, sich mit den älteren Ländern der Monarchie vereinigten, eine Verkünderin, daß auch diese schöne Stadt selbst sich mit dem großen Kaiserthume Oesterreich vereinigen werde.

Seit die Waffen ruhen, ist in den inneren Verkehr, in Wissenschaft, Kunst und Industrie ein regeres Leben gekommen, in Folge desselben haben manche Sammlungen ihre Besitzer gewechselt, manche sind zerstreut worden, dieses Leben ist im Ganzen für Wissenschaft, Kunst und Industrie vortheilhaft geworden. Mit verhältnißmäßig sehr geringem Aufwande, meistens durch Tausch, hat das k. k. Münz- und Antiken-kabinet durch die unermüdete Thätigkeit Sr. Excellenz, des Herrn Grafen Moriz v. Dietrichstein, das Wesentlichste aus der nun zerstreuten Sammlung Wiczay [3]) erhalten; so auch schöne Stücke aus der ebenfalls zerstreuten Allier de Haute-Roche [4]), Münter [5]) und Pisani.

Hr. Fontana in Triest, der eine der größten bestehenden Sammlungen [6]) zusammengebracht hat, und sein Augenmerk vorzüglich auf römische Münzen richtet, trat äußerst seltene griechische dem kaiserlichen Kabinete ab, zum Theil durch Tausch, zum Theil aus dem Wunsche, zur Bereicherung dieser im Ganzen genommen ersten Sammlung der Welt beyzutragen. Von den meisten dieser Sammlungen sind durch ihre Wissenschaft und Kunst liebenden Besitzer mehr oder minder vortreffliche Kataloge gedruckt, und mit Kupferstichen erläutert worden.

Die Sammlungen, welche die neueren Zeiten umfassen, wechseln in der Regel ihre Besitzer schnell, und geben hierdurch den Anschein, als ob sie an der Mode hingen. So überlebten die Sammlungen Müller [7]), Dickmann [8]), Ampach [9]), Wambolt [10]), Appel [11]), Bretfeld [12]) kaum ihre Gründer. Manche dieser Sammlungen lieferten bey ihrer Zerstreuung die merkwürdigsten Stücke ins kaiserliche Kabinet.

Es ist für Dich, als Vorsteher eines so schönen Stiftes von einer seltenen baulichen Vollendung, wozu es zwar ohne verhältnißmäßig große Dotation durch die Passauer Bischöfe, deren Mangel Dir freylich

---

1) Sestini Descript. Numor. vet. Lips. 1796. Praef. VII.

2) Mazzolenus. Numismata aerea selectiora maximi moduli e Museo Pisano olim Corrario. In monasterio Benedictino Casinati. 1740. 2 Bde. Fol. Die meisten Bronze-Münzen gleicher Art im Museo Theupoli und Pisani sind im letzteren von ungleich schönerer Erhaltung. In der Sammlung Pisani sind auch vortreffliche Medaillons des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts aus Bronze.

3) Wiczay: Museum Hedervarianum. Vindobonae 1814. 2 Bde. 4. — Sestini Descrizione delle Medaglie antiche del Museo Hedervariano. Firenze 1828. 3 Part. 4.

4) Dumersan: Description de médailles antiques du Cabinet de feu Mr. Allier de Hauteroche. Paris 1829. 4.

5) Museum Münterianum, P. 1. 11. Hauniae 1837. 8.

6) Sestini: Descrizione delle medaglie *grecche* del Museo Fontana 3 Part. Firenze 1822 — 1829. 4. — Sestini: Descrizione della Serie *Consolare* del Museo Fontana. Firenze 1827.

7) Katalog der Münzsammlung Müller. Wien 1824.

8) Dickmann's Münzsammlung. Wien 1836. 8.

9) Numophylacium Ampachianum. Leipzig 1833. Naumburg 1835. 3 Thle. 8.

10) Katalog des Wambolt'schen Münzkabinets. Heidelberg 1833. 4.

11) Appel's Münz- und Medaillensammlung. Wien 1805. 1808. 8.

12) Bretfeld's Katalog ist noch zu machen.

bey den von Zeit zu Zeit sich mehrenden Lasten und Leistungen schon oft vielen Kummer verursachte, bey aller Huld und Gnade der beyden Herrscherhäuser, ohne größere Unterstützung derselben sowohl, als eines anderen hervorragenden Geschlechtes in Oesterreich, bloß durch Erfüllung der Grundbedingnisse ähnlicher Stiftungen: durch Gottesfurcht, Fürst- und Vaterlandsliebe, Zucht, Ordnung und Sparsamkeit, gelangte; wodurch es kam, daß dieses schöne Haus selbst in den Stürmen der Völkerwanderung und verheerender Kriege, der Reformation und Revolution aufrecht stehen blieb, in Stürmen, denen manche andere Stiftungen der Art, selbst des Kaiserhauses und anderer hoher österreichischer Geschlechter erlagen; es ist, sage ich, für Dich als Vorsteher einer Corporation, die so viele ausgezeichnete Männer zählt, von großer Wichtigkeit, besonders in Bezug auf die philologisch-historischen Wissenschaften, insonderheit die Geschichte der Kunst, Herr einer so vortrefflichen Sammlung zu seyn; so ists nicht minder wichtig für den Nationalbesitz des Kaiserthums Oesterreich, das Abteyen in seinem Umkreise hat, welche auf wissenschaftliche, auf Gegenstände der Geistesbildung einst so viel verwendet haben, daß die antike Münzsammlung des Stiftes der von manchen Souveränen gleich kömmt, ja sie übertrifft. Das Werk des Apostolo Zeno ist nicht nur im Stifte St. Florian unangetastet erhalten, sondern auch vermehrt worden, und die nächste Zukunft dürfte deren Bekanntmachung sehen. Mögest Du lange Dich der süßen Gewohnheit des Daseyns erfreuen, möge das Haus, vielleicht die jetzt noch lebende älteste Stiftung des Christenthums auf deutscher Erde, noch lange würdige Männer forterziehen, gleich arbeitsam in der Seelsorge und in den Geschäften des Landbaues, als in der Pflege der Wissenschaften, wozu Du das schon lange und besonders unter Deinem Vorfahr so rühmlich begonnene Werk mit Muth und Ausdauer fortbaust.

Wien, im Februar 1837 *). Joseph Arneth.

Anfrage, den literarischen Nachlaß Carl's von Meyern betreffend.

Carl von Meyern, ein geborner Beireuther, Hauptmann in k. k. Diensten, zuletzt bey der Frankfurter Militärkommission verwendet, und früher zu den nächsten Umgebungen des Fürsten Carl von Schwarzenberg gehörend, ist gewiß noch Vielen in frischem Andenken, mehreren noch als Verfasser Dya-Na-Sore's, als Erforscher der Schlachtfelder der Alten bekannt. Sein literarischer Nachlaß war in einen Koffer aufbewahrt, welcher zuletzt bey seinem, nun ebenfalls verstorbenen Freunde, dem Major von Kavanagh, deponirt war. Ein Freund des verstorbenen Meyern würde sich die Sichtung und Herausgabe der hinterlassenen Papiere dieses in so vieler Beziehung merkwürdigen Mannes zur angenehmen Pflicht machen, und bittet diejenigen, welche ihm Auskunft über ihr Schicksal geben können, um gütige Benachrichtigung durch Vermittlung der Redaction dieser Jahrb. d. Lit.

Wien, den 1. Juny 1838. Kölle.

---

*) Es darf wohl kaum eigens erwähnt werden, daß einzelne Noten dem Schreiben nachträglich eingeschaltet wurden; der Brief S. 41 — 46 und 47 wurde gegeben, um daraus die Geschichte dieser Sammlung zu ersehen, woraus von selbst hervorgeht, warum die Numi anecdoti derselben erst in neuerer Zeit ihrer Veröffentlichung entgegensehen.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.

Jahrbücher der Literatur.

Vier und achtzigster Band.

1838.

Oktober. November. Dezember.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.



Inhalt des vier und achtzigsten Bandes.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. LXXXIV.

Jahrbücher der Literatur.

Oktober, November, Dezember 1838.

Art. I. Mémoires de Fleury, de la Comédie française (1757 à 1820). Paris, Ambroise Dupont, éditeur 1836 — 1838. 6 Bände, 2331 Seiten.

(Schluß.)

Während des strengen Winters von 1783 — 1784 gaben mehrere Pariser Theater Vorstellungen zum Vortheile der Armen. Das Théâtre français gab das Trauerspiel Coriolan, von Laharpe, welches vom Publicum zwar kalt aufgenommen wurde, aber gleichwohl 10,443 L. einbrachte. Als die Schauspieler diesen Beytrag den Pfarrern darbringen wollten, wurden sie, zu ihrem Erstaunen, damit zurück und an den Lieutenant der Polizey gewiesen, aus dessen Händen allein sie dieses, auf so weltliche Weise gewonnene Geld ohne Aergerniß empfangen könnten! — So stand es im Jahre 1784 mit der Aufklärung einer Nation, die sich damals wie jetzt für die aufgeklärteste der Welt hielt.

Das Bestreben, den Armen beyzustehen, gab damals Anlaß zu einer Menge, theils rührender, theils ergötzlicher Anecdoten, welche der vierte Band von S. 28 bis 51 enthält.

Wenige Jahre später begannen die ersten Zeichen des herannahenden schrecklichen Sturmes. Die Klubs entstanden. — »Eine allerliebste Sache, diese Klubs, wie sie im Anfange waren!« ruft Fleury aus. »Erstens war dieß eine ganz neue Benennung, welche unsere Damen gern aussprachen, weil sie fremd klang; dann war es eine Art von Zeitvertreib, welche sie mit Vergnügen annahmen, weil sie vom Auslande kam; es war, so zu sagen, England in verbesserter, vermehrter und verschönerter Auflage. Der Name und die Sache machten Furore, und schienen höchst unterhaltend; sie veränderten plötzlich die Physiognomie unserer etwas veralteten Abendgesellschaften; sie gaben den Versammlungen, die sich nur noch durch allerley Kunstgriffe erhielten, schnell eine Bewegung, und der Unterhaltung neue Winterquartiere, die, nicht aus Mangel an Stoff, sondern weil ihre Form aus den Zeiten Ludwig's XIV. abstammte, langsamen Todes starb, und einer Auffrischung bedurfte. Indessen, was die Form ändert, kömmt in Gefahr, die Grundlage zu ändern, und die französische Conversation, diese unterhaltende Königin der Salons, ward in kurzer Zeit zur Presbyterianerin; ernst, hochfahrend, sprach sie von Principien, von Mißbräuchen, von Constitution: von derselben Zeit änderte der Klub seine Phy-

siognomie; er wurde eine Art von Meinungs-Bureau, und um dieses Bestreben zu rechtfertigen, nahm er den Oppositionsgeist in sich auf, der allen Parisern angeboren ist; dieser Geist der Kritik erhielt nun seine Präsidenten, seine Räthe, seine Redner. Von 1788 bis 1793 tauchte die Satyre ihre Geißel in die schärfsten Säuren, und mitten in den Cirkeln, wo sie scherzte, in den Caffeehäusern, wo sie um sich biß, in den Coterieen, wo sie schmollte, im Theater, wo sie pfiff, auf den öffentlichen Plätzen, wo sie Stürme aufregte, allenthalben endlich, wo sie ihre Stimme mit dem Rufe erhob: »Das ist öffentlicher Geist!« habe ich nie etwas anderes entdecken können, als den Geist der Widersetzlichkeit, mit einem pomphaften Titel geschmückt.«

Das lange und schmerzvolle Entzündungsfieber, welches damals die ganze französische Gesellschaft ergriffen hatte, theilte sich am Ende auch dem Theater mit. Man hat behauptet, daß die Zwietracht dort mit Talma und der Vorstellung Carl's IX. begonnen hätte; Fleury versichert aber, daß sie viel früher angefangen habe. Man fragte sich: Bist du für Calonne? Bist du für Necker? »Lisette war in offenem Kriege mit Frontin wegen der Versammlung der Notabeln, und Alceft wollte, trotz aller Versicherungen Celimenens, nicht an das Deficit glauben.« — Es war zu selber Zeit, daß folgende Pasquinade erschien: »Der Herr Generalcontrollor hat eine neue Schauspielergesellschaft *) aufgenommen, welche Montag den 29sten dieses Monats zu Versailles vor dem Hofe spielen wird. Sie gibt, als großes Stück: Die falschen Vertraulichkeiten, als kleines: Die erzwungene Einwilligung, zum Schlusse ein allegorisches Ballet von der Erfindung des Herrn v. Calonne, betitelt: Das Faß der Danaiden.«

Unter derley Scherzen ahnte man noch nicht, daß die Zeit nahe sey, in der man Jeden einen Aristocraten nennen würde, der ein Canapee und eine Pendeluhr besitzt. Gleichwohl hatte sich die allgemein überhand nehmende Anarchie auch schon in die Schauspielergesellschaft des großen Theaters eingeschlichen. Unter den sechs und dreyßig Mitgliedern, aus denen sie damals bestand, zählte man neun junge, hübsche Frauenzimmer. Die Männer waren größtentheils junge Leute; das Ganze war eben nicht sehr feyerlich, und imponirte Niemanden. Es fehlte an einem, alle andern überragenden, allein stehenden Talente, welches das Publicum als Monarchen der Kunst bezeichnet. Zwar hatten sie Molé und die Contat, Künstler, die gewiß unter

*) Hierunter waren die Notabeln gemeint.

den Ersten die Ersten waren; aber das Zepter der Bühne war von jeher in den Händen eines Tragikers, vermuthlich weil der Aufwand an Seelenkraft dem Publicum Achtung gebietet, oder weil es den Schauspieler nicht von seiner Rolle trennen kann. Das große Theater war im Jahre 1789 eine Art von Regentschaft ohne Minorität. Auch theilte sich die Gesellschaft bald in Parteyen; für die alte Verfassung waren Fleury, Dazincourt, die Damen Contat, Raucourt u. a. Ihnen gegenüber stand Talma, von Dugazon und Madame Vestris unterstützt. Talma erhielt von Chenier die Rolle Carl's IX., welches Stück Epoche zu machen bestimmt war. Dieser junge Künstler, aus der bey dem großen Theater errichteten Declamationsschule hervorgegangen, bey welcher Fleury Professor war, erweckte in erwähnter Rolle die größte Bewunderung, den höchsten Enthusiasmus. Ein solcher Erfolg machte ihn übermüthig; er dachte die Verfassung des großen Theaters zu stürzen, und sich an dessen Spitze zu stellen. Man beschuldigte die übrigen Mitglieder, dieses Trauerspiel aus Eifersucht gegen ihren jungen Cameraden unterdrückt zu haben; es geschah jedoch auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, und sie würden sich durch diese Art von Cabale den größten Nachtheil zugefügt haben, denn seit der Hochzeit des Figaro zog keine Darstellung eine so ungeheure Menge von Zuschauern an, als Carl IX., oder die Schule der Könige. Um aber ein Gegengewicht für die Anmaßung Talma's zu gewinnen, suchten sie den Tragiker Larive, der sich von der Bühne bereits zurückgezogen hatte, zum Wiederauftritt zu bewegen. Fleury gesteht selbst, daß dieses ein falscher Schritt war. Man hatte nicht bedacht, daß die Franzosen während der Abwesenheit Larive's eine andere Nation geworden, und folglich ein anderes Schauspiel forderten. Die Politik, die Wissenschaften, die bildenden Künste verlangten neue Inspirationen; Alles änderte sich: die Bühne mußte ein Gleiches thun. Die Menge, berauscht von der neuen Macht, die man sie unbedachter Weise ausüben ließ, dehnte dieselbe nach allen Seiten aus, und nach den öffentlichen Plätzen waren es vorzüglich die Theater, wo sie ihren Muth versuchte, und wo die Gallsüchtigen jener Zeit sich ein grausames Spiel daraus machten, Stücke zu stürzen und Schauspieler zu unterdrücken. Larive ließ sich bereden, erschien in seiner gefeyertsten Rolle, in der des Orosman, wieder, und wurde ... ausgepfiffen! Gleichwohl versuchten die Schauspieler des großen Theaters alles, ihn zum Bleiben zu bewegen, und als weder Gründe noch Bitten fruchten wollten, wandten sie sich an seinen vertrauten Freund, den Abbé Gouttes, damals Präsident der Nationalversamm-

lung. Sie hatten ihm vorgestellt, daß das große Theater sich auflösen würde, wenn man der Tyranney Talma's nicht einen Damm entgegenstelle, und da dem Abbé daran lag, zu verhüthen, daß man nicht sagen könne, dieses berühmte Kunst-Institut sey unter der Nationalversammlung zu Grunde gegangen, die es im Gegentheile mehr als jemals zum Nationaltheater zu erheben dachte, versprach er, seine ganze Beredsamkeit anzuwenden, um Larive der Bühne zu erhalten. Er blieb, und erschien in der Rolle des Oedip wieder. »Nie,« sagt Fleury, »war ich Zeuge eines glänzenderen Triumphes; die Wiedererweckung Lekain's hätte keine größere Wirkung hervorbringen können.« Der gewünschte Zweck war nun erreicht, und Larive's Erfolge setzten sich fort. Man wußte nämlich, daß der Präsident der Nationalversammlung seinen Wiedereintritt bewirkt habe, und dachte nicht mehr daran, so gerechte und »patriotische« Siege zu unterbrechen.

Bald darauf erhielt das Theater, statt des Abbé Goutte's, Mirabeau zum Vorstande. »Im Jahre 1790,« bemerkt unser Autor, »mußte Mirabeau überall seyn! Er war die erste und letzte Ursache von Allem, er vermochte Alles, selbst den Cichoriencaffee in Credit zu bringen!« Die folgenden dreyßig Seiten enthalten die Schilderung dieses merkwürdigen Mannes und der Macht, die er allenthalben übte; ferner das Porträt der Madame de St. Amaranthe, und ihrer eben so vortrefflichen als liebenswürdigen Tochter Emilie, später Madame Sartine, welche beyde in der Folge als Opfer der Revolution fielen. Zur Zeit, von welcher hier die Rede ist, war ihr Haus der Sammelplatz alles dessen, was auf Gelehrsamkeit, Kunst, Geist und Bildung Anspruch hatte, und sich aus den öffentlichen Wirren gern in eine Zuflucht rettete, wo noch Erziehung und Wohlstand zu finden waren. In dieser Rücksicht betrachteten besonders die vorzüglicheren Schauspieler die Zirkel der Frau v. St. Amaranthe als eine Kunstschule; »denn,« sagt Fleury, »unsere Wissenschaft lernt sich nur auf den Lehnstühlen, auf welchen die Richelieu, die Vaudreuil sitzen, und nicht auf dem philosophischen Fußschemmel der Gleichheit.«

Unter denjenigen, aus welchen jene Zirkel bestanden, kommen auch der Marquis von Condorcet, der Graf von Tilly und der Chevalier Richard, ehemaliger Hofmeister der Pagen der Madame Adelaide, vor, welch letzterer hier nicht übergangen werden darf, weil er, ohne sein Verschulden, beynahe in höchst trauriger Weise auf die Schicksale unseres Helden eingewirkt hätte. Er war ein warmer Verehrer Lavater's, und hatte eine der größten Porträtsammlungen, die er fortwährend

noch zu vermehren strebte. Nicht zufrieden, die Physiognomieen aller Personen zu besitzen, die auf irgend eine Weise sich bemerkbar gemacht hatten, gab er sich auch alle Mühe, Nachrichten über ihre Abkunft und ihre Familienverhältnisse zu erhalten, die er dann, wo möglich mit einer kleinen Biographie, seinem Kataloge beyfügte. Eine dieser Aufzeichnungen, welche Fleury, ohne den Beystand eines Freundes, den Kopf hätte kosten können, war jene über die Abkunft der Charlotte Corday. Richard ruhte nicht, bis er entdeckt hatte, daß diese »neue Judith« die Großnichte Corneille's war. Fleury copirte nach der Angabe des porträtsüchtigen Chevaliers diese merkwürdige Genealogie als Beylage zu dem Porträt, und man wird in der Folge sehen, wohin diese Gefälligkeit ihn führen konnte.

Wie unser Autor sich gern und leicht verleiten läßt, von der Erwähnung irgend einer bedeutenden Person nicht nur auf deren Geschichte, sondern selbst auf deren Erinnerungen überzuspringen; so liest man auch hier eine von dem Chevalier Richard erzählte Anecdote — »Der Hut des Rechnungsrathes von Dôle« — mit allen Zwischenreden und Bemerkungen der Zuhörer, auf nicht weniger als zwey und zwanzig Seiten. So unterhaltend sie auch ist, kann sie in dieser Anzeige, als ihrem Hauptzwecke völlig fremd, doch nicht Platz finden, und ich wende mich daher zu dem folgenden Capitel.

Einige Tage vor dem berühmten Feste auf dem Marsfelde besuchte Mirabeau das große Theater. Er verlangte eine Vorstellung Carl's IX. für seine Deputirten aus der Provence. — Die Lage dieses Theaters wurde immer zarter, immer schwieriger. Noch vor Kurzem »Schauspieler des Königs« (Comédiens ordinaires du Roi), waren sie jetzt der Municipalität untergeordnet. In dieser Beziehung standen sie unter dem Maire, während sie mit dem Hofe nur mehr dadurch zusammenhingen, daß der diensthabende Regisseur jede Woche dem Könige den Entwurf des Repertoirs vorlegen mußte. Sie konnten folglich weder das vom Hofe verbotene Stück auf Verlangen der revolutionären Partey darstellen, noch bey dieser sich damit entschuldigen, daß es vom Hofe verboten sey, ohne, wie man zu sagen pflegt, Oel ins Feuer zu gießen. Es wurde daher beschlossen, die Forderung Mirabeau's ganz einfach als den Wunsch eines Kunstfreundes zu betrachten. Nur die im Wochendienste begriffenen Regisseurs sollten ihn empfangen, um jene Feyerlichkeit zu vermeiden, welche man diesem Besuche offenbar geben wollte. Man entschuldigte sich, ein Stück nicht aufführen zu können, welches am Vorabende der Ceremonie auf dem Marsfelde, die einen Tag der Brüderschaft und der Versöhnung herbeyführen sollte, Un-

ordnung verursachen, die Leidenschaften aufregen und den Partheygeist entzünden könnte. Mirabeau nahm die Weigerung sehr übel, und bestand auf seinem Verlangen; als aber die Regisseurs nach langem Wortwechsel mit dem großen Redner standhaft erklärten, sie würden das Stück nicht darstellen, außer wenn deßhalb der Wunsch des Publicums laut würde, sagte Mirabeau: »Dieß genügt,« und ging.

Zwey Tage nachher ward der Wunsch des Publicums wirklich laut. Am Abende vor dem 14 July 1790 schrieben die provenzalischen Deputirten den Schauspielern selbst, um eine Vorstellung Carl's IX. zu begehren. Diese konnten nichts anderes thun, als ihnen dieselbe Antwort geben, die sie dem Grafen ertheilt hatten. Die Deputirten schrieen über bösen Willen, und drohten, ihre Forderung in Person durchzusetzen. Den 21sten jenes merkwürdigen Monats, im Augenblick als der Vorhang aufrollte, um den Epimenides zu geben, verlangte man aus mehreren Theilen des Saales Carl IX. Einer der Deputirten ließ es dabey noch nicht bewenden, bat um Stillschweigen, und las zwey Seiten einer wohl geschriebenen, sehr patriotischen Rede, nach deren Schluß der ganze Saal im Chor rief: »Carl IX.! Carl IX.!« — Naudet wollte das Publicum beschwichtigen; das Geschrey aber verdoppelte sich: er stellte vor, daß das Stück nicht gegeben werden könne, weil Madame Vestris und St. Prix unpäßlich wären; der Tumult wurde immer ärger. Naudet hatte die Geduld verloren, und wer weiß, welche Folgen eine unbedachte Aeußerung hätte haben können, wenn nicht Talma mit der Erklärung ruhig vorgetreten wäre: »Madame Vestris ist wirklich unpaß; aber ich glaube, sie wird spielen, und Ihnen diesen Beweis ihres Eifers und ihres Patriotismus geben. Was die Rolle des St. Prix betrifft, so wird man sie lesen.— Auf dieses Versprechen legte sich das Lärmen; Epimenides wurde fortgespielt, und am 24sten kam Carl IX. zur Aufführung. Madame Vestris spielte mit größter Anstrengung, und Grammont studirte in den Paar Tagen die Rolle des St. Prix, in sofern es nöthig war, um sich wenigstens als guter Vorleser aus der Sache zu ziehen. Indessen ging die Vorstellung doch nicht ruhig ab. Es war eines der Theatergesetze, daß die Männer im Parterre während des Stückes mit unbedecktem Kopfe bleiben sollen; allein die runden »Bürgerhüte« begriffen dieß nicht so gut, wie die gothischen dreygestülpten, und »es gehörte zu den Menschenrechten, seinen Nachbar am Zuschauen zu hindern.« Dieß gab zwischen beyden Parteyen Anlaß zum Streite, der oft so laut wurde, daß das Trauerspiel unterbrochen werden mußte.

Eine öffentliche polemische Correspondenz, theils zwischen Talma und Mirabeau, theils zwischen jenem und Chénier, der sich darüber beschwerte, daß man sein Werk, gegen seinen ausgesprochenen Willen, zur Sommerszeit gegeben habe; ferner einige Phrasen der Zeitschrift: Les révolutions de France et de Brabant, erweckten Mißhelligkeiten zwischen Talma und seinen Mitkünstlern, die ihn beschuldigten, die kleinen inneren Zwiste der Gesellschaft dem Publicum verrathen zu haben, da doch, nach Fleury's Grundsätzen, die Schauspieler nur auf der Bühne, nicht aber in ihren Häusern, eines Auditoriums bedürften. Die Sache kam so weit, daß die Ausschließung Talma's beynahe einstimmig beschlossen wurde. Der Maire von Paris, Bailly, hiervon unterrichtet, ließ der Gesellschaft bedeuten, sich von ihrem Cameraden nicht zu trennen; diese hingegen hielt sich an ihre Statuten, die ihr allerdings das Recht einräumten, eines ihrer Mitglieder auszustoßen, und meinte, nur der König vermöge, sie in der Ausübung ihres Rechtes zu hindern. Bald mischte sich auch das Publicum in diese Angelegenheit. Die Schauspieler dachten wohl, daß Talma einen Anhang besitze, sie wußten aber nicht, daß er ein Volk für sich habe. — Am 6. September war das Schauspielhaus so angefüllt, wie bey einem Freyspectakel. Ehe der Vorhang aufrollte, hörte man leises Gemurmel, kaum aber hatte er sich gehoben, als tausend Stimmen sich in dem Rufe vereinigten: »Talma! Talma!« — Fleury, der eben den Wochendienst hatte, trat vor und sprach: »Meine Herren, unsere Gesellschaft, überzeugt, daß Herr Talma ihre Interessen verrathen, und die öffentliche Ruhe gefährdet habe, beschloß einstimmig, daß sie in keinerley Verbindung mit ihm stehen werde, bis die Behörde hierüber entschieden haben wird.« Einige Wenige applaudirten, aber die Menge rief Weh' über ihn, Weh' über die widerspänstige Gesellschaft; die Stimmen kreuzten und vermischten sich, es war unmöglich, einen Sinn herauszubringen; nur so viel wurde klar, daß alle sich zu Drohungen vereinten. Plötzlich kam Dugazon, Talma's Anhänger, aus der Couliße; das Lärmen wird unterbrochen, man gebot Stillschweigen, und Viele riefen: »Wohlan! Gebt Ihr uns Talma wieder?« — »Nein, meine Herren,« entgegnete Dugazon, »ich komme vielmehr, Ihnen zu erklären, daß man im Begriffe steht, über mich einen ähnlichen Beschluß zu fassen. Ich klage die ganze Gesellschaft an; es ist falsch, daß Talma sie verrathen, und die öffentliche Sicherheit gefährdet habe; sein ganzes Verbrechen ist, Ihnen gesagt zu haben, daß man Carl IX. spielen konnte, als man ihn verweigerte.« — Nun erhob sich unter den Zuschauern ein allgemei-

nes Gespräch, aus einer Loge zur andern, von einem Platze zum andern, die Glut wuchs, die Frauen erschraken, schrien und entflohen. Mitten in dieser Verwirrung forderte Fleury seinen unbesonnenen Cameraden auf nächsten Morgen zum Zweykampfe, welchen dieser begierig annahm Man verlangte, daß der Beschluß gegen Talma vorgelesen werde; Fleury, der nicht von seiner Stelle wich, ließ ihn holen, allein er hatte noch nicht zu Ende gelesen, als es nicht mehr beym Sprechen und Lärmen blieb. Die Massen bewegten sich, man nähte sich dem Orchester, man übersprang dessen Scheidewand, man erstieg die Bühne; Fleury hatte eben noch Zeit, sich in die Coulissen zu retten; in diesem Augenblicke aber kam die bewaffnete Macht, eben noch zur rechten Zeit, um diese Tragi-Komödie ohne weiteres Unglück zu enden.

Am andern Morgen fand das Duell Statt, welches sehr umständlich beschrieben ist; Dugazon ward verwundet. Denselben Tag rief man die Gesellschaft vor den Maire, Herrn Bailly, welchen sie zwar als Astronomen schätzte, der aber, als Behörde, den »königlichen Schauspielern« nicht behagen wollte, obschon er ein liebenswürdiger Mann, und ehedem sogar Dichter war, wie der Autor — völlig nach seiner Art — durch die Mittheilung einer von Bailly verfaßten Parodie der Oper auf fünf Seiten beweiset; worauf eine genaue Personsbeschreibung dieser Magistratsperson und ein vollständiger Bericht der bey dieser Tagsatzung gewechselten Reden und Gegenreden folgt. Das Resultat dieser Verhandlung war die Erklärung, daß die Schauspieler des großen Theaters nicht mehr unter dem Oberkammerherrn des Königs, sondern, da ihre Bühne eine »Nationalbühne« geworden, unter der Municipalität stehen; daß sie Talma in ihrem Kreise zu behalten, und in Zukunft, als Diener des Publicums, sich dem Willen desselben zu fügen hätten. »Dem Willen des Publicums!« ruft Fleury aus, »als ob es damals noch ein Publicum gegeben hätte!« Was hier so genannt wurde, war ein wilder Haufe, der hier Talma, anderswo einen Andern zum Vorwand nahm, um Unordnung zu stiften, und seine verderbliche Kraft zu üben. Der ehrliche Bailly sah dieß zu spät ein, da er auf dem Schaffotte dem Willen dieses Publicums zum Opfer fiel.«

Die Gesellschaft bequemte sich indessen jenem Ausspruche nicht, und ernannte ihre zwey Patriarchen, Bellemont und Vanhove, zu Deputirten, um der Municipalität zu bedeuten, daß sie ihre Competenz nicht anerkenne, und ihrem Beschluß nicht folgen werde. Dieser Schritt wurde für einen aufrührischen, und die Deputirten für die Häupter der Rebellen erklärt. Die

Behörde bestand auf ihrer Entscheidung, und befahl sowohl der Gesellschaft, als dem Talma, ihre Beschwerden schriftlich einzureichen, um diese Sache mit voller Kenntniß ordnen zu können. Man mußte gehorchen. Talma trat in der Rolle Carl's IX. siegreich wieder auf; aber die Damen Raucourt und Contat gaben ihre Entlassung.

Man kann sich denken, daß alles dieß nicht vorging, ohne Unruhen unter den Schauspielern und im Publicum zu erregen. »Sobald unsere Damen gewahr wurden,« sagt Fleury, »daß Aristocratie und Democratie nicht die Benennung zweyer Gattungen von Bändern war, wußten sie nicht mehr, woran sie waren. — Mein Gott! rief die reizende Desgarcins, so ist es denn wirklich wahr, daß Frankreich in Revolution ist: Madame Josse hat auf ihre Schminktöpfe statt Rouge végétal, *Rouge national* gesetzt!«

Der allgemeine Schwindel hatte auch Dugazon verlockt, eine kleine Rolle in der Revolution zu spielen, deren Anfang er, wie so Viele, für das Ende hielt; doch gibt Fleury ihm das Zeugniß, daß er seinen Irrthum bald eingesehen, und, da er ohne Gefahr nicht mehr zurücktreten konnte, mittels seiner Adjutanten-Epaulette manchen ehrlichen Mann beschützt, manches Opfer gerettet habe. Talma nahm die Sache als Künstler, hoffte auf die Wiederherstellung des römischen Forum, auf die Erscheinung Cicero's, und hätte gern den Frack mit der Toga vertauscht. Fleury selbst hielt es mit der alten Verfassung, und, von zahllosen Verführungen umgeben, machte er es wie Ulysses, er band sich an den Mastbaum, um sich von den Sirenen nicht hinreißen zu lassen. Als er nach Jahren von jener bösen Zeit mit seinen Cameraden sprach, sagte Dugazon: »In der That, wir machten es mit unseren Meinungen, wie die Seiler mit ihren Seilen; wir gingen und gingen, indem wir immer auf den Punct sahen, von dem wir ausgingen, aber nie auf den, wohin wir geriethen.«

Bekannt mit der Wirkung, welche das Schauspiel auf das Publicum üben kann, wollte man unter andern Mitteln vorzüglich auch die Bühne benützen, um das Volk zu bearbeiten. Allein das große Theater hatte sein feststehendes Repertoire, dem es seinen Ruhm verdankte, mit dem es gleichsam zusammengewachsen war, und man wollte nun einen ganz anderen Geist von den Brettern herab vernehmen lassen. Außer Fabre d'Eglantine und Chénier, war es noch eine Madame G****, »eine jener Schriftstellerinnen, welchen man ein Paar Rasiermesser anzubieten versucht wird,« welche sich angelegen seyn ließ, das Repertoire im Sinne der herrschenden Partey umzuschaffen. Die

nächsten zwey und vierzig Seiten sind mit der Schilderung dieser männlichen Dame, mit mehreren sie betreffenden Anecdoten und mit der motivirten Zurückweisung ihrer Geisteserzeugnisse durch das Comité de lecture des großen Theaters angefüllt; von welch Allem hier um so weniger gesprochen werden kann, als die Chiffre ihres Namens wohl nur in Paris zu erklären ist, und weder sie selbst, noch ihre Werke auf das Leben Fleury's oder die Geschichte des Theaters irgend eingewirkt haben.

Im November 1790 kam Laharpe, an der Spitze einer achtunggebietenden Deputation der Akademie, in die Nationalversammlung, um dort in einer langen Rede zu beweisen, welche Dienste seine dramatischen Werke der Sache der Freyheit geleistet haben, wie nothwendig es für dieselbe sey, seine und seiner Collegen Meisterwerke besser zu belohnen, als die schwachen Versuche eines Corneille, Molière, Racine, Voltaire u. dgl., und wie für die Beförderung der öffentlichen Stimmung nichts Vortheilhafteres geschehen könnte, als mehrere Bühnen ämtlich zu berechtigen, alle Stücke der verstorbenen und lebenden Autoren darzustellen. — Dieß war ein Todesstoß für das große Theater, dessen Repertoire keine andere Bühne zu dem seinigen machen durfte. Bis dahin war nur die Rede von einer zweyten Schauspielergesellschaft, und Fleury selbst war, des Wetteifers wegen, damit einverstanden; nun aber ging man zu weit. Seitdem die Nationalversammlung die allgemeine Freyheit, Theater zu errichten, decretirt hatte, gab es nicht weniger als zwey und funfzig redende, declamirende, singende, tanzende und springende Spectakel zu Fuß und zu Pferde. Paris sollte nun durch zwey und funfzig Ankündigungen zugleich können eingeladen werden, den Tartüf, den Mahomet, die Iphigenia oder den Cinna zu sehen! — Fleury berichtet nicht, wie dieser Vorschlag aufgenommen worden, oder welchen Erfolg er gehabt habe. Er geht im folgenden Kapitel auf zwey Rollen über, die ihm, obschon nicht in seinem Fache — denn die Stücke gehörten zur Gattung des ernsten Drama — waren aufgedrungen worden, und deren eine so anstrengend war, daß sie ihm eine gefährliche Krankheit kostete. Die Uneinigkeit der Schauspielergesellschaft des großen Theaters führte eine Theilung derselben herbey. Die dem alten Institute treu Gebliebenen mußten daher ihren Muth und ihren Eifer verdoppeln, und da unser Künstler unter den Treuen der Treueste war, suchte er sich in jener Rolle — nach dem Lieblingsausdrucke der Recensenten — selbst zu übertreffen; womit er sich zwar den rühmlichsten Beyfall erwarb, aber zugleich an den Rand des Grabes brachte.

Als er das Schauspielhaus zuerst wieder besuchte, war ihm die Liste der indessen ausgeschiedenen Mitglieder ein trauriger Anblick. Talma, Dugazon, die Damen Desgarcins und Vestris fand er unter denjenigen, welche nach der Straße Richelieu ausgewandert waren. Dagegen traten die Raucourt und die Contat wieder ein, Larive, St. Prix, St. Fal, Bellemont, Vanhove waren geblieben, mehrere neu Angestellte beyderley Geschlechtes, worunter Dupont und die geistvolle Devienne, bewiesen sich als treffliche, oder doch zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Künstler; und so war denn aller Grund zu der Aussicht vorhanden, daß diese seit so lang berühmte Bühne ihren Ruf, wenn auch nicht vermehren, doch erhalten werde.

Indessen zeigte sich, wie der Geist, so auch der Geschmack des Publicums immer verderbter. Es wollte nicht mehr gute, es wollte nur mehr seltsame Stücke sehen. Eine Zeit lang konnten nur solche anziehen, worin Nonnen oder Mönche — man kann denken, in welcher Absicht — vorkamen. Fleury citirt die Titel einer Menge dergleichen, worunter Novel's: Victimes cloîtrées, in welchem er die Hauptrolle übernehmen mußte, den größten Erfolg hatte. Aber auch diese Lust dauerte nicht lange. »Keine Beharrlichkeit, kein Enthusiasmus, keine Liebe zum Schauspiel mehr!« sagt er. »Was war aus unserem Parterre geworden? Die Revolution hatte alle Theater zu Grunde gerichtet. Wurde das Publicum durch die großen politischen Interessen von der Bühne abgezogen? War die Auswanderung so vieler Einwohner von Paris, und besonders der reicheren Classe, daran schuld? Sey es wie immer, die Oper war nahe daran, ihren Saal zu sperren, die italienische Komödie Banquerout zu machen; wir schöpften aus der Börse unserer Freunde, und das Publicum leerte die seinige nicht mehr in unsere Casse.« — In solcher Noth entschloß sich das große Theater, in Verbindung mit dem italienischen, Athalia mit Gossec's Chören... als Parodie!!... mit aller nur möglichen Pracht, und zwar wechselweise auf beyden Theatern, zu geben; womit viel Beyfall und Geld gewonnen wurde. »Als wir hinterher der Sache mit kaltem Blute nachdachten,« gesteht der Autor, »geriethen wir in Verzweiflung, zu solch einem Aeußersten geschritten zu seyn; das Reich des schlechten Geschmackes ist und wird immer der Tod des großen Theaters seyn. Man merke wohl: es gibt kein berühmtes Theater, man wird keine großen Schauspieler zählen, als wenn das Publicum sich bey den Werken unserer vier oder fünf ersten Meister gefällt; das Publicum, welches deren Accorde nicht mehr versteht, hat ein falsches Gehör: sie

sind jene literarischen Rhythmen, diesseits und jenseits welcher es nur Irrthum, Mode und Uebertreibung gibt.« — Eine Bemerkung, eben so wahr, als auf jede hochstehende Bühne anwendbar; woraus zugleich abzunehmen ist, daß nicht nur das ehrenvolle Bestehen, sondern das Fortbestehen einer solchen Bühne überhaupt, vor Allem davon abhängt, sich nie zu dem, von Zeit zu Zeit auf Abwegen streifenden Geschmack des Publicums herabzulassen, sondern denselben durch Werke von gediegenem Werthe stets zu erheben, und solche daher jederzeit als die Grundlage des Repertoirs zu betrachten.

In der Hoffnung, daß der Wiedereintritt des, in wohlverdienter Ruhe und allgemeiner Achtung auf seinem Landgute lebenden, einst so beliebten Komikers Préville die entwichenen Zuschauer zurückbringen würde, beschloß die Gesellschaft, Alles anzuwenden, ihn zu diesem Schritte zu bewegen. Der Rest dieses und das ganze folgende Kapitel von 66 Seiten enthält den Bericht, wie dieß gelungen ist. Man wird sich weniger wundern, wie ein so großer Raum dazu verwendet werden konnte, wenn man erfährt, daß die Beschreibung des Aufenthaltes und der Lebensweise Préville's, die Schilderung seines trefflichen Charakters, in welchem Wohlthun ein Hauptzug war; mehrere Anecdoten, die dieses beweisen; das Lob eines ehrwürdigen Pfarrers, der bey Préville lebte; die Erzählung, auf welche eben so sinnreiche als zarte Weise dieser Geistliche ein entzweytes Ehepaar versöhnte; dessen Gefangennehmung durch die revolutionären Behörden, und — durch einen seltsamen, aber im vorliegenden Werke oft wiederholten Anachronismus — Préville's Verarmung durch die Revolution, seine durch die Noth gebotene zweyte Wiedererscheinung auf der Bühne im sieben und siebzigsten Lebensjahre, sein Aufenthalt als Witwer bey seiner Tochter, Madame Guesdon, und sein, durch die Gräuel der Schreckensregierung herbeygeführter Wahnsinn, worin er sich gefangen, und zur Guillotine verurtheilt glaubte, nebst dem in allen Einzelnheiten auf das täuschendste und sorgfältigste aufgeführten förmlichen Drama, wodurch man ihn wieder zur Vernunft brachte, jenem Berichte eingemischt sind. So anziehend auch alles dieses, sowohl an sich selbst, als durch des Autors Darstellungsweise ist; so wenig kann es doch hier, wenn auch im gedrängtesten Auszuge, einen Platz finden.

Das Loos war geworfen: das Théâtre français hieß nun: Le Théâtre de la nation, und die Ankündigungen der Spectakel fingen mit: De par le peuple, an. »Man sagt, die Nation habe viel dabey gewonnen,« schreibt Fleury; »ich bin so wenig in den höheren Fragen bewandert, daß ich in aller Demuth

gestehe, ich glaube nichts davon. Wenigstens haben wir keine Theater-Censur mehr, sagt man noch; ganz recht, doch muß man einige kleine Zugeständnisse machen. Das alte Repertoire wird mit einem Streich gesprengt, und man wird kein Stück mehr zu geben wagen, bis es nicht durch gewaltige Literatoren aus der gemeinsten Volksclasse zugestutzt und republicanisirt ist. Die werden nicht die Scheere, sondern den Strick gebrauchen, und ihn der Merope, der Athalia, der Dido um den Hals werfen. Man verstümmelt nicht mehr, man erwürgt, und wenn Mahomet der seidenen Schnur entgehen will, so mag er eine französische Nationalcocarde auf seinen Turban stecken.« — Fleury und seine Gefährten verwünschten nun ihren Stand, den sie so sehr geliebt hatten. Vor welchen Zuschauern waren sie gezwungen zu spielen! Die wollten und wollten nicht; das angekündete Stück schien ihnen den Umständen nicht angemessen; die Schauspieler hatten ihnen nicht genug Patriotismus; sie verlangten Couplets von denen, welche Komödie spielten, und Verse von den Opernsängern; sie duldeten keine verschleyerten Stimmen: die Heiserkeit war ihnen freyheitsmörderisch. Fleury malt diesen Anfang der Anarchie noch weiter aus. — Wer sollte es glauben? die abscheulichen Tage des Septembers befreyten das Theater von dieser Horde. Es blieb achtzehn Tage gesperrt, und als es wieder eröffnet wurde, waren die Schauspieler eben so erstaunt als entzückt, ein Publicum nach ihrem Wunsche zu finden. Unser Autor theilt hier seine Vermuthungen über diese unerwartete Erscheinung mit, die uns zu weit führen würden. Es wurden wieder gute Stücke aufgeführt, und gut aufgenommen. Da fiel es einem jungen Schriftsteller, Laya, ein, dem verderbten öffentlichen Geiste die Spitze zu bieten, und die Schauspieler wagten es, sein Lustspiel: L'ami des lois, darzustellen, das einen der größten Erfolge hatte, welche in ihren theatralischen Archiven aufgezeichnet waren. Nach jeder Vorstellung ward der Autor gerufen; man schien zu ahnen, daß man, in Beziehung auf Bürgermuth, in ihm »den letzten der Römer« schauen würde. — Indessen waren alle Jacobinerclubs in Bewegung. Die Commune von Paris spie Feuer und Flammen. »Wer ist dieser Autor? Wer sind diese Schauspieler? Was ist das für ein Publicum, das solche Rückschritte zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit wagt?« Die Commune verbot das Lustspiel, um aber dies Verbot zu rechtfertigen, suchte sie einen Tumult zu erregen. Das Theater war überfüllt; die Schauspieler kündigten an, daß das Spectakel geändert werden müsse, und verlasen die Communalacte. »Das ist Tyranney!« rief man einstimmig. »l'Ami des lois!« —

Einige Aufwiegler wollten sich dem allgemeinen Wunsche widersetzen; man warf sie zur Thüre hinaus. Man ließ das Militär aufmarschiren; Alles vergebens! »l'Ami de lois!« erscholl es immer wieder. Einige minder Muthige riefen: »Man führt Kanonen auf! Zwey Stücke sind schon aufgepflanzt.« — »Wir wollen nur ein Stück,« antwortet man, »l'Ami des lois!« — Während dem war es spät geworden; der Maire von Paris erschien, man ließ ihn nicht zu Worte kommen, man appellirte an die Convention, und diese ging darüber zur Tagesordnung, »weil kein Gesetz bestehe, das die Commune berechtige, die Freyheit der Theater auf solche Weise zu verletzen.« — Großer Jubel unter den Schauspielern wie unter den Zuschauern; doch die Commune machte einen zweyten Versuch, und erst über ein Decret des provisorischen executiven Rathes konnte das Stück ungestört wiederholt werden.

Während dem großen Theater von dieser Seite unaufhörliche Stürme drohten, gingen ihm von einer andern freundliche Sterne auf. Picard hatte mit seinem Conteur, ou les deux postes. seine Dichterbahn äußerst glücklich begonnen, und les fausses confidences von Marivaux erhielten, vorzüglich durch Mademoiselle Contat, rauschenden Beyfall. Dennoch wollten in die Länge derley Stücke mit »wohlriechenden Phrasen« (wie die Brüder und Freunde sie nannten) zu einer Zeit nicht Eingang finden, wo der Styl ringsumher einen Kloakengeruch angenommen hatte. Das große Theater, ohne sich dadurch irre machen zu lassen, wagte es sogar, kurz nach dem Staatsstreiche, der die Gironde ächtete, und als Danton, Robespierre, Marat und Fouquier regierten, Paméla, ou la vertu récompensée, von François von Neufchâteau aufzuführen. Das Stück wurde mit Eifer gespielt, aber ohne die Absicht, damit gewisse bestimmte Effecte hervorzubringen. Unglücklicher Weise bewirkten aber die Umstände jene Effecte; die Begebenheiten stießen gegen das Stück, nicht das Stück gegen die Begebenheiten. Es gab keinen Vers, dessen Bedeutung nicht aufgefaßt wurde; auf diese Art gestaltete sich das Theater für die Demagogen zur Tonne des Regulus; sie stießen sich alle Augenblicke an eine Nagelspitze. Was die Schauspieler nicht herausheben wollten, hob das Publicum heraus; es verschmolz sich mit ihnen, es enthusiasmirte sich, und theilte seinen Enthusiasmus den Künstlern mit. »Wenn in der Welt,« sagt Fleury, »die Wirkung des Witzes eben so gut von den Ohren abhängt, die ihn hören, als von dem Munde, der ihn ausspricht; so geht im Theater das Emporstreben des schönen Spieles, des Spieles, das sich belebt, sich erwärmt und hinreißt, früher vom Saale als von der Bühne

aus.« — Ein wahres Wort, wie jedes, das der denkende und erfahrene Fleury in Beziehung auf seine Kunst spricht; weßhalb zu bedauern ist, daß man das Applaudiren im Theater seit geraumer Zeit für gemein achtet, und gerade die gebildete Classe, deren Beyfall die Künstler am meisten erhebt und anfeuert, sich dessen enthalten zu müssen glaubt. — Nach der achten Vorstellung der Paméla kam der Befehl, das Stück auszusetzen. Es bezwecke, den Adel wieder herzustellen, oder doch seine Abstellung bedauern zu machen. Die Freunde des Dichters riethen ihm, sein Werk von der Bühne zu nehmen; Neufchâteau verweigerte es, und ließ sich nur herbey, einige Verse, welche die Uebelgesinnten benützen könnten, wegzustreichen. So verändert, wurde Paméla für den 2. September angekündet. Die Schauspieler sahen ihr Unglück voraus, als sie den Auftrag erhielten, auf den Anschlagzettel setzen zu lassen: Zufolge Verordnung der Municipalität wird dem Publicum bedeutet, daß man ohne Stöcke, Degen oder sonstige Waffen einzutreten habe. — Dieß war weniger zu einer Vorsorge, als zu einer Aufforderung bestimmt. Die Schauspieler fürchteten sich, den Vorhang aufziehen zu lassen; sie wagten kaum, durch die Oeffnung im Vorhange ihr Publicum zu betrachten. Nie war der Saal glänzender und anständiger besetzt. Man sah wohl einige schwarze, struppige Köpfe, aber der größte Theil war wohlgepudert, und von jenen, welche dem großen Theater seit zwanzig Jahren treu geblieben waren. Nur Einer mißfiel Fleury, er war auf dem Balcon, und schien mit Ungeduld den Anfang des Spectakels zu erwarten. Der Vorhang hob sich; man begann; nie zeigten die Schauspieler sich in größerer Vortrefflichkeit. Alles ging gut, bis ein Vers kam, der einer böswilligen Anwendung Stoff geben konnte. Da ward es unruhig auf dem Balcon. Diese Unruhe wiederholte und steigerte sich bey jeder weiteren Stelle dieser Art. Endlich rief jener Verdächtige: Das ist unerträglich! Der ruhige Theil des Publicums gebot Stillschweigen; der Verdächtige kehrte sich nicht daran, und kreischte: Sie recitiren Verse, die verboten waren! — Verdoppelte Unruhe. — Das Stück ist contrerevolutionär! brüllte er endlich; und der Ruf: »Hinaus mit ihm!« war kaum erschollen, als er verschwand. Das Schauspiel hatte nun seinen ungestörten Fortgang, und der Beyfall war so glänzend wie gewöhnlich. — Die Schauspieler kleideten sich zu dem zweyten Stücke um, als einige Freunde kamen, ihnen zu sagen, jener Unruhestifter sey zu den Jacobinern geeilt, um das große Theater als ein Nest von Aristocraten anzugeben, wo man den öffentlichen Geist durch gegenrevolutionäre Schauspiele zu bearbeiten

trachte. Die Schauspieler, denen man zu fliehen rieth, und unter ihnen besonders Dazincourt und Fleury, die am meisten compromitirt waren, hatten kaum beschlossen, zu bleiben, und muthig zu erwarten, was da kommen mag, als sie hörten, daß das Haus vom Militär umringt sey. »Den Vorhang auf!« rief Fleury, und l'Ecole des bourgeois begann. Obschon mit seiner Rolle (dem Marquis de Mancade) beschäftigt, fand er den Moment, der Madame de Saint-Amaranthe und ihrer Tochter, welche eine Parterre-Loge zunächst der Bühne hatten, zuzuflüstern: »Das Theater ist umringt, retten Sie sich!« — Damals gelang es ihm, sie zu retten; später erreichte sie dennoch das unersättliche Beil! — Die Schauspieler nahmen von einander Abschied; es war darauf zu wetten, daß sie beym Hinausgehen würden arretirt werden; aber man ließ sie nach Hause gehen. Fleury fand seine Schwester in Thränen; sie hatte von dem Vorfalle bereits gehört. Er ging in sein Zimmer, musterte seine Papiere, und erschrack, als ihm einfiel, daß er einst die Genealogie der Charlotte Corday geschrieben, und unvorsichtiger Weise ein Paar Copien davon weggegeben hatte, was, wie er sagte, wohl festere Köpfe, als den seinigen, fallen machen könnte. Nach einem angstvoll zugebrachten Tage, ließ die Commune, in Folge der Denunciation des Jacobinerclubs, in der Nacht vom 3ten zum 4. September alle Schauspieler des großen Theaters arretiren. »Die schöne Schöpfung des großen Molière, das Théatre français, war nicht mehr!«

Ohne dem Autor in allen, großentheils sehr interessanten Einzelnheiten zu folgen (wozu auch die Citation der Stellen und Verse gehört, welche den Anlaß zu dieser traurigen Begebenheit boten), glaubte Referent doch, jenen verhängnißvollen Abend umständlicher aufnehmen zu dürfen, da er einerseits einen Begriff von den damaligen Verhältnissen gibt, andererseits den Anfang zu noch schrecklicheren Ereignissen bildete.

Das Gefängniß schien Fleury damals eine Art von Ruhestätte. »In dieser Zeit der Verfinsterung des menschlichen Geistes,« sagt er, »in Mitte einer Stadt in Aufruhr, an der Seite eines Nachbars, der uns verrieth, eines Dieners, der uns verkaufte, eines treulosen Freundes, der uns auslieferte, in Mitte so vieler Menschen, welche die Maske abwarfen, und einer Gesellschaft, die uns hassen lehrte, schien der Kerker, wenigstens im ersten Augenblicke, eine Zuflucht, eine Wohlthat. Und wer konnte sich rühmen, frey zu seyn? Die ihren Geschäften oder ihrem Vergnügen nachgingen? Die sich in Luft und Raum bewegten? Sie irrten! Auge und Arm der Convention war auch

über diesen. Diese Convention, die so viele Macht ausübte, und nicht Einen großen Mann besaß; diese Versammlung von winzigen Politikern, welche riesige Verbrechen beging, operirte nach einem ungeheuren Maßstabe. Die Gefängnisse von Paris begannen an den Linien, jene von Frankreich endeten am Fuße der Alpen, hatten die Pyrenäen zur Gränze, und dehnten sich bis gegen Norden aus.« — Fleury nennt hier die vielen Gefängnisse, in welchen die Opfer der Volkstyranney das schreckliche Ende ihrer Leiden erwarteten; er beschreibt alle diese Gebäude, und versichert, daß, so weitläufig sie auch, und so viele ihrer waren, sie nach den Lieferungen des Septembers 1793 doch kaum hinreichten, die Zahl der Gefangenen zu fassen. Das Gebäude, des Magdelonettes genannt, worin Fleury und seine Kunstgenossen eingesperrt wurden, war ursprünglich auf zweyhundert Personen berechnet; die Schauspieler aber, als sie dahin kamen, machten die Summe von dreyhundert voll. Eine Beschreibung der Localitäten, worin sich bey weitem nicht so viele Betten als Gefangene befanden; ein dankbares Lob des gutherzigen Kerkermeisters Vaubertrand machen die Leser mit der Lage Fleury's und seiner Gefährten näher bekannt. Bey ihrer Ankunft wurden sie von den schon Vorhandenen, in zwey Reihen gestellt, freundlich empfangen. Große Herren, Minister des Königs, Generäle, Magistratspersonen und vormalige Reiche, die durch ein Einkommen von zweymalhunderttausend Francs den Verdacht contrarevolutionärer Gesinnungen auf sich gezogen hatten, begrüßten die neuen Ankömmlinge mit lautem Vivat; auch rechtgläubige Sansculoten mischten ihre Stimmen unter die übrigen. Fleury nennt einige der Vornehmen und Wohlhabenden, die ehedem fleißige Gäste des großen Theaters waren, und mit welchen die Schauspieler daher bald in nähere Bekanntschaft traten. Daß es hier bey unserem, an Anecdoten so reichen Autor daran nicht fehlt, ist leicht vorauszusetzen; da aber vor der Hand noch keine vorkommen, die ihn betreffen, kann Referent nur auf das Werk selbst verweisen, so schwer es auch ist, eine dieser Anecdoten, den Dichter Fontanes und seine Familie betreffend, zu übergehen, da sie einen interessanten Beytrag zu dem Gemälde der Schrecken und Gefahren liefert, welche damals jeden Rechtlichen umgaben. Die unversiegbare Laune Fleury's weiß sogar einem Gefängnisse die komische Seite abzugewinnen; so schildert er alle die ungewohnten Arbeiten, welche er und seine Cameraden unternahmen, sich die Winkel, die ihnen zum Aufenthalte angewiesen wurden, so bequem zu machen, als es eben gehen wollte. Alle schienen Robinsons zu seyn; der Eine hämmerte, der Andere tapezirte, der

Dritte sagte, und so vergaßen sie, welches Ende ihrer Einquartirung wahrscheinlich bevorstehe. Deßgleichen findet sich auch in der Art und Weise, wie sie sich einander gegenseitig gefällig machten, sich die Zeit verkürzten, und sich — die meisten zum ersten Male im Leben — selbst bedienten, manches Ergötzliche. Bald aber wurde die Behandlung der Gefangenen strenger; man nahm ihnen die Werkzeuge, womit sie ihre kleinen Arbeiten verrichteten; man verbot die gegenseitigen Besuche, endlich sogar die Correspondenz. Nach einiger Zeit mußten sie die Magdelonnettes mit Picpus vertauschen, wo sie gesünder bewohnt waren, etwas mehr Freyheit hatten, und selbst ihre Verwandten empfangen durften. Seine treffliche Schwester, Madame Sainville, versuchte mehrere Schritte zur Befreyung ihres Bruders. Sie ging zuerst zu Collot-d'Herbois, mit welchem sie auf dem Theater zu Bordeaux gespielt, und dem sie dort durch ihre Fürbitte Ehre und Leben gerettet hatte. Der Unhold antwortete: »Du hast einmal für mich gebeten; die Zeiten haben sich geändert! Nun kömmst du, etwas von mir zu erflehen, aber hoffe nichts: dein Bruder ist Aristocrat; er muß tanzen wie die Andern!« — Man erräth leicht, was hier unter dem Tanz gemeint war. — Sie wendete sich an Danton. »Man erweicht mich nicht!« rief der Goliath mit seiner Donnerstimme. »Sie verlangen das Unmögliche.« — Die zärtliche Schwester that das Aeußerste, sie wagte sich zu Robespierre, nachdem sie ihn schriftlich um Gehör gebeten. Er hatte eben einen Sansculotten in seinem Cabinette; Madame Sainville mußte im Vorzimmer warten, wo sie eine große, hagere Frau traf, welche ein Gespräch mit ihr anknüpfte, und die sich für eine Spitzenhändlerin ausgab. Endlich erhielt sie Eintritt, und das erste, was der furchtbare Tribun sie fragte, sie, die zitternd nahte, um das Leben ihres Bruders zu retten, war, ob ihr die Spitzen von Valenciennes gefielen, die er eben vor sich liegen hatte! — Die zweyte Frage war: »Hat Bürger Fleury auf der Bühne sich englischer Spitzen bedient?« — und nach einigen noch unbedeutenderen Reden, in welche sich die Trödlerin mit feinem Tacte und stets in der Absicht, der Supplicantin nützlich zu seyn, mischte, sagte Robespierre plötzlich: »Bürgerin Sainville, verzeihen Sie: ich muß ausgehen. Kommen Sie wieder... oder nein... schreiben Sie mir; das ist besser. — Bürgerin Brulé, ich behalte die Garnitur; die Zahlung folgt in zwey Raten.« Und damit ging er fort. Die Spitzenverkäuferin handelte indessen im Stillen für Fleury; seine Schwester führte sie zu ihm in das Gefängniß; es war... Lady Mantz! Unter dieser Maske hatte sie sich allenthalben Eingang verschafft. Sie theilte ihrem

Freunde mit, was zu seiner Rettung bereits geschehen, und was noch geschehen sollte; eine dritte Person, eine Dame hohen Ranges, die Fleury einst liebte, war an der Spitze des Projectes: er sollte entführt werden. Fleury jedoch bestand fest darauf, daß er sein Heil nie allein suchen, und seine Kunstgefährten nie verlassen würde. Während dieser Verhandlungen, die im Werke selbst umständlich ausgeführt sind, und durch die Gefangennehmung der Lady Mantz unterbrochen wurden, erfuhr Fleury, daß er mit noch fünfen vom großen Theater durch Collot zum Tode verurtheilt sey. Die Urtheile erfolgten unter jener Henkerregierung eben so formlos, als die Einsperrungen. Es wurden die Namen der Verurtheilten auf Zetteln in den Kerker geschickt; auf der Rückseite war ein rother Buchstabe: ein großes G bedeutete den Tod, ein D Deportation, ein R die Entlassung des Gefangenen. Die Namen Dazincourt, Fleury, Louise Contat, Emilie Contat, Raucourt und Large kamen jeder mit G bezeichnet an, und am 13. Messidor sollte der Spruch vollzogen werden. Die erwähnte Dame, welche die Beyhülfe der Lady Mantz verloren hatte, die ihre Freyheit erst mit Robespierre's Tode erhielt, setzte sich nun mit Fleury's Schwester in unmittelbare Verbindung, allein seine Befreyung konnte nicht bewirkt werden. Die ganze Gesellschaft des großen Theaters auf das Schaffot zu schicken, wagten die Gewalthaber doch nicht; sie hätte zu viele Sympathien unter dem Volke, wie sich aus der Begebenheit mit dem Komiker Michot gezeigt hatte, welchen der Pöbel für einen reichen Pächter hielt, und eben an den Laternpfahl hängen wollte, als glücklicher Weise ein Bürger vorüberkam, ihn erkannte, und ausrief: Ey, das ist ja der Polichinell der Republik! worauf man ihn nicht nur sogleich losließ, sondern ihn im Triumph nach Hause trug. Einige von der Gesellschaft wurden daher zur Deportation, und nur Wenige zur Entlassung bestimmt; worunter zuerst Dlle. Devienne, deren Befreyungstag von allen übrigen als ein Fest gefeyert wurde. Folgt nun eine Characterschilderung dieser achtungswerthen Künstlerin, nebst einer Biographie derselben.

Charles de Labussière war der Retter der Schauspielergesellschaft des großen Theaters. Ein Komiker vom Theater am Marais, ein Spaßmacher für ein Publicum von Handwerkern; an Muth ein Held, an Feinheit ein Diplomat, mit einem gewandten, durchdringenden Verstande, einer Geistesgegenwart, welche jeder Gefahr spottete, und Auswege fand, wo Alles verloren schien. Dieser Mann trieb sein Spiel mit all jenen Blutmenschen; sie waren die Gerontes dieses Mascarillo. Marat und Danton, das Comité und den Henker

hatte er überlistet, und der Guillotine über eilfhundert Köpfe entzogen! — Eine kurze Biographie und eine Anzahl Anecdoten folgen nun, deren mehrere als Belege der unglaublichen Kühnheit und List dienen, mit welcher de Labussière nicht nur die gewaltigsten Schreckensmänner, sondern selbst den rohen, aufrührerischen Pöbel mystifizirte, der ihn so oft umrungen und in Todesgefahr gebracht hatte. Er verlor, wie so viele Andere, durch die Revolution sein Vermögen, wußte nicht, wo er sein Haupt zur Ruhe legen sollte, und hatte sich durch seine, nichts weniger als dem herrschenden Geiste entsprechenden Streiche manchen Democraten zum Feinde gemacht; so, daß er bereits unter den Verdächtigen aufgezeichnet war. In solch zweyfacher Noth rieth ihm ein Freund, eine Anstellung beym Wohlfahrtsausschusse (comité de salut public) zu suchen. Er schlug es anfangs aus, die nahe Gefahr nöthigte ihn aber bald, dem Rathe zu folgen. Sein erster Platz war im Correspondenz-Bureau, in welchem alle Denunciationen aus den Departements einliefen. Die Unmenschlichkeit dieser Angaben und der Styl der Angeber ekelten ihn gleich sehr an; aber sein Freund bewies ihm, daß, den Abschied fordern, den Kopf preisgeben heiße. Er wurde in das Bureau der gerichtlichen Anklagen übersetzt, wo man ihm das Register der Gefangenen anvertraute. Dieser glückliche Umstand setzte ihn in die Lage, die Schauspieler des großen Theaters und Tausende von Opfern zu retten. Alle Angaben, welche die Gefangennehmung zur Folge hatten, alle sogenannten motivirten Berichte über Verdächtige, aber auch alle, die Angeklagten vertheidigenden Papiere gingen durch seine Hand; er mußte Tag für Tag aus allen jenen Documenten Auszüge verfassen, und diese dem General-Bureau übersenden, welches noch mit anderen Dreyen von der Art, wie das, wo de Labussière war, in Verbindung stand. Bevor er den schlüpfrigen Boden, auf dem er sich befand, nicht geprüft hatte, ließ er nur hier und da einige Papiere unter den Tisch fallen, wodurch er die Personen, welche sie betrafen, vergessen machte; diese Papiere zu vernichten, wagte er aber noch nicht. Erst als er sich von dem Chaos überzeugte, in welchem diese Geschäfte sich befanden, begann er im Großen zu arbeiten. Man kann sich einen Begriff von diesem Chaos machen, wenn man aus den Memoiren l'Epinard's erfährt, daß man in seinem Kerker Gefangene versammelte, um sie in Freyheit zu setzen, die in der nächsten Stunde, aus Irrthum, guillotinirt wurden, und daß ein andermal mehr als achtzig Lossprechungen vom Comité der allgemeinen Sicherheit (comité de sûreté générale) dort anlangten, und das Tribunal dem ungeachtet zwey und sechzig

jener Losgesprochenen auf das Schaffot schickte. De Labussière suchte zuerst die Familienväter dem Beile zu entziehen. Einen Vater retten, sagte er, heißt ein ganzes Haus erhalten. Er ging bey Anbruch des Tages in sein Bureau; der Thürsteher sah bloß nach seiner Eintrittskarte, und ließ ihn ein. Nun nahm er die Papiere, die er bey Seite gelegt hatte, aus der wohlverschlossenen Schublade; aber wie sie wegbringen? An Verbrennen war nicht zu denken, es war Sommer, und Feuer und Rauch hätten Alles verrathen. Sie mit sich forttragen, war unmöglich; man beobachtete Jeden genau, der hinausging. Da kam er auf den Einfall, sie zu zerreißen, und in dem Wassergefäße, welches bestimmt war, während des Tages den Wein kühl zu halten, womit seine Collegen sich zuweilen erquickten, so lange zu erweichen, bis sie zu einer Masse geworden, aus welcher er leicht Ballen formen, und diese in seine Taschen stecken konnte. Auf diese Weise hatte er schon mehr als achthundert Prozesse ersäuft, als die Reihe an die Schauspielergesellschaft kam. Außer dem schon erwähnten Todesurtheile über sechs Personen waren auch rücksichtlich der übrigen Mitglieder des Theaters Anklagen eingelaufen, welche hinreichten, den Tod oder doch die Deportation über sie zu verhängen. Jenes Urtheil war vom 8. Messidor; in der Nacht vom neunten auf den zehnten brachte er die Papiere bey Seite; den eilften vernichtete er sie: man erwartete die Verurtheilten beym Tribunale am dreyzehnten und auf dem Revolutionsplatze am vierzehnten; aber sie kamen nicht. Dieß veranlaßte folgende ämtliche Betreibung:

Der öffentliche Ankläger beym revolutionären Tribunale an die Bürger-Repräsentanten des Volkes. Die Denunciation, welche jüngst auf der Tribune der Convention gemacht wurde, ist nur zu wahr; Euer Bureau, welches die Gefangenen betrifft, ist bloß aus Royalisten und Contrarevolutionärs zusammengesetzt, die den Gang der Geschäfte hemmen. Seit beyläufig zwey Monaten ist eine gänzliche Unordnung in den Acten des Comité eingerissen; von dreyßig Individuen, die mir bezeichnet werden, um sie zu richten, fehlt fast immer die Hälfte, und manchmal noch mehr: noch letzthin erwartete ganz Paris die Hinrichtung der Schauspieler vom großen Theater, und ich habe noch jetzt nichts in dieser Angelegenheit erhalten; gleichwohl hatten mir die Repräsentanten Couthon und Collot davon gesprochen: ich erwarte hierüber bestimmte Weisung u. s. w. Fouquier-Tinville.

Hätte Referent nicht durch das Vorhergehende die sich selbst gesteckten Gränzen bereits überschritten — weßhalb er Entschuldigung in der Wichtigkeit der Epoche zu finden hofft — so würde

er es sich nicht versagen können, auch die Art und Weise, wie es dem wackern de Labussière gelang, seine Kunstgenossen zu retten; die Gefahr, in welcher dabey sein Leben schwebte, und noch viele andere höchst interessante Umstände mitzutheilen, welche im Werke auf das vollständigste ausgeführt sind. Genug, die Schauspieler wurden bald nachher, aus Mangel an Beweisen, in Freyheit gesetzt, und wir finden Fleury im nächsten Kapitel als Zuseher bey dem merkwürdigen Feste des höchsten Wesens, welches Robespierre im Garten der Nation veranstaltet hatte, und wobey er selbst im elegantesten Putze erschien. Hymnen wurden gesungen, die Kanonen dröhnten; »es war seltsam zu sehen,« sagt Fleury, »wie man das Volk hier versammelte, um sich mit einem ci-devant zu versöhnen; denn, genau betrachtet, war der liebe Gott der erste Emigrant, der zurückkehrte.« Folgt eine Beschreibung dieses wunderlichen Festes.

Fleury war nun zwar frey, den Seinigen wiedergegeben, aber er war nicht glücklich. »Was ist die Freyheit ohne Vaterland?« ruft er aus, »wo war mein Frankreich? was ist aus meiner Stadt geworden, dem Vaterlande der Künstler? wie ward jene Gesellschaft verschlungen, ohne welche das Leben nur ein Geschäft, kein Glück mehr ist? wo sind meine Freunde? wo diejenigen, die ich zwar nur vom Sehen kannte, aber seit dreyßig Jahren zu sehen gewohnt war? Grausames Schicksal! Das Heimweh mitten im Lande zu fühlen!« — Auch das Theater schien ihm fremd; man hatte es, wie alles Uebrige, sansculottisirt. Gohier überarbeitete Racine; Lesage und Detouches waren bey Seite gelegt; man hatte Corneille verstümmelt, und z. B. im Cid den König in eine Art von Generalen der republikanischen Armee verwandelt; auch Molière entging den frevelnden Händen nicht. Fleury theilt ein neues, revolutionäres Stück im Auszuge mit, welches damals großen Zulauf hatte, und von dem man nicht sagen konnte, ob der Unsinn oder die Roheit das darin herrschende Element sey.

Zur Ehre der Menschheit währte dieses Unwesen nur kurze Zeit: Fénélon, Timoléon und später Agamemnon reinigten die entweihten Bretter. Man suchte die zerstreuten Trümmer der Schauspielergesellschaft des ehemaligen Théâtre français wieder zu sammeln, wozu François de Neufchâteau durch seinen mächtigen Einfluß mitwirkte. Die Künstler entschlossen sich schwer zum Wiederauftreten. Was hatten sie diesem neuen Volke, diesem verwandelten Parterre zu sagen? Indessen gab man ihnen zu verstehen, daß sie sich zu irgend einer Bühne entschließen müßten. Einige waren genöthigt, zum Theater der Republik

zu gehen; andere hatten eine Anstellung beym Theater Montansier angenommen; je weniger daher übrig blieben, desto mehr waren die Blicke auf dieselben gerichtet. Sie hörten sich schon aufs Neue anklagen, und erkannten endlich, daß man der Revolution seinen Tribut entweder mit seinem Talente oder mit seinem Kopfe darbringen müsse. Ihr Theater in der Vorstadt Saint Germain war seltsam verändert; die Revolution wollte Alles in ihre Livree kleiden, und aus dem Théâtre français, nachher Théâtre de la Nation, war jetzt ein Théâtre de l'Egalité geworden. Um auch das Innere populärer zu machen, hatte man alle Abtheilungen durch Logen u. dgl. hinweggenommen; der ganze Saal war ein Amphitheater, die Decke, die Draperien und der Vorhang waren mit den drey Nationalfarben in gleich breiten Streifen bemalt, was dem Ganzen das Ansehen eines großen Zeltes gab, und unter den neuen Verzierungen prangte am hervorstechendsten die Büste Marat's, »ein neuer Apoll jener Musen, deren köstlicher Geschmack ein wildes Reis auf den schönen Lorber unserer antiken Musen pfropfen wollte.« — Fleury schildert nun seine Gefühle beym Aufrollen des Vorhangs und beym Anblick eines so völlig anderen Auditoriums. Wie nach einer glorreichen, aber unglücklichen Schlacht beym Aufrufe der Vermißten, tönte es ihm in den Ohren: »Gestorben auf dem Felde der Ehre!« Gestorben so viele glanzumstrahlte Männer, einst die Vorbilder und Gebieter der Schauspieler; so viele Gelehrte, einst ihre Stützen und Rathgeber; gestorben, die ehemals der scenischen Kunst Bewegung und Leben gaben; gestorben die Gönner, die eifrigen Besucher der Bühne; gestorben diejenigen, welche die Künstler in Enthusiasmus versetzten, und von ihnen wieder darein versetzt wurden; die Männer, welche dem Saale zur Ehre, und die Frauen, welche ihm zur Zierde gereichten! — Hier feyert Fleury besonders das Andenken der Frau de Sainte-Amaranthe und ihrer bezaubernden Tochter Emilie, deren zwar in dieser Anzeige nur im Vorbeygehen gedacht wurde, die aber im Werke selbst eine bedeutende Stelle einnehmen, und deren grausames und heldenmüthiges Ende unter der Guillotine Fleury umständlich berichtet; bey welcher Gelegenheit er auch ein treues Bild des fürchterlichen Robespierre entwirft, das ihn so zeigt, wie wohl Wenige ihn kennen.

Indessen fanden sich doch noch die Uebriggebliebenen des einstmaligen Publicums bey dem ersten Wiederauftritte ihrer Lieblinge ein, und diese zeigten, daß auch sie ihrer Fahne treu geblieben waren. Sie spielten: La métromanie und Les fausses confidences. Der Beyfall steigerte sich zum Jubel, und verlängerte die Dauer der Vorstellung um die Hälfte.

Nach derselben gelang es Fleury, Mademoiselle Contat mit Talma zu versöhnen, dem jene nicht verzeihen konnte, daß er, während sie mit ihren Kunstgenossen eingekerkert und dem Tode nahe war, auf dem Theater der Republik gespielt hatte, und ihn deßhalb als zur Partey der Revolution gehörig betrachtete. Referent würde dieses Umstandes nicht gedacht haben, wenn das Mittel der Versöhnung Fleury nicht sehr nahe betroffen hätte. Talma kam nämlich, nachdem er auf seiner Bühne gespielt hatte, in das Théâtre égalité, um seinen ehemaligen Cameraden aufzusuchen, der eben in der Loge der Contat war. Er wollte nicht eintreten, Fleury aber nahm ihn bey der Hand, und präsentirte ihn der so eben vom Publicum vergötterten Künstlerin. Der Tragöde sagte sehr artig, er komme, seinen ehemaligen Vorgesetzten und Meistern zu dem Triumphe Glück zu wünschen, den ganz Paris ihnen so eben bereitet hätte. »Mein lieber Talma,« antwortete die Contat, »was Sie da sagen, ist sehr liebenswürdig; aber glauben Sie mir, es würden noch viel mehr Zuschauer gekommen seyn, uns guillotiniren zu sehen.« Talma wollte sich nach diesen Worten mit der Würde eines verletzten Gemüthes zurückziehen, aber Fleury hielt ihn an, und erzählte seiner Freundin, daß Talma ihn vor etwa drey Wochen, als Robespierre noch lebte, besuchen wollen; da er jedoch nicht zu Hause gewesen, eine Visite-Carte seltsamer Art zurückgelassen habe. Er übergab ihr ein Papier, es war... die von Fleury's Hand geschriebene Genealogie der Charlotte Corday, deren die Leser sich vielleicht noch erinnern werden. Fleury hatte noch vor seiner Arrestation zwey Copien jener Genealogie verbrannt, die dritte gerieth in die Hände Fabre's, der jedoch keinen Mißbrauch davon machte, sondern sie sorgfältig aufbewahrte. Nach seinem unglücklichen Tode bemächtigte sich einer der Unterpatrioten, der Himmel weiß wie, dieses Papieres, in der Absicht, dem gefangenen Fleury den Zurückkauf desselben vorschlagen zu lassen. Er wendete sich deßhalb an Talma, der, sobald er mit Schrecken sah, was es war, die verlangten zweyhundert Thaler auf der Stelle aus seinem Eigenen zahlte. — Dieser Zug großmüthiger Freundschaft, welcher zugleich bewies, daß Talma weit entfernt war, gegen seine ehemaligen Gefährten feindlich gesinnt zu seyn, söhnte Mademoiselle Contat mit ihm nicht nur völlig aus, sondern erwarb ihm ihre Achtung für immer. Die dialogisirte Erzählung der zweymaligen Zusammenkunft Talma's mit jenem halbehrlichen Schurken, so wie die Scene in der Schauspielerloge, bieten viel Interessantes.

Während der Gefangenschaft der Schauspieler hatte sich die

adelige Vorstadt Saint-Germain auf traurige Weise verändert. Die Palläste standen leer, in den Straßen wuchs das Gras. Das Theater fühlte diese Veränderung durch den Verlust seiner sichersten Einkünfte, der jährlich abonnirten Logen. In den bewohnteren Gegenden von Paris lobte man die Schauspieler und ihren Muth, aber man überschritt die Brücken nicht, um ihnen das Lob in Münze zu spenden; sie waren dem Schauplatze ihrer ehemaligen Erfolge zwar sehr zugethan, aber es wäre doch zu viel verlangt gewesen, daß sie den alten Mauern eines leer stehenden Tempels hätten treu bleiben sollen. »Wir machten es,« sagt Fleury, »wie Mahomet: weil der Berg nicht zu uns kommen wollte, gingen wir zum Berge.« — Sageret, Director des Theaters Feydeau, früher Théatre Monsieur, bot ihnen eine Zuflucht. Sie wechselten dort ihre Vorstellungen mit jenen einer Operngesellschaft, und waren bemüht, den guten Geschmack wieder herzustellen. Dieß vermochten sie jedoch weniger mit neuen, als mit alten Werken *), und unter diesen weniger mit den Meisterstücken, als mit jener Gattung, worin Geist und Grazie vorherrschten. Boissy, Marivaux, Gresset, Dorat tauchten wieder auf; Contat war der Abgott des Publicums, und Fleury stellte man neben sie: man nannte ihn Fleury-fleuri. Das Publicum wollte weniger denken, als sich zerstreuen; man trat so eben aus einer schrecklichen Krise! man freute sich der Gegenwart, vergaß die Vergangenheit, und rechnete auf die Zukunft. Man sagte mit Figaro: Wer weiß ob die Welt noch drey Wochen dauert! daher man sich von ernsteren Schauspielen abwendete; Collin d'Harleville, Picard und Duval verdrängten die dramatischen Ungeheuer, welche die Revolution erzeugt hatte, vollends von der Bühne, und das Publicum, von jenen Gemeinheiten übersatt, besuchte die Werke am liebsten, die am meisten von ihnen verschieden waren. Noch ein anderer Umstand trug wesentlich bey, den Schauspielsaal zu füllen. Eine Menge Menschen aus den untersten Classen waren durch die Revolution reich geworden; diese boten Alles auf, ihren vorigen Stand, und die Art, wie sie ihren

*) Eine Bühne, die eine bedeutende Anzahl trefflicher Schauspieler besitzt, sollte auch jederzeit die älteren guten Werke, auf das vortheilhafteste besetzt und das fleißigste dargestellt, als den Hauptbestandtheil ihres Repertoirs betrachten, und es verschmähen, mit Hintansetzung jener nach Neuigkeiten zu jagen. Diese Jagd mag sie den Theatern überlassen, welche, aus Mangel an Künstlern, ihr Heil nicht in das Interesse der Darstellung setzen, sondern bloß durch Neues, gleich viel ob gut oder schlecht, ihr Publicum anziehen können.

Reichthum erlangten, vergessen zu machen: sie hatten gehört, daß es ehedem zum guten Tone gehörte, die Vorstellungen dieser Künstlergesellschaft zu besuchen, und beeilten sich daher, die Logen derjenigen einzunehmen, welche die gemordete oder verbannte vornehme oder gebildete Classe vorhin besessen hatte; aber Molière konnten sie doch nicht vertragen, der Verfasser des Bourgeois gentilhomme mißfiel ihnen durchaus. — Fleury begegnete kurze Zeit nach seinem Wiedererscheinen auf der Bühne bey dem Baron von Manteufel (dem Verfasser des kleinen Lustspiels: Les deux Pages, das eine so wichtige Epoche in seinem Künstlerleben herbeygeführt hatte) seinem alten Freunde, dem Chevalier Richard, dem Porträtsammler und Anecdotenkrämer, welcher ihn durch seine Genealogie der Corday beynahe um den Kopf gebracht hätte. Sie sprachen über den Gang der jüngst erlebten Begebenheiten, vorzüglich über den Wechsel des Publicums, welches in verschiedenen Abschnitten jener Zeit das Parterre im Theater inne hatte, und der Chevalier unterhielt die beyden Anderen mit vier Anecdoten aus den Jahren 1785, 1789, 1793 und 1796, die den Standpunct genau bezeichneten, auf welchem die Begriffe des Volkes in jeder Periode der Revolution sich befanden, und zugleich den Geschmack und das Betragen der Zuschauer erklärten, die in jenen Zeiträumen auf einander gefolgt waren. Alle vier Anecdoten sind sehr ergötzlich, und mit köstlicher Laune erzählt, doch können sie hier, als dem Hauptstoffe der Memoires völlig fremd, nicht mitgetheilt werden.

Bald entstanden in Paris vier Théâtres français: Die Gesellschaft, deren Mitglied Fleury war, im Theater Feydeau; das Theater der Republik; das Theater Louvois unter der Leitung der Raucourt; und das Theater Montansier; auf allen wurden Lust- und Trauerspiele gegeben. Die Schauspieler zerstreuten sich nach allen Winden, gingen zu jener Bühne aus Furcht, zu dieser aus Interesse, zu einer andern aus Vorurtheil, aus Freundschaft oder aus Laune. Was sollten sie auch machen? Nichts war fest, nichts beständig, nichts für immer. »Wir hatten Könige für drey Monate, Bücher für eine Stunde, Schauspiele für einen halben Abend und Constitutionen für vierzehn Tage,« sagt Fleury. Bald ward das eine, bald das andere Theater geschlossen, je nachdem es dem Directorium gefiel, die Macht statt des Gesetzes walten zu lassen. Sageret hatte, nebst dem Feydeau, auch das Odéon übernommen. Seine Gesellschaft mußte auf beyden Bühnen spielen. Diese Einrichtung war nachtheilig für die Kunst und für die Oekonomie; denn die Kräfte wurden zersplittert, und die Einnahmen konnten zwar doppelt seyn, die Ausgaben waren es

aber gewiß; zudem wurde noch von den damaligen Gesetzgebern eine Art von Zehnten auf die Theater-Erträgnisse gelegt. Wirklich war Sageret in Kurzem auch nicht mehr im Stande, die Fiacres zu bezahlen, welche seine Künstler von einem der beyden Schauspielhäuser zum andern führen sollten; diese aber, an das Fahren einmal gewohnt, nahmen die Post, und fuhren in die Provinzen: Mademoiselle Contat und Fleury schlugen den Weg nach Bordeaux ein.

Er gibt nun eine Beschreibung des dortigen herrlichen, im großartigsten Style gebauten Theaters, bey dessen Betrachtung er die Bekanntschaft eines fein gebildeten, wohlunterrichteten Mannes machte, der sich Richard nannte, und für einen Kaufmann ausgab, welcher sich von den Geschäften zurückgezogen habe, in der That aber der einstmalige Advocat und nachherige Schauspieler Martelly war, der dort verborgen lebte, und die Achtung aller Rechtschaffenen genoß. Unter seinem erborgten Namen (denn sein wahrer, wie sein Stand, blieben Fleury noch lange ein Geheimniß) führte er unseren Autor in den Gerichtssaal ein, um die Beredsamkeit der Advocaten kennen zu lernen. Dieser Umstand gibt Fleury Veranlassung zu einer der längsten Digressionen in dieser an solchen so überreichen Denkschrift. Auf 82 Seiten rühmt er die allgemein hochgeachtete Rechtsgelehrsamkeit von Bordeaux, spricht von den berühmtesten Anwälten, von Ferrére, Martignac, welcher den blutdürstigen Tribun Lacombe gestürzt, und das fortwährend bestandene Schaffot zerstört hatte; belegt das Lob dieser Männer mit vielen Anecdoten, führt auch einige Schriftsteller, Redner und Künstler an, auf die Bordeaux stolz seyn darf, wie Desgaje, den Satyriker; Joseph Lavallée, den Kritiker; Jaubert, früher Advocat, nachher Graf; de Peyronet, Lainé, Ravez, Rhode, den berühmten Violinspieler; Garat, Sänger; Paulin Goy, Fleury's Jugendfreund, einen Komiker, den er zwischen Dugazon und Dazincourt stellt, u. a, und kömmt erst dann wieder auf sich und seine Reisegefährtin zurück. Sie hatten sich dem Publicum von Bordeaux zuerst in den Fausses confidences, in dem Original, von Hoffmann, und Mademoiselle Contat auch als Sängerin in der Serva padrona, von Pergolese, gezeigt. Der Beyfall. den sie ernteten, überstieg alle Vorstellung, und steigerte sich mit jeder Rolle. An den folgenden Abenden endete der Enthusiasmus mit dem Herabrollen des Vorhangs noch keineswegs. Die Zuschauer stellten sich beym Ausgange des Theaters in zwey Reihen, welche die Damen und die Inhaber der Logen bildeten; hinter diesen stand das Parterre; da wurden Sacktücher

geschwungen, Blumen gestreut, Verse überreicht; »man bekam,« sagt Fleury, »alle Taschen voll Alexandriner und alle Knopflöcher voll Blumen.« Die Contat war das erste Mal ganz betäubt und eingeschüchtert. »Mein Freund,« flüsterte sie ihrem Gefährten zu, »diese Leute entzücken mich! — Wollen wir nicht die Wache zu Hülfe rufen?«

Während Fleury's Abwesenheit von Paris hatte Sageret Banqueroute gemacht, und das prachtvolle Odéon war in einen Aschenhaufen verwandelt worden; indessen beeilten sich die Directoren der übrigen funfzig Theater, der heimatlosen Gesellschaft des ehemaligen Théâtre français eine Freystätte anzubieten; überall fanden sie eine gute Aufnahme, und wenn nicht jedes Publicum sie verstand, so schenkte ihnen doch jedes seinen Beyfall. Lange konnte es jedoch nicht so bleiben, die besseren Künstler sehnten sich nach Vereinigung auf einer bestimmten Bühne, und nach vielen mißlungenen Versuchen, zu diesem Ziele zu gelangen, nahm sich François de Neufchâteau, einst Dichter, damals Minister des Innern, der Sache an. Es folgt nun eine ausführliche Biographie dieses merkwürdigen Mannes, an die sich eine fast noch ausführlichere Schilderung einer Scene bey dem Wahrsager Martin, dem Orakel von Paris, schließt, zu welchem Mademoiselle Raucourt Fleury geführt hatte; Anecdoten verschiedener Art unterbrechen und begleiten diese Schilderung. Die Verhandlungen über die Verbindung der Schauspieler hatten mittlerweile ihren Fortgang; es wurden vorbereitende Theegesellschaften veranstaltet, Jeder sagte seine Meinung, aber man konnte über den Saal, worin das einstige große Theater neu geboren werden sollte, zu keinem Schlusse kommen, und die Autoren bestanden darauf, daß die Schauspieler sich in zwey Gesellschaften theilen, und zwey verschiedene Säle zu ihren Darstellungen wählen sollten. Als die Reihe zu reden an Fleury kam, sagte er: »Die Lage eines Schauspielhauses ist für die Wahl der Künstler nicht gleichgültig; das vorzüglichste Theater wird immer dasjenige seyn, welches sich auf dem besten Platze befindet. Die Chaussée d'Antin ist die Erbin der Vorstadt Saint-Germain; aber neu und unbeholfen, wie sie noch ist, bedarf sie Unterricht im feinen Weltton, und so wäre es gut, ihr die Lehrer dieser Wissenschaft in die Nähe zu stellen. Der letzte Grund, oder vielmehr der erste von allen, ist — möge man mich auch der Aristocratie beschuldigen — daß das erste Theater immer jenes seyn wird, zu dem die meisten Equipagen fahren. Es handelt sich also darum, welche von uns sich für die Bühne entscheiden, wohin man zu Fuße kömmt.« — Talma, Dazincourt sprachen; dem Komiker Michot aber gelang es, die

Meinungen in Harmonie zu bringen; man reichte sich freudig die Hände, und beschloß, sich nicht zu trennen. Alle vereinigten sich um eine Büste Molière's, bekränzten sie, und schwuren bey diesem ihrem ursprünglichen Schutzgotte, das alte Théâtre français wieder aufleben zu machen. Die Bewilligung der Behörde ließ nicht lange auf sich warten; wetteifernd an Lust und Eifer, eröffneten sie ihren Schauspielsaal unter den Auspicien ihrer beyden höchsten Patrone, und gaben den Cid und l'Ecole des maris, bey überfülltem Hause und lautem Beyfalle. Es sind aber nicht jedesmal Talent oder Genie, was einem Stücke großen Zulauf verschafft; es gibt deren, wie Fleury aus Erfahrung spricht, welche ganz Paris, das Paris der Salons und der Dachstuben, anziehen, alle fünf Stockwerke der Wohnhäuser in dasselbe Parterre versammeln; welche, die ihren Ruf von der Stadt in die Vorstädte, von den Vorstädten in die Umgebungen, von diesen in die Provinzen, ja selbst bis ins Ausland verbreiten, und die Zuschauer aus den fernsten Gegenden herbeylocken, ohne daß das Genie oder das Talent großen Antheil daran gehabt hätten. Dergleichen Stücke erscheinen gewöhnlich im Augenblick einer Krisis, und haben entweder die Lage des Landes oder einen Umschwung der Sitten und des Eigenthums zum Stoffe. »Der Maler muß in solchen Fällen sich schnell ans Werk setzen, denn will man warten, bis der neu aufgeblühte Charakter von der Carricatur in das Lustspiel übergeht, so entschlüpft er unter den Händen. Es gibt Erscheinungen, die man im Fluge haschen muß.« — Dieß that Aude in seiner Posse: Madame Angot. Fünfmalhunderttausend Menschen liefen, Madame Angot zu sehen. Madame Angot hatte Lachs verkauft, und sich dadurch ein großes Vermögen erworben, und ist, um ihren vorigen Stand vergessen zu machen, bemüht, sich ein gewisses Ansehen zu geben, und den guten Ton nachzuäffen. Sie lehrt ihren Bedienten, ihr mit Ehrfurcht aufzuwarten, die Besuche zierlich anzumelden u. dgl. Die Aermste ist gleich einer petite-maitresse den Vapeurs unterworfen; man will sie durch Wasser zu sich bringen, sie verlangt aber einen Schluck Branntwein. Ihre Tochter wünscht sie an einen Mann comme il faut, an einen, der ihrer Familie würdig wäre, zu verheiraten, und es findet sich, daß der glänzende Ritter ein Glücksritter ist, den sie auf ihre Weise aus dem Hause jagt. In diesen einfachen Plan hatte Aude all seine Originalität, all seinen Uebermuth geworfen, und keiner war geschickter als er, jeder Situation ihre komische Seite abzugewinnen. Diese Madame Angot war der Repräsentant der damals so zahlreichen plötzlich Reichgewordenen, und Tausende dergleichen ergötzten sich an dem lustigen

Stücke, ohne zu ahnen, daß sie sich selbst belachten. »Ich habe die Familie Angot sehr wohl gekannt,« sagt Fleury, »sie hatte alle guten Stellen in der Gesellschaft inne; sie besaß große Kapitalien, bewohnte prächtige Palläste, brachte die schöne Jahreszeit auf reizenden Landhäusern zu; sie verstand gut zu kaufen, noch besser zu verkaufen, und bediente am liebsten die Republik, die, wie alle lachenden Erben, ihr Geld ausgab, ohne es zu zählen. Die Angots liebten die Bälle, gaben deren selbst, die zwar anfangs verschmäht, bald aber gesucht waren, denn man fand dort nicht nur herrliche Säle, kostbare Möbel, blendende Beleuchtung und köstliche Bewirthung; es gab auch Lotterien von Gold und Juwelen; alle eingeladenen Damen erhielten gewinnende Lose, und manche bewarben sich um Einladungskarten zu Madame Angot, wie sie sich ehedem darum bewarben, in Versailles präsentirt zu werden.« — Fleury schildert nun mehrere weibliche Parvenues, die er alle unter dem Namen Madame Angot begreift, mit ungemeinem Witz und unerschöpflicher Laune, wodurch man ein deutliches Bild der damaligen, neu aufgeschossenen Pariser schönen Welt empfängt. Mehrere anziehende Anecdoten folgen diesen Porträts, die jedoch nur Beziehung auf die gesellschaftlichen Zustände damaliger Zeit, und keine auf unsern Autor oder seine Kunst haben.

Wir kommen nun an die Epoche der Melodramen, welche dem Trauer- und Lustspiele bey dem großen Publicum empfindlichen Eintrag machten. Die alte Tragödie ward nur noch durch das geistvolle, hinreißende Spiel Talma's gehalten; besonders wollten jene Trauerspiele nicht mehr ansprechen, welche mehr Rhetorik als Leidenschaften entwickeln. Zudem war es schwer für die neueren Dichter, tragische Stoffe zu finden, welche nicht in irgend einer Weise gegen die Meinungen und Einrichtungen jener Zeit verstoßen, Erinnerungen, die man vermeiden, Gefühle, die man unterdrücken wollte, erweckt hätten. Das Lustspiel hatte zwar ein größeres Feld; es mangelte in keiner Epoche weder an Lastern, noch am Lächerlichen; Etienne, Picard und Duval wußten beydes auszubeuten: aber das neuere Lustspiel konnte sich eben so wenig frey bewegen, als die neuere Tragödie. Der Schrecken zitterte vor jener Literatur, die unmittelbar zum Publicum spricht; aus Furcht vor ihr ließ das Directorium Schauspielhäuser sperren, wie man Buden sperrt. »Von allen Unfällen aber,« meint Fleury, »welche die dramatische Literatur betrafen, war der ärgste, daß Napoleon sie unter seinen Schutz nahm; er begünstigte zwar die Talente, aber er unterdrückte die Unabhängigkeit.« — Die Decennalpreise selbst, welche scheinbar gestiftet waren, die schönen Wissenschaften zu

fördern, bewirkten ihre Beschränkung. Man wollte den Richtern gefallen; diese aber gingen vom Kaiser aus, der dadurch auf geschickte Weise das Streben nach Auszeichnung statt des Strebens nach Ruhm hervorgerufen hatte. — »Auteur oseur,« pflegte Beaumarchais zu sagen. »Ich möchte wohl wissen,« ruft unser Autor, »was er von 1804 bis 1815 gewagt hätte!« — Indessen sahen die Schauspieler sich gleichwohl in der Nothwendigkeit, Tragödien, die im neuen Geschmacke waren, zu geben. Einst fragte Napoleon seinen Liebling, Talma, was denn einer dieser Tragödien fehle, daß man sie zurückgewiesen habe? — »Wollen Eure Majestät mir eine große Kühnheit erlauben?« — Nun ja; ich liebe Ihre Kühnheiten, Talma; sie haben etwas von den Scorzirungen des Michael Angelo. — »Wohlan, Sire, es fehlt unserem modernen Trauerspiele der Ueberrock und der kleine Hut des Kaisers.« — Napoleon ließ dies Wort nicht fallen, er suchte nun diese Art von Tragödie, fand aber statt des kleinen Hutes den Helm Hector's.

Hatte Aude mit seiner Madame Angot ein Epigramm auf die neuen Reichen gemacht, so schrieb Luce de Lancival ein Madrigal zum Lobe derer, die vor Kurzem auf dem Schlachtfelde ihr Glück fanden Fleury schildert nun im Allgemeinen die Helden jener Zeit, die militärische Umgebung des Kaisers, und belebt sein Gemälde, nach seiner Gewohnheit, mit Anecdoten. Den Schluß dieses Kapitels bilden einige Aeußerungen des Autors über das Trauerspiel im Allgemeinen. Ob er, ein Stern erster Größe an dem Horizonte des Lustspiels, ein gültiges Urtheil über die ihm fern liegende Tragödie zu fällen geeignet war, mag dahin gestellt bleiben. »Ich ehre das Antike,« sagt er, »aber ich wünschte, daß man sich des Veralteten entledigte.« — Ueber die neuere Literatur fügt er bey: »Es ist ein großer Unterschied zwischen der Literatur eines Bernardin, einer Staël, eines Chateaubriand, eines Lemercier, und dieser Literatur, die aus Furchtsamkeit stirbt. Die Literatur des Kaiserreichs ist gut, aber die kaiserliche Literatur taugt nichts.«

Das folgende Kapitel ist bloß eine Sammlung von Anecdoten, welche im Werke selbst zu lesen gewiß die Mühe lohnen, hier aber, als in keinerley Beziehung auf Fleury oder das französische Theater, übergangen werden müssen. Die zwey merkwürdigsten davon sind eine rührende, die sich zu Anfang des Jahres 1809 zwischen Napoleon und der Witwe des Dichters Clairfontaine zugetragen hat, und dem Autor Gelegenheit gibt, ein Bild des liebenswürdigen Dichters selbst und seines, auf die innigste Liebe und das tiefste Zartgefühl gegründeten Ehe-

glückes zu entwerfen; die zweyte Anecdote ist aus dem Leben des Freyherrn von Manteufel, Verfasser des Drama: Les deux Pages, genommen, als er sich am Hofe der Czaarin Elisabeth Petrowna befand.

Nach diesem Intermezzo von 84 Seiten kehrt Fleury zu seiner Geschichte zurück. Es gab große Bewegung in der Schauspielergesellschaft, als ein Brief des Grafen Rémusat ihr den Befehl brachte, mit der Post nach Dresden abzureisen. Wer sollte mit? Wer nicht? Die Zurückbleibenden waren in Verzweiflung, die Gewählten in Entzücken. Vor einem Parterre von Monarchen zu spielen! Welch ein Ruhm! So was ereignet sich nicht wieder! — Die so dachten, irrten aber: es ereignete sich allerdings wieder, und zwar in Paris selbst. — Zu Dresden wurden die Künstler überaus freundlich aufgenommen; allenthalben geladen, überall gefeyert. Nur dreymal die Woche war Theater bey Hofe; die übrigen Tage hatten sie frey, und Napoleon ließ ihnen sagen, daß sie an denselben auf dem Dresdner Theater für ihre Rechnung spielen könnten. Mehrere hatten Lust, von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen; Fleury jedoch setzte sich dagegen. »Als ich nach Dresden kam,« sagte er, »geschah es auf Befehl Seiner Majestät, für Ihren Dienst. Ich betrachte mich in diesem Augenblicke als zu Ihrem Hause gehörig; Seine Majestät mag thun was Ihnen beliebt, aber ich werde in Dresden nicht Komödie spielen für Geld; gratis so oft man will. Ich stehe unter den Befehlen des Kaisers, und gewiß hat Seine Majestät nicht die Absicht, die zu seinem Hause gehörigen Personen von der Stadt Dresden bezahlen zu lassen.« Diese Antwort wurde dem Kaiser hinterbracht, ohne Fleury zu nennen, aus Furcht, daß sie mißfallen möchte. »Das sprach Fleury,« sagte Napoleon, »gestehen Sie es nur; es war Fleury, nicht wahr? Ich erkenne ihn an diesem Stolze — Wahrhaftig, das ist gut gesprochen! Sehr gut!« — Nach einem kurzen Nachdenken fügte er bey: »Künftigen Sonntag werden meine Schauspieler auf dem Stadttheater eine Vorstellung gratis geben!« — Die Vermuthung, daß die Antwort von Fleury sey, kam daher, daß der Kaiser die hohe Meinung, welche jener von dem Stande eines ausgezeichneten Schauspielers hatte, aus einer früheren Gelegenheit kannte, wo Fleury bey dem Grafen Rémusat die Aufnahme Talma's in das Institut, an des verstorbenen Molé Stelle, durchsetzen wollte, der Graf aber dagegen war, weil man es, seit Napoleon selbst Mitglied des Institutes geworden, nicht mehr angemessen fand, ihm einen Schauspieler zum Collegen zu geben. Es war eben zu der Zeit,

als Georges gefangen genommen wurde. Rémusat sagte zu Fleury: »Das geht nicht an, verzeihen Sie, aber die Prätension ist lächerlich. In der That, wenn man Sie so reden hört, sollte man Ihnen sogleich das Ehrenkreuz geben.« — »Herr Graf, wenn ich Georges gefangen genommen hätte, oder ein Spion der Polizey wäre, so hätte ich es auf der Stelle,« antwortete der beleidigte Künstler, und Rémusat schwieg. — Man muß der Meinung Fleury's beypflichten, daß, ohne den oben erwähnten besonderen, allerdings zu berücksichtigenden Umstand, es seltsam gewesen wäre, von einer Körperschaft, in welcher alle Künste repräsentirt waren, gerade große Schauspieler ausschließen zu wollen. »Der Autor ist Alles,« sagte man, »der Schauspieler wirkt nur durch den Gedanken des Dichters.« — »Es ist doch sonderbar,« entgegnet Fleury, »daß man uns wie ein musikalisches Instrument betrachten will, das die vom Tonsetzer auf das Papier geworfene Note wiedergibt. Gewiß, wir schaffen den Gedanken nicht, aber wir meißeln oft eine schwache Zeichnung zum Relief; und selbst wenn wir nur die Dolmetscher der großen Autoren unseres Repertoires sind, so sind wir schon viel, wenn wir sie gut begriffen haben, wenn wir das Publikum sie lieben lehren, wenn wir sie unsterblich machen; gibt es denn keine Ausführung, die schafft, belebt, ins Licht setzt? Wandelt der Schauspieler von Talent nicht jedes Gedicht zur Natur um? Nichts erbärmlicheres als ein mittelmäßiger Schauspieler, nichts größeres als ein erhabener: er ist ein Athlet, der, mit Ketten belastet, den Kampf durchficht.«

Fleury spricht noch viel von Dresden und von Napoleon, der in jener Epoche, »sich seiner Mutter, der Revolution, schämend, eben anfing, sie von ihrem Schmutze zu reinigen, indem er einen neuen Adel improvisirte, der sich aber, wie ein geistvoller Mann behauptet, eben so wenig improvisiren läßt, als alter Wein.« — Mehrere Anecdoten jenes merkwürdigen Mannes folgen nun, welche Fleury theils dem Arzte Desgenettes, theils einem alten Krieger nacherzählt, der, seit seinen ersten Siegen, unter ihm gedient hatte. Sie verdienten wohl, in irgend eine Biographie Napoleon's aufgenommen zu werden, wären aber hier nicht an ihrem Platze.

Bevor die Schauspieler aus Dresden zurück reiseten, ließ der Kaiser sie seiner Zufriedenheit versichern. »Mein Schauspiel hat sich brav gehalten,« sagte er. Die Demoisellen Mars und Georges, so wie Talma und Fleury erhielten jedes eine Gratification von 10,000 Francs. Unser Autor behauptet übrigens, daß Napoleon das Lustspiel nicht liebte, und das

Trauerspiel vorzog, »weil jenes die wahre Natur malt, er aber bloß Enthusiasmus wollte.« Nur Voltaire war bey ihm nicht gut angeschrieben; er konnte es ihm nicht vergeben, daß er Mahomet in so häßlichem Lichte dargestellt hatte.

Nach dem Tode der Contat, welcher Fleury eine schöne Lobrede hält, verließ auch er die Bühne, deren Zierde er länger als ein halbes Jahrhundert gewesen war.

»Ich wurde,« so beschließt er seine Denkschrift, »durch drey Könige, einen Kaiser und viele große, berühmte Männer aufgemuntert; ich lebte in zwey Jahrhunderten; sah alle gewählten Gesellschaften, sowohl die der rothen Absätze, als die, in denen Künstler den Vorsitz führten; Voltaire war mein Rathgeber; Picard zog mich zu Rathe; ich hörte die geistvollen Erwiederungen meines trefflichen Notars Thirion, der mit so vieler Sorgfalt den Kauf meines Landhauses abgeschlossen, und sich mit der Verwaltung meines Hauses zu Orleans beschäftigt hat; denn ich habe nun auch mein Versailles und meine Tuilerien für mich. Ich habe rühmlich getragene Namen geliebt, und die Gesellschaft der Großen; ich habe mich selbst unter königlichen Hoheiten behauptet, und mein Leben unbefangen in ihrer Gesellschaft zugebracht; nie frostig, nie kriechend, nie anmaßend, nie als Schmeichler, kurz, nie weder Affe noch Statue. Ich habe mich vor dem Unglück bewahrt, mein eigenes Talent zu überleben. Morgen nehme ich Abschied vom Publicum; übermorgen... sey mir gegrüßt, künftige Ruhe! Ich reise auf mein Gut; ja, auf mein Gut, denn mein Eigenthum hat der Madame Pompadour gehört; übermorgen werde ich sagen können: — Was werde ich heute machen? und mir darauf antworten, wie ich es seit den zwey und sechzig Jahren nicht konnte, in welchen ich Komödie spielte.«

So geschah es denn auch wirklich. Sein letzter Auftritt wurde ihm von dem dankbaren Publicum zum rührendsten Abschiedsfeste erhoben, das er, wie er versichert, nicht hätte wiederholen können, ohne daß ihm das Herz gebrochen wäre. Tags darauf spielte er noch einmal zu Versailles für Madame Montansier, seine alte Freundin und ehemalige Directorin; wornach er sich in seinen stillen Aufenthalt zurückzog.

J. F. Edler von Mosel.

Art. II. Rhetores Graeci ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz. Stuttgartiae et Tubingae 1832—1836. 9 voll. 8.

(Schluß.)

Wir dürfen demnach mit voller Befugniß aus der angegebenen Notiz folgende Bemerkungen ziehen: 1) Johannes Sikeliota und Johannes Doxopater waren zwey verschiedene Personen; und zwar lebte der Sikeliota in kümmerlichen, ärmlichen Umständen, nach seinem eigenen Zeugnisse; daß Doxopater in hohen Kirchenämtern stand, beweist der ihm gegebene Titel κῦρις oder κύριος. 2) Lernen wir daraus mit Bestimmtheit den Johannes Geometra kennen, den freylich schon Fabricius erkannt hat. Er wird sehr oft angeführt, aber immer nur unter dem Beynamen Geometra. Hier führt er den Titel ὁ διδάσκαλος; sollte er vielleicht ökumenischer Lehrer, Vorsteher der Schule im Tetradisium zu Konstantinopel [1]) gewesen seyn? Diese führten den ihm beygelegten Titel. Er hatte Commentare zum Hermogenes und zum Aphthonius geschrieben (s. II. p. 554, l. 10 u. 17 fg.). 3) Sehen wir daraus, daß der alte Commentator Sardeon sein bisher angemaßtes Daseyn aufgeben muß; statt seiner erhalten wir einen Metropoliten von Sardes. Daß Sardeon kein Eigenname seyn könne, zeigt schon die Accentuirung des Wortes und an vielen Stellen die grammatische Construction [2]). Der eigentliche Name des Erzbischofs ist nicht angegeben; doch ist aus der Fassung der Stelle höchst wahrscheinlich, daß er, wie der zunächst vorher genannte, Gregor geheißen habe.

Folgen wir nun dem Herrn Walz in seiner Untersuchung über das Zeitalter des Johannes, wobey es dann klar ist, daß wir bey der Verschiedenheit der Prämissen auf ein anderes Ergebniß kommen werden, und nothwendig von vorn herein zur Opposition genöthigt sind. Band II. p. IV wird die Ethopöie:

---

1) Georg. Codin. origg. Constantinop. p. 42. ed. Par.

2) Das Wort wird oft Σάρδεων accentuirt. Constructionen, wie ὁ τῶν Σαρδέων (II. p. 554, 10, wo Walz irrig τῶν eingeklammert hat; eher ἐξηγητὴς) oder κατὰ τοῦ Σάρδεων (VI. 576, aus welcher Stelle wir auch sehen, daß Johannes Geometra gegen den Sardischen Metropoliten geschrieben, also jünger war), beweisen hinlänglich, daß Σάρδεων kein Nominativ seyn kann. Uebrigens ist ja ὁ Ἐφέσου, Bischof von Ephesus bekannt genug. Darnach ist Walz II. p. I zu berichtigen, wo es heißt: »Commentatores quorum antiquissimi, quamvis incertae aetatis sint, Geometra et Sardeon aetatem non tulerunt.

»Wie würde etwa der König Michael bey seiner Vertreibung vom Throne seine Empfindungen ausdrücken,« dazu benützt, das Zeitalter des Johannes Doxopater wenigstens theilweise zu bestimmen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß hier Michael V. mit dem Beynamen Kalaphates (sein Vater war Kalfaterer gewesen) gemeint sey, welcher 1041 auf einige Monate den Kaiserthron einnahm. Hr. W. folgert hieraus, daß Johannes nach dieser Zeit gelebt haben müsse; die ganze Aufgabe ist aber von der Art, daß die Begebenheit, wo ein thatenloser Kaiser nach kurzer Regierung wieder gestürzt wird, wohl nur den nächsten Zeitgenossen in hinlänglich lebendiger Erinnerung war, um daraus eine Schulaufgabe zu machen: es scheint also aus dieser Ethopöie hervorzugehen, nicht allein, daß Doxopater nach, sondern daß er kurz nach dem Sturze des Michael Kalaphates gelebt habe. Schöll [1]) setzt den Johannes Sikeliota in das neunte Jahrhundert, vermuthlich weil eine noch ungedruckt von ihm vorhandene Chronik bey dem 866 abbricht; über die Schwäche dieses Grundes braucht man nichts zu sagen. Wichtiger ist die Anwendung, welche Hr. W. von einem Titel dieser Chronik in einer vatikan. Handschrift nach der Mittheilung des Leo Allatius [2]) macht, wo es heißt: »Kurze Chronik etc., gesammelt und zusammengestellt von dem Mönche Johannes Sikeliota, welcher später Patriarch der Stadt Constantins, des neuen Roms, wurde.« Hier hätten wir also einen festen Anhaltspunkt, da uns die Reihe der constantinopolitanischen Patriarchen zur Genüge bekannt ist. Leider aber findet sich in diesen Verzeichnissen weder im neunten Jahrhundert, noch sonst ein Johannes Sikeliota. Leo Allatius vermuthete daher, er sey eine Person mit Johannes Glykas, welcher 1316 den Patriarchenstuhl Neuroms bestieg. Aber dieser war vor seiner Erhebung verheiratet gewesen, während J. Sikeliota ein Mönch genannt wird. Würden indeß durch diesen Glykas alle Schwierigkeiten gehoben, so ließe sich vielleicht der Ehestand und der Mönch dahin ausgleichen, daß Johannes nach dem Tode seiner Frau in das Kloster ging. Hr. W. sah sich jedoch nach einem anderen Patriarchen um, und fand, daß einzig Johannes Kamateros hieher passe, welcher 1204, zur Zeit der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer, den heiligen Stuhl inne hatte. Wir müssen demnach einen Johannes Sikeliotes Doxopater Kamateros anerkennen; ob eine ähnliche Zusammensetzung erhört sey, kann Ref. nicht entscheiden. Auffallend ist es zwar, daß jener Patriarch weder Sikeliota,

[1]) Gesch. d. gr. Lit. II. 530, III. 256.

[2]) de Georg. p. 327.

noch Doxopater irgendwo genannt wird, sondern immer nur Kamateros; Hr. W. sucht diesem Einwurfe aber dadurch zu begegnen, daß er annimmt, Johannes Doxopater habe nach seiner Erhebung den etwas zu vornehm klingendtn Namen Doxopater mit dem demüthigeren und bescheideneren Kamateros vertauscht, entweder wegen seines früheren mühseligen Lebens, oder wegen seiner Vertreibung durch die Franken. Hiergegen läßt sich jedoch, nicht ohne Grund wie es scheint, einwenden, daß durch jene Annahme die Unterdrückung des doch gewiß nicht zu vornehmen Namens Sikeliota gar nicht motivirt ist. Alsdann muß es befremden, daß unserem Johannes erst auf dem Patriarchenstuhle der Gedanke gekommen seyn soll, der Name Doxopater sey zu vornehm, da er ihn doch im Kloster, wo man den demüthigsten, oft schmutzigsten Namen suchte, ohne weiteres Bedenken geführt hatte. Außerdem aber enthält der Name Doxopater (besonders augenfällig nach der von mehreren Handschriften gebotenen Form) nur eine Doxologie auf Gott den Vater, deren sich der Patriarch gewiß nicht geschämt hätte. — Ref. fühlte sich gezwungen, bisher fast nur negativ zu verfahren; wir wollen jetzt einmal den constantinopolitanischen Patriarchenstuhl erledigt lassen, und sehen, ob sich vielleicht für den Doxopater und den Sikeliota aus ihren Schriften selbst etwas Bestimmteres ermitteln läßt.

Daß Johannes Doxopater zur Zeit oder wenigstens nicht lange nach der Thronentsetzung des Kaisers Michael Kalaphates gelehrt haben möge, haben wir oben schon ausgesprochen; jedenfalls lebte er nach ihm, also nach 1041. Da er von Johann Tzetzes (bey Walz III. p. 673, l. 11) in dem Auszuge der Rhetorik angeführt wird, Tzetzes aber in das Ende des zwölften Jahrhunderts fällt, so muß Doxopater etwa zwischen 1041 und 1180 gelebt haben. Aber, sagt man, Doxopater citirt den Eustathius *); da dieser seit 1160 den erzbischöflichen Stuhl von Thessalonich inne hatte, so muß das Zeitalter des Doxopater später fallen. Aber weit entfernt, hierdurch unsere Meinung gestört zu sehen, möchten wir sie eher dazu benützen, um den Spielraum enger zu begränzen, in welchen Doxopaters Lebenszeit zu setzen ist, indem uns dadurch etwa die Periode zwischen 1160 und 1180 festgesetzt würde; wenn wir nur gewiß wüßten, daß der hier angeführte Eustathius — er wird als Verfasser eines Commentars zu den Status des Hermogenes genannt — Eine Person sey mit dem Erzbischofe von Thessalonich. Obgleich Ref. keine rhetorischen Schriften des gelehrten Commentators Homers kennt, so würde er doch keinen Anstand genommen haben, den

*) S. T. II. 545, 13.

von Doxopater angeführten Eustathius für den Erzbischof zu halten, wenn ihn nicht der siebente Band unserer Rhetoren aufmerksam gemacht hätte. In dem dort abgedruckten Commentare eines Ungenannten wird wiederholt ein Eustathius angeführt [1]). Da sich nun der erwähnte Commentar, nach Tom. V. p. III, in Handschriften des zehnten Jahrhunderts findet, so leuchtet es ein, daß der daselbst citirte Eustathius nicht der von Thessalonich seyn könne; höchst wahrscheinlich aber ist es, daß der vom Anonymus und von Doxopater erwähnte Eine Person ist — wer? müssen wir jetzt dahingestellt seyn lassen; nicht unwahrscheinlich wäre es, an den Rhetor und Neuplatoniker Eustathius aus Kappadocien, den Schüler des Jamblichus, zu denken. — Das Zeitalter des Johannes Doxopater hätten wir demnach ziemlich sicher mit einem nicht allzuweiten Spielraume festgestellt; auf den Patriarchenstuhl wird er aber wohl verzichten müssen, da wir in dieser ganzen Periode keinen Platz für ihn finden. Da er ja überhaupt nirgends über Mangel klagt, so wird er sich mit einer anderen Kirchenstelle begnügen, die wohl durch den Titel κύριὸς hinlänglich bewiesen ist.

Noch einige Schwierigkeit macht nun Johannes Sikeliota. Er gehört einer weit späteren Zeit an, zu deren genaueren Bestimmung Ref. nur Eine Stelle in den Scholien desselben gefunden hat. Bey dem großen Reichthume an Citaten findet sich doch nur Eines, aus dem man eine entscheidende Folgerung ziehen kann. S. 85, Z. 28 führt er nämlich den »Theodosius, Bischof von Melite, und den Theodor, Bischof von Nicäa, nebst vielen anderen unserer Zeitgenossen« an [2]). Aus der Stelle ist nicht ersichtlich, ob er diesen Theodor und Theodos mit zu seinen Zeitgenossen rechnet, oder ob sie denselben entgegengesetzt werden. Mag es indeß zu verstehen seyn, wie es will, so viel ist gewiß, daß Johannes Sikeliota mit oder nach Theodosius von Melite lebte; diesen aber setzt Fabricius [3]) ohngefähr in die Zeit des Johannes Beccus oder Veccus, welcher, vom constantinopolitanischen Patriarchenstuhle vertrieben, in der Verbannung starb. Dadurch würde Johannes Sikeliota in das vierzehnte Jahrhundert heruntergerückt. — Sollte man nicht auch aus der

---

[1]) T. VII. p. 613, 16. 646, 12. Es heißt hier: ὡς ἐν τῇ μεθόδῳ δεδήλωται ὑπὸ Εὐςαθίου.

[2]) VI. 85. ὡς ὁ Μελιτηνῆς Θεοδόσιος καὶ ὁ Νικαίας Θεόδωρος καὶ τῶν καθ' ἡμᾶς οὐκ ολίγοι.

[3]) Fabric. B. Gr. X. p. 400. Harl. Leider fehlen Ref.'en die nöthigen Hülfsmittel, namentlich der Oriens Christianus von Lequien, um die Sache constatiren zu können. Bey Lequien findet sich gewiß auch Nachweisung über Theodor von Nicäa.

Vorschrift: »alle Eigennamen mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben« *), auf ein ganz junges Alter schließen dürfen? — Daß nach diesem Ergebnisse Johannes Sikeliota dem Johannes Kamateros den Patriarchenstuhl nicht mehr streitig machen kann, versteht sich von selbst; aber wo sollen wir ihn nun einreihen? Der Zeit nach kommen wir auf den von Leo Allatius vermutheten Johannes Glykas; aber dieser führt nirgends den Beynamen Sikeliota, für die Ablegung desselben ist kein Grund denkbar, in dem ganzen Buche und überhaupt in der ganzen Geschichte, mit Ausnahme des von Leo Allatius gesehenen Titels einer vaticanischen Handschrift, findet sich keine Spur von dem Patriarchate unseres Johannes — sollte uns das nicht berechtigen, überhaupt den Patriarchen Johannes Sikeliota in Abrede zu stellen? Aber jener Titel? Nun, wenn er wirklich so lautet, dürfen wir ja wohl auch unseren Geschmack ausdrücken, und sagen: Mangonium sapit.

Nachdem wir nun über Person und Zeit der beyden Johannes zusammengestellt haben, was wir an dürftigen Notizen und Vermuthungen auffinden konnten, sind noch einige Worte über den hier mitgetheilten Text des Sikeliota zu sagen. Daß der größte Theil des Stoffes wirklich von ihm herrühre, unterliegt wohl keinem Zweifel; eben so wenig aber dürfte eine bedeutende Interpolation wegzuläugnen seyn. Der Zweck, zu welchem die Werke dieser Art abgeschrieben wurden, erlaubte kaum eine strenge Gewissenhaftigkeit, indem mehr oder weniger jeder, wie er es brauchte, ab oder zu that. So finden wir z. B. S. 124, 133 fg., 149, 158 und anderwärts ganze Scholien des Syrianus, Phöbammon und Anderer eingeschoben, über welche Walz die erforderlichen Nachweisungen gibt; bey anderen konnte er die Quelle nicht angeben, z. B. S. 285. Wie wenig übrigens die Quellenangaben in dieser Compilation zuverläßig sind, sehen wir z. B. S. 242, wo ein angebliches Scholion des Syrianus eingefügt ist, in welchem Syrianus selbst citirt wird. Daß übrigens das vorliegende Werk im Einzelnen nicht von Johannes Sikeliota herrühren könne, sondern wirklich als Compilation zu betrachten sey, ergibt sich aus den nicht seltenen Stellen, wo Johannes Sikeliota selbst als Gewährsmann eingeführt wird; auch findet sich häufig die gewöhnliche Verbindungspartikel aller derartigen musivischen Machwerke, ἄλλως. Doch trifft diese Bemerkung vorzugsweise den hinteren Theil des Werkes, etwa von S. 111 an; in dem vorderen scheinen wir eine unvermischte Arbeit des Johannes Sikeliota zu haben.

*) τὰ ἴδια ὀνόματα μεγάλα γράφεται, p. 89. Vgl. p. 341, Note.

Noch haben wir kurz über die anderen im sechsten Bande enthaltenen Schriften zu berichten. Es folgt also 5) der Commentar des Georgius Diáretes, jedoch nicht vollständig, nach einer Wiener, vaticanischen und mediceischen Handschrift. Ueber Zeit und Lebensverhältnisse des Verfassers läßt sich fast nichts mit Bestimmtheit sagen; er war ein Mönch aus Alexandrien, der seinen Beynamen vom Commentar zu διαίρεσις des Hermogenes erhalten hat. Sein Zeitalter ist ganz ungewiß; nach einer von Walz aus einer vaticanischen Handschrift beygebrachten Notiz soll Doxopater der Verfasser dieser Scholien seyn; allein W. bezweifelt dieß, und vermuthet, daß Georg bey seiner Compilation, denn etwas anderes ist die Arbeit nicht, hauptsächlich den Commentar Doxopaters zum Hermogenes benützt habe, woher dann jener Irrthum entstanden. Ohne Ansicht und Vergleichung der Handschriften selbst ist die Frage nicht zu entscheiden. Ref. war früher der Meinung, der bey Doxopater II. S. 101, 27 erwähnte Georgius sey unser Diáretes; in diesem Falle hätte er vor Doxopater gelebt; doch wagt er, da ihm alle anderen Gründe abgehen, keine Behauptung; die dort angeführte Stelle ist ihm in dem abgedruckten Stücke des Georgius nicht aufgefallen.

6) Georg Pletho's Compendium der Rhetorik, zuerst herausgegeben von Höschel mit dem Namen des Matthäus Kamariota, nach einer ihm von Maximus Margunius, Bischof von Kythera, mitgetheilten Handschrift, wobey der Prälat den Matthäus als Verfasser vermuthet hatte, obgleich der Titel es als das Werk eines Unbekannten (ἀδήλου) bezeichnet. Vorsichtiger war der zweyte Herausgeber, Joh. Scheffer, der den Matthäus Kamariota beseitigte. Die Schrift ist nichts weiter, als die epitome Rhetoricae Hermogenis, welche Leo Allatius (de Georg. 386. ed. Paris.) und nach ihm Schöll (III 520) unter den ungedruckten Werken des Georgius Pletho aufführen; Walz fand den Namen in einer Pariser Handschrift; er ließ das Werkchen mit den Scheffer'schen Noten abdrucken. — Endlich erhalten wir noch 7) ein Bruchstück der Epitomae rhetoricae von Matthäus Kamariota, nach Wiener, Pariser und Turiner Handschriften. Das Büchlein enthält aber nichts Neues, so daß wir uns mit dem Fragmente begnügen können.

Der siebente Band, welcher wegen seiner Stärke in zwey Abtheilungen getrennt werden mußte, enthält fast nur bisher ungedruckte Schriften, zum Theil von ausgezeichneter Wichtigkeit, indem sie den späteren Compilatoren als Rüstkammer gedient haben, woraus sie ihre besten Waffen entnahmen. Die Handschriften, welche die hier mitgetheilten Schriften meist bey-

sammen enthalten, gehören Einer Familie, und gehen zum Theil bis in das zehnte Jahrhundert hinauf, wie dieß Hr. W. namentlich von den Parisern 1983 und 2977 bemerkt, von denen der Herausgeber ersteren für den älteren hält, doch, wie Ref.'en scheint, aus unzureichenden Gründen; denn wenn in zwey Stellen ein in 2977 ausgefallenes Wort aus 1983 ergänzt werden konnte, so beweist dieß nur, daß 1983 nicht aus 2977 abgeschrieben seyn könne. Die in diesem Bande mitgetheilten Commentare sind von vielen anderen geplündert worden, namentlich sind sie von Maximus Planudes und Johannes Sikeliota großentheils abgeschrieben. Dieser Umstand hat einen freylich unvermeidlichen Mißstand veranlaßt; um nämlich doppelten Abdruck zu vermeiden, mußte man häufige Rückweisungen Statt finden lassen, welche, an sich schon nicht besonders angenehm, dadurch noch störender werden, daß die Verweisungen auf den Commentar zu den Status im siebenten Bande wegen zweyer eingeschobener Kapitel nicht zutreffen. Indeß, wie gesagt, dieser Mißstand wird durch die Unvermeidlichkeit hinlänglich entschuldigt, und Hr. W. hat gewiß seinen guten Grund gehabt, warum er bey unserem Commentare auf die abgeschriebenen Stellen bey Planudes im fünften Bande verwiesen hat. Manchem dürfte es vielleicht passender erscheinen, wenn wir den Commentar des siebenten Bandes, als die Quelle, vollständig erhalten hätten, so daß bey Maximus Planudes auf die abgeschriebenen Stellen verwiesen worden wäre. Die einzelnen in diesem Bande enthaltenen Schriften sind:

1) Prolegomena zu den Status. aus einer Pariser Handschrift, mit Zuratheziehung von zwey anderen Codd. Paris.; sie waren zum Theil schon von Leonh. Spengel nach einer Münchener Hdſ. herausgegeben. Was uns hier mitgetheilt wird, besteht aus einer einleitenden Abhandlung, mit manchen, namentlich für die Geschichte der Rhetorik interessanten Nachrichten, bis S. 20, Z. 25, bis wohin auch nur der Spengel'sche Abdruck geht. Das Folgende sind nur einzelne, gelegentliche Bemerkungen, wie dieß schon die Ueberschriften oder die gewöhnliche Verbindungspartikel ὅτι beweist; auch findet sich das eine dieser Kapitel selbstständig in einem Pariser Codex *). 2—7) sind kürzere Einleitungen oder einzelne, zufällige Notizen, zusammengestoppelte Bemerkungen, von denen sich manche auch wirklich

*) S. 32 findet sich ein Fragment des Lollianus; S. 33 Definitionen der Rhetorik nach Plato und Sopater: ἐκ τῶν Πλουτάρχου εἰς τὸν Πλάτωνος Γοργίαν. Ist dieß der Lehrer des Proklus, der Neuplatoniker, von dem Schöll III. 375 sagt, »man weiß nicht, ob er auch Schriftsteller gewesen sey?«

abgesondert vorfinden [1]. 8) Des Syrianus Scholien zu den Ideen des Hermogenes waren schon von Spengel aus einer Münchener Handschrift herausgegeben; Hr. W. benutzte daneben zwey Pariser Mspte. — Das Hauptwerk des Bandes sind 9, 10 und 11) die weitläufigen, reichhaltigen Commentare eines Ungenannten zu Hermogenes Status, de inventione und de ideis, welche, troß der zahlreichen und umfassenden Verweisungen auf die schon bey Max. Planudes ꝛc. abgedruckten Stellen, doch von S. 104 bis 1087 reichen, und einen Schatz von guten Bemerkungen enthalten, welche sowohl für die Wissenschaft, als auch, und für uns ganz besonders, für die Literärgeschichte von hohem Interesse sind. Ueber die Zeit der Compilation ist mit Sicherheit nichts auszumachen: seine Ansicht über den einigemal erwähnten Eustathius hat Ref. oben schon ausgesprochen [2], aus der Stelle S. 525, Z. 27 wagen wir nicht, eine Folgerung zu ziehen. Es wird daselbst (wie auch an mehreren anderen Stellen) ein Paulus citirt, mit dem Beysatze: ὁ καθ' ἡμᾶς. Daß hier Paulus aus Tyrus, der Verfasser einer Rhetorik und anderer verwandter Werke zu verstehen sey, unterliegt wohl keinem Zweifel; schwerlich aber soll durch jenen Beysatz ein Zeitgenosse ausgedrückt werden, vielmehr scheint der Ausdruck, eben so wie die Benennung »unser Paulus« (S. 235, 15) nur einen Christen zu bezeichnen [3]. Ueberhaupt hält Ref. die Zeitbestimmung bey diesem, wie bey vielen anderen derartigen Werken im Allgemeinen für eine sehr mißliche Sache, da bey den unzähligen Interpolationen in sehr vielen Fällen nur schwer zu entscheiden seyn dürfte, ob diese oder jene Stelle zum ursprünglichen Werke gehöre, oder von einem späteren Abschreiber eingeschaltet sey; denn nicht überall sind die Zusätze so leicht erkennbar, wie z. B. S. 655 fgg, 676, 690 [4]. An anderen Stel-

[1] Woher mag wohl die Verwirrung in den Zahlenüberschriften kommen? Die Prolegomena werden gezählt I II. III.; dann wieder von vorn I. II. III.; darauf ein Abschnitt ohne Zahl, weiter der Syrianus mit I, dem keine II mehr entspricht.

[2] S. 704 wird ein ganzes Scholion des Eustathius eingefügt: sollte dasselbe nicht auch S. 656, 6. 658, 3 der Fall seyn, wo Georgius einmal in der ersten, das andere Mal in der dritten Person das Werk ἐν τῇ μεθόδῳ citirt? Vgl. 646, 12.

[3] So nennt Johannes Doxopater den Gregor von Nazianz (II. 450): ὁ καθ' ἡμᾶς λαμπρότατος ἐν λόγοις Γρηγόριος.

[4] Wenn die angeführten Stellen des Gregorius dem Gregorius Diáretes angehören, wie dieß höchst wahrscheinlich ist, so kann man hieraus die übrigens unbekannte Lebenszeit des Georgius Diáretes bestimmen, da er in Handschriften des zehnten Jahrhunderts schon vorkömmt.

len verrathen sie sich durch die gewöhnlichen Formeln ἰστέον, ἐζήτηται und dergleichen, ja selbst durch eingeflickte Varianten mit der herkömmlichen Abbreviatur, z. B. S. 650, Z. 13 [1]). Durch das übrigens nur zu billigende Verfahren des Herrn Herausgebers, welcher nicht bloß Einer Handschrift folgte, sondern aus allen derselben Klasse aufnahm, wenn die eine oder andere Erweiterungen und Zusätze hatte (s. z. B. S. 1004, 1033), ist das Werk nur noch musivischer geworden. Nach Abrechnung aller leicht erkenntlichen Zusätze findet man, daß der Verfasser des ursprünglichen Werkes der Hauptsache nach nur Gewährsmänner aus der besseren Zeit benützt hat, wobey es jedoch auffällt, daß der Commentar zu de inventione weit sparsamer mit Citationen ist, als die übrigen Theile. Wir wollen ein Verzeichniß der angeführten Schriftsteller, mit Ausschluß der alten Klassiker und Kirchenväter, hieher setzen, um so mehr, da einige übrigens nicht sehr bekannte Namen vorkommen: Hermagoras und die Hermagoräer, die Schule des Abas, Porphyrius, Nestor der Stoiker, Antipater, Paulus, Sopater, Menander, Harpokration, Metrophanes, Tyrannus, Eustathius, Apsines, Neokles, Alexander (des Numenius Sohn), Herminus (? S 862, 29. 863, 3), Dionysius, Aristoxenus, Hephästio, Tiberius, Lachares, Kornutus, Basilikus, Longin, Phrynichus, Asclepius, und an einer im Cod. Mon. fehlenden Stelle S. 1030, 16 (s. auch S. 1052 Note) Ulpianus.— 12) Gregorius, Erzbischof von Korinth, de methodo gravitatis. Einen Auszug aus diesem Commentare hatte schon Reiske nach einer Münchener Handschrift abdrucken lassen im achten Bande der Oratores graeci; hier erhalten wir den vollständigen Commentar aus einer Wiener Handschrift, wobey noch mehrere andere Codices verglichen sind.— Die Chrie des Tzetzes (S. 1157) ist wohl nur zufällig eingeschoben; sie hätte in ihre Verszeilen abgetheilt werden sollen.

Der achte Band enthält folgende Werke: 1) Sopater's Causarum tractatio [2]), ausführliche Anleitungen und Durchführungen einzelner Aufgaben. Sopater der jüngere, aus Apamea, nicht zu verwechseln mit einem um zwey Jahrhunderte älteren Philosophen der plotinischen Schule, lehrte im sechsten Jahrhundert, nach seiner eigenen Angabe, in Athen die Rhe-

[1]) Es beruht wohl nur auf einem Schreibfehler, wenn Hr. W. VII. S. 688, Note 39 die Abkürzung γρά. durch γίνεται erklärt; sie bedeutet γραφεται; Hr. W. weiß selbst, daß die Abbreviatur für γίνεται ein γ mit übergesetztem geschweiftem τ ist.

[2]) διαίρεσις ζητημάτων.

torik [1]); vorliegendes Werk widmete er seinem Sohne Carponian [2]). Mit dem Aldinischen Texte verglich der Hr. Herausgeber eine Wiener, einige Pariser, zum Theil eine venetianische und stellenweise eine mediceische Handschrift. — 2) Cyrus de differentia statuum. Ueber Leben und Zeit des Cyrus läßt sich nichts mit Bestimmtheit angeben. Fabricius (B. Gr. VI. 103) ist zweifelhaft, ob das Schriftchen dem Cyrus Theodorus Prodromus, der am Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte, oder (s. das. S. 128. ed. Harl.) einem von Philostratus erwähnten Sophisten zuzuschreiben sey; Schöll (III. 143) neigt sich zur ersten, Hr. Walz zur zweyten Ansicht, weil jener Theodorus Prodromus nirgends bloß mit der Benennung Cyrus gefunden werde. Zur Berichtigung dieses schon bey Aldus abgedruckten Werkchens über die verschiedenen Klagearten benützte Hr. W. dieselben Hülfsmittel, wie bey dem vorhergehenden, da in den Handschriften das Buch des Cyrus stets in Verbindung mit dem des Sopater gefunden wird [3]). Ref. ist übrigens der Ansicht, daß wir hier nicht das eigentliche Werk des Cyrus, sondern nur einen dürftigen Auszug haben; die ganze Form der Abhandlung scheint dafür zu sprechen, ja wir finden selbst eine äußere Andeutung in dem einigemal eingeschobenen φησί, womit der Verfasser des Auszuges wahrscheinlich die Worte oder Belege des Cyrus selbst anführt [4]). — 3) Eines Ungenannten Problemata rhetorica, zuerst herausgegeben von Huswedel, Hamburg 1612, welches seltene Buch Walz nur in der königl. Bibliothek zu Paris gefunden hat. Ueber den Verfasser dieser Problemata läßt sich mit Bestimmtheit nichts sagen. Schöll (III. 143) nennt zwar als solchen den Cyrus, weil dieser »in der Handschrift« als Verfasser dieses und des vorhergehenden Werkes erscheine. Aber von welcher Handschrift spricht denn Schöll? Huswedel sagt in seiner Ausgabe — und eine andere kannte Schöll nicht, weil es die

---

1) S. 55. Vgl. Fabric. B. Gr. VI. 102 fg. Schöll III. 140 fg. Westermann Gesch. d. Beredsamk. I. S. 250, 253, Note 8.

2) S. 78, 8 die Anrede: υἱὲ Καρπωνιανὲ τιμιώτατε; soll hierbey wohl an einen wirklichen Sohn zu denken seyn?

3) Der Text bedarf noch vielfacher Berichtigung; einige wenige mögen hier einen Platz finden: S. 389, 11 st. ὅτι lies ὅ τι; 390, 4 st. ὁτὲ l. ὅτι; das. Z. 23, 24 st. προγόνῳ lies προγονῷ; es ist nicht von einem Vorfahren, sondern von einem Sohne erster Ehe die Rede; derselbe Fehler kömmt S. 403, Nr. 8 dreymal vor: 391, 12 u. 7 lies ἀχαριστίας, wie Z. 24; das. Z. 15 st. ἀποκηρύκτων ἐξῆλθεν lies ἀποκηρύκτῳ συνεξῆλθεν; 396, 19 st. ἢ hinter ζήτησις lies ἡ; dagegen 397, 1 st. ἡ lies ἢ.

4) S. 389, 17. 395, 15. 394, 26.

einzige ist — nicht ein Wort von der Schrift des Cyrus de differentia *), und Walz fand diese Problemata in keiner Handschrift mit dem Namen irgend eines Verfassers, nicht einmal mit der Schrift des Cyrus vereinigt, sondern stets mit dem Hermogenes. Bey dieser Ausgabe liegt eine Münchener Handschrift zum Grunde, mit Vergleichung einer venetianischen, Pariser, Turiner und des Huswedel'schen Abdrucks. Die 69 Aufgaben, die sich wohl alle anderwärts schon finden, geben schöne Belege zur Kasuistik der späteren Rhetoren, welche alles praktischen Nutzens entblößt, die unglückliche Jugend zur geistlosesten Zungendrescherey anleitete.

Es folgen ferner: 4) Alexander, des Numenius Sohn, de figuris, schon bey Aldus abgedruckt, und besonders herausgegeben von Laur. Norrmann, Upsala 1690, dessen Commentar hier, wegen der Seltenheit des Buches, vollständig wiedergegeben wird; einige dabey benützte Handschriften machten sich nur durch ihre Schlechtigkeit bemerklich. Was sich über Person und Zeitalter Alexanders auffinden ließ, hat Walz in der Einleitung zusammengestellt. 5) Phöbammon de figuris rhetoricis; ebenfalls, nach Aldus, von Norrmann herausgegeben, hier vielfach berichtigt nach mehreren Handschriften, besonders einer Pariser. Ueber seine Lebensumstände ist nur wenig bekannt; Fabricius (B. Gr. VI. 104. ed. Harl.) hält ihn für einen Zeitgenossen des Synesius, und J. J. Bosius für einen Aegypter aus Kynopolis (nach Photius), wofür auch der Name spricht; vielleicht darf man auch das S. 504 gewählte Beyspiel ebenfalls hieher beziehen. Ob er übrigens Christ gewesen sey, bleibt zweifelhaft; denn die Stelle, in welcher »der göttliche Apostel« Paulus angeführt wird, fehlt in der ältesten und besten Pariser Handschrift. — 6) Tiberius de figuris, herausgegeben von Th. Gabr. Fischer und Boissonade, dessen Commentar vollständig aufgenommen ist. Ueber den Verfasser hat Walz das Erforderliche zusammengestellt, und das Werk selbst ist seit Boissonade's Bearbeitung bekannt genug. Die Aufnahme des Commentars des gelehrten Franzosen wird man nur billigen, wenn auch der Mann seiner sonderbaren Manier, den vorliegenden Text nur als Veranlassung zur Beybringung anderer Dinge zu benützen, vollkommen treu geblieben ist. 7) Herodianus de figuris, herausgegeben von Villoison (Anecd. Gr. II. 86) und W. Dindorf; eine von Bekker verglichene Pariser Handschrift hat Walz nicht ohne Nutzen nach verglichen.

*) Es ist wohl Schreibfehler, wenn Walz S. 401 sagt: »Cum Huswedelius *problematum* horum ne verbo quidem mencionem faciat.«

Die Schrift findet sich auch in einem Cod. Barocc.; s. Rhein. Mus. 3. Jahrg. S. 319. — 8) Polybius aus Sardes de schematismo. Der Verfasser ist übrigens unbekannt; das Schriftchen ist herausgegeben von Iriarte (Catal. Bibl. Matr. I. 374 fg.). — 9) Die Abhandlung eines Ungenannten über die Redefiguren, vom Verfasser an seinen Sohn Ignatius gerichtet. Herausgegeben nach einer Münchener Handschrift, mit Vergleichung zweyer Pariser. Alle diese kleinen Schriften, wie auch die zunächst folgenden, sind nicht ohne Interesse, besonders wegen der Beyspiele.

10) Zonäus über die Redefiguren. Vermuthlich ist es derselbe, von dem Fabricius (B. Gr. I. 433) nach Suidas handelt. Die Schrift findet sich in zwey Pariser Handschriften, in einer ohne des Verfassers Namen; sie ist auch im dritten Bande von Boissonade's Anecd. Graec. abgedruckt. Wegen Uebereinstimmung des Inhalts verband Hr. Walz hiermit zwey Abhandlungen über die Figuren, welche schon Titze nach einer Prager Handschrift mit den Werken des Moschopulus herausgegeben hatte. Wir erhalten sie hier sub. 11 u. 12 vielfach nach Handschriften berichtigt. — Zum ersten Male erscheinen hier 13) u. 14) die Abhandlungen ungenannter Verfasser de figuris und de tropis poëticis, beyde aus einer vaticanischen Handschrift. Es folgen 15) und 16) zwey Werke über die Redefiguren, welche man wohl Einem Verfasser beygelegt hat. Blomfield gab nämlich nach einer Handschrift des Th. Gale ein Werkchen de figuris unter dem Namen des Trypho, eines alexandrinischen Grammatikers zur Zeit des Augustus, heraus; dasselbe wurde von Barker in der Londoner Ausgabe des Stephanischen Thesaurus abgedruckt. Eine andere Recension desselben Werkes, bedeutend von der ersten abweichend, und namentlich mit vielen Interpolationen aus christlichen Schriftstellern, gaben Passow und Schneider aus einem Rhediger'schen, Titze in seiner Ausgabe des Moschopul's aus einem Prager Codex; irrig setzt Letzterer jedoch Moschopul's Namen vor, aus keinem anderen Grunde, als weil das Werk sich in derselben Handschrift befand, aus welcher er die Schriften jenes Grammatikers herausgegeben hat. Wesentlich verschieden von diesem Buche ist ein anderes Werk, welches Boissonade im dritten Bande seiner Anecd. Gr. nach zwey Pariser Handschriften unter dem Namen des Trypho herausgegeben hat; da Ref. jene Anecdota nicht zur Hand hat, kann er nicht ersehen, aus welchen Gründen Boissonade den Trypho als Verfasser annimmt. Gewiß aber wird man der Ansicht des Herrn Walz beystimmen, es sey höchst unwahrscheinlich, daß Trypho über einen und denselben Gegenstand zwey verschiedene Werke geschrieben habe; für

das eine müsse man also nothwendig einen anderen Verfasser suchen. Da nun Leo Allatius (de Georgiis p. 416) aus der vatican. Bibliothek ein Werkchen des Gregor von Korinth über die dichterischen Figuren anführt, dessen Anfang genau mit dem der von Boissonade herausgegebenen Schrift übereinstimmt, so wird man nicht anstehen, dieselbe mit Hrn. W. dem Gregorius Korinthius zuzuschreiben. In den Pariser Handschriften folgt unmittelbar auf das eben angegebene Werk eine kurze Abhandlung ohne besonderen Titel: da sie bey Iriarte als eine eigene Schrift über die Figuren steht, so folgte Walz dem Beyspiele Boissonade's, und gab sie 17) als die Arbeit eines Ungenannten. Den Band schließen Nr. 18 und 19 die Abhandlungen über die Figuren von einem übrigens unbekannten Kokondrius und von Georgius Chöroboscus; erstere hatte schon Boissonade in s. Anecd. III. herausgegeben, letztere Morell; Walz legte seiner Ausgabe eine vaticanische Handschrift zum Grunde, mit Benützung einer Pariser und des älteren Abdrucks.

Im neunten Bande sind, wie der Herr Herausgeber sagt, die scriptores ut elegantissimi ita corruptissimi omnium vereinigt. Wir erhalten hier zuerst den Demetrius de elocutione, ein Werk, welches weniger durch den Geist, als durch die Gelehrsamkeit des Verfassers von hoher Wichtigkeit ist, indem uns durch ihn ein großer Reichthum von Bruchstücken aus dem klassischen Alterthum aufbewahrt ist. Was nun den Verfasser selbst betrifft, so schreiben alle Handschriften und die Ausgaben, mit Ausnahme der neuesten, das Buch dem Demetrius Phalereus zu, und Pet. Victorius brachte für diese Ansicht noch ein ausdrückliches Zeugniß des Theophylakt bey, aus einem damals noch ungedruckten, später aber in der Lami'schen Sammlung der Werke des Meursius (VIII. 981) herausgegebenen Briefe. Aber abgesehen davon, daß sich dieser Brief weder in der mediceischen Sammlung der Briefe Theophylakts, noch in der befindet, welche Meursius ursprünglich abdrucken ließ, so bemerkt Hr. W. vollkommen richtig, daß man auf das Zeugniß eines so späten Schriftstellers, wie Theophylakt (11. Jahrhundert), wenig Gewicht legen könne, wenn in dem Werke selbst zahlreiche und augenfällige Zeugnisse für eine spätere Zeit vorhanden seyen, die alle von der Art sind, daß an eine mögliche Interpolation nicht zu denken ist. Hr. W. hat aus der Sprache des Werkes und aus den Citationen (unter welchen besonders die S. 118 von Wichtigkeit ist, wo Demetrius Phalereus selbst angeführt wird) auf eine, nach des Ref.'en Meinung überzeugende Art dargethan, daß Demetrius Phalereus unmöglich Verfasser dieses Buches seyn könne. Eben so wird auch die Meinung derer, welche

das Werk dem Dionys von Halikarnaß zuschreiben (H. Valesius, Menage, Boivin), hinlänglich widerlegt. Dagegen tritt Walz auf die Seite derer, welche unter unserem Demetrius den alexandrinischen Sophisten verstehen, welchen Diogenes von Laerte V. 5, 11 als Verfasser rhetorischer Schriften anführt. Diese Ansicht, welche zuerst Jo. Gerh. Voß, dann Muret, Gale und Schneider aufstellten, hält auch Ref. für die wahrscheinlichste. Unser Demetrius wurde dadurch ohngefähr in die Zeiten des Marc. Antoninus versetzt. — Zur Berichtigung des sehr verdorbenen und verstümmelten Textes benützte Hr. W. hauptsächlich den in München aufbewahrten reichen Apparat des P. Victorius, wozu er noch einige andere Handschriften verglich. Leider aber sind sie alle von schlechter Beschaffenheit und Einer Familie angehörig, so daß also wohl bey einzelnen Wörtern aus Handschriften oder durch Conjecturalkritik eine Emendation möglich ist, eine durchgängige Herstellung und Ausfüllung der Lücken aber ohne den glücklichen Fund einer vollständigen, unverdorbenen Handschrift nicht erwartet werden darf. Diese Bemerkung findet auch durch die neueste, von Franz Göller freylich ebenfalls nach dem Victori'schen Apparat veranstaltete Ausgabe ihre volle Bestätigung; auch sagt Hr. W. unumwunden p. XI: Tot codicibus partim collatis partim consultis equidem de Demetrio codicum ope funditus emendando despero. Doch erhalten wir hier, neben einem reichen Apparate, einen vielfach verbesserten Text.

Es folgt Menander de genere demonstrativo. Ueber den Verfasser läßt sich nur mit Wahrscheinlichkeit sagen, daß er der von Suidas erwähnte Sophist aus Laodicea sey. Das Werk selbst, das einzig übrig gebliebene über die prosaischen und metrischen Lobreden und Hymnen, führt in der aldinischen Ausgabe und den Handschriften den Titel: *Μενάνδρου ῥήτορος γενεθλίων διαίρεσις τῶν ἐπιδεικτικῶν*. Valesius stellte zuerst die sehr wahrscheinliche und, wie es scheint, allgemein angenommene Vermuthung auf, statt des sinnlosen *γενεθλίων* zu lesen *πρὸς Γενέθλιον*. Da Genethlius nach Suidas ein Schüler des Minucianus war, dieser aber zur Zeit des Gallienus lebte, so ergibt sich daraus das Zeitalter des Genethlius, und, die Richtigkeit der Valesischen Vermuthung vorausgesetzt, des Menander; wir dürfen ihn also an das Ende des dritten Jahrhunderts setzen. Derselbe Valesius entdeckte auch, daß S. 610, 5 der ald. Ausgabe mit den Worten *ὁ Ἀλεξάνδρός φησιν* eine neue Schrift des

*) Fabric. B. Gr. I. 767. Schöll II. 534. Westermann S. 250 u. 252, Note 7.

Rhetors Alexander angehe, welche mit dem Werke des Menander gar nichts gemein haben, und er schied deßhalb das ganze Buch so ab, daß er annahm, bis S. 610, 5 gehöre es dem Menander, alles Folgende sey zu Alexander de materiis rhetoricis zu rechnen. Diese Meinung fand allgemeinen Beyfall, und setzte sich dadurch noch fester, daß Heeren nur jenen ersten Theil herausgab, und alles, von ὁ Ἀλέξανδρός φησιν an, als nicht zum Menander gehörig wegließ, wodurch bey der Seltenheit der aldin. Sammlung allen Späteren die Möglichkeit eigener Prüfung benommen war. Es ist daher ein Verdienst des Herrn Walz, den Menander wieder in seine Rechte eingesetzt, und in einer schönen Auseinandersetzung, in welcher sich namentlich auch eine tüchtige Kenntniß (was freylich nicht zu verwundern) des Handschriftenwesens zeigt, unwidersprechlich nachgewiesen zu haben, daß nur etwa Ein Blatt (v. S. 610, 5 bis S. 612, med., wo auch die ed. Ald. den Titel des Menander wiederholt) aus dem Werke Alexanders eingeschoben sey, und daß alles Folgende wieder dem Menander angehöre. Mit Recht hat also der Herausgeber jenes Fragment Alexanders ausgeschieden, und sub. 3) S. 331 — 339 gesondert abgedruckt. Nicht allein durch diese Wiedereinsetzung hat sich Hr. W. Verdienste um die Integrität des Menander erworben, sondern er hat auch von S. 325, 7 an aus einer mediceischen Handschrift ein bedeutendes Stück zuerst herausgegeben. — Zur Wiederherstellung des sehr verdorbenen Textes verglich W. eine ziemliche Anzahl von Handschriften, welche ihn in den Stand setzten, dem Werke eine wesentlich verbesserte Gestalt zu geben. Eine sehr dankenswerthe Zugabe ist die dem Ende des Bandes angefügte Epistola critica Finckhii, welche eine Reihe schöner und scharfsinniger Emendationen zum Menander enthält.

Auf den ausgeschiedenen Abschnitt Alexanders folgt in zwey Büchern die Rhetorik des Aristides, nach den vorhandenen Ausgaben und einer Wiener und Pariser Handschrift vielfältig berichtigt und ergänzt; alsdann die Rhetorik des Apsines, verstümmelt und interpolirt, da die Handschriften im Allgemeinen alle aus derselben Recension sind, wie der aldinische Abdruck. Merkwürdig ist, daß wie im Menander ein Bruchstück des Alexander steckte, so mit dem Apsines ein Fragment des Longinus verschmolzen war. Dieses entdeckte zuerst Ruhnken; Spengel (in der συναγωγῇ τεχνῶν p. III) fand, daß nicht allein das von Ruhnken bezeichnete Stück auszuscheiden sey, sondern daß das Werk des Apsines mit dem zwölften Kapitel schließe, und daß alles Folgende dem Longinus angehöre. Die von Walz aufgeführten Gründe sind überzeugend, und man wird es daher billi-

gen, daß das, was auf das zwölfte Kapitel folgt, abgesondert, und unter dem Namen des wahren Verfassers abgedruckt ist. — Das Werk des Minucianus endlich, de argumentis, erhalten wir nach einer Pariser und Wiener Handschrift vielfach verbessert. Reichhaltige Indices schließen das Werk. Wir können nicht umhin, am Ende der Anzeige unsere staunende Bewunderung über die Vollendung eines so großartigen Unternehmens auszudrücken, und die Gelehrsamkeit, den Fleiß und die Ausdauer des Herausgebers rühmend anzuerkennen, welcher diese Sammlung von achtzig einzelnen, größerntheils noch ungedruckten Schriften, mit dem reichsten Apparate ausgestattet, der gelehrten Welt übergeben, und dadurch der Wissenschaft selbst einen großen Dienst erwiesen hat.

Daß bey einem Werke dieser Art manches nachzubessern bliebe, liegt in der Natur der Sache, und Niemand wird dem Herausgeber einen Vorwurf machen, wenn er die eine oder die andere nothwendige Verbesserung übersehen hat. Ref. hat sich eine große Menge solcher Emendationen aufgezeichnet, die zum Theil evident, zum Theil wahrscheinlich sind; er glaubt dem Herausgeber selbst und dem Publikum, welches sich um diese Studien interessirt, einen Dienst zu erweisen, wenn er eine kurze Auswahl derselben mittheilt, wobey er sich nur auf solche beschränkt, die den Sinn wesentlich ändern. — I. p. 28, Z. 11 ist statt ἀκολούθου zu lesen ἀνακολούθου. — S. 78, 2 st. γῆς schreibe γῇ. — 97, 10 st. τὴν ἄκρων schreibe τῶν ἄκρων. — S. 109, 8 st. Λακεδαιμονίοις schr. Λακεδαιμονίους. — S. 123, 28 st. εὑρημένου schr. εἰρημένου. — S 129, 9 ist nach ἔρωτος eine Lücke, welche aus II. 14, 8 so zu ergänzen ist. κατὰ τὸ ἀσύνδετον, οἷον ἐπέβη τῶν ἵππων (eine ähnliche leicht zu ergänzende Lücke ist II. 585, 21); ferner ist Z 20 nach λογικόν einzuschalten τὸ δὲ πρακτικόν. — S. 148, 20 st. διαλογικόν scheint δικανικόν geschrieben werden zu müssen. — S. 149, 10 schr. τὸ τί αἱρετώτερον. — 230, 9 schr. ὀλιγαρχίᾳ· ἐπαινετὸς δὲ καὶ, und zwey Zeilen weiter φαιναρέτης. — S. 231, 4 lese und interpungire man: ἔπειτα τὰ ἔργα διεξιόντες, οἷον ὅτι ἦν σώφρων, προσλέγειν καὶ. — S. 240, 17 ist wohl mit Vergleichung von Hermogenes S. 47, 1 v. u. zu schreiben: νυκτομαχία· ἡ μὲν γὰρ νὺξ καιρός ἐστιν. — S. 538, 4 st. κάθος schr. ἄνθος. — 539, 6 schr. προσέπλασε; Z. 20 muß wohl προσηγόρευεν gelesen werden.

II. 62, 1 lies: προσλαμβάνουσαι, ἀλλ' οὐχ ὑπὸ; auch das Folgende ist verdorben. — S. 161, 18 schreibe πλάσμα τι. — S. 165, 20 muß doch wohl statt τῆς Σικελίας geschrieben werden τῆς Ἰταλίας; eher mag der Abschreiber als der Verfasser den Schnitzer verschulden. — 225, 7 schreibe πολλοὶ, tilge die An-

führungszeichen nach ἦν, und setze dieselben hinter δείπνῳ. — 284, 21 schr. ἀτυχημάτων. — 422, 18 schr. παντάπασιν. — 566, 11 schr. ἤ τι. — 654, 28. 29 zweymal schr. πρόδομον. — 662, 11 muß abgesetzt werden, da θαυμαστικόν eine eigene Art, und ἀγαθαὶ φρένες ἐσθλῶν, eine Versendung, Beyspiel ist; eben so III. 178, 4 ἡ δ' ὑποχυσσ. τέκετο.

III. S. 111, 21 muß mit Portus τόπον gelesen werden, da der τρόπος gleich darauf folgt; dieselbe Verwechslung folgt gleich darauf noch einmal. — 470, 27 schr. τετρακτύν; das Folgende ist verdorben — 510, 13 schr. ἀποκτανθέντος. — S. 527 ergeben sich durch Vergleichung von S. 580 folgende wesentliche Berichtigungen: Z. 2 ἐδηλώσαμεν; Z. 4 ἐνακμάζει; Z. 6 ὑπερανέβαινε; Z. 16 ἡ πλεονάζει; Z. 20 τῇ κυρίᾳ; Z. 23 συνοχῆς; umgekehrt ist S. 580 aus unserer Stelle zu berichtigen, Z. 25 καπυρόν; 581, 5 ὠμογέροντος, γέροντος; Z. 14 νεωτέρων. — S. 739, 7 ist statt μικρώτατοι (was wenigstens μικρότατοι heißen müßte) μιαρώτατοι zu schreiben.

Eine ganze Reihe von Correcturen ergibt sich IV und V durch gegenseitige Vergleichung, z. B. IV. 111, 9 fgg. und V. 48, 24 fgg.; IV. 121, 23 fgg. und V. 52, 6 fgg.; IV. 127 und V. 4; IV. 389, 13 und V. 136, 14 fgg. — IV. 119 Note, Z. 7 v. u. lies διαφέρουσα; V. 87, 1 ist zu berichtigen nach S. 89, 14; und so noch viele andere Stellen.

VI. S. 231, 7 lies τοὺς περὶ τὴν Δαύλειαν (-ιαν) τόπους; S. 230, 30 Φιλέταιρος und Εὐμένους.

VII. 197, 22 statt τρισαριστεύς τις schr. τρισαριστέα τις; derselbe Fehler ist S. 500, 26 zu berichtigen, wo ἐπὶ τοῦ τρισαριστέα μοιχὸν ἀποκτείναντος zu schreiben; vgl. z. B. S. 234, 25 498, 27. 502, 19. — S. 198, 31 schr. Αἰθίοψ nach S. 224, 22 und ἑκάτερος. — 235, 6 schr. ἀπαγγέλλοντος nach S. 199, 23. — S. 242, 22 schr. ἀνεῖπεν. — 264, 27 schr. οὐ γὰρ εἰ εἰκόνα, und interpungire nach παρέφθειραν. — 268, 22 scheint καὶ ὅτι ἔξωθεν zu schreiben. — 286, 8 fgg. ist verdorben; Z. 10 ist ποῦ zu schreiben. — 292, 9 schr. εὐποροῦσι. — 326, 24 vielleicht ἐσκόπησεν ἄλλο τι κεφ. — 334, 25 schr. οὐ μόνῃ ἀκοῇ τὸν ἐλ. — 350, 1 schr. αὐτὸς δὲ ἐν τοῖς διπλοῖς (vgl. 348, 8) σοχασμ.; gleich darauf κἀπὶ τῶν ἁπλῶν. Z. 5 muß nach ἁπλοῖ ein Punkt gesetzt werden. — 355, 14 schr. ὡραίου. — 359, 10 schr. λόγον. — 262, 14 schr. ἀλλήλαις. — 369, 19 vielleicht ὥσπερ γὰρ περὶ τῶν ἁπλῶν (scil. σοχασμῶν) λόγον προτ. ἐποιήσατο. — 370, 3 schr. φέρεις. — 375, 6 u. 7 schr. δεδεμένος u. δεδεμένου. — 388, 18 schr ἀλλ' ἄδηλον τῷ δήλῳ. — 466, 4 schr. προσώπων st. πραγμάτων; vgl. 464, 20. — 499, 3 schr. τοὺς δισχιλίους. — 530, 8 vielleicht ἐνσπάνει τῶν ἀναγκαίων. — 555, 28

schr. τῷ πορνεύοντα τὸν υἱὸν, vgl. 551, 9. 556, 29. 559, 23. — 572, 16 schr. ἀκόλουθεῖ, vgl. 573, 27. — 578, 17 schr. ἐγκώμιον τῶν πολεμίων. — 792, 5 vielleicht ὑπὸ τῶν ὁπλιτῶν. — 1164, 24 schr. προκατασκευὴν, vgl. 1166, 4. — 1199, 26 schr. ἥδυσμά τι; so auch wohl 1191, 3 ὑπόδειγμα τὸ ἴσος; das Folgende ist verdorben, jedoch leicht herzustellen; ἰχθῦν und ἄορον sind nur Druckfehler. — 1208, 10 schr. λόγῳ. — 1217, 20 ist die Wiederherstellung verunglückt; die Rede des Gregorius heißt χειροτονία δοάρων. Die Interpunction hinter θεολόγῳ ist zu tilgen, und vor δέξασθαι (so muß man lesen) zu setzen. — S. 1229, 20 schr. ἀλλεπαλλήλοις, und gleich darauf βασανισθήσεται. — S. 1313, 8 schr. Κρηθέα. — 1321, Note 15 schr. Ἄβαντος; die Lücke ist durch ἀδελφός auszufüllen.

VIII. 210, 26 schr. τοὺς πολεμίους; im Folgenden vielleicht πρᾶσιν. — 404, 15 zweymal ἱερεύειν st. ἰατρεύειν; vgl. z. B. VIII. 395, 16. — 445, 4 schr. ἐπαναλαμβάνεται, nach einer wegen Aehnlichkeit der Abbreviaturen leichten Verwechslung.

Dr. J. H. Chrn. Schubart.

Art. III. Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde. Von Arago. Aus d. Franz. übersetzt von C. v. Remy. Zweyter Theil. Stuttgart, bey Hoffmann, 1837.

Wir haben bereits in dem vorhergehenden Bande den ersten Theil dieser schönen Sammlung der Aufsätze angezeigt, die Arago in dem zu Paris herauskommenden Annuaire seit mehreren Jahren mitgetheilt hat. Mit diesem zweyten Theile sollte die ganze Sammlung geschlossen werden. Allein einige früher übergangene Aufsätze Arago's, die der Bekanntmachung nicht weniger würdig erschienen, und andere, in dem Annuaire für das Jahr 1837 und 1838 neu hinzugekommene, bestimmten den Uebersetzer, diesem zweyten Theile bald noch einen dritten folgen zu lassen, der an Interesse den beyden vorhergehenden schon darum nicht nachstehen kann, da in demselben der schöne Aufsatz über die Doppelsterne, über den Donner und das gemeinnützige Memoire Arago's über den Einfluß des Mondes auf die Witterung enthalten seyn wird.

Der gegenwärtige zweyte Theil enthält zuerst den schönen Aufsatz über die Kometen, der bereits zum zweyten Male, mit Zusätzen, in dem Annuaire erschienen ist, und dessen Inhalt, selbst aus mehreren deutschen, bey Gelegenheit der Erscheinung des Halley'schen Kometen herausgegebenen Schriften, unseren Lesern so oft vorgeführt worden ist, daß wir seine nähere Anzeige hier ganz übergehen können.

Das zweyte Memoire enthält einen Theil der Instruction, die Arago dem Commandanten eines französischen Schiffes mitzugeben beauftragt wurde, das nach Chili, Peru und den philippinischen Inseln fahren, und über das Cap der guten Hoffnung wieder nach Frankreich zurückkehren sollte. Diese Instruction macht auf mehrere Gegenstände der Naturkunde aufmerksam, die der gemeine Mann schon längst als ausgemacht betrachtet, während die Physiker selbst darüber noch keineswegs im Reinen zu seyn sich gestehen müssen. — Um die wichtige Frage zu beantworten, ob die Temperatur der Oberfläche der Erde constant sey, oder noch immer mit der Zeit abnehme, brauchte man nur den mittleren Stand des Thermometers für zwey oder drey um mehrere Jahrzehnte von einander entfernte Zeiten an vielen Orten zu beobachten. Allein die Verschiedenheit des Bodens desselben Orts zu verschiedenen Zeiten, die z. B. durch Ausrottung der Wälder, durch Austrocknung der Sümpfe u. f. erzeugt wird, macht diese Untersuchung sehr verwickelt. Arago schlägt deßhalb diese Thermometer-Beobachtungen auf der hohen See, weit von dem Festlande, und vorzüglich in der Nähe des Aequators, vor. Die bisherigen Beobachtungen in der Mitte des atlantischen Oceans geben die höchste Temperatur zwischen 27 und 29 Grad Celsius, oder zwischen 24°.3 und 26°.1 Réaumur. Mit mehr Vorsicht und mit besseren Instrumenten wird man diese Temperatur vielleicht bis auf einen kleinen Theil eines Grades bestimmen, und wenn man dieselben Beobachtungen nach 30 oder 50 Jahren wiederholt, so wird man jene Frage schon mit mehr Sicherheit, als es jetzt möglich ist, entscheiden können.

Eine zweyte Frage betrifft die hohe Temperatur, die man in weiter von dem Aequator entfernten Gegenden im höchsten Sommer zu beobachten pflegt. In unseren europäischen Breiten von 50 bis 60 Graden ist der Sommer, die eigentliche Sommerhitze im Julius und August, zwar nur kurz, aber sehr intensiv, und viele sind der Meinung, daß sie daselbst bedeutend größer ist, als selbst in den Tropenländern, was wieder andere für sehr unwahrscheinlich, ja für unmöglich halten. Es wäre ohne Zweifel interessant, diese Frage, worüber die Physiker noch ungewiß sind, beantworten zu können. Da aber das von unserem Verf. hier vorgeschlagene Mittel nicht zu diesem Zwecke zu führen scheint, so wollen wir es, gleich dem zunächst folgenden über die Wärmestrahlung, hier der Kürze wegen ebenfalls übergehen.

Bekanntlich steht, zur Nachtzeit und auf dem festen Lande, ein nahe an dem Erdboden aufgehängtes Thermometer immer um einige Grade tiefer, als eines, welches mehrere Klaf-

ter hoch über den Boden sich befindet, wie man denn auch, bey heiterem und ruhigem Wetter, bey der Besteigung einer Anhöhe zur Nachtzeit dieselbe Veränderung, daß die Luft wärmer wird, erfährt. Der Erdboden und die ihn bedeckenden festen Körper strahlen nämlich in heiteren Nächten sehr viel Wärme aus, und werden dadurch kühler, und an dieser Abkühlung muß in die Länge auch die diese Körper zunächst umgebende Luft Theil nehmen, und daher kälter werden. Es entsteht nun die Frage, ob diese Erscheinung auch auf dem Meere Statt hat. Man wird dieß bald finden, wenn man ein Thermometer auf dem Verdecke und ein anderes auf der Maststpitze befestigt. Arago glaubt, daß auf dem Meere beyde Thermometer im Allgemeinen gleich hoch stehen werden, und daß daher die bemerkte Kühle der unteren Gegenden auf der See nicht Statt findet. Zwar wird, sagt er, die oberste Schichte des Meeres auch die Wärme ausstrahlen, wie jene Körper des Festlandes, aber die durch diese Abkühlung schwerer gewordene oberste Wasserschichte wird abwärts sinken, und der zunächst unter ihr liegenden wärmeren Schichte ihre Stelle überlassen, so daß demnach die erwähnte Abkühlung der das Meer zunächst berührenden unteren Luft nicht Statt haben wird.

Die Temperatur unserer Keller ist bekanntlich bey Tag und Nacht, im Sommer und Winter dieselbe. Aber diese Keller müssen eine beträchtliche Tiefe von 15 bis 20 Fuß haben. Nicht so ist es am Aequator, wo man diese constante Temperatur schon in der Tiefe von einem Fuß unter der Erdoberfläche antrifft, wo man also auch mit einem Bergbohrer bloß einen Fuß tiefe Oeffnungen machen, und das Thermometer darin einsenken kann, um sofort die mittlere Temperatur des Beobachtungsortes zu erhalten, wenn man nur die Oeffnung vor dem Zutritte der äußeren Luft durch eine leichte Bedeckung schützt, und die Bohrversuche nicht an besonnten, sondern an durch Dächer u. dgl. bedeckten Orten anstellt.

Die warmen Quellen kommen höchst wahrscheinlich aus sehr großen Tiefen unter der Erdoberfläche, wo bekanntlich die innere Hitze der Erde auch sehr groß ist. In Europa hat man noch keine solche Quelle gefunden, die heißer als 64° R. wäre. In Venezuela aber fand Humboldt eine Quelle, deren Wasser die Temperatur von 77° R. hatte. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, ob die Wärme dieser Quellen immer dieselbe bleibe, oder mit den Jahrhunderten abnehme. Der Verf. gibt bey dieser Gelegenheit S. 134 eine interessante Nachricht von den altberühmten warmen Quellen zu Aix in der Provence, die mehrmals versiegten, weil man in der Umgegend dieser Stadt heim-

lich Brunnen gegraben hatte, die sich mit diesem heißen Wasser anfüllten.

Nach sehr verläßlichen Beobachtungen des Barometers in Paris fand man die mittlere Höhe desselben bey verschiedenen Winden regelmäßig um dieselbe Größe verschieden. Bey dem Südwinde z. B. ist diese mittlere Höhe immer um 3.1 Millim. kleiner, beym Nordostwinde um 2.6 Mil. größer, als die allgemeine mittlere Höhe, die man aus der Gesammtmasse aller Beobachtungen abgeleitet hat. Daraus folgt denn, daß man bey der Bestimmung der mittleren Barometerhöhe auf die Richtung des Windes Rücksicht nehmen muß, was man bisher noch beynahe gar nicht gethan hat. Wahrscheinlich wird man in verschiedenen Gegenden auch verschiedene Resultate für diesen Einfluß des Windes auf das Barometer finden.

S. 143 gibt Arago ein einfaches Mittel, die Höhe der Gewitterwolken zu bestimmen. Wenn man nämlich die Anzahl Secunden, die zwischen dem Gewahrwerden des Blitzes bis zu dem Anfange des Donners verfließt, durch 1067 multiplicirt, so erhält man die Länge der Hypotenuse, in Wiener Fuß, des rechtwinkeligen Dreyecks, dessen senkrechte Seite die Höhe der Wolke ist. Diese Höhe aber läßt sich berechnen, wenn man mit einem einfachen Instrumente den Winkel bestimmt, welchen die, von dem Auge des Beobachters nach der Himmelsgegend, aus welcher der Blitz ausging, kommende Gesichtslinie mit dem Horizonte bildet.

Der italienische Physiker Fusinieri hat die wichtige Beobachtung gemacht, daß die aus gewöhnlichen Electrisirmaschinen ausgehenden Funken geschmolzene Theile von demjenigen Metalle enthalten, aus welchem der Conductor der Maschine besteht. Ein von einer goldenen Kugel z. B. ausgehender und durch eine selbst dicke silberne Platte fahrender Funke, läßt auf beyden Seite der Platte, wo er in sie hinein und wo er aus ihr heraustritt, eine kreisrunde Goldlage zurück, die ohne Zweifel ungemein dünn ist, da sie nach einiger Zeit, bloß durch die Verflüchtigung dieses Goldauftrags, wieder verschwindet. Aehnliches will Fusinieri auch bey dem Blitze beobachtet haben. Die metallischen Stoffe, die der Blitzstrahl im Zustande des Glühens mit sich führt, erkenne man an dem flüchtigen Geruche, den der Blitzstrahl überall zurückläßt, und noch mehr an den pulverartigen, schwefeligen oder eisenhaltigen Niederschlägen, die man an Mauern, Bäumen u. s. in den Stellen bemerkt, wo der Strahl eingeschlagen hat. Es scheint ihm daher, daß die Atmosphäre auch in großen Höhen noch Eisen, Schwefel und

andere Stoffe enthalten müsse, von deren Daseyn wir bisher noch keine Ahnung hatten.

Die Erklärung, die Descartes und Newton von den Erscheinungen des Regenbogens gegeben haben, hält man allgemein für eine der gelungensten Auflösungen der physischen Probleme. Allein eine neuere, genauere Betrachtung dieses Phänomens zeigt uns eine bisher unbekannte Eigenschaft desselben, von welcher jene Erklärung keine Rechenschaft geben kann. Man sieht nämlich, besonders in den höchsten Theilen des Regenbogens, unter dem Roth des inneren Bogens mehrere abwechselnde Säume von Grün und Purpur, die sehr schmale, scharf begrenzte und mit den Hauptbogen concentrische Kreise bilden. Diese Supplementarbogen, wie man sie genannt hat, scheinen mit der bekannten Lichtinterferenz nahe verwandt zu seyn.

Wir übergehen die übrigen Bemerkungen, die in der oben erwähnten Instruction aufgeführt wurden. Da mehrere derselben von großem und allgemeinem Interesse sind, so wird das Vorhergehende schon genügen, den Leser auch auf die übrigen aufmerksam zu machen, und nur eben dieses wollten wir durch unsere Anzeige erreichen.

Ein S 200 folgendes Memoire handelt von den Eisschollen, welche die Flüsse im Winter mit sich zu führen pflegen. Es wird zuerst geschichtlich nachgewiesen, daß stehende Wässer, wie z. B. die unserer Teiche, zuerst an ihrer Oberfläche zufrieren oder Eis bilden, und daß im Gegentheile fließendes Wasser, wie das unserer Ströme, sein erstes Eis an dem untersten Boden des Stromes (das sogenannte Grundeis) erzeuge. Um nun dieses sonderbare Phänomen zu erklären, wird zuerst aus der Physik in Erinnerung gebracht, daß alle Körper, wenn sie kälter werden, ein kleineres Volum annehmen, und daher dichter oder specifisch schwerer werden, also auch in einer specifisch leichteren Flüssigkeit zu Boden gehen oder untersinken. Nur das Wasser macht davon eine sehr merkwürdige Ausnahme. Wenn nämlich dasselbe z. B. von der Temperatur + 10° allmälich abkühlt, bis es endlich bey 0° zu Eis wird, so hat es seine größte Dichtigkeit nicht bey diesem untersten Grade 0° der Temperatur, sondern schon früher, nämlich bey + 3°.6 Réaum. erhalten, und wird von + 3°.6 bis 0° wieder weniger dicht, obschon es zugleich kälter wird.

Lassen wir nun die ruhige Oberfläche eines Teiches bis auf + 10° z. B. erwärmt seyn, und plötzlich einen kalten Nordwind darüber fahren. Dadurch wird die oberste Schichte des stehenden Wassers z. B. um einen Grad kühler werden, und auf die Temperatur + 9° herabsinken. Durch diese Verkühlung der

obersten Schicht wird sie also auch dichter, somit schwerer werden, also zu Boden sinken, und einer der unteren, wärmeren, also auch leichteren Schicht ihre Stelle an der Oberfläche abtreten. Dieser neuen, nun die Oberfläche einnehmenden Schicht wird es aber eben so gehen. Auch sie wird nämlich durch den Wind kühler, und dichter, und schwerer werden, und daher ebenfalls zu Boden sinken, um eine andere, wärmere, bisher untere Schicht an die Oberfläche gelangen zu lassen. Und so wird es fortgehen, bis endlich die oberste Schicht von dem kalten Winde die Temperatur + 3°.6 R. erhalten hat. In diesem Augenblicke aber wird sich die Sache ändern. Wie nämlich diese Temperatur von + 3°.6 der Oberfläche noch weiter abnimmt, so wird dadurch das Wasser an dieser Oberfläche nicht mehr dichter, wie zuvor, sondern es wird, umgekehrt, weniger dicht, es wird also auch leichter werden als zuvor, leichter, als das Wasser der noch immer wärmeren unteren Schichten. Von nun an wird also diese oberste Schicht nicht mehr zu Boden sinken, sondern vielmehr, als die leichteste von allen, ihre oberste Stelle behaupten, und immerfort behaupten, je weiter es durch den kalten Wind abgekühlt wird, bis es endlich, bey der Temperatur von 0 Grad, den Gefrierpunkt erreicht, und zu Eis wird.

Man sieht daraus klar, daß alle stehenden Wässer an ihrer Oberfläche zuerst gefrieren, daß ihre Oberfläche sich mit einer Eiskruste überzieht, während das Wasser am Grunde des Teiches noch eine Temperatur über 0° hat, und daher flüssig bleibt, wie dieß der Erfahrung vollkommen gemäß ist.

Und warum hat dieselbe Erscheinung nicht auch bey dem fließenden Wasser unserer Bäche und Ströme Statt? — Weil eben die Bewegung, welcher dieses Wasser ausgesetzt ist, alle Schichten desselben, die höchsten wie die niedrigsten, immerwährend durch einander treibt, so daß die kälteren und wärmeren Schichten immer unter einander gemischt werden, bis endlich die ganze Wassermasse in allen ihren Theilen dieselbe Temperatur erhält.

Wenn nun aber das Gesammtwasser eines solchen Stromes z. B. bis auf die Temperatur 0° herabgesunken ist, warum friert dann nicht auch diese ganze Masse überall zugleich, warum friert sie, nach dem Vorhergehenden, zuerst an dem Boden des Flusses? — Man weiß, daß die Bildung der Krystalle z. B. in einer Salzauflösung sehr befördert wird, wenn man einen rauhen Körper in die Auflösung wirft, wo sich dann die ersten Krystalle sofort an diesen Körper anschließen, und schnell anwachsen. Diese rauhen Körper finden sich aber bey unseren Flüssen und Strömen auf dem Boden, wo Steine, Sand, Gesträuche u. s.

in Menge gefunden werden. Dazu kömmt noch, daß die untersten Wasserschichten eines Baches, schon wegen dieser Ungleichheit des Bodens, eine viel kleinere Geschwindigkeit haben, als die der Oberfläche, und man weiß, daß die Ruhe eines der besten Beförderungsmittel der Krystallbildung ist, so daß demnach auch diese Erscheinung vollkommen genügend erklärt zu seyn scheint.

So sinnreich diese Erklärung seyn mag, so zeigt sich der Verf. S. 217 doch noch nicht ganz zufrieden mit derselben, und macht dabey noch auf einige Punkte aufmerksam, auf die, bey jener Erklärung, nicht genug Rücksicht genommen zu seyn scheint.

Diesem Aufsatze folgt S. 218 ein anderer über das verschiedene Alter der Gebirgsarten der Erde, von welchem die wesentlichen Züge schon in dem Kalender für alle Stände (Wien, bey Beck, 1838) mitgetheilt worden sind, daher sie hier übergangen werden können. Bemerken wir nur noch, daß der Verf. das in den neueren Zeiten so oft erwähnte Sinken des Meeres, das man besonders an einigen europäischen Küsten beobachtet haben will, durch eine Erhöhung des Festlandes zu erklären sucht, durch dieselbe Erhöhung, durch welche auch, nach Elias Beaumont, alle Gebirge der Erde entstanden seyn sollen. Diese Beobachtung hat man z. B. seit langer Zeit an den Ufern des bothnischen Meerbusens gemacht, die sich allmälich und regelmäßig zu erheben scheinen, so daß, im Mittel aus vielen Beobachtungen, diese Erhebung in einem Jahrhundert $4^{3}/_{10}$ Fuß beträgt, wie Hallström in einem über diese Erscheinung herausgegebenen Memoire umständlich angeführt hat. Daß sie keinem Sinken des Meeres beygemessen werden kann, folgt schon daraus, weil, wenn diese Voraussetzung richtig wäre, dieselbe Erscheinung auch an der Nordküste Deutschlands Statt haben müßte, was doch nicht der Fall ist. Es wäre sehr wünschenswerth, aus allen den Orten, wo ähnliche Veränderungen der See oder des festen Bodens bemerkt werden, verläßliche und länger fortgesetzte Beobachtungen zu besitzen.

S. 240 findet man ein räsonnirendes Verzeichniß der höchsten Berge von Südamerika, meistens aus Pentland's neuesten Beobachtungen. Man sieht daraus unter anderem, daß nicht der Chimborasso, wie man bisher glaubte, der höchste Berg der Cordilleras ist, sondern daß er seinen bisher fälschlich behaupteten Vorrang an mehrere andere Berge abtreten muß. So wurde Jahrhunderte durch der Pic von Teneriffa für den höchsten Berg der Erde gehalten, obwohl mehrere Schweizeralpen, wie wir jetzt wissen, ihn bedeutend an Höhe übertreffen, der Berge in Südamerika und Indien nicht zu erwähnen. —

Unter den Cordilleras fand **Pentland** den **Illimani** und den **Sorata** am höchsten. Seine Messungen gründen sich durchaus auf trigonometrische Operationen und auf Barometerbeobachtungen, die mit seltener Genauigkeit ausgeführt wurden. Er fand den Gipfel des Sorata 7696 Metres, den des Illimani 7315, ferner den Tajora 5760, Pichu 5670, Arequipa 5600, welcher letzte wohl der größte **Vulkan** der Erde ist. Nicht minder ausgezeichnet sind die **Bergstraßen** oder Pässe dieses Landes, die wohl die höchsten auf der Erde seyn mögen, obschon sie zugleich, wenigstens in früheren Zeiten, von den Einwohnern des Landes sehr häufig in ganzen Karavanen überschritten worden sind. Dahin gehört der Paß von Altos im Süden des erwähnten Arequipa's, 4137 Metres über dem Meere, ferner der Paß von Tolapalca 4290 M., von Paquani 4640 M. u. f. Selbst mehrere Städte von Peru und Chili sind durch ihre ungemein hohe Lage ausgezeichnet. So liegt die Stadt Arequipa, an dem Berge gleichen Namens, 2377 M., und die Stadt Cothabamba 2575 M.; Laplata, die Hauptstadt von Bolivia, 2844, und Tupisa 3049 M., Lapaz und Oruro endlich 3700 bis 3800 M. über dem Meere. Die Stadt Chucuito hat eine Höhe von 3970, Potosi 4060, Totoral, an dem Berge Illimani, 3440, das Dorf Lagunillas 4130 und die Stadt Tacora 4344 M. Das einsam gelegene Posthaus zu Apo hat 5376 und das zu Ancomara 4992 Metres Höhe, und doch werden die bey ihnen vorüberführenden Straßen zu allen Zeiten des Jahres von Reisenden betreten, die sich von Bolivia an die Küste des stillen Oceans begeben.

Um diese Angaben mit den Höhen einiger europäischer Berge vergleichen zu können, bemerken wir, daß der Pic von Teneriffa 3710, der Mulahasen bey Granada in Spanien 3555 und der Malahite in den Pyrenäen 3481 Metres Höhe hat. In Asien ist der Elbrus im Kaukasus 5002, der Javatur des Himalaya in Ostindien aber 7847 Metres hoch. Der letzte Berg ist zugleich, so viel wir wissen, der höchste der Erde, obschon ihm vielleicht der benachbarte Dhawalagiri noch an Höhe übertrifft. — Merkwürdig ist dabey, daß auf jenen gewaltigen Höhen Südamerikas noch eine bedeutende Vegetation und eine zahlreiche ackerbauende Bevölkerung, ja selbst große und lebhafte Städte gefunden werden, während auf denselben Höhen in anderen Theilen der Erde schon ewiger Schnee und Abwesenheit alles vegetabilischen und organischen Lebens getroffen wird; wahrscheinlich aus dem Grunde, weil diese Berge Amerikas nicht so isolirt wie die meisten anderen stehen, und selbst wieder mit ihrem Fuße auf einem bereits hohen Plateau sich befinden.

In der historischen Notiz über die Voltaische Säule, S. 249, werden die einfachsten und vorzüglichsten Erscheinungen des Galvanismus eben so schön als deutlich aus einander gesetzt, so daß auch ein aller Physik unkundiger Leser eine klare und bestimmte Ansicht dieser in so hohem Grade wichtigen Entdeckung erhält. Mit Recht zählt der Verf. diesen Gegenstand zu denjenigen großen Ergebnissen, die aus sehr unbedeutenden Veranlassungen entstanden sind, nämlich aus einer Froschsuppe, welche die Magd der Frau Galvani in Bologna als ein Mittel gegen den Husten bereitete, und nicht mit minderem Rechte wird die galvanische Säule das wunderbarste Instrument genannt, welches der menschliche Verstand je ausgedacht hat, selbst das Fernrohr und die Dampfmaschine nicht ausgenommen. Das Nähere des Inhalts dieser Abhandlung ist übrigens den meisten Lesern bereits so bekannt, daß wir uns hier nicht länger dabey aufhalten, sondern sogleich zu der Anzeige der noch übrigen kleineren Aufsätze übergehen wollen, mit welchen dieser zweyte Band geschlossen wird.

Die Erklärung von der Bildung des Hagels verdanken wir ebenfalls unserem trefflichen Volta. Wenn zwey metallische Scheiben in einiger Entfernung von einander horizontal gestellt werden, und wenn die obere mittelst eines Häkchens an dem Conductor einer Electrisirmaschine befestigt, und mittelst dieser Maschine electrisirt, die untere aber, die mit dem Boden entweder unmittelbar oder durch eine leitende Kette communicirt, mit Papierstückchen oder Holundermark-Kügelchen bestreut wird, so sieht man sofort diese Kügelchen zu der oberen Scheibe hinaufspringen, dann wieder zur unteren niederstürzen, wieder auffliegen, und so zwischen beyden Scheiben auf- und niederhüpfen, so lange die obere Scheibe noch einige Electricität erhält.

Jeder electrisirte Körper zieht nämlich bekanntlich die nicht electrisirten an. Die obere electrisirte Scheibe zieht also auch die nicht electrisirten Holunderstückchen an. So wie aber diese Stückchen die obere Scheibe berühren, erhalten sie von derselben einen Theil der Electricität dieser Scheibe, und da, wie ebenfalls bekannt, zwey auf dieselbe Art electrisirte Körper sich einander abstoßen, so werden auch diese Stückchen, nach ihrer Ankunft an der oberen Scheibe, von derselben abgestoßen, und sie fallen daher, wegen dieser Abstoßung sowohl, als auch wegen ihres eigenen Gewichts, wieder zur unteren Scheibe zurück. Hier angekommen, entladen sie sich an dieser Scheibe ihrer Electricität, und befinden sich daher wieder in demselben anfänglichen Zustande, in welchem sie vorhin von dieser unteren Scheibe ausgegangen sind. Sie steigen also, wie zuvor, wieder aufwärts

bis zur oberen Scheibe, werden von dieser, nachdem sie neuerdings electrisirt geworden, zurückgeworfen, und setzen daher diese auf- und abgehende Bewegung so lange fort, als die obere Scheibe noch hinlängliche Electricität enthält, um diese wechselseitige Bewegung der Korkkügelchen zu erzeugen.

Wenn aber die untere Scheibe, statt mit dem Grunde zu communiciren, ebenfalls mit Electricität, aber z. B. mit einer negativen, die obere aber mit einer positiven Electricität versehen wäre, so würde jene hin und wieder gehende Bewegung der Kügelchen gleichfalls Statt haben, ja noch stärker und rascher als zuvor, weil bekanntlich entgegengesetzt electrische Körper einander noch stärker anziehen, als wenn einer derselben ganz unelectrisch oder neutral ist.

Nehmen wir nun, um dieß auf die Bildung des Hagels anzuwenden, eine tiefgehende Gewitterwolke an, die an ihrer oberen Fläche von der Sonne beschienen wird. Die Wolken sind bekanntlich alle aus sehr kleinen, hohlen Bläschen zusammengesetzt, deren äußere Hülle aus Flüssigkeit besteht. Durch die Sonnenwärme werden diese Bläschen an der oberen Seite der Wolke in Dünste aufgelöst, diese Dünste steigen ihrer Natur nach in die höheren Regionen, die immer kälter sind, auf, und sie werden, wenn sie hoch genug gestiegen sind, durch diese Kälte wieder in wässerige Bläschen, das heißt, in neue, den früheren ähnliche Wolken umgeformt. Diese neue, obere Wolke aber wird positiv electrisch seyn, weil sich bekanntlich, bey dem Niederschlag der Dünste in Tropfen, so wie bey dem Uebergange der tropfbaren Körper in feste, immer positive Electricität entwickelt. Einige dieser Tropfen der oberen Wolke werden sogar, durch die Kälte der sie umgebenden höheren Region, in feste Kügelchen übergehen oder gefrieren, und dasselbe wird auch mit mehreren Bläschen der unteren Wolke geschehen, da diese Wolke, in Folge der starken Verdünstung auf ihrer oberen Fläche, ebenfalls viel kälter geworden ist Jene oberen festen Kügelchen werden, nach dem Vorhergehenden, positiv electrisch seyn, und daher von der oberen, ebenfalls positiven Wolke abgestoßen werden, und zu der unteren Wolke herabgehen, während die gefrorenen Kügelchen der unteren Schichte neutral oder unelectrisch sind, und daher von der oberen positiven Wolke angezogen werden oder zu ihr aufsteigen, und so sieht man hier zwischen den beyden Wolken ganz dasselbe Spiel wiederholt, welches wir oben bey den zwey Scheiben bemerkt haben. Man wird keiner weiteren Auseinandersetzung über die Identität beyder Erscheinungen bedürfen, und wir begnügen uns daher mit der bloßen Bemerkung, daß durch diese Theorie auch alle die Phänomene,

die den Hagel gewöhnlich begleiten, und die der Verf. S. 264 — 269 umständlich anführt, scheinbar auf das befriedigendste erklärt werden. Scheinbar, sage ich, denn der Verf. führt bald darauf S. 276 mehrere, meistens von Bellani entlehnte Einwürfe an, welche sich dieser Theorie Volta's entgegenstellen. Nach allen Discussionen von beyden Seiten bleibt uns am Ende doch nur das Geständniß übrig, daß wir die Entstehung des Hagels noch keineswegs vollständig erklären können. Daraus folgt denn auch, wie der Verf. zum Schlusse seiner Abhandlung auf das eindringlichste zeigt, daß die sogenannten Hagelableiter (Stangen mit oder ohne metallene Spitzen, mit welchen man die Felder und Weinberge in manchen Gegenden zu schützen sucht) ganz und gar keinen Nutzen gewähren, und daß es unendlich sicherer ist, wenn verständige Landwirthe den Ertrag ihrer Felder durch gegenseitige Assecuranzgesellschaften unter einander zu verbürgen suchen.

In Bengalen erzeugt man eine große Menge Eis auf freyem Felde zur Nachtzeit, indem man das Feld mit Stroh bestreut, und sehr flache, weite, irdene Schüsseln, mit Wasser gefüllt, dicht neben einander auf den Boden aufstellt. Am Morgen findet man das Wasser in den Schüsseln gefroren, obschon das Thermometer immer beträchtlich über dem Nullpuncte gestanden hat. Man hielt dieses Gefrieren des Wassers bisher beynahe allgemein für eine Folge der starken Ausdünstung des Wassers in den weiten, flachen Schüsseln. Arago aber zeigt hier, S. 283, auf das deutlichste, daß die nächtliche Wärmeausstrahlung des Wassers die eigentliche Ursache seines Gefrierens ist.

Nicht weniger klar wird S. 285 gezeigt, daß das bekannte Verfahren der Gärtner, zarte Pflanzen durch eine leichte Decke von Reisig vor dem Erfrieren zu schützen, in derselben Wärmeausstrahlung dieser Pflanzen bey nächtlich heiterem Himmel zu suchen ist, und daß auch die Nebel, welche an heiteren Herbstabenden an den Ufern der Flüsse und Seen entstehen, denselben Ursprung haben, so wie endlich auch der Schutz, den die im Winter von Schnee bedeckten Felder von dieser Decke ziehen, die zwar vor allem die Einwirkung der rauhen und kalten Winde auf die die Felder bedeckenden Pflanzen abhält und mildert, die aber auch zugleich die Ausstrahlung dieser Pflanzen, und dadurch ihre weitere Erkühlung verhindert.

Alle diese Gegenstände interessiren nicht nur den Physiker, den Mann vom Fache, sondern auch den Landmann, ja Jedermann, der sich nur einigermaßen gewöhnt hat, über die ihm zunächst umgebenden Erscheinungen der Natur Betrachtungen an-

zustellen, Betrachtungen, die oft sehr nahe mit seinem eigenen Wohl und Wehe, mit seiner Gesundheit, mit den Erzeugnissen seines Bodens u. s. in nahem Zusammenhange stehen. Sie interessiren aber auch jeden Leser durch die reine, klare und wahrhaft elegante Darstellung des Verfassers, dessen Meisterschaft im populären, und das heißt doch wohl im gemeinverständlichen Vortrage, schon längst anerkannt ist. Mehrere der hier gesammelten, und unserer Lesewelt im deutschen Gewande dargebotenen Aufsätze sind als wahre Musterstücke in dieser Art des Vortrages anzusehen, wie z. B. der Aufsatz über den Wärmestand der Erde in alten und neuen Zeiten, über die Bildung des Thaues, über das Grundeis der Flüsse, über den Hagel u. s. Selbst manche von den kurzen, oft nur ein einziges Blatt füllenden Darstellungen sind, so leicht sie auch hingeworfen scheinen, so sorgsam ausgeführt, so abgerundet und vollendet, daß man sie mit immer neuem Vergnügen wiederholt lesen, daß man die hohe Politur, welche ihnen der Verfasser gegeben hat, bey jeder Wiederholung mehr erkennen und bewundern muß, und daß man am Ende zweifelhaft wird, ob man den Genuß, den uns ihre Lectüre verschaffte, mehr dem interessanten Inhalte, oder der klaren, beynahe durchsichtigen Deutlichkeit der Darstellung, oder endlich der Schönheit und der leichten Eleganz des Vortrags beymessen soll.

Wir wollen es daher auch dem Uebersetzer dieser trefflichen Aufsätze gern Dank wissen, daß er uns dieselben auch in unserer vaterländischen Sprache so gut und treu wiederzugeben versucht hat. Da er sich über die Leichtigkeit des Styls zu Ende der Vorrede des ersten Theils selbst hinlänglich geäußert hat, so dürfen wir nur noch den Wunsch hinzufügen, daß die in der That nicht seltenen Druckfehler, auch des zweyten Theils, besonders die sinnstörenden, angeführt, und daß überdieß bey einer neuen Ausgabe die Maße des Originals durch die bey uns gebräuchlichen ersetzt werden mögen. So viel man auch zum Vortheile der neuen Decimal-Eintheilung der Maße und Gewichte sagen kann, so sind sie doch dem größeren Theile unserer deutschen Leser, wenn auch bekannt, doch nicht geläufig genug, um ohne Widerstreben aufgenommen zu werden. Warum sollten auch, bey der Uebersetzung eines in einer fremden Sprache verfaßten Buches, die den meisten von uns eben so fremden Wörter Metre, Decimetre, Lieue, Liter, Gramme, Thermometer-Centigrade u. dgl. nicht ebenfalls in die uns gewohnten Ausdrücke übersetzt werden? Muß dieß nicht der Leser, müssen dieß nicht alle Leser des deutschen Buches thun, bloß weil es der Uebersetzer auch nicht ein einziges Mal thun wollte? Unsere Uebersetzer, ich meine die besseren, zu

denen auch Hr. Remy mit Fug und Recht gezählt werden muß, denn die anderen haben sich ihr Urtheil längst schon selbst gesprochen, und verdienen keine weitere Erwähnung — unsere besseren Uebersetzer also haben beynahe alle noch sich dieser Bequemlichkeit hingegeben, und dadurch die Lectüre ihrer Schriften den Lesern oft sehr unbequem, ja zuweilen ganz unverständlich gemacht, indem sie z. B. Lieue oder League kurzweg durch Meile, Pied oder Foot durch Fuß, Toise oder Yard durch Klafter übersetzen, ohne auch nur mit einer Sylbe zu bemerken, ob man dabey die französische, oder die englische, oder irgend eine unserer unzähligen deutschen Klaftern zu verstehen habe; ein Verfahren, das auf Nichtachtung des Publicums deutet, und das man wohl unserem gewöhnlichen Troß von Translatoren, eben wieder aus gerechter Nichtachtung, aber nicht unseren besseren Uebersetzern nachsehen darf, die, wie der gegenwärtige, mit jedem Blatte von der Umsicht und Sorgfalt zeugen, welche sie auf ihre Arbeit gewendet haben. J. J. v. Littrow.

Art. IV. Die Lehre vom deutschen Style, philosophisch und sprachlich neu entwickelt und mit einer methodischen und practischen Anleitung zu demselben versehen von Dr. J. K. Fr. Rinne. Stuttgart 1837, P. Balz'sche Buchhandlung.

Eine Sprache überhaupt ist ein sinnliches Hülfsvermögen zu gegenseitiger Mittheilung.

Da aber eine solche Mittheilung — sie mag nun eine rein sinnliche Fühlbarmachung oder eine sinnvermittelnde Verständigung seyn — auf eine sehr vielfache Weise möglich ist, so kann es auch sehr viele verschiedenartige Sprachen geben; und die Erfahrung liefert hievon den Beweis, denn wir haben Augen-, Ohren-, Fühlsprachen ꝛc. in der sinnlichen und moralischen Natur durch Zeichen aller Art, durch Laute und anderweitige Anregungen in wunderbarer Verschiedenheit. Somit ist das Rufen und Locken eines Vogels nicht minder eine Sprache zu nennen, als die Fingerdeutung des Taubstummen, der Schall einer Glocke, der sinngeordnete Blumenstrauß in Asien, oder als eben diese deutsche Druckschrift hier, durch die mich mein deutscher Leser mittelbar angeredet, unmittelbar versteht. Nur setzt im ersten Falle die wechselseitige Mittheilung keine frühere Verständigung und Uebereinkunft voraus (Erziehung, Bildung), wie in den anderen Fällen, denn sie ist dort eine Eingebung, eine Mitgabe der Mutter Natur, war und bleibt auch durch alle Zeiten dieselbe, und drückt sich höchst einfach und beschränkt aus (Natursprache), da sie im Gegentheile hier auf vorhergegangene

Uebereinkunft oder Belehrung baut, in ihrer Form höchst verschiedenartig und im Laufe der Zeit wandelbar seyn kann (Kunstsprache).

Es nimmt uns Wunder, daß der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werkes die Sprache nicht von diesem Standpunkte ins Auge gefaßt hat, wie es wohl ein vollständiges System erheischt hätte. Er tritt zuvörderst an die Wiege des Kindes, und belauscht die ersten Laute, das erste Stammeln, wodurch der Embryo-Mensch seinen inneren Zustand kund gibt, wornach er sich (S. 6) in den Stand setzt, die Sprache zu bestimmen als den zu Gedanken individualisirten Ausdruck unseres Inneren durch Worte.

Die menschliche Sprache, als Kunstsprache, ist in jeder Erscheinung und Offenbarung: in Tönen, Zeichen, Farben, Wortlauten, Wortbildern, Sätzen ꝛc., nicht bloß ein sinnliches Vermögen einer wechselseitigen Mittheilung, sie ist auch eine durch Sinne und Geist erworbene Kunstfertigkeit, die Gedanken, Empfindungen und Wünsche dem jedesmaligen Bedürfnisse gemäß bestimmt und klar auszudrücken und mitzutheilen. Dem zu Folge definirt der Verf. die Sprache im objectiven und zugleich collectiven Sinne, »wonach sie so viel ist, als der Inbegriff von Wörtern, durch welche eine verwandtschaftlich nähezusammengehörige Menschenfamilie (Volksstamm) sich mitzutheilen pflegt.«

Wir fügen in systematisch ergänzender Ordnung hinzu: Die schaffende Natur gab zu diesem Ende ihrem edelsten Kinde freylich die edelsten Anlagen, dessen ungeachtet aber darf der Mensch seine Sprache als ein selbstgeschaffenes Eigenthum betrachten, und sie ist gewissermaßen unter allen Gürteln der Erde ein getreues Abbild seiner selbst, vielgestaltig und wandelbar wie sein Schicksal, seine Sitte und sein Leben in Zeit und Raum.

Mit der Geschichte eines Volkes aber trifft darum die Geschichte seiner ihm eigenthümlichen Sprache nicht in allen Zügen überein; wäre dieß der Fall, so müßte ja eben da die vollkommenste Wörtersprache und der edelste Styl zu finden seyn, wo ein freundlicher Himmel lächelt, wo eine weise, friedliche Verfassung einen lebhaften Verkehr unterhält, und wo sittliche Freyheit in geselliger Eintracht mit dem Fleiße wandelt; nein! alle diese Umstände sind nur als Mittel zu betrachten, eine schon herrschende Sprache auszubilden, und nach ihrer Zuläßigkeit zu veredeln, denn diese ist immerhin älter als jene, weil die Menschen, im letzten Rückblicke als ein Paar gedacht, immer schon gesprochen haben, ehe sie sich vermehrt, zu einer politisch-moralischen Gesellschaft vereinigt, einen Staatskörper gebildet,

und durch wechselseitige Anregung und Unterstützung in ihren sinnlichen und geistigen Kräften entwickelt haben. — Ich pflichte nämlich der Meinung des Plato nicht bey, daß die Sprache dem Menschen unbedingt angeboren sey, daß er sie als ein Angebinde der Mutter Natur habe; sondern halte mich lieber an die des Aristoteles, der da behauptet, der Mensch habe alle Dinge nach eigener Willkür, nach eigener scharfsinniger Erfindung durch Laute, Zeichen und Worte bedeutet und benannt. Ja, die schaffende Natur gab das sprachfähige Organ und den rationalen Sinn, das gesellschaftliche Leben machte die Anregung der Empfindung und des Geistes; das Herz oder der Verstand machten den Mund zum Herold des Gefühles oder des Begriffes, und die beyfällige Annahme und das Gedächtniß sanctionirten den jedesmaligen Ausdruck, und gaben ihm Stätigkeit.

Unser Verfasser ist mit dem gelehrten Schmitthenner und manch Anderen der entgegengesetzten Meinung, und er sagt (S. 39) auf eine höchst anziehende Weise: »Gott schuf den Menschen aus der Fülle seiner unerklärbaren Liebe als persönlichen Geist in materieller Grundlage außer sich, damit er sein Reich, ein göttliches Reich auf der Erde gründen, d. h. daß er die Liebe, aus der er selbst erschaffen worden, erkennen, und sie im Reiche der Sinnlichkeit und an der Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen bethätigen soll. Das Innewerden der sich gegenseitig bedingenden Liebe zu Gott und den Menschen, das Ausstrahlen derselben in Gesinnung, That und Wort, ist demnach die alles in sich fassende Bestimmung. Dieß sagt uns unsere Vernunft, dieß sagen die Evangelisten, jene überbringenden Boten der unmittelbaren Aussprüche Jesu, auf das ausdrücklichste und übereinstimmendste.«

»Allein der Mensch verlor bey der Entwicklung seiner Vernunft diesen Geist der Liebe; er versenkte sich immer mehr in die Weltlichkeit, gründete weltliche Reiche, und erzeugte das Uebel und die Selbstsucht. Und daß dieses Abweichen von dem göttlichen Geiste schon bey der frühesten Entwicklung geschehen sey, bezeugen uns die mythologischen Vorstellungen von den zerstörenden dämonischen Wesen, und die Wortbegriffe für das Böse und das Uebel. Daher erklärt sich auch die Erscheinung, daß der Mensch, je weiter wir ihn nach seinem Urzustande verfolgen können, gottvoller und inniger, und seine Sprache voll tieferen Ausdruckes gewesen ist. Weil nun zugleich die Sprache in ihrem früheren Zustande organisch vollkommener ist (war), so haben sich bedeutende Gelehrte für die Meinung erklärt, daß die Menschheit von ihrer anfänglichen Höhe und Reinheit, und von dem

sogenannten Stande der Unschuld herabgesunken, und bey immer tieferem Verlieren in die Weltlichkeit ihrem ursprünglichen Zustande unkenntlich geworden sey; daß ferner auch die Sprachen in ihrer Vollkommenheit von Gott dem Menschen überliefert worden, und nach gleichem Maße mit der Verschlechterung der Menschen selbst schlechter geworden seyen.«

Wir wollen uns aber über die Entstehung der Sprache keineswegs mit Hypothesen streiten, um so weniger, als sich die Wahrheit wohl nie bis zur Evidenz wird ermitteln lassen, sondern wollen ein Wort über den etwaigen Zustand einer ersten Sprache wagen, und zwar über den Körper derselben, wie er beschaffen seyn mochte. Unser Verfasser hat dieses außer Acht gelassen, und §. 13 sofort von den verschiedenen Epochen der Sprachentstehung, von der Namenbildung, Ableitung, Zusammensetzung und vom Styl begonnen, also zuvörderst die innere Wesenheit, die Seele der Sprache ins Auge gefaßt.

Wir glauben, diese kleine Lücke einigermaßen zu ergänzen, und sagen demnach, daß der Zustand (nach Mosis Annahme) Eines Aelternpaares, Einer Stammfamilie, die sich nur eine einzige Sprache bedingt, ein roher, kräftiger, poetisch edler, d. i. ein rein natürlicher gewesen sey. Will nun der phantaseiliche und philosophische Blick die lallende Zunge unserer ersten Urväter belauschen, so belausche er (unserer Hypothese zu Folge) das geheime Weben und Leben der Natur. So zart auch die Blätter, Blüthen und Zweige sind, wie weit sie auch emporstreben oder aus einander ragen — ihr Stamm ist doch immer einfach und kräftig, die Wurzel greift tief, und nährt die Frucht nach der Beschaffenheit ihres Grundes. Also war auch der Körper des ersten Wortes. In die engen Schranken Einer Sylbe drängte sich der Laut, damit er desto stärker hallte — von einer schweren, ungewandten Zunge — zu einem dumpfen, öden Ohre, welches von der Natur in dem Falle einer Baumfrucht, in dem Bellen eines Hundes, im Gebrüll eines Stieres, im Zwitschern eines Vogels, im Rollen des Donners, im Schlagen eines Steines, einer Keule u. s. w. nur an eintönige, abgestoßene Laute gewöhnt war. Demgemäß hätten wir anfänglich gleichsam eine Onomatopöien-Sprache, wofür sich auch der gelehrte scharfsinnige Herder erklärt. Auf eine übereinstimmende Weise erklangen und erklingen noch die Ausdrücke der Empfindung aus dem Inneren des Menschen heraus durch die sogenannten Interjectionen, die nothwendig den ersten Sprachelementen beyzuzählen sind. Die neueren Sprachphilosophen und Philologen erklären die Sprachentstehung vornehmlich aus der Interjection, wie auch R S 29 angibt.

Es entsteht nunmehr die Frage, nach welcher Norm die Zunge ursprünglich die Laute geschaffen und weiter gebildet hat? Warum sprechen wir z. B. Brot, wo der Slave chleb, der Römer panis, das phrygische Naturkind βεκος rc. gesprochen hat? ja, nach welchen Gesetzen und Bedingnissen der Begriffsvorstellung, der Sprachfähigkeit oder der Willkür hat unser Ahnherr diejenigen Wörter geschaffen, die für einen geselligen Zustand gleich Anfangs unumgängliches Bedürfniß waren? — Wir sind hier der Meinung, daß er uns die Antwort selber schuldig bleiben müßte; denn in die Nothwendigkeit versetzt, einen Ausdruck zu finden, schlug die Sehne seines Sprachorgans an, und ist ihm ein artikulirter Laut gelungen, hat ihn das Gedächtniß wie einen heiligen Orakelspruch bewahrt, und ihn der lauschenden Gesellschaft mitgetheilt.

Hatte man nun für irgend einen, ich möchte sagen alltäglichen Gegenstand einen allgemein gültigen Ausdruck, so behielt man gewiß sehr oft die Wurzelsylbe bey, um eine Sache zu bezeichnen, welche mit der vorigen analog war, oder sonst in einer engen Beziehung und Verbindung stand. Wir erwähnen z. B. des celtischen isk, d. i. Wasser (visz, vasz, wat, water, waschen, waten rc.), mit dem des griech. ἰχθυς, das lat. piscis. das altbritt. pysg, das germ. fisc und unser Fisch rc. einerley Wort zu seyn scheint. Und wenn wir ferner annehmen dürfen, daß unser Gott (cot, god) einerley Wort sey mit gut (got, guat, guod), arab. gad, griech. ἀ-γαθ-ος rc., so können wir mit allem Fug den Schluß ziehen, daß die Sprache der ersten Stammältern vielleicht mehr als zur Hälfte eine tropische und symbolische gewesen sey.

Sollte es uns erlaubt seyn, über den Umfang einer Ursprache auf ihrer ersten Stufe der Entstehung einen hypothetischen Ausspruch zu wagen, so nehmen wir für die erste menschliche Gesellschaft von etwa dreyhundert Köpfen nur eben so viele Stamm- oder Wurzelwörter an — mit Ausnahme der Eigennamen, die doch zuverläßig einem Jeden von einer liebkosenden Mutter zugetheilt, und zweifelsohne der Art gebildet worden sind, daß dieses Kind das Große, Dicke, Kleine, jenes das Blauäugige, Blondhaarige, Starke, ein drittes das Lächelnde, Liebliche, ein viertes das Schlimme, Schreyende rc. hieß. Auch die Zahl von tausend Häuptern wird noch die Anzahl der Alletagsworte nicht weit hinter sich gelassen haben; doch später wurde diese natürlich immer mehr von jener übertroffen, bis sich die Fülle der Gesellschaft zertheilt, und in andere Bezirke zerstreut hat.

Hier sagt unser Autor auf eine sehr treffende und anziehende Weise (S. 56, §. 25): »Aehnlich wie ein Thier- oder Pflanzen-

keim, wenn wir ihn in dieser oder jener Gegend zur Entwicklung kommen lassen, auch zugleich gewisse, der Beschaffenheit des Bodens, des Klima ꝛc. entsprechende Eigenthümlichkeiten annimmt, und wie z. B. die Hausthiere in Thibet langhaarig, in dem Lande der Neger schwarzhäutig, im Norden weiß werden ꝛc.; eben so nimmt auch der Sprachkeim, in Gegenden versetzt, die sich durch eine ausgezeichnete Natur stärker charakterisiren, gewisse Eigenthümlichkeiten an, theils in der Art und dem Charakter der Begriffe, die sich in den Wörtern festsetzen, theils in der Lautgestalt derselben. Es kommen indeß bey den Sprachen noch besondere Bestimmungen hinzu.«

»Je mehr wir (fährt er fort) die Natur und Geschichte der einzelnen Sprachen durchdringen, je deutlicher zeigt sich, vorzüglich in den früheren Lebensperioden derselben, eine noch kürzlich kaum geahnete Verwandtschaft derselben in gewissen Stammwörtern, und die Resultate solcher Untersuchungen gewinnen nach und nach so viel Sicherheit, daß wir, auf sie allein gestützt, die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts anzunehmen gezwungen seyn würden.«

Auf ähnliche Weise läßt sich schon Horaz vernehmen (Ad Pison. v. 60):

> Ut silvae foliis pronos mutantur in annos
> Prima cadunt; ita verborum vetus interit aetas,
> Et juvenum ritu florent modo nata, vigentque.

Ja, alles unter der Sonne unterliegt einem Wechsel, und wie der scharfsinnige Leibnitz die Möglichkeit berechnet hat, daß sich die Buchstaben unseres Alphabets 620448 Trillionen Mal versetzen lassen, so kann wohl nichts hienieden veränderlicher und unstäter seyn, als die menschliche Sprache. Sie war es, und bewährt sich zur Stunde als diesen Proteus in den vielen hundert Völkerdialecten und Idiomen der tausend Millionen Menschen, die das ganze Erdenrund einschließen mag. Welch eine Aufgabe ist es aber für uns, diese von Einem Urborn auslaufenden Ströme, Bäche und Quellen tropfenweise aufzulösen, und jetzt, nachdem sie schon Jahrtausende vereinzelt fließen, nachdem sie hundert Lande bespülten, an jeglicher Küste sich mit anderen Bestandtheilen mengten, und anders rauschten und klangen — welch eine Aufgabe, sage ich, jetzt jeden einzelnen Tropfen chemisch zu zersetzen, zu vergleichen, und die Urelemente herauszufinden? Und dennoch macht sich unsere heutige Etymologie, und das wirklich mit vielem Glücke, an die Schwindel erregende Untersuchung. Solch ein nützliches Streben verdient immer warmen Antheil und würdige Unterstützung; und wenn es auch seine fast unmögliche Aufgabe in allen Theilen nicht gehörig löset (denn in sehr vielen

ist sie wahrlich ganz unlösbar), so zündet es doch manche Fackel an, die unsere Nebel erhellt, und liefert somit der Nachwelt mehr Zunderstoff, daß sie in eifriger Forschung das Licht der Fackeln vermehre, und noch tiefer und wirksamer hineinleuchte in die dunkle Nacht der Vergangenheit.

So hat in der neuesten Zeit z. B. Rautenbach von der chinesischen Sprache behauptet und dargethan, daß sie mit den indisch-germanischen Sprachen eine unläugbare Verwandtschaft habe. Xylander hat dieselbe Verwandtschaft mit der tatarischen und den nord- und ost-asiatischen Sprachen nachgewiesen, und Bopp hat auf das augenscheinlichste gezeigt, wie innig verwandt die slavischen Dialecte mit dem Griechischen und Deutschen seyen ꝛc.

So hat unser Autor alle annehmbaren Gründe für sich (S. 70), die Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven, Perser und Indier für Zweige eines und desselben Hauptstammes anzusehen, sey es auch, daß sie gegenwärtig fast nichts mehr in Religion, Sitte, Sprache, Recht und was sich von Kunst, Wissenschaft und Gewerbe allenfalls erzeugt, mit einander gemein zu haben scheinen. Je tiefer man aber, fährt er fort, in die Geschichte der Sprache eindringt, je mehr stößt man auf gewisse, ihnen gemeinsame Keime in Sprache und Mythus, die uns die frühere Innigkeit und Eingeschlossenheit derselben in Einem Volksstamme zur nothwendigen Annahme machen.

Wir wollen dieß z. B. von unserer und der altgriechischen Sprache auf eine möglich anschauliche Weise der Art zeigen, daß wir übereinstimmende Sätze neben einander stellen, wobey wir aber vorbemerken, daß wir dabey weder die Grammatik, noch die Syntax, sondern einzig nur die Wurzeln verantworten, also nur vor den Richterstuhl der Etymologie gezogen werden wollen.

1. Ἐγω (ἰώγα) γεγελακα μετα θρηνῶν ἐν τῃ αὐγῃ (αὐγη, Glanz)
Ich (ge) lachte mit Thränen in die (dem) Auge.
2. Ἡ φθογγη μοχθει το ϛομα oder οἰμη το ῥεειν, ἀλλα ἀνευ φθογγης ἐσμην ὡς ἡ λυρα ἀνευ κλαγγης.
Die Zunge machet die Stimme zum Reden, allein ohne Zunge sind wir wie die Leyer ohne Klang.
3. Αἱ χηνες ἐφυγον ὑπερ την κεφαλην της κοιτης, ἡ σωρος ἠ πυκα; και εἀν (ἠν) βοῦλη ζητειν τον πορον, θεαε ἐπι τῃ δοχῃ, εἰτε ἀμφι τῃ παγῃ, ἡ ἀπο τας φελλεις βλυζει εἰς θαλειαν.
Die Gänse flogen über den Giebel der Hütte, die Schaar war dick (dicht), und wenn (wann) du willst suchen die Spur, sehe (sieh) bey dem Teiche oder um den Bach, der herab die Felsen fließet ins Thal.
4. Ἑνεκην βουτυρου και ὠα-εσθιειν με τρυχει ὁ ϛομαχος βαρυ ὡς ϛιονα. οὐδειν μοι βουλει ὠφελειν.
Wegen Butter und Eyer essen mich drücket der Magen schwer so (wie) Steine; und nichts mir will helfen.

5. Ὀρωρε μεθυ εν ταυτη σκαλεῖ, μισγε δ' ἐνθα μειλιχον (f. γαλα) πινε, και ἡ ποινη κατα τον ςομαχον (ἐσεται το) ληγειν.
Rühre Meth in dieser Schale, mische drein Milch, trinke, und die Pein an dem Magen (wird sich) legen
6. Ἡλιον και ιερον ἐςι το θεαειν ἀςηρ, βελτερον (f. βελτιων) ὁ γλιπος της μανης, βελτιςον δε το σχημα του ἡλιου, ἡν ἱκομει το εαρ.
Heilig und hehr ist zu schauen ein Stern, besser der Glanz des Mondes, am besten doch der Schimmer der Sonne, wenn ankömmt das Jahr.
7. Ἡ αἱξ ειῖ βυλλοῦν το αὐθαρ, πω οἱ χορτοι βρυειν, και αἱ παγαι ρέειν (dor) ῥέοντι.
Die Gais gehet füllen das Euther, wo die Kräuter (Gärten) blühen und die Bäche rinnen.
8. Ὁ βειρος ἐςι ὑλοδης ἐν ςαλη, βρεμει βῦλλος του κρυμου και της ὀργης ἐκ σαφον ῥυγχον.
Der (zotige) Bär ist wild im Stalle, er brummt voll des Grimmes und des Aergers aus offenem Rachen.
8. Ὀτοβος του ςρυμβου ῥοθει μεθ' ὁλῳ κρατεῖ, τα σημματα νευειν σε μεχρις ἀνα τη ἐρᾳ, το ἐδωρ (aeolico) ῥοιθει, και τα θηρα ὑλαειν δια τον αἱμον, πυκα νεφελη σπειει ῥαινειν, χαλᾶν και πῦρ, φειγγοι βαλλοντι εἰς τον φεριςον του πυργου, ἐσμεν ὁλοι ἐρι ἐλεοι και ὀλωλα. — Ἀλλα νυν φευγειν (φευγοντι) αἱ νεφελαι, ἡλιος φαινει γλαυρος ὑπερ των περγαμῶν, ὁ χρυλλος κιει (ειῖ) ἐκ ἐρα, ἡ σιμη επι τον πισον, ὁ ψαρ ἐξα το σιλφιον, και ὁλος ἐςι βυλλος του φαιδρου και ἰαχχαζει.
Toben des Sturmes raset mit aller Kraft, die Stämme neigen sich bis an die Erde, das Wasser rauschet und die Thiere heulen durch den Hain, dichter Nebel speyet Regen, Hagel und Feuer, die Funken fallen in den First der Burg, wir sind alle sehr elend und verloren. — Allein nun fliehen die Nebel, die Helle (Sonne) scheinet klar über die Berge, die Grille gehet aus der Erde, die Biene (Imme) auf die Wiese, der Staar aus dem Schilfe, und alles ist voll der Freude, und jauchzet.

10. Dialog.

Φεριςος.

Γεραρε τον θεον μετ' πολλαις ἐπιφοραις, ὦ γηραυ, ὁτι μοι ὠφελῃ ἐν κραυγῃ (κριγη) και τ' ἐγγευη την νικην.

Πρεσβυτερος.

Τεθλακα τους βοῦς, και τας ἀμνας ὡς εκελευες, ὦ ἡρως, και ἀσμενη ἡν ἐπιφορα μεν τῳ Αγαθῳ.

Φεριςος.

Ὀδυσσω την φαυλην ἐρωην, και ζητεω ῥωμην και γαζας, βουλομαι πηγειν τον ἐχθρον, εἰτε βαλλειν.

Πρεσβυτερος.

Τα ἐγκατα του οὐρου, και το λευκος προξ (φερος) ἐντο ἡλιῳ αἱμῳ ἱλαειν (ἱλαοντι) τειν θυμῳ (συνεσει).

Φεριςος

Ὀπειπω μεντοι, το δραμα χθες νυκτος ἐσοιτο γλυκυ, κυων (κῦν) και βειρος δηπου ἐςρατευον μετα δρακονου, και λοιςος ἐβαλε ἐν αἰσχυνῃ.

Πρεσβυτερος.

Συ μεθ' υἱον λαγχανει την νικην ὑπερ τον δρακονον, ὁς ἐςι τειν ὑλωδης ἐχθρος, ὁν συ (τυ) ὀδυσσεις, ὦ φεριςε, θαρρε νυν, καιτι ςρατευε

Der Fürst.

Verehre den Gott mit vielen Opfern, o Greis (Grauer!), daß er mir helfe im Kriege, und da gebe den Sieg.

Der Priester.

Geschlachtet hab' ich die Ochsen und die Lämmer, wie du befohlen, o Herr! und angenehm war das Opfer dem Gott (Guten).

Der Fürst.

Ich hasse die faule Ruhe, und suche Ruhm und Schätze, will beugen den Gegner oder fallen.

Der Priester.

Die Eingeweide des Ur, und auch das weiße Pferd (Roß) in dem heiligen Haine huldigen deinem Sinne.

Der Fürst.

Ich hoffe auch wohl, der Traum gestern Nachts sey glücklich; ein Hund und ein Bär nämlich stritten mit einem Drachen, und der letzte fiel in Schande (Schmach).

Der Priester.

Du mit dem Sohne erlangest den Sieg über den Drachen, der da ist dein wilder Gegner, den du hassest, o Fürst! Vertraue nun, und streite.

Die angeführten Beyspiele zeigen, daß sich mit den wurzelverwandten Wörtern beyder Sprachen alles das noch so ziemlich consonirend ausdrücken läßt, was ein Volk ohngefähr besprechen möchte, bey dem noch eine natürliche, ungekünstelte Mittheilung von Gedanken, Empfindungen und Bedürfnissen Statt findet. Hätten wir noch altgermanische Sprachmuster vor unserer christlichen Zeitrechnung, oder wenigstens vor dem Gothen Uphilas, unsere Vergleichungen würden weit glücklicher ausfallen. Gehen wir aber nur ein Jahrtausend zurück auf den fränkischen Mönch Otfried, und durchblicken wir nach obiger Rücksicht die nächst liegende Strophe aus seiner Evangelien-Uebersetzung:

	Neuhochdeutsch.
Got mag these Kisila	Gott kann (vermag) diese Kiesel,
Joh alle these Felisa	Und alle diese Felsen,
Joh these stoina alle	Und diese Steine alle
Urquiken io zi manne.	Beleben wohl zu Menschen.

Altgriechische Wurzelhomonyme.

'Αγαθος μαει ταυτας κυλικας
Και ὁλους τουτους φελλεῖς,
Και ταυτα ςονα ὁλα
Κιχυειν οὖν εἰς μενες.

Natürlich versteht mich auch hier nur der Etymolog, und dieser wird mich gewiß vertheidigen, wenn mich der Grammatiker verdammt, denn ich weiß es gar wohl, daß der spätere Grieche obige Zeilen vielleicht also übertragen würde: *Θεος δυναται ζωοποιεῖν εἰς ἀνθρωπους ταυτας κυλικας, και παντας τουτους πετρους, και τουτους λιθους συμπαντας.*

Wollen wir endlich diese nämliche Stelle gleichsam als ein Gegenbild in der lateinischen Sprache anschauen, und zur Vergleichung ihre Töchter daneben stellen: Deus potest hos silices, et omnia haec saxa, et hos lapides omnes vivificare in homines. Italienisch: Iddio può questi selci, e tutti questi sassi, e queste pietre tutte vivificare in uomini. Französisch: Dieu peut ces cailloux, et tous ces rochers, et ces pierres toutes vivifier en des hommes. Englisch als Bastard: God may (can) these pibbles, and all these rocks, and these stones all quiken in men.

Aus den vorliegenden Parallelen läßt sich schon absehen, daß nur solche Wörter eine nicht bloß zufällige, sondern vielmehr eine physiologisch begründete Zusammenstellung der Laut- und Sinnverwandtschaft zulassen, die nach der Idee einer Ursprache als wirklich in derselben vorhanden gewesen gedacht werden können. Hiebey ist natürlich dreyerley zu unterscheiden: a) Die nackte Wurzelsylbe — welche man, wenn sie nicht als solche vorliegt, durch Zusatz, Entbindung oder Verschleifung zu suchen hat. b) Die Lexical-Form, die uns bey ausgebildeten Sprachen ein größeres Familienregister, und die Sprossen eines Stammes hier in eigentlicher, dort in übertragener Bedeutung aufzählt. c) Die grammatische Form, welche aber dem Etymologen in der Regel außer aller Beziehung und Beachtung bleibt. Der Wurzellaut ist somit die wortbelebende Seele, die Lexical-Form der adclimatisirte Leib, durch jene belebt; die Grammatik endlich die äußere modische und wandelbare Hülle. Betrachten wir z. B. unser Nennwort Horn (cornu), in der Sanscritsprache erscheint es contrahirt und hinten verlängert: shringa, ohne Zischlaut gleichsam horinga; im Hebr. keren, im Griech. κερας, im Slav. als eine Metathesis rog, im Arab. kaern, im Botokud. contrahirt. Kran u. s. w., der Vocal, zeigt sich als flüssiges und wandelbares Element auch hier unstät, die feste, dauerhafte Schale aber ist k — r (c — r, h — r). Indeß kann ich hier nur kurz andeuten, was Jakob Grimm und Andere gründlich, umfassend und systematisch durchgeführt haben.

Man hat es versucht, die Sprachen einer obersten Classification zu unterwerfen; demgemäß haben Bopp und A. W. v. Schlegel drey Klassen angenommen: 1) Sprachen mit einsylbigen Wurzeln ohne Fähigkeit der Zusammensetzung, und daher ohne Organismus und Grammatik (wie das Chinesische). 2) Sprachen mit einsylbiger Wurzel, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus gewinnen. 3) Sprachen mit zweysylbigen Verbalwurzeln.

Aus dem von unserem Autor (S. 64) aufgestellten Grundsatze, daß alle Sprachen der Erde (die sich überall nach denselben Bedingungen und Gesetzen erzeugen) in einem theils abstufenden Verwandtschafts-, theils in einem Verhältniß der Mischung stehen — ergeben sich von selbst die Bestimmungen von Mutter-, Schwester-, Tochtersprache, ferner von Mundart, Dialect, Idiotism ꝛc., so daß ich mich enthalten will, ein Mehreres hierüber zu sprechen, da es mir eben der beschränkte Raum dieser Blätter nicht verstattet.

Was nun die deutsche Sprache insbesondere anbelangt, so sagt unser Verfasser (S. 73): »Wir sehen sie schwesterlich stammverwandt mit allen germanischen Sprachen, und in diesen schwesterlich urverwandt mit der keltischen, römischen, griechischen, slavischen, persischen, indischen ꝛc., die in ihrer ehemaligen Geschlossenheit unmittelbaren Antheil an der Ursprache hatten.«

Wir wollen in dieser Beziehung auch Wachter, den ehrwürdigen Vater der deutschen Etymologie, und Adelung, den preiswürdigen Gründer der neueren Sprachbildung, vernehmen. Jener schreibt in seinem Glossario germanico: Linguam primaevam Celtarum et Celto-Scytharum eo tempore, quo a Graecis pulsi sunt, eandem fuisse, et paene indiscretam, etiamsi tractu temporis multas ac incredibiles mutationes obierit. Et haec est lingua illa, quam *Celticam* appello, quaeque eodem jure Scythica et Phrygia appellari poterat ob manifestam cum utroque sermone convenientiam.

Dieser sagt: »Die deutsche Sprache ist die Muttersprache eines sehr alten und zahlreichen Volkes, welches sich wieder in eine Menge kleinerer Völker oder Stämme theilte, die ihre Wohnsitze ursprünglich in der Gegend des schwarzen und kaspischen Meeres hatten, und auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten, aber doch sehr frühe nach dem heutigen Deutschland gewandert sind.«

Indem wir nun hier unseren Autor einigermaßen zu commentiren, wo nicht zu ergänzen suchen, so geben wir die Resultate unserer historischen und linguistischen Untersuchungen, und sagen: »Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß Deutschland seine erste Bevölkerung aus Asien, dem Mutterlande aller Völker, erhalten; wann sich aber der Stammstrom nach Westen her ergossen, und welchen Lauf er eigentlich genommen habe, läßt sich kaum mehr bis zur vollen Gewißheit ermitteln. Einige setzen die Periode der Auswanderung vor die Zeit des trojanischen Krieges; Andere glauben nach sicheren Daten nachweisen zu dürfen, daß sie später geschehen sey; und wieder Andere bleiben mit ihrer Behauptung zwischen Beyden stehen.

Wenn es, wie Wachter meint, erweislich wäre, daß Teut (Tuisco), der Stammvater der Deutschen, kurz nach Troja's Untergang hier eingewandert sey, hätten wir bald einen helleren, sicheren Blick in die so dunkle Vorzeit; allein die Geschichte schickt nur einen flüchtigen Aeneas aus Phrygien nach Latium und einen Antenor nach Venetien, und schwankt in ihren Belegen, wo sie die trojanischen Fürsten Teut und Dis (Pluto), den ersten nach Germanien, den zweyten nach Gallien ziehen läßt. So nimmt Paulus Diaconus keinen Anstand, Carl den Großen einen Enkel des Dardanus zu nennen, indem er ihn also besingt:

Utere felix Carole princeps
Munere Christi Atque togate
Pluribus annis, Arbiter orbis
Luxque decusque, *Dardaniae*que
Magne tuorum Gloria gentis!

Wir pflichten der Meinung unsers Verfassers bey, daß wir das Wort deutsch (teutsch) nicht von Teut, sondern von dem Appellativum thiud (theud, deut), d. i. Volk, herleiten sollten; Teut, welchen Tacitus einen Sohn der Erde nennt (terra editum), bedeutete wahrscheinlich so viel als Führer, Fürst, König, wie das ägyptische Pharao rex. Sein Sohn war Man, der wieder drey Söhne hatte, welche Tacitus die Stifter nennt der drey germanischen Völkerschaften: Ingevonen, Istävonen und Herminvonen.

Gleichwie sich also ein Theil jenes großen asiatischen Urstammes, den Wachter Celto-Scythen, Rinne aber Indo-Germanen nennt, und wahrscheinlich der westliche Theil losgelöset hat, und immer weiter gegen Westen bis Gallien gewandert ist, das eben daher seinen Namen erhielt; so hat sich von dem östlichen oder südlichen Ende eine Schaar nach Phrygien, eine andere nach Persien und Indien begeben, und endlich aus der Mitte, etwa aus dem Kern desselben Stammvolkes, haben sich die Germanen und Griechen losgerissen, indem jene den Celto-Gallen nachfolgten, diese aber unter dem früheren Namen Pelasger, oder dem späteren Hellenen nach Süden wanderten, und das schöne Hellas bezogen.

Nach allem diesem ist es auch erklärbar, daß weder eine frühere Vermischung der Gallier mit den Germanen (schon in Europa), noch die spätere Einwanderung des Sigoves in unsere Heimat, wo sich die drey großen celtischen Völkerstämme: die Bojer, Taurisker und Scordisker, zertheilt von dem Schwarzwalde bis gegen Dacien hin ausbreiteten, eine besondere Veränderung in der Sprache der alten Deutschen verursachen konnte. Und eben das gilt auch für Griechenland; jener Stamm, der

sich von dem Urvolke losgerissen hat, und nach dem südöstlichen Europa gezogen ist, hat sich in der neuen Heimat das theure Erbtheil seines Vaterhauses, die Religion und die Sprache, getreu bewahrt, und alle späteren Zugvölker dahin nahmen an, was sie da fanden, oder sie waren selbst schon mehr oder weniger durch eine gemeinsame Herkunft mit allem vertraut, und durften folglich nur mit einstimmen, bekräftigen und erweitern, was auch ihnen zum Erbtheil aus der alten Heimat geworden ist. In Rücksicht der übereinstimmenden Mythengeschichte sagt Mallet in seiner Edda: Je me lasse de répéter, que les Celtes (Germains) aussi bien, que les Grecs avaient puisé toutes ces fables dans la grande source commune de traditions orientales. — (Lassen sich nicht z. B. folgende Mythen in Parallele stellen? Wodan oder Odin und Zeus; Hydrasil und Olymp; Braga oder Balder und Phoibos; Freya und Venus; Hertha und Gea; Thor und Mars; Locke und Momus; Walhalla und Elysium; Nifheim und Tartarus 2c.)

Auf besagte Weise konnten sich auch die Perser von dem großen Urstocke am schwarzen und kaspischen Meere losgerissen, und sich entweder schon früher, aber gewiß nicht viel später, nach dem südlichen Asien begeben haben. Sacy, Hammer und Andere zeugen genugsam von der Verwandtschaft der persischen und germanischen Sprache, und ihre alte Religionsgeschichte z. B. von der Verehrung der Sonne und des Feuers, der weißen Pferde in geheiligten Hainen 2c., stimmt in mannigfaltigen Zügen auf das treffendste überein.

Dieß gilt denn auch endlich von den Slaven, Indiern, Hebräern und noch so manch einem alten Stammvolke, das in der grauen Vorzeit sein Leben Glauben und Wirken zugleich mit unseren Großahnen aus derselben Urquelle geschöpft hat.

Nachdem wir oben angeführt haben, daß Tacitus die Germanen in drey große Völkerstämme abgetheilt hat, müssen wir auch in gleicher Beziehung eine Stelle aus Plinius anführen, die also lautet (Hist. nat. lib IV. cap. 14):

Germanorum genera quinque: *Vindeli*, quorum pars Burgundiones, Varini, Carini, Guttones; alterum genus: *Ingaevones* — Cimbri et Teutones, ac Chaucorum gentes; Proximi autem Rheno: *Istaevones*, Sicambri, Mediterranei *Herminvones*, quorum Suevi, Hermunduri, Chatti, Cherusci; Quinta pars *Peucini*, qui et Bastarnae supra dictis contermini Daciis.

Nach den verschiedenen Standpunkten dieser Völker- oder vielmehr Geschlechtsstämme läßt sich jetzt annehmen, daß sich die altgermanische Sprache bald in eben so viele Hauptdialecte

verzweigt habe, als sich größere Völkerschaften gebildet, und in eben so viele Nebendialecte, als sich dieselben in einzelne Staaten oder Gemeinden von einander abgesondert, selbstständig gemacht, und einen eigenthümlichen Typus der Individualität angenommen haben.

Wir nehmen nunmehr wieder die Worte unseres verehrten Autors auf, der S. 73 sagt: »Die Geschichte der sämmtlichen germanischen Sprachen beginnt für uns sehr spät und ist sehr unvollständig. Denn von den so zahlreichen Völkerschaften haben wir, Namen abgerechnet, außer denen im eigentlichen Deutschland seßhaft gewordenen Völkerschaften nur von den Ostgothen, Isländern, Angelsachsen, Schweden, Dänen und Nieder- oder Holländern, so wie von denen (den) aus Mischung hervorgegangenen Engländern sprachliche Ueberreste, und auch unter diesen stammt das älteste, die (möso-) gothische Bibelübersetzung des Ulfila, erst aus der zweyten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Von den vor unsere nähere Betrachtung gehörenden Sprachen des eigentlichen Deutschlands gehören die unter dem Namen des Althochdeutschen begriffenen Sprachreste der Franken, Burgunder und Alemannen; das Mittel- und Neuhochdeutsche, so wie das Alt-, Mittel- und Neuniederdeutsche.«

»Aus den Benennungen der deutschen Dialecte geht schon hervor, daß sie sämmtlich in zwey Hauptmundarten zerfallen, in die ober- oder hoch-, und in die nieder oder plattdeutsche.«

»Die oberdeutsche zerfließt in Schlesien, Sachsen, Thüringen, Hessen und der Pfalz, und theilt sich in die alemannische und schwäbisch-fränkische; die obersächsische oder meißnische bildet den Uebergang zum Niederdeutschen. Die niederdeutsche geht von der gezogenen Linie ab bis an die nördlichen Gränzen Deutschlands, und theilt sich in die eigentlich niedersächsische, in die westphälische und die niederdeutsche, als eine aus Ober- und Niederdeutsch gemischte; gewöhnlich zählt man noch die nieder- oder holländische dazu.«

Der breiten Grundlage des vorliegenden und an sich so schätzbaren Werkes gemäß, stände zu erwarten, der Verf. hätte den Laien doch mindestens mit den wichtigsten Schriftquellen und Autoren der Vorzeit bekannt gemacht. Er nannte wohl den mösogothischen Bischof Ulfila, warum gedachte er da nicht des Isidor, der im siebenten Jahrhundert lebte, und in altfränkischer Mundart schrieb; des Weißenbrunner Gebetes, welches die erste Probe der althochdeutschen Sprache in Versen liefert; des Schweizer Mönchs Kero, der im achten Jahrhundert im alemannischen Dialecte schrieb; der Evangelien-Har-

monie (Buch Canutus) vom neunten Jahrhundert in altsächsischer Mundart; der mondsee'schen Glosse (Rhab. Maurus) in altbayerischer Mundart; des Mönches Otfried, der in Elsaß zur Zeit Ludwig des Deutschen lebte, und uns die ersten Reimwerke übermacht hat; des Mönches Tatian, der um dieselbe Zeit in niederdeutscher Mundart schrieb; des Notker Labeo, des Willeram, des Sachsen- und Schwaben-Spiegels, des Niebelungen-Liedes, des Ottocar von Hornek, Wolfram von Eschenbach, Twinger von Königshofen, M. Luther, H. Sachs rc. rc.

Er gibt S. 74 an, daß sich die angeführten Mundarten nach sieben fortlaufenden Zeiträumen abtheilen und beschauen lassen, worauf er die Entwicklungsgeschichte des Deutschen, wie sie sich nämlich in der Sprache abspiegelt, mit dem gediegensten Urtheile und Scharfblicke durchmißt, und die hauptsächlichsten Benennungen anführt, die in den verschiedenen Perioden vorhanden waren, sich erst gebildet oder lautgemäß weitergebildet und verzweigt haben. Ihre Ableitungselemente (sagt er §. 42) fallen vom Gothischen zum Althochdeutschen, und von diesem zum Mittel- und Neuhochdeutschen gleichfalls immer mehr ab, werden immer abstracter und unfühlbarer, und die Sprache häuft an den wenigen verbliebenen die dichtesten Blüthenbüschel. Auch eine Menge Ableitungen und Zusammensetzungen selbst verlieren sich, und werden durch andere, dem veränderteren und geistigeren Lebensinhalte mehr entsprechende ersetzt; auf der anderen Seite gewinnt sie, von dem Hauche des Christenthums beseelt, und sich aus dem Sinnlichen losringend, immer mehr Inhalt, und schließt sich mit demselben dem Wirklichen näher an.«

»Sie ist eine Eiche (fährt er fort), die langsam emporgrünt; aber dann steht sie auch desto gesunder und frischer, desto unerschütterlicher und glänzender da; sie läßt zwar manche Aestchen und Zweige verdorren — aber ihre Hauptarme und ihre Gipfel wölben sich desto reicher aus, und setzen Tausende von Früchten an.«

Er fährt noch länger fort, unserer Muttersprache einen Päan zu halten, und in der Art und dem Tone, als er es thut, zollt er ihr wahrlich kein übertriebenes Lob. Indeß hat schon Dr. Jenisch in seiner gekrönten Preisschrift, worin er vierzehn europäische Sprachen vergleichend neben einander stellt, so ziemlich klar bewiesen, daß sich nur das Altgriechische einer Ideal-Sprache nähere, während die unsrige bey all ihren Vorzügen noch eine geraume Strecke davon entfernt ist, und Meister Goethe hat sich noch kurz vor seinem Ende bitter beklagt, daß er es mit einer so harten, unbeugsamen Sprache zu thun hatte. Die

Mängel sind fühlbar vorhanden, und liegen theils in dem Wesen der Sprache selbst, und theils in der äußeren Form und Gestaltung. Unser Verf. weiset ihr vornehmlich drey Gebrechen nach, an denen sie noch in der That leidet, und das um so empfindlicher, als sie tiefliegende und fast unheilbare Hauptgebrechen sind (s. S. 109). Er gibt auch wirksame Mittel einer möglichen Heilung an — allein Schiller sagt:

> Die Welt wird alt und wird wieder jung,
> Der Mensch hofft immer auf Besserung. — —

Die oberste Macht und Herrschaft in der Sprache hat stets der ihr innewohnende Geist; er waltet und schaltet nach selbstständigen, unumstößlichen Gesetzen, wie der belebende Organism in einer Pflanze, zieht an, wirft ab, oder verändert, wie es ihm die innere Nothwendigkeit seiner Reproductivität nach Maßgabe der äußeren Raum- und Zeit-Umstände gebietet, und gönnt der Feder des Stylisten und Grammatikers nur immer von fernhin einigen Antheil und Einfluß auf seine Oberherrschaft; seine Herolde sind Millionen Zungen, nicht aber eben so viele Federn.

Nichts desto weniger benütze der Gelehrte auch diese entfernte Mitherrschaft zu einer veredelnden Sprachbildung; sein Einfluß und Amt wird wachsen, je wohlthätiger sich seine weise Hand bewähren wird; nur handle und rechte er niemals so vorgreifend und eigenwillig, daß sich der herrschende Genius in seiner obersten Macht nicht gehemmt und beeinträchtigt fühlen müsse.

Der Verfasser untersucht mit dem schärfsten Kennerblicke den ganzen Umfang, das ganze innere Räderwerk unserer Sprache; erforscht an allen Gliedern des großen schönen Leibes die innersten Pulsschläge, und lauscht es der belebenden Seele ab, wie sie in dem Organism bisher gewirkt hat, und fürder noch wohlthätiger wirken könnte, genösse sie künftig einer sorgsameren Pflege von Seite der Literatur und einer echtdeutschen Nationalität. Er theilt in den folgenden Paragraphen und Heften den deutschen Styl ein in den Ideal- und Real-Styl, beginnt nach der sprachphilosophischen Einleitung von den Elementen, den Buchstaben, Sylben und Wörtern, und zeigt, wie man allmälich das Mangelhafte verbessern, das Fremdartige ausstoßen, die verdorrten Zweige am gesunden Lebensstamme wieder zum Keimen bringen, das Wildere veredeln, kurz, wie man durch Zunahme an Religiosität und Nationalität auch das Wachsthum und die Veredlung der Sprache fördern könnte.

Wir müssen es uns selbst zur eigenen Schmach gestehen, daß wir noch keine bestimmte, festgestellte Orthographie haben, denn ob auch vielleicht der größere Theil der sogenannten Adelung-

schen noch huldigt, gibt es doch nebenbey nur zu viele Abnormitäten, und weder diese noch jene erweisen sich als zweckmäßig, haltbar und würdig.

In Bezug auf Regelmäßigkeit, Klarheit und Wohlklang einzelner Redetheile wäre wohl gar Vieles zu verbessern übrig. Wie arm und unselbstständig bewährt sich nicht unser Zeitwort, nicht bloß weil es so vielfach von seinem eigenen Stamme entartet und unregelmäßig wird, sondern auch, weil es seine innere Blöße stets mit bunten Lappen von Hülfszeitwörtern zu decken genöthigt ist. Wie rauh und widerlich klingen nicht manche unserer Beywörter in ihrer Steigerung, wie schroff, ungelenk oder monoton wird nicht so manche Construction, so manche Zusammensetzung! Das Wort läßt sich wohl in seiner Wesenheit nicht so schnell durch einen Gewaltstreich umzaubern, doch läßt es sich vielfach in seiner äußeren Gestaltung veredeln, und vielleicht auf diese Art zu einer einstigen inneren Vervollkommnung vorbereiten. So ist der Vocallaut die Seele eines jeden Wortes, und was ihn an Consonanten umgibt, ist seine Hülle, sein Kleid, sein Leib. Wenn nun der todte Stoff zu nah und platt am todten, rohen Stoffe liegt, so kannst du aus ihm wohl einen dumpfen, schwerfälligen Schall, aber keinen abgemessenen Ton, keinen Wohlklang erwecken, denn dieser tritt nur durch Vibration ins Leben, und die Vibration ist nur möglich zwischen zwey entfernteren Stützpunkten. Je mehr sich also ein Wort, eine Sprache von allen dem entledigt, was die Freythätigkeit und die Entwicklung des innewohnenden Geistes stört oder hemmt, desto näher dringt sie nach und nach jenem Ideale der Vollkommenheit, welches die Tonkunst als oberstes Prinzip aufstellt, und es durch die menschliche Stimme im Gesange zu erreichen sucht.

Deutschland hat in seinem Boden eine feste, unerschütterliche Grundlage, für seine Bedürfnisse schöne, reiche Gefilde, für seine Gränzen unbezwingbare Heeresmächte; der Deutsche ist in seinem Inneren gestärkt und beseligt durch seinen heiligen Glauben, dem er in Anbetung und Rechtlichkeit die schönsten Opfer der Tugend weiht; er ist klar und tief in seinem Geiste, warm in seinem lauteren Herzen, und zeigt dieß durch die Werke seiner Künste und Wissenschaften; er ist stark und gelenk in seinen Gliedern, und zeigt dieß durch seine Thätigkeit, seine Industrie und seine Kämpfe; ihm ist in allem ein unermüdeter Fleiß, ein rastloses Streben, den Grund aller Dinge zu erfassen — nur fehlt es seinem speculativen Geiste, und so auch seiner Sprache, an praktischer Richtung im socialen Leben.

Der Deutsche macht in allem eine treffliche Schule, doch würde er am Ende noch größer als Meister und Lehrer anderer

Völker hervortreten, wenn er sich früher aus seinen Theorieen begeben, und in jeder Hinsicht mehr Vertrauen auf sich selbst gewinnen wollte, wenn er sich mit edlem Stolze, seiner eigenen Kraft und seines Werthes bewußt, enthielte, Fremdes zu bewundern und nachzuahmen, da er weit glücklicher aus den unergründlichen Tiefen seiner eigenen Fülle schöpfen kann!

Wenn sich aber eine Nation aus sich selbst in allen Theilen erheben, über andere ragen und aller Welt vorleuchten soll, so muß jedes kleinste Glied wirksam eingreifen zur großen Kette, die um das Triebrad der Zeit gezogen ist — kurz! Deutschland muß sich, um den Zeiger der Weltenuhr wieder um ein Merkliches vorzurücken, in sich selbst, in seinen edleren Kräften, in seinem besseren Willen, in seinem heiligen Streben vereinigen!!

Jos. A. Moshamer.

Art. V. Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahles. Mit einem Rückblick auf die Geschichte, und mit besonderer Rücksicht auf das Staubregenbad und kalte Bäder. Dargestellt von Dr. L. W. Mauthner. Wien 1837.

Es ist eine im Gebiete des Geistigen wie des Physischen sich stets wieder darstellende Erscheinung, daß lange Zeit unbeachtete, nur in einem sehr beschränkten Kreise sich wirksam erweisende Kräfte mit einem Male eine mehr oder weniger allgemeine Herrschaft über die materielle oder intellectuelle Welt ausüben. So haben Krankheiten, welche lange nur für locale Uebel galten, ihren Herd plötzlich verlassend, oft von dem ganzen Erdkreise Opfer gefordert, so haben sich einseitige Vorstellungsweisen zeitweilig aller Denker bemächtigt, und insbesondere sonst nur ausnahmsweise angewendete Heilmethoden oft alle anderen Behandlungsweisen überall zu verdrängen gedroht. Solche außerordentliche Erscheinungen regen in vielfacher Rücksicht an zu einer kritisch historischen Erforschung der Ursachen und der daraus zu prognosticirenden Dauer eines solchen vorherrschenden Einflusses; denn bey weitem nicht immer liegen diese Ursachen in einer nun erst entfalteten, vorher nicht gekannten inneren Gewalt dieser Kräfte, oft sind sie durch ephemere Umstände hervorgerufen, öfter noch durch ein zufälliges Zusammentreffen verführender Täuschungen zu solchem Erfolge gelangt. Eine auffallende Erscheinung dieser Art bietet die in unseren Tagen allgewaltig um sich greifende Anwendung der Heilkraft des kalten Wassers dar, und von diesem Standpunkte erscheint uns die im vorliegenden Werke gestellte, mit seltenem Fleiße durchgeführte Aufgabe als eine schätzbare, ganz zeitgemäße Arbeit. Der Ver-

fasser hat sich zwar vorzugsweise nur die Untersuchung der Heilkraft des kalten Wasserstrahls und der Staubregenbäder zum Zwecke gesetzt, und sein Werk stellt sich insofern nur als ein Beytrag zur allgemeinen kritischen Geschichte des Heilverfahrens mit kaltem Wasser dar, verbreitet sich indessen so vielfach über Anwendung und Anwendbarkeit des kalten Wassers überhaupt, daß es wenigstens als wichtige Vorarbeit hierzu angesehen werden muß.

So wie das Werk vorliegt, verschafft es bereits die beruhigende Ueberzeugung, daß die Heilkraft des kalten Wassers zwar zu allen Zeiten geahnt und theilweise erkannt war, es jedoch der neuesten Zeit vorbehalten blieb, den Werth seiner Wirksamkeit physiologisch zu begründen, und alle Einzelnheiten der individuellen Anwendung wissenschaftlich festzustellen. Lediglich in der unsicheren empirischen Behandlung früherer Zeiten ist der Grund davon zu suchen, wie, ungeachtet der vielen glänzenden Erfolge dieser Curart, dieselbe immer wieder in Verfall kam, so wie die Ursache ihres allgemeinen Umsichgreifens in neuester Zeit in dem vereinten Fortschreiten von Theorie und Praxis liegt. Wie die gefährliche Kraft der Wasserdämpfe von jeher erkannt, aber erst nach völliger Zügelung zur nützlichsten Dienerin des Menschen auf immer geworden ist, eben so zeigt sich nun auch jene früher stets in Zweifel gezogene Curart als eines der wirksamsten Mittel der Heilkunst und ward ihr als solches für immer gewonnen. Ist diese Ueberzeugung an sich von hohem Interesse, so liegt unseres Erachtens in ihrer gründlichen Verbreitung überdieß der wichtige Nutzen einer Aneiferung, Anstalten dieser Art zu errichten, und so der leidenden Menschheit dies bedeutende Heilmittel zu Gebote zu stellen, da in den Fortbestand und die Ausbreitung desselben kein Zweifel weiter gesetzt werden kann.

Unser Werk zerfällt in drey Hauptabtheilungen, nämlich über die Wirkung (erstes bis drittes Kapitel), über die Geschichte (viertes Kapitel) und über die Vorschriften bey Anwendung der kalten Bäder (fünftes Kapitel).

In Bezug auf die erste Abtheilung finden wir, nebst der großen Vollständigkeit in den aufgeführten Modificationen der Anwendung, anerkennend zu erwähnen die wissenschaftliche Analyse der bey jeder Anwendungsweise im Spiele befindlichen Einwirkungen, die hieraus für den Practiker zu entnehmenden Winke, so wie viele schätzbare Andeutungen für den Physiologen über manche bisher noch nicht völlig ermittelte Momente der Wirksamkeit, obschon wir, insbesondere bey den letzten, nicht immer von des Verfassers Meinung sind. So können wir z. B. die dort aufgestellte Vermuthung nicht theilen, daß ein Theil der

Wirksamkeit der Bäder vielleicht einer Zerlegung des Wassers in den Poren zugeschrieben werden könnte, die analog mit der Zerlegung der atmosphärischen Luft in der Lunge vor sich ginge. Die atmosphärische Luft ist keine Verbindung, sondern ein bloßes Gemenge der sie bildenden Grundstoffe, und es berechtigt daher der Athmungsprozeß auf keine Weise zur Annahme einer Zersetzung des Wassers in den Poren. Mehr als einen Beweis der minutiösen Aufmerksamkeit, die wir diesem Werke gewidmet, als eine eigentliche Berichtigung, wollen wir hier auch eines Citates aus Sachse (S. 50) erwähnen, wonach »Muschenbröck das Seewasser dreyßig, und Boyle fünf und vierzig Mal schwerer als süßes gefunden hätte!«

In dem geschichtlichen Theile verfolgt der Verfasser die Anwendung der kalten, vorzüglich der Fallbäder als Präservativ- und Heilmittel bis in das graue Alterthum, bis Moses und Herkules, und liefert durch eine fast ununterbrochene Kette von Citaten bis in die neueste Zeit den Beweis, daß mit zunehmender Erleuchtung meist auch der Gebrauch des kalten Wassers mehr in Aufnahme gekommen sey. Nur in den obskuren Zeiten des Mittelalters droht dieser Faden abzureißen; der Verfasser liefert uns indeß auch hier einen zwar seltsamen, aber immer sprechenden Beweis über die damals nur zu wohl gekannte Wirkung der kalten Tropfbäder in ihrer Anwendung als letzten, unwiderstehlichen Foltergrades. Mit der dämmernden Geisteshelle der späteren Jahrhunderte aber faßte diese Curart immer tiefere Wurzeln, bis sie endlich in unseren Tagen den ausdauernden Bemühungen der Aerzte die reichsten und wohlthätigsten Früchte zum Lohne brachte.

Der Verfasser bethätigt in diesem Theile seiner Arbeit einen so hohen Grad unermüdlichen Eifers, und es liegt darin so augenfällig das Resultat einer mehrjährigen, sorgfältigen Forschung, daß es der Bestätigung in der Vorrede gar nicht bedurft hätte, er habe den Plan zu dieser Schrift bereits zu einer Zeit entworfen, als der Gebrauch des kalten Wassers noch nicht zur Mode geworden war, und daß er nicht der letzten damit huldigen wollte, sondern daß vielmehr die im Geiste der Zeit schlummernde Idee sich auch in ihm unwiderstehlich belebt habe.

Die in dieser Abtheilung vorkommenden philologischen Untersuchungen, wie z. B. die mit ungemeiner Gründlichkeit durchgeführte Entwicklung der Bedeutung der Balineae pensiles des Plinius werden auch dem Sprachforscher manche interessante Bemerkungen darbieten.

Die dritte Abtheilung enthält die Vorschriften beym Gebrauche der kalten Bäder. Der Verfasser konnte sich bey diesem,

in so vielen neueren Schriften umständlich behandelten Gegenstande kürzer fassen, ganz zu übergehen war derselbe jedoch keinesfalls, indem, wie er sehr richtig bemerkt, »ja eben darin, daß diese Vorschriften bisher, ungeachtet ihrer mehrfachen Erwähnung, noch immer nicht genug beherzigt werden, eine unabweisliche Aufforderung liegt, sie von neuem zur Sprache zu bringen.« Zudem enthält dieses Kapitel mehrere wichtige, in anderen Werken nicht genug hervorgehobene Fingerzeige. Hierher rechnen wir, was rücksichtlich der Abkühlung gesagt wird, die einem kalten Bade vorherzugehen hat. »Diese äußerst wichtige Regel« (nicht erhitzt ins Bad zu gehen), sagt der Verfasser, »hat eben auch ihre Gränzen, und man glaube ja nicht, daß je kühler die Haut vor dem Eintritte ins kalte Wasser ist, desto besser es sey; denn wir müssen wohl unterscheiden die von innen ausgehende Erhitzung des Körpers, welche eine Folge starker körperlicher Anstrengung u. dgl. ist, von jener Temperatur-Erhöhung an der Oberfläche, die bey der größten inneren Ruhe entstehen kann, wenn äußere Hitze auf den Körper einwirkt. So hört an heißen Sommertagen im Freyen unsere Haut an gewissen Stellen, namentlich in der Achselgrube, nie auf zu schwitzen *). Ferner trägt, den ältesten Erfahrungen zu Folge, mäßige Bewegung vor dem kalten Bade wesentlich zur gedeihlichen Wirkung desselben bey. Wer nach langer Ruhe sich in den Fluß begibt, dem ist der erste Eindruck des kalten Mediums äußerst unangenehm, und in den innersten Körpertheilen auf eine empfindliche Weise wahrnehmbar.« Dieß mögen sich vorzüglich allzu ängstliche Aeltern und Erzieher, welche in diesem Punkte nicht zu viel thun zu können vermeinen, gesagt seyn lassen, indem sie dabey nicht nur das Abschreckende der kalten Bäder im ersten Momente unnöthiger Weise erhöhen, sondern auch die gedeihliche Wirkung derselben verkümmern. Auch was über den Einfluß der geistigen Disposition vor dem Bade, und über das Verhalten nach demselben in Beziehung auf Speise und Trank gesagt wird, ist, wenn auch nicht neu, so doch am rechten Orte wieder in Erinnerung gebracht.

Schließlich haben wir noch die musterhafte Correctheit der Auflage und ihre ausgezeichnete typographische Ausstattung rühmlichst zu erwähnen, und wollen somit diese Schrift sowohl dem Physiologen und practischen Arzte, als auch dem heutigen Nereiden- und Tritonengeschlechte überhaupt auf das angelegentlichste empfohlen haben. K. T—l.

---

*) Bekanntlich ist in südlichen Klimaten, zumal bey feuchter Luft, das Schwitzen nicht immer als eine Folge der Ausdünstung, sondern häufig als ein Niederschlag, als ein eigentlicher Thau anzusehen.

Art. VI. Ueber den Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten. Von A. Quetelet, Director der Sternwarte zu Brüssel. Deutsch von Dr. Riecke. Stuttgart, bey Schweizerbart, 1838.

Dieses Werk ist die Frucht vieljähriger Arbeiten und Untersuchungen des Verfassers über einen Gegenstand, der bisher von anderen noch sehr wenig beachtet worden ist, obgleich er es in sehr hohem Grade verdient hätte, da er uns selbst, den Menschen, näher liegt, als so viele andere, in deren Erkenntniß wir doch, besonders in den neueren Zeiten, so große Fortschritte gemacht haben. Es handelt sich hier nämlich um eine Statistik, aber nicht der einzelnen Staaten und Länder in dem diesem Worte bisher gewöhnlichen Sinne, sondern um eine allgemeine Statistik des Menschengeschlechts, oder, wie der Verfasser selbst sie in der Aufschrift seines Werkes nennt, um eine Physik der menschlichen Gesellschaft, in welcher, wie dort von den physischen Körpern, so auch hier von den Menschen, dieselben als Individuen und als Glieder einer großen Gesellschaft in körperlicher und in geistiger Hinsicht betrachtet, die Zusammensetzung und Zerlegung der Kräfte, das stabile und labile Gleichgewicht derselben, die mannigfaltigen Bewegungen, welche diese Kräfte erzeugen, die Störungen, denen sie unterliegen, die Wahlverwandtschaften und ihre gegenseitigen Attractionen und Repulsionen, und kurz alles das näher betrachtet werden soll, was uns mit dieser, uns so nahe angehenden, wohl schon sehr viel besprochenen, aber doch noch immer so wenig ergründeten Gattung von physischen Gegenständen, besser und inniger, als dieß bisher geschehen ist, bekannt zu machen Hoffnung und Aussicht gibt. Denn nicht nur, daß der Verf. seinen Gegenstand von mehreren Seiten beleuchtet, die bisher größtentheils im Dunklen geblieben, und oft nicht einmal, näher kennen zu lernen, versucht worden sind, so ist auch die Art dieser Beleuchtung eine ganz neue, und zugleich, wenn sie anders gehörig angewendet wird, die einzig wahre, oder doch die einzig sichere, da sie, nicht auf hyperphysische Speculationen, nicht auf unbestimmte Hypothesen, nicht auf vages Hin- und Wiederreden, sondern da sie auf einer mathematischen Basis, auf unmittelbare Berechnung gegründet ist. Dadurch gewinnt aber auch alles, was man als Resultat solcher Untersuchungen betrachten kann, an Bestimmtheit und Sicherheit in so einem Maße, daß es mit den Ergebnissen anderer, auf anderen Wegen gewonnener Resultate, so viel diese auch für sich zu haben scheinen mögen, nicht weiter in einen Vergleich gebracht werden kann.

Es ist nämlich schon an einem anderen Orte dieser Blätter

gesagt worden, und kann auch, besonders in unseren Tagen, nicht oft genug wiederholt werden, daß von allen sogenannten menschlichen Wahrheiten diejenigen, welche sich auf ein unmittelbares Messen und Wägen, und eben dadurch auf eine eigentliche Berechnung gründen, bey weitem die sichersten, vielleicht die einzigen wahrhaft sicheren zu seyn mit Recht sich rühmen können. Zwar mögen auch die meisten von ihnen nur Annäherungen zur Wahrheit seyn, da die Wahrheit selbst zu erfassen dem menschlichen Geiste wohl nur selten gegönnt ist. Aber diese Annäherungen gehen erstens auf dem erwähnten Wege ungleich weiter, als auf allen anderen, und sie tragen zweytens auch die Mittel mit sich, zu entscheiden, wie weit man sich dem gewünschten Ziele genähert hat, und was etwa noch in der Folge für spätere Untersuchungen übrig bleiben mag.

Was war z. B. die Philosophie, diese Wissenschaft, die alle eigentliche Berechnung entbehrt, und auch ihrer Natur nach entbehren muß, was war sie zu der Zeit, als sie in Griechenland in ihrer Blüthe stand? Und was ist sie mehr als zweytausend Jahre später geworden? Was hat unser deutsches Vaterland, das man seit dem Entstehen der sogenannten kritischen Philosophie so oft und so gern die philosophische Schule Europas genannt hat, was hat insbesondere dieses unser Vaterland mit allen Bemühungen seiner glänzendsten Talente zur wahren Erweiterung dieser Königin der Wissenschaften, wie sie sich zu heißen rühmt, Wesentliches beygetragen? Welches sind die Fundamentalfragen, die in ihr aufgestellt werden, an denen schon der Scharfsinn der Griechen sich vergebens abmühte, und die endlich von jenen philosophischen Lehrern Europas über allen Zweifel und Widerspruch erhoben, und glücklich, für alle Folgezeit unabänderlich, beantwortet worden wären? Haben wir nicht erst in unseren Tagen Systeme auf Systeme entstehen, eines das andere bekämpfen, und am Ende alle wieder vergehen sehen, ohne auch nur eine Spur ihres kurzen Daseyns zu hinterlassen? — Ganz anders war im Gegentheile das Schicksal der Mathematik, die allein auf eigentlicher Berechnung ruht, ja die nur in dieser Berechnung selbst besteht. Was in ihr, wieder vor zwey Jahrtausenden, Euclid, Archimed, Apollonius u. a. als wahr erkannt haben, das ist auch wahr geblieben bis auf unsere Tage, und wird auch, so lange der menschliche Verstand derselbe bleibt, für alle Folgezeit nicht nur unwiderlegt, sondern auch, ohne sich den Vorwurf der Unwissenheit oder des Blödsinns auszusetzen, unangefochten bleiben. Auch hat diese Wissenschaft selbst, so wenig als die einzelnen in ihr enthaltenen Theoreme, zu keiner Zeit eine andere Veränderung erlitten,

als die sich auf ihre Form, d. h. auf ihr Aeußeres, bezieht, während ihr Wesen, ihr eigentlicher Inhalt, stets derselbe geblieben ist.

Und ganz eben so verhält es sich auch, wie uns die Literargeschichte zeigt, mit allen denjenigen Wissenschaften, welche die Mathematik zu ihrer Folie, zu ihrer Unterlage genommen haben. Die Astronomie z. B. und die Physik war zu Plato's Zeit ganz in die Hände der Philosophen gerathen, die sie denn auch auf ihre Weise behandelten. Nichts kümmerten sie sich um die eigentlichen Beobachtungen der himmlischen sowohl, als um die sie zunächst umgebenden irdischen Körper. Versuche und Experimente mit denselben blieben ihnen so fremd, daß sie an eine eigentliche Berechnung der Erscheinungen, welche ihnen diese Körper gewährten, nicht einmal denken konnten*). Dafür schwätzten sie desto mehr von dem Anfange und dem Ende aller Dinge, von der Ursache der Welt, von der eigentlichen Wesenheit der Natur, von der Musik der Sphären, von den Atomen, aus welchen alle Körper bestehen, und was dergleichen Dinge mehr sind, über die sich allerdings um so leichter hin und her reden läßt, je weniger der Lehrer und seine Zuhörer davon wissen.

So wie aber mit Bako, Galilei, Kepler und Newton der wahre Weg, die Natur zu betrachten, und ihre Geheimnisse durch Beobachtungen zu belauschen, eingeschlagen war, gewannen auch jene beyden Wissenschaften sofort eine ganz andere Gestalt, und kein Kenner wird daran zweifeln, daß sie diese Gestalt auch beybehalten werden, welches auch die künftigen Vermehrungen und Verbesserungen unserer Kenntnisse seyn mögen.

Ganz eben dasselbe wird aber auch von allen unseren übrigen Doctrinen gelten. In der Optik z. B. ist beynahe alles schon auf Maß und Zahl gebracht, und diese Wissenschaft ist von ihrer rein mathematischen, auf bloße Beobachtungen gegründeten Unterlage schon so innig durchdrungen, daß sie, in dieser Beziehung, unter den sogenannten Naturwissenschaften zunächst nach

*) Man sehe z B. was in diesen Jahrb. Bd. LXXXI. S. 113 u. f. von der Astronomie und Physik des Aristoteles, des Epikur und anderer der ausgezeichnetsten griechischen Philosophen gesagt worden ist Die sämmtlichen sogenannten Naturwissenschaften, sagt unser Verf. S. 290, schlossen sich, je weitere Fortschritte sie machten, desto inniger der Mathematik an, die eine Art von Mittelpunkt bildet, zu welchem sie alle convergiren. Selbst die noch künftige Vervollkommnung einer Wissenschaft läßt sich darnach beurtheilen, ob sie der mathematischen Analyse mehr oder weniger zugänglich ist.

der Astronomie ihre Stelle einnimmt. In einem anderen wichtigen Zweige der allgemeinen, Physik von der Electricität und dem Magnetismus, hat man erst in den neuesten Zeiten angefangen, ihm ein rein analytisches Substrat zu geben, und schon läßt der Fortschritt, welchen besonders die Lehre von dem Magnetismus seitdem in wenig Jahren gemacht hat, die aller vorhergehenden Jahrhunderte weit hinter sich zurück. Die Chemie hat nun eben denselben Weg einzuschlagen versucht, und sie wird ohne Zweifel bald Gelegenheit haben, sich dazu Glück zu wünschen. Könnten wir doch dieselbe Hoffnung auch von anderen, uns selbst so nahe angehenden, bisher rein speculativen Doctrinen aussprechen. Aber da man in der Philosophie z. B., und besonders in der metaphysischen Abtheilung derselben, an eigentliches Messen und Wägen und Berechnen der Beobachtungen, so wie jetzt die Sachen stehen, nicht denken kann, so ist wohl auch nicht abzusehen, daß sich diese Wissenschaften je zu der Höhe erheben werden, in welcher sie mit den vorgenannten einen ebenbürtigen Wettkampf eingehen können.

Ganz auf dem Standpunkte der letztgenannten Wissenschaften stehen aber auch noch beynahe alle diejenigen Untersuchungen, welche den Gegenstand des hier vor uns liegenden Werkes bilden, obschon sie uns selbst näher, als vielleicht alle anderen, angehen. Die Frage nämlich von der allgemeinen Entwicklung der körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen; von den Gesetzen, nach welchen sich die Handlungen derselben richten; von den Einflüssen der äußeren Verhältnisse auf die geselligen Relationen, auf die Anzahl der Geburts-, Sterbe- und Ehefälle, auf politische und religiöse Institutionen, auf die Sittlichkeit der Völker u. s. w.; alle diese Fragen sind, so viel auch bereits darüber gesprochen und geschrieben worden ist, noch beynahe gänzlich unbeantwortet, sofern nämlich diese Antwort nicht auf bloß hypothetische Declamationen und ein vages Hin- undherreden, sondern auf bestimmte Beobachtungen und auf eine aus diesen Beobachtungen gezogene Berechnung gegründet seyn soll.

Aber, wird man fragen, wie sollen sich Dinge dieser Art berechnen lassen? — Darauf steht zur Antwort: ganz eben so, wie sich die Zeit des Todes eines Menschen berechnen läßt. — Zwar ist vielleicht nichts ungewisser, als die Dauer des menschlichen Lebens, wenn nämlich von einem bestimmten, gegebenen Menschen die Rede ist. Aber dafür kann man schon mit einiger Sicherheit angeben, wie viel z. B. von 500 in einem Jahre unter bestimmten Verhältnissen des Landes, des Klimas, des Standes u. s. in jedem Lande gebornen Menschen nach 10, nach 20,

nach 30 Jahren u. s. noch am Leben, wie viel also auch von ihnen am Ende dieser Perioden schon gestorben seyn werden, und diese Sicherheit der Angabe ist, die Güte der dieser Rechnung zu Grunde liegenden Beobachtungen gleich vorausgesetzt, desto größer, je größer jene Anzahl der in einem Jahre Gebornen genommen wird, oder je größer die Anzahl der Menschen ist, die in diese Berechnung aufgenommen werden. Für eine Stadt oder für eine Provinz, in welcher jährlich z. B. 1000 Menschen geboren werden, wird man schon mit bedeutender Sicherheit sagen können, daß im achtzehnten Jahre nach jener Epoche von diesen Menschen schon die Hälfte, nach 46 Jahren zwey Drittheile, nach 56 Jahren drey Viertheile, nach 61 Jahren vier Fünftheile u. s. gestorben seyn werden. Aber diese Resultate werden noch viel sicherer seyn, wenn sie aus einer Anzahl von 5000, und noch mehr, wenn sie von 10000 Menschen genommen werden, so daß man z. B. von einer Gesellschaft von 100000 in einem Jahre geborner Menschen nach 46 Jahren, wo zwey Drittheile derselben, oder wo 66666 derselben, jener Berechnung zu Folge, gestorben seyn sollen, kaum 10 mehr oder weniger in der wahren Zahl der Todten finden wird, d. h. also, daß der Fehler, dem man etwa bey dieser Berechnung noch ausgesetzt ist, nur den siebentausendsten Theil des eigentlich wahren Resultats betragen wird. Wie viele unserer menschlichen Wahrheiten aber, die sich noch in Zahlen angeben lassen, sind bis auf diesen Grad genau zu achten? So wird z. B. die Entfernung Wiens von anderen Hauptstädten Europas, von Constantinopel 276, London 212, Messina 290, Petersburg 294 deutsche Meilen in unseren topographischen Tafeln angegeben. Allein wer zweifelt daran, daß die genannten Angaben wenigstens um eine Meile noch unsicher sind? Dann beträgt aber der noch übrige Fehler derselben nahe $^1/_{300}$ des Ganzen, ist also verhältnißmäßig 23mal größer, als in unserem obigen Beyspiele. Nimmt man aber die Ungewißheit dieser Distanzen, was kaum zu viel seyn wird, zu 4 Meilen an, so ist ihr noch übriger Fehler schon 100mal größer, als jene Bestimmung der 66666 Verstorbenen am Ende von 46 Jahren. Und doch lassen sich jene Distanzen der Städte auf unserer Erde noch so leicht und sicher zugleich messen. Wie mag es aber erst mit unseren sogenannten philosophischen und metaphysischen Behauptungen stehen, wo an keine Messung, also auch an keine Berechnung irgend einer Art auch nur gedacht werden kann?

Und wie kömmt es, daß diese unsere Berechnung der Sterbefälle, daß unsere sogenannten Mortalitätstafeln sich einer so großen Sicherheit erfreuen? — Der Grund dieser Erscheinung wird ohne Zweifel nicht im Zufalle, auch wohl nicht in unserem Fleiße

oder in unserer Geschicklichkeit, sondern er wird in der Einrichtung der Natur selbst liegen müssen. Der Tod, nicht des einzelnen Menschen, aber wohl der Tod großer Gesellschaften von Menschen, muß, durch irgend eine uns unbekannte ursprüngliche Einrichtung der Natur, an ein bestimmtes Gesetz gebunden seyn, weil sonst jene Erscheinung selbst, als das Resultat dieses Gesetzes, nicht so bestimmt und unabänderlich hervortreten, also auch von uns nicht so bestimmt berechnet werden könnte. Diese Berechnung aber und ihre große Sicherheit ist eine durch tausendfältige Erfahrungen gegebene Thatsache, der wir uns nicht weiter entziehen dürfen, so daß wir also auch nicht weiter an der Existenz jenes Gesetzes, ohne welche diese Erscheinung nicht Statt haben würde, zweifeln können.

Wenn wir überhaupt in der Natur, die uns selbst von allen ihren Seiten dazu auffordert, einen vorbedachten Plan und eine geregelte Anordnung anerkennen, so muß doch vor allem die Dauer ihres Werkes auch in diesem ursprünglichen Plane derselben aufgenommen worden seyn. Zu dieser Annahme fühlen wir uns gezwungen, so sehr wir auch gestehen müssen, daß wir nicht im Stande sind, das Ganze der großen, wundervollen Maschine zu übersehen. Denn was hülfe es der künstlichsten, der vollkommensten aller Maschinen, wenn sie den Keim ihrer Zerstörung in sich selbst tragen müßte? — Die Astronomie hat uns bereits mehrere Einrichtungen der Natur im Großen kennen gelehrt, die alle den unverkennbaren Zweck haben, dem Werke ihrer Hände, wenn nicht eine ewige, so doch eine so lange Dauer zu sichern, als zu ihrer Absicht nothwendig ist. Die Constaneität der großen Axen der Planetenbahnen; die gewaltigen Zwischenräume, durch welche sie diese Planeten von einander trennte; die Incommensurabilität ihrer Umlaufszeiten; die nur geringen Neigungen und Excentricitäten ihrer Bahnen; alle diese und noch viele andere Erscheinungen sind zu offenbar auf die Dauer, auf die möglichst lange Dauer unseres Sonnensystems berechnet, als daß man weiter daran zweifeln könnte. Selbst auf der Oberfläche unserer Erde zeigen sich mehrere ursprüngliche Einrichtungen derselben, die unverkennbar dieselbe Absicht der Natur verkündigen. Daß die beyden Pole der Erdaxe, der Präcession und Nutation dieser Axe ungeachtet, immer durch dieselben Punkte der Erde gehen; daß die Erde an diesen Polen abgeplattet ist, wodurch die Beständigkeit des Klimas jedes Erdstrichs und die Unveränderlichkeit der Dauer des Tages, dieser Basis aller unserer Zeitmessungen, heraufgeführt worden ist; daß durch die Schwere die dichteren Theile der Erdmasse ihrem Mittelpunkte genähert worden sind, wodurch die mittlere Dichte der Erde grö-

ßer, als der sie bedeckenden Gewässer, gemacht worden ist — alles dieß könnte offenbar auch anders gewesen seyn, zeigt aber, eben weil es so ist, daß bey der Entstehung und ersten Einrichtung der Erde auch auf die Dauer ihrer selbst sowohl, als auch der auf ihr lebenden Wesen sorgsame Rücksicht genommen worden seyn muß. Die letzte Bemerkung, daß die inneren Schichten der Erde zugleich die dichteren sind, ist allein schon hinreichend, die so nothwendige Stabilität des Gleichgewichts der Meere zu sichern, und der Wuth ihrer Fluthen einen Zügel anzulegen, der nicht gestattet, daß der Ocean seine Gestade verlasse, und das Festland, den Wohnort zahlloser Thiere und Pflanzen, mit seinen Wogen bedecke. — Und wie jene erstgenannten Einrichtungen für die Dauer des Weltalls, wie die später erwähnten die Dauer der Erde bestätigen, so scheint auch dieselbe Natur für die Erhaltung der Geschlechter der diese Erde bewohnenden Geschöpfe, ja selbst für die Erhaltung der einzelnen Individuen, dieselbe mütterliche Sorgfalt getragen zu haben. Dem Individuum nämlich suchte sie seine Dauer zu sichern durch den mächtigsten aller uns inwohnenden Triebe, durch den Trieb der Selbsterhaltung, und den Gattungen endlich durch jenes oben erwähnte Gesetz, nach welchem die Lebensdauer der größeren Vereine dieser Individuen an bestimmte Vorschriften gebunden wurde, die eben so allgemein und eben so unvermeidlich sind, als die Gesetze der Schwere auf der Erde, oder die der allgemeinen Gravitation unter den Körpern des Himmels.

Es entsteht nun die Frage, ob es wohl noch mehrere solcher Gesetze gibt, von welchen, nicht bloß die Erhaltung, sondern auch die Ausbildung und überhaupt die gesammte Thätigkeitssphäre des Menschen, in körperlicher sowohl als auch in geistiger Hinsicht, bestimmt wird.

Die Aufsuchung dieser Gesetze und die Entwicklung ihrer nächsten Folgen auf die menschliche Gesellschaft ist der eigentliche Zweck der vorliegenden Schrift. Diese zerfällt in vier Bücher. — Nachdem nämlich der Verfasser in der Einleitung S. 1 — 20 seinen Gegenstand im Allgemeinen besprochen hat, betrachtet er im ersten Buche S. 21 — 326 die Entwicklung der körperlichen Fähigkeiten des Menschen; im zweyten, S. 327 — 407, die Entwicklung seines Wuchses, seiner Muskelkraft u. s.; im dritten, S. 408 — 557, die Entwicklung seiner moralischen Fähigkeiten, der Intelligenz überhaupt, der Tugenden und Laster u. s.; und endlich im vierten Buche, S. 558 — 614, die Eigenschaften des sogenannten mittleren Menschen, und die bisherigen und künftig zu hoffenden Fortschritte in den Entwicklungsgesetzen der Menschheit. Als Anhang zum Ganzen gibt der Uebersetzer

von S. 615 bis 656 noch mehrere Zusätze, die er von dem Verf. selbst erhalten hat. Andere, eigene Anmerkungen des Uebersetzers, finden sich im Texte verstreut, und von dem letzten durch eigene Parenthesen unterschieden.

In der Einleitung verwahrt sich der Verf. zuerst gegen die Ansicht, die manche Leser von seinem Werke haben könnten, als sey es eine Art von Anthropologie in dem Sinne, in welchem man dieses Wort bisher zu brauchen pflegte. Diese letzte ist eine größtentheils speculative Wissenschaft, daher sie auch von mehreren unter den philosophischen Doctrinen aufgezählt wird; dagegen ist, was der Verf. geben will, rein auf Erfahrung, auf unmittelbare Beobachtung, auf eigentliche Zahlen, und auf daraus abgeleiteten bestimmten Gesetzen gegründet, und sonach von jenem gänzlich verschieden, wo man sich größtentheils der reinen Speculation hingab, und von dem Wege, den man sonst bey der Untersuchung der Naturgesetze zu befolgen pflegt, ganz abgegangen ist. Aus diesem Grunde spricht der Verf. für seine Mittheilungen die Benennung der Neuheit an, da sich bisher mit ihnen Niemand, wenigstens nicht so umfassend, beschäftigte, als er selbst. — Allein hier entsteht vor allem die Frage, ob es überhaupt möglich sey, die körperlichen und geistigen Functionen des Menschen auf Zahlen, und auf aus diesen Zahlen abgeleitete Gesetze zu gründen. — Bey dem einzelnen Menschen, bey dem Individuum allerdings nicht, aber wohl bey der ganzen Gattung, wo alle jene Anomalien, die wir bey dem Individuum nur dem Zufalle zuschreiben, verschwinden, und wo der Gegenstand, den wir betrachten, im Großen, gleichsam nur in seinen Hauptzügen, hervortritt. Ganz eben so nämlich, wie oben bey den Mortalitätslisten, welche keineswegs die Lebensdauer des einzelnen Menschen für sich, sondern nur die des integrirenden Theils einer großen Gesellschaft von Menschen mit so auffallender Sicherheit bestimmen. Wenn man bloß diesen Einzelnen im Auge behalten hätte, so wüßten wir nichts von der Sterblichkeit des menschlichen Geschlechts, und statt jenem großen Gesetze, das alle Völker in schweigendem Gehorsam befolgen, und befolgen müssen, würden wir nur eine Reihe unzusammenhängender Thatsachen besitzen, aus denen man keine Folgerung ziehen könnte, so wie man z. B. aus einzelnen, dem Orte und der Zeit nach zerstreuten Barometer- und Thermometer-Beobachtungen nie eine der Wahrheit gemäße Theorie unserer Witterung ableiten wird, so oft man dieß auch schon versucht haben mag. Dasselbe, was hier von der Mortalität des Menschen gesagt worden ist, gilt aber auch vielleicht von allen seinen körperlichen und geistigen Functionen, die vermuthlich eben so be-

stimmten Gesetzen unterworfen sind, als jene. Ob diese Vermuthung aber auch richtig ist, das wird, ohne hier erst lange darüber zu rechten, am besten aus der Erfahrung selbst hervorgehen, da Niemand an der Möglichkeit der Lösung eines Problems mehr zweifeln kann, sobald ihm diese Lösung selbst gegeben wird.

Wir wollen hier mit dem Verfasser nur ein Beyspiel von der Regelmäßigkeit geben, mit welcher in Frankreich, wo darüber sehr gute und umfassende Beobachtungen seit einer Reihe von Jahren angestellt worden sind, Ereignisse vorzufallen pflegen, die nach der bisherigen allgemeinen Ansicht bloß von dem Zufalle, von dem blinden Ungefähr abhängen sollen. Wir meinen die verschiedenen Arten der gewaltsamen Todesfälle. Die Anzahl derselben war in Frankreich:

	241,	234,	227,	231,	205,	266 u.s.f.
im Jahre	1826,	1827,	1828,	1829,	1830,	1831.

Wem fällt nicht die Regelmäßigkeit dieser Zahlen gleich bey dem ersten Blicke auf? — Aber wie noch viel auffallender ist es, daß sogar die einzelnen Arten dieser Todesfälle, daß sogar die Werkzeuge, mit welchen sie vollbracht wurden, dieselbe Regelmäßigkeit beobachten. So fand man unter den angezeigten Tödtungen:

im Jahre	1826,	1827,	1828,	1829,	1830,	1831,
mittelst Schießgewehrs	56	64	60	61	57	88
» Messers	39	40	34	46	44	34
» Stocks	23	28	31	24	12	21
» Erdroßlung	2	5	2	2	2	4
» Faustschläge	28	12	21	23	17	26 u. f.

Diese wunderbare und zugleich höchst betrübende Beständigkeit, mit welcher dieselben Verbrechen von Jahr zu Jahr in derselben Ordnung wiederkehren, ist eine der merkwürdigsten Thatsachen, mit welchen uns die Statistik der Gerichtshöfe bekannt machen. Die Regelmäßigkeit in der jährlichen Periode dieser Erscheinungen lehrt uns eine wichtige, bisher noch beynahe gar nicht beachtete Wahrheit: »daß es, außer dem gewöhnlichen, noch ein anderes Budget gibt, welches mit schauerlicher Regelmäßigkeit bezahlt wird: das der Gefängnisse und des Hochgerichts;« da man die Zahl der Verbrechen, und selbst die einzelnen Arten derselben, beynahe mit derselben Gewißheit für ein Land im Voraus bestimmen kann, als man bisher die Zahl der Geburten und der natürlichen Todesfälle durch unsere Mortalitätslisten bestimmt hat.

Diese Bemerkung, die auf den ersten Anblick entmuthigend erscheint, führt aber bey näherer Betrachtung einen großen Trost und die eigene beste Hülfe des Uebels mit sich, indem sie uns die Nothwendigkeit zeigt, die Menschen durch Verbesserung der gesellschaftlichen Einrichtungen, der Sitten und Gebräuche, durch wahre Aufklärung über ihr eigenes Wohl, zu einem immer höheren Zustand ihrer Veredlung zu führen. Im Grunde führt jenes, bisher unbekannte, niederschlagende Gesetz der Natur auf ein anderes, allgemeineres und schon längst bekanntes zurück, »daß man nämlich, so lange dieselben Ursachen bestehen, auch dieselben Folgen zu erwarten hat.« — Daß aber jenes Gesetz so lange unbekannt geblieben ist, daran ist der bisher allgemein verbreitete Wahn schuld, daß der Mensch in seinen Handlungen von äußeren Einflüssen ganz unabhängig sey. Die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß man diese den einzelnen Menschen zugeschriebene Macht immer desto mehr schwinden sah, je näher man ihn selbst und die ihn umgebende Natur kennen gelernt hatte. In seiner ersten stolzen Unwissenheit hielt er sich für den Herrn der Erde, ja er glaubte sogar, mit dem Himmel nach Gefallen verfügen zu können. Die Astronomie aber lehrte ihn, daß diese ganze Erde nur ein im Weltenraume herumschwebendes Stäubchen ist, und traurige, nur zu oft schon wiederholte Erfahrungen auf der Erde selbst zeigten diesem vermeinten Herrn derselben, daß ein Sturm, ein Erdbeben, eine Ueberschwemmung nicht nur ihn, sondern selbst große Städte, ja ein ganzes Land in einem Augenblicke vertilgen, und die Werke von Jahrtausenden vernichten kann. Wenn aber so jeder neue Fortschritt in der Wissenschaft unserer Bedeutsamkeit im Weltall zugleich neue und immer engere Gränzen zieht, so gibt er uns auch zugleich eine höhere Idee von dem großen Urheber der Natur, der nichts dem Zufalle, sondern alles nur bestimmten Gesetzen übergeben hat, und zugleich auch einen angemesseneren Begriff von uns selbst, von unserer eigenen geistigen Kraft, mittelst der wir jene uns so lange und so tief verhüllten Gesetze ausfindig gemacht haben. Auf diese Weise hat dem Menschen die Natur selbst das schönste Feld angewiesen, nicht sie zu beherrschen, wie er in seinem früheren Irrwahn wollte, sondern sie und ihre Gesetze, denen er selbst unterthan ist, immer mehr kennen zu lernen. Als Mitglied der großen Gesellschaft erfährt er jeden Augenblick den auf ihn von außen einwirkenden Zwang, aber als Individuum kann er, durch den vollsten Gebrauch seiner geistigen Kräfte, jene Einflüsse reguliren, ihre Wirkungen modifiziren, und sich selbst, und eben dadurch auch sein ganzes Geschlecht, einem besseren, edleren Zustand immer näher bringen. Denn jene Gesetze, so festbegründet sie auch erscheinen,

sind deßhalb noch nicht ganz unabänderlich. Sie sind, wie gesagt, die Folgen bestimmter Ursachen, und es hängt in sehr vielen Fällen von uns, besonders von den weltlichen und geistigen Machthabern in der menschlichen Gesellschaft ab, diese Ursachen zu ändern, oder auch ganz zu entfernen. Der mächtigste Herrscher kann die Sterblichkeit, die in seinem Lande herrscht, durch keinen Machtspruch vermindern; aber Jenner konnte es für alle Länder, in welchen die von ihm entdeckten Schutzpocken eingeführt wurden. Die Aerzte streiten noch über die Natur der orientalischen Pest und über die Mittel ihrer Abwenduug; aber die größere Reinlichkeit und die angemessenere Lebensart hat diese Länderplage schon seit so lange von uns fern gehalten, sie, die sonst alle Jahrhunderte mehr als einmal unsere Bevölkerung decimirte. Und so wird man auch mit allen übrigen Erscheinungen dieser Art hoffentlich immer zum Besseren fortschreiten, wenn man nur einmal das Uebel in seinen wahren Ursachen erkannt hat, und wenn man nicht mehr, was leider noch zu oft geschieht, dem blinden Zufalle oder einer Art von Empirie überläßt, was Sache des Verstandes und der vorurtheilsfreyen Erkenntniß seyn soll. »Der Mensch würde,« wie Buffon in seinen Epoques de la nature mit Recht sagt, »viel mehr über die Natur und über sich selbst, d. h. über seine eigene Gattung vermögen, wenn sein Wille stets unter der Leitung seines Verstandes stünde. Wer kann sagen, bis zu welchem Grade er nicht nur seinen Körper, sondern auch seinen Geist zu vervollkommnen im Stande ist?«

Nach diesen Voraussetzungen geht nun der Verf. zu seinem Gegenstande über, und behandelt in seinem ersten Buche die Geburts-, Ehe- und Sterbefälle, und die sogenannte Bevölkerung eines Landes. Im ersten Abschnitte dieses Buches werden verschiedene Cautelen angegeben, die man bisher bey der Angabe der Fruchtbarkeit eines Volkes nicht immer gehörig beobachtet hat, daher viele und oft nicht geringe Irrthümer in unseren statistischen Schriften entstanden sind. Will man z. B. die Fruchtbarkeit f in Beziehung auf die Ehen erhalten, so wird man die jährliche Zahl g der ehelichen Geburten durch die Zahl t der Trauungen dividiren. Viele Schriftsteller haben für g die jährliche Zahl der Geburten überhaupt genommen, ohne dieß besonders anzuzeigen. Dann wird S. 30 die bekannte Erscheinung besprochen, nach welcher die jährliche Geburt der Knaben in beynahe allen Ländern eine etwas größere Zahl geben soll, als die der Mädchen. Nach Zählungen, die in Frankreich 1817 bis 1831 an einer Anzahl von $14^1/_2$ Millionen Menschen angestellt wurden, ist daselbst das Verhältniß der männlichen zu den weib-

lichen Geburten, wie 1.0638 zur Einheit *), wie man in dem Annuaire du Bureau des Longitudes Jahr 1834 sieht. Es frägt sich zuerst, ob dies Verhältniß auch für andere Länder gelte? — Der Engländer Bickes, dessen Berechnungen (Mémorial encycl. Mai 1832) nicht weniger als siebzig Millionen Menschen umfassen, fand jene Verhältnißzahl in Rußland 1.089, in den Niederlanden 1.064, in Preußen 1.059, in den österreichischen Staaten 1.061, in Neapel 1.062, in Würtemberg 1.056, in Großbritannien 1.047 u. f., und im Mittel für ganz Europa 1.060. Da diese Zahlen alle nahe unter sich übereinstimmen, so sieht man zunächst, daß das Klima keinen Einfluß darauf habe, wie früher manche Schriftsteller behaupteten. Doch fehlen uns noch darüber die entscheidendsten Beobachtungen, die in der Nähe des Aequators. In Frankreich hat Poisson zuerst die Bemerkung gemacht, daß jene Zahl (der neugebornen Knaben) bey unehelichen Kindern gleich 1.050, also merklich kleiner ist, als bey den ehelichen, wo er 1.067 fand; Babbage in England hat diese Untersuchungen in größerem Maßstabe angestellt, und diese Zahl bey ehelichen Kindern 1.057 und bey unehelichen 1.025 gefunden. Ueber die Ursache dieser, wie es scheint, gut constatirten Erscheinung der Mehrzahl der männlichen Geburten überhaupt, finden sich S. 39 u. f. mehrere Betrachtungen gesammelt, aus denen aber hervorgeht, daß diese Ursachen noch nicht hinlänglich bekannt sind. Am wahrscheinlichsten ist noch, daß die Altersverschiedenheit der beyden Aeltern der Hauptgrund jener Erscheinung ist. Man findet nämlich bey Menschen sowohl, als auch selbst bey Hausthieren, daß die männlichen Geburten immer dann überwiegen, wenn der Mann älter ist als das Weib, und umgekehrt, und jenes ist bekanntlich bey unseren Ehen beynahe immer der Fall. Es würde daraus folgen, wie wichtig es für eine Regierung ist, auf das Alter Rücksicht zu nehmen, in welchem die Ehen geschlossen werden. Bey den Juden ist nach S. 56 die obige Verhältnißzahl noch viel größer, nämlich 1.44.

Noch mehr Einfluß wird offenbar das Alter der Aeltern auf die Fruchtbarkeit der Ehe überhaupt haben. Der Verf. klagt über Mangel an hinlänglichen Beobachtungen über diesen

---

*) Das heißt: auf 10638 neugeborne Knaben kommen 10000 solche Mädchen, oder abkürzend: zu 106 Knaben kommen nahe 100 Mädchen. Auf diese Weise sollen alle im Text noch folgende Zahlen verstanden werden, so daß man also diese Zahlen, ohne den ihre Ziffern trennenden Punkt zu beachten, durch 1 mit so viel Nullen dividiren soll, als Ziffern nach jenem Punkte stehen. So ist 1.0638 gleich $\frac{10638}{10000}$, und 10.638 gleich $\frac{10638}{1000}$, und 106.38 gleich $\frac{10638}{100}$ u. s. f.

Gegenstand, glaubt aber doch aus den vorhandenen Materialien folgende Schlüsse ziehen zu können. A. Frühzeitige Ehen befördern die Unfruchtbarkeit, und geben schwächliche Kinder. B. Das Alter, welches bey dem Eingange der Ehe nicht überstiegen werden soll, ist bey den Männern 33 und bey den Frauen 26 Jahre. — Ein noch größerer Mangel an zahlreichen Beobachtungen hindert die Untersuchung, welchen Einfluß das Klima auf die Fruchtbarkeit der Ehen habe. Man weiß, nach S. 67, noch nicht einmal im Allgemeinen, ob der Süden oder der Norden hierin einen Vorzug hat. Sadler fand in seinem bekannten Werke »über das Gesetz der Bevölkerung,« daß diejenigen Länder, in welchen jährlich die meisten Ehen geschlossen werden, zugleich die verhältnißmäßig geringste Fruchtbarkeit dieser Ehen zeigen, und daß auch die Sterblichkeit in diesen Ländern größer ist, gleichsam zu einer Ausgleichung der Natur, die verhindert, daß ein Land nicht zu schnell übervölkert werde, gegen welche Ansicht sich aber der Verf. S. 76 ausspricht.

Besser constatirt scheint der Einfluß zu seyn, den Krankheiten, Hungersnoth und jedes große Volksunglück auf die Todesfälle nicht nur, sondern auch auf die jährliche Zahl der Ehen und der Geburten haben. Der Verf. gibt S. 81 eine Tafel für sein Vaterland, die Niederlande, die diese Behauptung vollkommen bestätigt. Die Jahre 1816 und 1817 waren auch dort Mißjahre, und dieß drückt sich nicht bloß in den der Tafel beygesetzten höheren Preisen des Getreides, sondern auch in den viel niedrigeren Zahlen der Trauungen und Geburten aus. Das Gegentheil bemerkte man in den Jahren 1821 und 1824, wo der Preis des Getreides sehr tief, und dafür die Zahl der Ehen und der Geburten sehr hoch stand.

Ueber den Einfluß der verschiedenen Jahreszeiten auf die Geburten ist bisher ebenfalls nur wenig beobachtet oder gesammelt worden. Der Verf. hat in dieser Beziehung wenigstens sein Vaterland mit Genauigkeit kennen zu lernen gesucht. Er fand, daß daselbst die Geburten im Februar, die Sterbefälle aber im Januar ihr Maximum erreichen, wo dann von beyden, nahe sechs Monate später, das Minimum eintritt, und daß dieser Unterschied sich deutlicher auf dem Lande, als in den großen Städten ausspreche. Das Maximum der Geburten im Februar läßt auf ein Maximum der Empfängnisse im Monate May zurückschließen, um welche Zeit auch wohl die Lebenskraft nach zurückgelegter Winterstrenge wieder ihre größte Energie gewinnt. Wir werden später sehen, daß die Jahreszeiten auch einen unverkennbaren Einfluß auf die Leidenschaften der Menschen und auf die aus diesen Leidenschaften hervorgehenden Thaten haben. Es ist merk-

würdig, daß auch in Brasilien das Maximum der Geburten auf den August, d. h. auf denjenigen Monat fällt, der in jenem Klima unserem Februar entspricht. Nach Villermé ist der Einfluß des jährlichen Umschwungs der Erde um die Sonne auf die Anzahl von Geburten als vollkommen erwiesen anzusehen, und daß daher auch die Menschen in Beziehung auf die Reproduction ihres Geschlechts an bestimmte Zeiten gebunden sind, wie so viele Thiere, obschon jenen viel weitere Gränzen gesetzt worden sind.

Bey Gelegenheit des Einflusses der Tageszeiten auf die Geburten kömmt der Verf. S. 88 zu dem Ergebniß, daß die nächtlichen Geburten häufiger sind, als die am Tage vorfallenden, und zwar nahe in dem Verhältnisse von 5 zu 4, oder von 1.25 zu 1.

Nachdem der Verf. auf diese Weise den Einfluß der natürlichen Einwirkungen auf die Geburten untersucht hat, geht er zu den zufälligen oder willkürlichen Einflüssen über, die er die perturbirenden nennt, wie z. B. die Nahrung, die Berufsgeschäfte, die religiösen Institutionen u. s., einen Gang, den er auch bey seinen folgenden Untersuchungen beybehält. Wir begnügen uns, von diesen zufälligen Einflüssen hier nur das Vorzüglichste herauszuheben. Bemerken wir aber zuvor, daß die Klagen des Verf's über den Mangel an gehörigen Materialien hier und in der Folge sehr häufig sind, und daß daher nur zu oft bloße Meinungen und Hypothesen an die Stelle der gewünschten Resultate gesetzt werden müssen. Ihm und uns allen fehlen verläßliche Volkszählungen, die nicht bloß in Hinsicht auf die Einwohnerzahl, sondern auch in Beziehung auf Ehen, Taufen, Sterbefälle, auf die Fruchtbarkeit der Ehen u. s. angestellt oder bekannt gemacht worden sind. Es scheint in den meisten Ländern sehr schwer, zu verläßlichen Angaben dieser Art zu gelangen, und beynahe unmöglich, sie auch noch auf die sittlichen Verhältnisse der Bewohner auszudehnen. Die unmittelbare Folge davon ist, daß die neue Wissenschaft, die hier behandelt werden soll, noch in ihrer Wiege liegt, und auch wohl so lange liegen wird, bis ihr die Mittel nicht weiter versagt werden, durch die allein sie sich aus diesem Zustande der Unmündigkeit erheben kann.

Es gibt keinen staatsökonomischen Grundsatz, sagt Benoiston (Traité du commerce des colonies), über welchen die besten Schriftsteller alle mehr einverstanden wären, als der, daß die Bevölkerung der Staaten mit der Entwicklung der physischen und geistigen Kräfte seiner Bewohner im directen Verhältniß stehe. Nach diesem allgemeinen Gesetze beobachtet man bey einem

armen und unterdrückten, das heißt, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, der Wissenschaft und der Freyheit entbehrenden Volkes, keine zahlreichen Geburten, und in denjenigen Ländern in Amerika, die größtentheils nur von Sclaven bevölkert sind, nimmt die Anzahl der Bewohner vielmehr ab. Auf St. Domingo z. B. kommen unter den Schwarzen auf drey Ehen nur zwey Kinder, während bey den Weißen auf jede Ehe drey, also auf drey Ehen neun Kinder gezählt werden.— Die Zahl der Kinder in der Ehe ist verhältnißmäßig immer und überall größer, als die im Concubinate, und dasselbe wird auch von allen denjenigen Verhältnissen gelten, die den Menschen entkräften, auf welche Art diese Entkräftung auch vor sich gehen mag, wie durch zu frühe Ehen, durch ungeordnete Lebensweise, durch gehäufte Sorgen.— Entmuthigung und Leichtsinn, die beyde nur zu oft, besonders in den unteren Ständen, vereint gefunden werden, führt auch zu vielen Verbindungen mit dem anderen Geschlechte, die der Bevölkerung selbst mehr schädlich als nützlich sind. Wenn der Bürger Sinn hat für Bildung und geregelte Ordnung, so wird er, da er so viele Einzelne um sich nur mit Mühe ihren Unterhalt aufbringen sieht, nicht leicht in neue Verbindungen treten, die diesen Unterhalt noch erschweren, weil sie die zu Unterhaltenden vervielfachen. Aber wenn der Mensch nicht mehr überlegt, wenn er durch Noth und Elend entsittlicht wird, so kümmert ihn die Zukunft, so wie seine Familie, nicht mehr, als der gegenwärtige Tag und seine eigene Existenz. Eines der auffallendsten Beyspiele von den Folgen der Indolenz, der Armuth und der Entsittlichung eines Volkes bietet uns die Provinz Guanaxato in Mexiko dar, wo die Anzahl der Geburten, so wie die der Todesfälle eben so groß ist, als die Armuth und die Indolenz der Einwohner. Und alles dieß, wie d'Ivernois hinzusetzt, wegen des Pisangbaumes, der es dem Mexikaner, wenn er auch gar nichts arbeitet, doch nicht leicht an Nahrung fehlen läßt, und wegen des heißen Klima, das seine Bewohner für alles, außer für die eifrige Kultur des Geschlechtstriebes, abstumpft. Daher die Myriaden von Kindern, die dort auf den Straßen herumschwärmen, die größtentheils ihre ersten Jahre nicht überleben, und nur in den Geburtslisten erscheinen, um bald darauf in den Sterbebüchern wieder auftreten zu können. Alle werden, wie ihre Vorgänger seit Jahrhunderten, das frühe Opfer ihrer Trägheit, ihrer Unreinlichkeit und ihres Elends, das ihnen zur zweyten Natur geworden zu seyn scheint.

Die Documente der peinlichen Rechtspflege in Frankreich zeigen, daß die Zeit der meisten Empfängnisse (der Monat May)

mit derjenigen nahe zusammenfällt, die sich durch die meisten Verbrechen des stärkeren Geschlechtes an dem schwächeren auszeichnet. Eine sehr natürliche Coincidenz, zu deren Erklärung man wohl nicht erst »den unwiderstehlichen Hang zu Verbrechen« für eine bestimmte Periode des Jahres, wie S. 103 geschieht, zu Hülfe rufen darf.

Daß die unehelichen Kinder der unteren Stände dem frühen Tode in Masse unterliegen, und, so lange sie leben, dem Staate größtentheils nur zur Last sind, ist bekannt, und schon daraus folgt, daß sie der Beachtung des Philosophen und des Gesetzgebers in weit höherem Grade würdig sind, als sie es bisher gewesen zu seyn schienen. Nach Babbage's Untersuchungen kommen auf je 1000 eheliche Kinder in Frankreich auf dem Lande 70, in Neapel 48, in Preußen 76, und in den Städten von Westphalen sogar 217 uneheliche Kinder. Nach Casper (Beyträge zur mediz. Statistik) ist die letzte Zahl 167 für Stockholm, Göttingen und Leipzig; in Berlin 144, und in Jena und Kassel 250. In Paris erhebt sich diese Zahl auf 380, und in München sogar über 500, so daß also in der letzten Stadt die Zahl der unehelichen Kinder die der ehelichen übersteigt. Auch in Stuttgart hat diese Zahl seit kürzerer Zeit in einem betrübenden Verhältnisse zugenommen, da sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts 24, in der Mitte desselben 36, am Ende 100 war, und in den letzten Jahren schon auf 170 gestiegen ist, also jetzt nahe siebenmal größer, als im Jahre 1700, eine Zunahme, die wohl auch in manchen anderen größeren Städten angetroffen wird, und die der ernstesten Berücksichtigung werth ist.

Daß Vermehrung der Production des Ackerbaues und der Manufacturen, daß die Feststellung freysinniger, die Rechte Aller schützenden Einrichtungen die wohlthätigsten Einflüsse auf die Energie, auf den Wohlstand und auf die Bevölkerung des Staates haben, darf nicht erst bewiesen werden; die welkende und immer abnehmende Bevölkerung des Orients ist dafür ein großes, betrübendes Beyspiel, so wie im Gegentheile in den vereinigten Staaten Nordamerikas die Bevölkerung mit einer Schnelle zunimmt, die mit keinem Lande Europas verglichen werden kann. — In früheren Zeiten, besonders bey den Juden, wurde eine sehr zahlreiche Familie ohne Ausnahme für ein Geschenk des Himmels und für ein Zeichen seiner besonderen Gnade angesehen, ohne daß man beachtet hätte, ob die Zahl der Geburten auch mit jener der Unterhaltungsmittel im richtigen Verhältnisse stand. Im Mittelalter war es angenommen, daß jeder siebente Sohn einer Familie von dem Könige selbst, oder

doch von seinen dazu abgeschickten Delegaten aus der Taufe gehoben werden mußte, und dieser Gebrauch soll in Belgien noch heut zu Tage bestehen.

Nach den bisherigen Untersuchungen kömmt auf je 22 Geburten ein todtgebornes Kind in den Städten, auf dem Lande aber erst auf 33 Geburten, wovon der Verf. den Grund in den Schnürbrüsten der Städterinnen finden will. Merkwürdig ist noch, wenn es anders auch zugleich bewährt ist, daß unter den Todtgebornen bey weitem mehr Knaben als Mädchen seyn sollen. Das Verhältniß ist nahe 14 zu 10 angegeben worden.

Nach Zählungen in bedeutendem Umfange findet man in Amsterdam 1 todtgebornes Kind auf 17, in Paris auf 18 Geburten, in ganz Preußen auf 29, in Dänemark auf 27 Geburten. Nach einer anderen sorgfältigen Zählung in Preußen stirbt von den Gebärenden beynahe der sechste Theil im Wochenbette, in Würtemberg nur der 175. Theil; für andere Länder fehlt die Vergleichung. Aber die sehr große Anzahl der sterbenden Wöchnerinnen in Preußen (m. s. S. 122) ist kaum zu glauben, und wird wohl auf einen Irrthum beruhen.

In den nun folgenden drey letzten Abschnitten des ersten Buches werden die Todesfälle auf dieselbe Weise, wie bisher die Geburten, betrachtet, aber auch hier stehen wieder die leider nur zu gerechten Klagen über Mangel an Material und an guten Beobachtungen voran, unter denen die Resultate natürlich nur leiden können. — Aus den Angaben seiner Vorgänger glaubt er indeß S. 127 mit einiger Sicherheit den Schluß ziehen zu dürfen, daß in den letzten Jahren auf je einen Todesfall kommen:

41.1 Einwohner im nördlichen Europa,
40.8 » » mittleren »
33.7 » » südlichen »

so daß also jetzt die Sterblichkeit im südlichen Europa kleiner ist, als im nördlichen und mittleren. Besonders ist es England, welches die Wage zu Gunsten des Nordens neigt, da in diesem Lande volle 51 Einwohner auf einen Todesfall kommen. Für Preußen ist diese Zahl 36.2, für Deutschland 45.0, Frankreich 39.7, Oesterreich, Spanien und Portugal 40, Griechenland und europäische Türkey 30 und Rußland 27, und diese Zahlen drücken also das Verhältniß der Bevölkerung zu den Gestorbenen aus. Allein der Uebersetzer bemüht sich S. 128, zu zeigen, wie wenig verläßlich diese Zahlen sind. Daß die Sterblichkeit in Städten größer ist, als auf dem Lande, ist auch ohne Zählung vorauszusehen. Der Verf. glaubt sie in dem Verhältniß von 4 zu 3 annehmen zu können.

Man zählt

	auf eine Ehe:	auf eine Geburt:	auf einen Todesfall:	
in England	134	35	51	Einwohner,
in Guanaxuato	70	16	20	»

und dieß sind vielleicht die beyden äußersten Gränzen auf der Stufenleiter der Bevölkerung und der Civilisation. Denn man kann sagen, die Lage eines Volkes verbessere sich, wenn es eine geringere Anzahl von Bürgern hervorbringt, aber sie besser erhält, wie man dieß in England und in dem erwähnten Freystaate von Mexiko sieht. In dem ersten Lande zeigt sich die Zunahme der Bevölkerung von seiner vortheilhaften Seite, während sie in dem zweyten der Gesellschaft eigentlich nur zur Last fällt. Denn während der Jugendzeit contrahirt gleichsam jeder Mensch nur eine Schuld, die er später an den Staat wieder abtragen soll. Stirbt er daher zu früh, so zahlt er seine Schuld nicht ab. Um dieß einigermaßen in Zahlen auszudrücken, nehme man an, daß in unseren Verpflegsanstalten jedes Kind von seiner Geburt bis zu seinem sechzehnten Jahre dem Staate auch nur 1000 Franken (nahe 385 fl. unserer C. M.) koste. Nun werden aber z. B. in Frankreich jährlich mehr als 960000 Kinder geboren, von welchen 9/20 wieder sterben, ehe sie irgend einen Nutzen stiften können. Der Aufwand von diesen 432000 Unglücklichen beläuft sich auf die ungeheure Summe von 432 Millionen Franken (166 Mill. Gulden), und diese ist gleichsam an fremde Gäste gewendet worden, die ohne Vermögen, ohne Erwerb an der Consumtion Theil genommen haben, und dann sich wieder entfernten, ohne andere Spuren ihres Besuches zurückzulassen, als einen schmerzhaften Abschied und eine verlorne Zeit, die man, nebst jener Summe, auf sie verwendet hat. Man sieht daraus, daß das Wohl der Staaten weit weniger auf der bloßen Vermehrung, als auf der guten Erhaltung seiner Individuen beruht.

Folgende Tafel gibt für mehrere Länder und Städte die Zahl A der Einwohner auf einen Todesfall, und die Zahl B der Einwohner auf eine Geburt:

	A	B
England	51	35
Schweden, Belgien .	45	28
Frankreich, Preußen .	36	26
Neapel	32	24
Quanaxuato	16	20
Oesterreichische Staaten	40	—

	A	B
London, Glasgow	46	35
Moskau, Madrid, Paris, Hamburg	32	27
Berlin, Neapel	29	23
Amsterdam, Dresden	27	24
Brüssel	26	21
Prag	24	23
Rom	24	30
Wien	22	20
Venedig	19	26
Bergamo	18	20

Man sieht, daß im Allgemeinen diese beyden Zahlen, wie der Verf. sich sehr unbestimmt ausdrückt, sich nach einander richten, und daß beynahe überall A größer als B, das heißt, daß die Zahl der Todesfälle kleiner ist, als die der Geburten, bloß Rom, Venedig und Bergamo ausgenommen.

Wie nachtheilig nasse und sumpfige Gegenden auf die Bewohner derselben einwirken, zeigt Bossi in seiner Statistik des Departements de l'Ain (im südöstlichen Frankreich). Er fand daselbst die Anzahl der Einwohner:

	im Gebirge:	in Getreide-gegenden:	in Teich- oder Sumpfland
auf einen Todesfall jährlich	38	25	21
auf eine Heirat »	179	135	107
auf eine Geburt »	35	27	26

Nach Villermé (Annales d'Hygiène. Janv. 1838) wurden die Einwohner von Viareggio seit undenklicher Zeit alljährlich von Wechselfiebern geplagt, und in einen wahrhaft bedauernswerthen Zustand von Elend und Roheit versetzt. Seit 1741 aber wurden Schleusen errichtet, die das Sumpfwasser in den See ableiten, und die vielen Sümpfe gänzlich austrockneten. Wenige Zeit darauf verschwanden alle Fieber, und Viareggio ist jetzt einer der gesündesten und gewerbfleißigsten Bezirke in Lucca, deren Einwohner einen früher dort unbekannten Grad von Lebenskraft, Heiterkeit und sittlicher Bildung in sich entwickelt haben. — Auffallender noch ist die Nachricht, die uns Dr. Schmidt (in der preuß. mediz. Zeitung 1833, S. 178) von Paderborn, oder eigentlich von der unweit jener Stadt gelegenen Gemeinde Hövelhoff, gegeben hat. In dieser Gemeinde waren seit vierzig Jahren die Wechselfieber so stationär geworden, daß beynahe kein Einwohner davon verschont blieb. Wassersuchten fand man in jedem Hause, und der ganze Ort war ein Bild des

Jammers geworden, so daß alle Geistliche, Schullehrer und Zollbeamte die Versetzung nach Hövelhoff als eine Art von Todesurtheil betrachteten. Im Jahre 1827 erhielt der genannte Arzt den Auftrag, eine in dem Orte ausgebrochene typhöse Epidemie zu behandeln, und fühlte sich bey dieser Gelegenheit veranlaßt, die Ursache der ewigen Fieber in diesen Gegenden nachzuspüren. Er fand sie bald in den sehr bedeutenden Versumpfungen, deren Beseitigung auf seinen Vorschlag auch ausgeführt wurde. Seitdem ist das Fieber aus diesen Gegenden ganz verschwunden, und der Gesundheitszustand der Einwohner so gut, als er nur irgendwo in Norddeutschland seyn kann. Die jährliche Anzahl der Todesfälle war sonst über 150, und jetzt, seit dem Jahre 1833, ist sie nur 30 bis 35.

Selbst in einzelnen Gassen derselben Stadt wiederholt sich diese Bemerkung. So ist in drey Straßen zu Paris, wo alles Wasser, das aus den Häusern und vom Himmel kömmt, liegen bleibt, bis es verdunstet, die Sterblichkeit schon seit vielen Jahren wie 1 zu 30, während sie in den anderen, trockenen Straßen nur wie 1 zu 50 ist.

Nach allen bisher angestellten Beobachtungen scheint die Sterblichkeit der Knaben in ihrem ersten Lebensjahre bedeutend größer zu seyn, als die der Mädchen. Selbst schon bey den Todtgebornen ist das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen wie 3 zu 2; in den zwey ersten Monaten nach der Geburt aber wie 4 zu 3; von da bis zum fünften Monat wie 5 zu 4, und erst nach dem neunten Monat scheint endlich dieser Unterschied ganz zu verschwinden. — Aber welches ist die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung? In dem bereits oben erwähnten Ueberschusse der männlichen Geburten liegt er nicht, da die Anzahl der männlichen Geburten zu den weiblichen sich kaum wie 20 zu 19 verhält. Nach der S. 146 gegebenen Tafel ist die Sterblichkeit der männlichen Kinder mehrere Monate nach der Geburt bedeutend größer, als die der weiblichen. Von dem ersten bis vierzehnten Jahre sind beyde nahe gleich. Vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre, d. h. nach der Zeit der Pubertät, ist die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechtes die größere, und zwischen 21 — 26 Jahren, wo die Leidenschaften am stärksten sind, überwiegt wieder die Sterblichkeit der Männer. Zwischen 26 bis 30 sind beyde nahe gleich, aber gegen das funfzigste Jahr, wo die Fortpflanzungsfähigkeit der Frauen aufhört, wird die Sterblichkeit der Männer wieder die kleinere. Auf diese Verschiedenheit, die doch vollkommen constatirt ist, haben noch die wenigsten unserer Mortalitätstafeln Rücksicht genommen.

Die früheste dieser Mortalitätstafeln scheint die von dem Astro-

nomen Halley zu seyn. Sie wurde von ihm im J. 1693 aus den Sterbelisten der Stadt Breslau verfaßt. Unser Verf. gibt S. 148 eine solche auf seine Rechnungen gegründete Tafel für Belgien, in welcher er nicht nur die beyden Geschlechter trennt, sondern auch noch Städte- und Landbewohner besonders berücksichtigt. Zur Vergleichung mit anderen folgt hier ein kurzer Auszug dieser Tafel.

	In Städten.		Auf dem Lande.		Mittel.
Jahre.	Männlich.	Weiblich.	Männlich.	Weiblich.	Beyde Geschlechter.
0	10000	10000	10000	10000	100000
5	5738	6295	6169	6528	62448
10	5348	5916	5734	6082	58258
15	5241	5732	5502	5796	56028
20	5038	5500	5242	5484	53450
25	4662	5201	4881	5153	49995
30	4335	4881	4572	4812	46758
35	4034	4558	4337	4474	43823
40	3744	4208	4134	4112	40889
45	3411	3907	3887	3761	37900
50	3115	3592	3588	3458	34789
55	2739	3225	3194	3118	31179
60	2329	2862	2767	2762	27242
65	1859	2397	2277	2310	22462
70	1372	1864	1713	1758	17017

Man sieht aus dieser Tafel, die von den übrigen, bisher als die besten anerkannten, nicht unbeträchtlich abweicht, daß die wahrscheinliche Lebensdauer nach der Geburt 25 Jahre beträgt, d. h. daß in einem Alter von 25 Jahren die Zahl der zu gleicher Zeit gebornen Individuen auf die Hälfte herabgesunken ist. Um das Alter von fünf Jahren erreicht die wahrscheinliche Lebensdauer ihren größten Werth, da sie im Mittel 50 Jahre beträgt; von da an nimmt sie wieder ab, und beträgt z. B. bey dem vierzigjährigen 26 Jahre, bey dem achtzigjährigen aber nur vier Jahre. Im Allgemeinen ist beym Manne die Sterblichkeit in den Städten größer, wahrscheinlich wegen der mehr unordentlichen Lebensart der Männer in den Städten.

Der Werth der mittleren Lebensdauer aber beträgt aus dieser Tafel für Belgien 33.30 Jahre in den Städten, und 32.90 auf dem Lande für die Männer.

Der Verfasser hat das erste Jahr auch auf die sechs ersten Monate einzeln berechnet, und da findet sich für die letzte Columne bey dem gemischten Geschlechte:

Jahr.	Mittel.
0	100000
1. Monat	90396
2. »	87936
3. »	86175
4. »	84720
5. »	83571
6. »	82526
12. »	77528

Dieß zeigt die ungemeine Sterblichkeit der Kinder bald nach ihrer Geburt. In dem ersten Monate sterben viermal so viel Kinder, als während des zweyten Monats, und fast so viele, als während des zweyten und dritten Jahres zusammen, obgleich auch in diesen zwey Jahren die Sterblichkeit noch so bedeutend ist. Kurz, im ersten Monat stirbt der zehnte Theil der Gebornen! Noch viel stärker tritt diese Sterblichkeit in den ersten Monaten in sumpfigen Gegenden hervor, wie S. 153 Villermé von der Insel Ely (in den Morästen der Ouse bey Cambridge in England) gezeigt hat. Diese große Sterblichkeit der Kinder in den ersten Monaten nach ihrer Geburt verdient alle Beachtung, und S. 154 werden zwey sehr lesenswerthe Schriften darüber näher angeführt. – Um das Alter von 24 Jahren zeigt sich in der Curve der Sterblichkeit ein Maximum bey den Männern, das bey den Frauen ganz fehlt. Es ist dieß das stürmische Alter der Leidenschaften bey dem stärkeren Geschlechte, und in dasselbe werden wir später auch das Maximum des Hanges zum Verbrechen fallen sehen. Hierauf nimmt die Mortalität für die Männer wieder ab, und erreicht im dreyßigsten Jahre ein Minimum, das bey den Frauen ebenfalls fehlt. Man vergleiche damit die Bemerkungen des Physiologen Burdach in s. Zeitrechnung des menschlichen Lebens. Leipzig 1829.

Welchen großen Einfluß die Seuchen auf die Mortalität haben, ist bekannt. Wir haben erst in den letzten Zeiten die verheerenden Wirkungen der Cholera erfahren. Aber man täuscht sich häufig, wenn man sie für verderblicher hält, als die der Grippe, die zwar nur als ein Katarrh unter leiseren Formen auftritt, während jene, die Cholera, bey ihrem Erscheinen er-

schütternden Schrecken verbreitet. Allein wenn auch die Grippe oder die sogenannte Influenza nicht eben so viele schnelle Opfer fordert, als die Cholera, so sind doch ihre Einwirkungen durch die Allgemeinheit der Erkrankungen und durch die langen Leiden, die sie nach sich zieht, vielleicht noch verheerender.

Die Wirkungen der Theuerungen und der Mißjahre werden gewöhnlich erst mehrere Monate, selbst oft ein Jahr nach ihrem Eintritte recht merkbar, und sie dauern oft lange in die folgende Zeit hinein, wo die Lebensmittel schon wieder wohlfeiler sind. Die Nichtbeachtung dieser Bemerkung hat viele Statistiker zu irrigen Resultaten verführt. So erreichte die letzte Theuerung ihre größte Höhe im Jahre 1816, aber erst im J. 1817 erfolgte die von ihr verursachte große Sterblichkeit.

Welchen Einfluß die Kriegsnoth auf die Mortalitätstafel jedes Jahres hat, wollen wir hier nur durch ein Beyspiel an Kindern bis zum funfzehnten Lebensjahre zeigen, die doch, wie man glauben sollte, von dem Kriege am wenigsten unmittelbar berührt werden. In Berlin waren in den Jahren 1796 — 1803 von je hundert Kindern jährlich funfzig, also die Hälfte, gestorben; in den Jahren des Unglücks 1806 — 1808 aber stieg die letzte Zahl auf 71. Ein neuer Beweis, wenn es desselben noch bedürfte, daß Krieg und Noth das Mark der Nation aussaugen, und daß Friede und Ruhe von Wohlstand und Wachsthum der Bevölkerung unzertrennlich sind.

Die meisten Sterbefälle jedes Landes fallen bekanntlich in die kälteren Manate des Jahres. Gewöhnlich hat der Februar die größte, der August aber die kleinste Sterblichkeit. Wo immer die mittlere Temperatur eines Jahres sehr klein wird, ist auch die Sterblichkeit in derselben sehr groß. Eine Erhöhung der Temperatur über den normalen Zustand im Winter vermindert die Sterblichkeit, und vermehrt sie im Sommer, und umgekehrt mit der Erniedrigung der Temperatur in diesen beyden Jahreszeiten. Da sonach die mittlere Sterblichkeit mit der mittleren Temperatur sehr nahe zusammenfällt, so folgt, daß die verschiedenen Wärmegrade im Laufe des Jahres vortheilhaft und nachtheilig auf das Leben einwirken, und daß beyde entgegengesetzte Einwirkungen ganz gleich, und nur ihren Zeichen nach verschieden sind. Man kann daher den wichtigen Satz aufstellen, daß das Leben von dem Wechsel der Jahreszeiten unabhängig ist. Wenn dieser Wechsel aufhörte, wenn also nur die mittlere Wärme zurückbliebe, und alle Monate des Jahres dieselbe Wärme hätten, so würde dadurch die Anzahl der im Jahre Verstorbenen gar nicht geändert werden, so wie sie sich auch von Monat zu Monat nicht ändern würde. In den tropischen Gegenden ist

dieß auch in der That sehr nahe der Fall. In Batavia ist der Unterschied der größten und kleinsten Temperatur im Jahre kaum 1½ Grad, in Cumberlandhouse aber 37 Grad. Die Veränderlichkeit für die Zahl der Todten in den einzelnen Monaten ist auch in Batavia beynahe Null, während sie immer größer wird, je mehr man sich den beyden Polen der Erde nähert.

Bey Kindern im ersten Lebensjahre bemerkt man zwey Maxima der Sterblichkeit während diesem ersten Jahre Das erste Maximum fällt gleich nach dem Winter, dann nimmt sie ab, bis sie zur größten Sommerhitze wieder ein zweytes, obschon kleineres Maximum erreicht, und von da bis zum Winter wieder abnimmt. Es folgt daraus, daß dem ersten Kindesalter eine gelinde Temperatur am meisten zusagt, und daß ihm eine große Hitze, aber noch mehr eine große Kälte schädlich ist. — Nach diesem ersten Lebensjahre beobachtet man nur mehr ein einziges eigentliches jährliches Maximum der Sterblichkeit. Im Alter von 8 bis 12 Jahren fällt das Maximum auf den May, das Minimum (wo die wenigsten Todesfälle sich ereignen) auf den October. Von 12 bis 25 Jahren tritt das Maximum nach und nach später ein, und bleibt endlich, von dem 25. Jahre bis nahe an das Ende des Lebens auf dem Februar stehen. Der Verf. gibt S. 192 eine bildliche Darstellung dieser Sterblichkeit für verschiedene Altersjahre durch krumme Linien, die eine sehr instructive Uebersicht dieser merkwürdigen Erscheinung gewähren. Stellt man durch G und g das größere und kleinere jährliche Maximum, und durch K und k das größere und kleinere jährliche Minimum der Sterblichkeit dar, so hat man für das

1. Monat	G Februar,	K July;
2. bis 3. Monat	G Januar, g August,	K July, k October;
3. » 6. »	G Januar, g August,	K May, k October;
½ » 1 Jahr	G Januar, g August,	K July;
1 » 1½ »	G April,	K September;
1½ » 3 »	G März,	K August u. s. w.

Genauer noch werden die Ordinaten dieser Curven in dem darauf folgenden Blatte durch Zahlen ausgedrückt. So hat man z. B.:

Für das Alter von	2 — 3 Jahren:	von 12 — 16 J.:	von 40 — 50 J.:
im Januar	1.22	0.95	1.17
Februar	1.13	0.95	1.15
März	1.30	1.14	1.13
April	1.27	1.14	1.05
May	1.12	1.19	0.99

Für das Alter	von 2—3 Jahren:	von 12—16 J.:	von 40—50 J.:
im Juny	0.94	1.04	0.86
July	0.82	0.97	0.86
August	0.73	0.95	0.94
September	0.76	0.96	0.93
October	0.78	0.81	0.87
November	0.91	0.86	0.95
Dezember	1.01	1.04	1.11

Man sieht aus dieser Tabelle z. B., daß im dritten Lebensjahre das Maximum der Sterblichkeit in den März und Dezember, das Minimum aber in den August fällt. Für das Alter von 12—16 Jahren fällt das Maximum in den May und Dezember, das Minimum in den October. Für das Alter von 40—50 Jahren endlich fällt das Maximum auf Januar und Februar, und das Minimum auf den Julius. Doch bemerkt man von dem zwölften oder sechzehnten Jahre bis zu Ende des Lebens eigentlich zwey Maxima, von welchen das größere auf den Februar, und das kleinere auf den September fällt, und eben so zwey Minima, von welchen das größere auf den Julius und das kleinere auf den October fällt. Auch zeigt die vollständige Tabelle deutlich, daß bey keinem Lebensalter der Einfluß der Jahreszeiten auf die Sterblichkeit fühlbarer ist, als beym Greisenalter, und bey keinem weniger fühlbar, als in dem Alter zwischen 20 und 25 Jahren, wo der menschliche Körper vollkommen entwickelt, und im Besitze seiner vollen Kraft ist. Wie verläßlich diese Bestimmungen sind, kann man unter andern daraus sehen, daß Lombard in Genf, ohne von den Arbeiten des Verf.'s zu wissen, durch seine Beobachtungen auf ganz ähnliche Resultate gekommen ist.

Was der Verf. S. 197 über den Einfluß der verschiedenen Tagesstunden auf die Sterblichkeit sagt, übergehen wir hier, da er es selbst für unzuläßig ausgibt, weil ihm die nöthigen Beobachtungen dazu mangeln. Aehnliche Klagen lassen sich auch gegen die verschiedenen Krankheiten, als Ursachen der Sterbefälle, erheben, da hier die Sonderung der Krankheiten so schwer wird. Bemerken wir, daß nach einer Uebersicht der Jahre 1820 bis 1834 in Preußen auf 122 Gestorbene schon eine Pockenleiche kömmt, und daß diese Zahl, die Sterbefälle an den Pocken, noch immer zuzunehmen scheint. In Sachsen kömmt sogar schon auf 68 Verstorbene eine Pockenleiche, und in Paris auf 75. — Die eigentliche Altersschwäche hat nahe den achten Theil aller in jener Periode Verstorbenen getödtet, ein Beweis, daß wenigstens in

diesem Lande viel mehr Menschen, als man gewöhnlich glaubt, Alters halber sterben.

So beunruhigend dieses Wiederaufleben der Pockenkrankheit in den neuesten Zeiten erscheint, so sind doch ihre gegenwärtigen Opfer gar nicht in Vergleich zu stellen mit denjenigen, die noch zur Zeit der Jugend vieler unserer Leser von dieser Völkergeißel gefordert wurden. Noch in den letzten zwey Decennien des vorhergehenden Jahrhunderts, von 1780 bis 1800, kam nach sehr sicheren Berechnungen schon auf dreyzehn Verstorbene eine Pockenleiche.

Eine nicht minder große Berücksichtigung verdient ein anderes Uebel, das in mehreren unserer großen Städte noch immer als eine stehende Pest zu betrachten ist: die Lungenschwindsucht. In Paris waren in den letzten Jahren unter je drey oder vier Todten schon einer an der Phthisis; in Boston kömmt eine Phthisis auf 5.8, in Philadelphia auf 7.2, in Washington auf 8.5, in Baltimore auf 6.2 Leichen. Für Wien fand der berühmte Peter Frank in dem von ihm geleiteten großen Hospitale, daß nahe ein Drittheil der Gestorbenen der Phthisis unterlag, und daß sich fast an der Hälfte der Todten die dieser Krankheit eigenthümlichen Veränderungen erkennen ließen. M. s. über die Verheerungen dieser Krankheit Marc d'Espine's Untersuchungen in Froriep's neuen Notizen, Vol. III. p. 281. Nie hat, wie derselbe sagt, eine Seuche geherrscht, die so viele Opfer und auf eine so jammervolle Weise gefordert hätte, selbst die mit Recht so verrufene orientalische Bubonenpest nicht ausgenommen. Ihre Hauptsitze scheint sie übrigens in dem gemäßigten Theil von Europa und Amerika, und zwar besonders in den großen Städten aufgeschlagen zu haben. Wenn, nach dem Vorhergehenden, das Verhältniß der an der Phthisis Verstorbenen zu den Verstorbenen überhaupt in Wien $^1/_3$, in Paris $^1/_5$, in Baltimore $^1/_6$, in Boston $^1/_7$ und in Philadelphia $^1/_8$ seyn soll, so findet man dagegen zu Mailand und Rom nur $^1/_{20}$, und in dem nördlichen Europa zwischen 50° und 60° Breite ebenfalls nur $^1/_{19}$. An der nordafrikanischen Küste soll die Phthisis beynahe ganz unbekannt, aber dafür im Archipel des mittelländischen Meeres wieder ungemein häufig seyn Auch bey den englischen Truppen in Irland soll mehr als ein Drittheil der Gestorbenen auf Rechnung der Schwindsucht kommen u. s. f. Man sehe besonders Lombard in den Annales d'Hygiène. Jan. 1834.

Daß in jedem Lande die dem Ackerbau zugewiesenen Gegenden eine viel geringere Sterblichkeit haben, als die den Fabriken und Manufacturen gewidmeten, wird S. 214 besonders für England deutlich gezeigt, und durch Belgien und Frankreich bestätigt.

Welchen Einfluß Mangel und Elend auf die Sterblichkeit habe, hat erst kürzlich Benoiston nachgewiesen, indem er die wohlhabenden Bewohner von Paris und die dürftigsten, jede besonders, in dieser Beziehung untersuchte. Er fand folgende Verhältnisse, wo die erste Columne aus Duvillard's bekannten Mortalitätstafeln genommen ist.

Jahre.	Sterblichkeit: gewöhnliche,	der Reichen,	der Armen,
25 — 30	1.4	0.0	2.2
30 — 40	1.6	1.0	1.6
40 — 50	2.1	1.2	2.1
50 — 60	3.0	1.2	3.6
60 — 70	5.1	3.7	7.5
70 — 80	9.1	7.4	14.3

Diese Tafel zeigt, daß besonders das höhere Alter der Armen, aus sehr leicht zu erforschenden Gründen, gegen dem der Wohlhabenden im Nachtheil steht. Auf diesen Unterschied haben unsere Versorgungsanstalten bisher noch keine gehörige Rücksicht genommen. Die große Equitable-Society in London hatte anfangs die Mortalitätstafel von Nordhampton zum Grunde gelegt, aber Morgan, ihr Sekretär, fand aus den 83000 Sterbefällen, die in den letzten dreyßig Jahren in dieser Anstalt vorkamen, daß die Sterblichkeit der Mitglieder dieser Societät um nahe ein Drittheil kleiner sey, als die der Nordhampton'schen Tafeln. Diese Tafeln wurden nämlich aus den Sterbelisten des ganzen Volkes genommen, wo die Armen immer die Mehrzahl bilden, während in der Equitable-Society im Allgemeinen nur Wohlhabende oder doch Nichtarme ihren Eingang finden. — Nach Casper's Untersuchungen leben von 1000 zugleich gebornen Menschen:

	Wohlhabende,	Arme,
nach 5 Jahren noch	943	655
» 10 » »	938	598
» 20 » »	886	566
» 30 » »	796	486
» 40 » »	695	396
» 50 » »	557	283
» 60 » »	398	172
» 70 » »	235	65
» 80 » »	57	9

Die Zahlen der ersten Columne nahm Casper aus adeligen Familien, und die der zweyten aus den seit vielen Jahren in

Berlin verstorbenen Stadtarmen. Diese Tafel gibt die mittlere Lebensdauer der Reichen zu 50 und die der Armen zu 32 Jahre. Der Zufall also, der ein Kind auf den weichen Polstern des Reichen geboren werden ließ, gab ihm ein Geschenk von vollen 18 Jahren mehr mit auf den Weg, als dem auf dem Strohlager der Bettlerin zur Welt gekommenen Kinde. Noch auffallender tritt dieser Unterschied bey großen Epidemien hervor, wie wir selbst noch vor Kurzem bey der Cholera gesehen haben. Und gewiß würde dies Verhältniß für die Wohlhabenden noch viel günstiger ausfallen, wenn nicht eben ihr Reichthum ihnen auch so oft die Mittel darböte, ihr Leben wieder abzukürzen. Aehnliche Bemerkungen hat auch Benoiston bey dem Militär zu machen Gelegenheit gehabt. Er fand die Sterblichkeit der Soldaten im Allgemeinen etwas größer, als die des Volks, aber er fand auch, daß die französische Garde unter dem Kaiserreiche weniger Sterbefälle zeigte, als die Linie; die Unteroffiziere weniger, als die Gemeinen u. s.

Ueber den Einfluß der Berufsgeschäfte und Gewerbe findet man S. 213 u. f. sehr fleißig gesammelte Notizen, die hier keines Auszugs fähig sind. Merkwürdig ist oder wird eigentlich erst seyn die kleine Tafel, die der Uebersetzer S. 232 aus seinen eigenen Beobachtungen mitgetheilt hat, und von der zu wünschen ist, daß sie bald auf eine größere Zahl von Beobachtungen, als ihm zu Gebote standen, fortgesetzt werden möge. Man sieht daraus, wie viel von 1000, in ihrem 25sten Lebensjahre coexistirenden Berufsmännern in 5, 10, 20, 30 Jahren noch leben. Er fand z. B.:

	Aerzte,	Schullehrer,	Forstmänner,	Geistliche,
im 30. Jahre	950	974	990	993
» 40. »	795	866	865	939
» 50. »	586	749	743	827
» 60. »	368	519	560	642
» 70. »	214	245	345	347
» 80. »	64	36	115	75

Eine ähnliche Untersuchung stellte Lombard über die eigentlichen Gewerbsleute an. Er fand für die mittlere Lebensdauer der Einwohner Genfs 55 Jahre, und für die mittlere Lebensdauer des Magistrats von Genf 69, der Großhändler und Geistlichen 65, der Administrativbeamten 62, der Gärtner und Weber 60, der Uhrmacher, Maurer, Zimmerleute 55, der Schmiede, Buchdrucker, Schuster, Schneider 54, der Taglöhner, Lastträger und Uhrgehäusmacher 52, der Bäcken, Tischler und Schiffer 50, der Emaillirer 40, der Schlosser 47 und der Lackirer

44 Jahre. Außer diesen von Lombard gegebenen Untersuchungen, sind auch die von Fuchs (in Hecker's neuen wissenschaftlichen Annalen der Heilkunde, Vol. II) von großem Werthe, und dieser Werth wird sich ungemein erhöhen, wenn einmal in der Folgezeit mehrere Beobachtungen vorliegen, und mehr kritische Sichtung in dieselben gebracht seyn wird, als das bisher der Fall gewesen ist.

Mit Bedauern bemerkt man, daß der Verf. keine Beobachtungen über den Einfluß des zu vielen und zu frühen Unterrichts unserer Jugend finden konnte. Dieser Gegenstand, sagt er S. 245, wäre einer sehr ernsten Prüfung werth in einer Zeit, wo Aeltern durch unüberlegten Eifer sich verleiten lassen, ihre Kinder wie Treibhauspflanzen zu halten, deren Blüthen und Früchte man so früh als möglich genießen will. Aber diese Früchte sind gewöhnlich sehr unschmackhaft und vergänglich, ja viele von denen, welche sie produciren, gehen selbst vor der Zeit zu Grunde, und von jenen sogenannten Wunderkindern hat beynahe keines seinen Ruhm bis über die Jugendjahre hinaus bewahrt.

Noch wichtiger wären ohne Zweifel zahlreiche und verläßliche Beobachtungen über den Einfluß der Sittlichkeit auf die Mortalität eines Volkes. Hier würde sich für den Statistiker nicht bloß, sondern auch für die Moral und Politik ein weites, im höchsten Grade interessantes Feld öffnen. Aber wir werden, wie es scheint, auf diese Sammlung von Beobachtungen noch lange zu warten haben. In dem unglücklichen mexikanischen Freystaat Guanaxuato ist, wie wir bereits oben gesagt haben, die Mortalität dreymal so stark, als z. B. in England, und die Ursache davon liegt größtentheils in der so tief gesunkenen Sittlichkeit jenes Staates. — Besonders scheinen heftige Leidenschaften das Leben zu verkürzen. Warum zeigen alle Sterbetafeln eine erhöhte Mortalität des männlichen Geschlechtes zwischen dem zwanzigsten und dreyßigsten Lebensjahre? Ist dieß nicht zugleich die Zeit der Leidenschaften? Und warum zeigen die Tafeln für das andere Geschlecht, das von jenen Stürmen nicht so heftig bewegt wird, auch diese Anomalie nicht? — Dieser Einfluß der Sittlichkeit auf die Mortalität zeigt sich besonders bey Epidemien, wo, wie bey der Cholera, Mäßigkeit, geregelte Ordnung und verständige Bekämpfung der Furcht für eines der vorzüglichsten Gegenmittel galt. — Hieher dürfen in manchen Beziehungen auch die Unterschiede gerechnet werden, die zwischen den ehelichen und unehelichen Kindern in Beziehung auf ihre Sterblichkeit Statt haben. Schon vor der Geburt zeigt sich derselbe, da nach Baumann-Süßmilch's Untersuchungen nahe zweymal so viel uneheliche Kinder todt geboren sind, als eheliche.

Und dasselbe Verhältniß pflanzt sich auch auf die Sterblichkeit der anderen über, so daß bis zum siebenten Jahre die Mortalität der unehelichen Kinder nahe doppelt so groß ist, als die der ehelichen, so daß kaum der zehnte Theil von jenen die Kinderjahre überlebt.

Nach Benoiston's Untersuchungen betrug die Sterblichkeit der Findelkinder während des ersten Lebensjahres zu Ende des letzten Jahrhunderts in Petersburg und Florenz 40 von 100, in Barcellona 60, in Paris 80 und in Dublin 91 von 100. In den vier ersten Lebensjahren aber soll sie zu Rom 50, Madrid 62, Dublin 76 und Paris 98 von 100 seyn. Im Dubliner Findelhause waren nach Verlauf von zwanzig Jahren von 19420 aufgenommenen Kindern nur noch 2000, und in Moskau von 37600 nur noch 7000 Kinder am Leben, so daß in Dublin von 1000 Kindern in zwanzig Jahren 897 und in Moskau 814 gestorben waren, während doch nach unseren gewöhnlichen Mortalitätstafeln die letzte Zahl kaum 500 seyn soll. — Dieß gilt von dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Aber unsere Tage haben darin keine Besserung heraufgeführt. Nach zuverläßigen Nachrichten, die vor mir liegen, sagt unser Verf. S. 252, starben von diesen unglücklichen Kindern, die von den Aeltern verlassen und dem Staate zur Erhaltung anheim gefallen sind, zu Madrid 67, zu Brüssel 79 und zu Wien 92 von 100. Man sieht daraus, welcher großen Verbesserungen diese öffentlichen Anstalten noch fähig sind. Nicht weniger merkwürdig ist die Zunahme der ausgesetzten Kinder seit der Errichtung jener Anstalten. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war die Anzahl der ausgesetzten Kinder zu der Anzahl der Geburten in Paris nur 10 zu 100, während sie jetzt 23 zu 100 ist. Chateauneuf gibt für einige der größten Städte Europas folgende Zahlen der Findelkinder auf je 100 Geburten: Petersburg 45, Moskau und Rom 28, Lissabon und Madrid 26, Wien 23, Paris 22, so daß also in allen diesen Städten beynahe der vierte Theil der Kinder ausgesetzt oder in die öffentlichen Anstalten gebracht wird, was allein schon über die Armuth und Sittenlosigkeit großer Städte Aufschluß gibt. Paris gibt 22 bis 23 Findelkinder auf 100 Geburten, und das ganze übrige Frankreich gibt nur 3 oder 4 dieser Unglücklichen auf 100 Geburten! Nach Guroff's trefflichem Werke (Histoire des enfans trouvés. Paris 1829) zählte London im Laufe von den fünf Jahren 1819 — 1823 nicht mehr als 151 ausgesetzte Kinder bey 1250000 Einwohnern, und die Zahl der unehelichen Kinder, die während desselben Zeitraumes in 44 Arbeitshäusern aufgenommen wurden, betrug nur 4668, wozu noch kömmt, daß nahe ein Fünftheil dieser Kinder auf

Kosten ihrer Väter unterhalten wurde. Zu Paris im Gegentheile, das nur zwey Drittel der Bevölkerung Londons hat, zählte man während derselben fünf Jahre 25277 Findelkinder, die sämmtlich auf Staatskosten erhalten wurden. Cochrane erzählt in seiner Reise nach Sibirien, daß im Findelhause zu Irkutzk beynahe kein einziges Kind am Leben bleibe, obgleich das Institut reichlich dotirt, und von den ersten Personen der Stadt begünstigt werde. Nach Lichtenstädt starben von den, von 1822 bis 1831 in dem Petersburger Findelhause aufgenommenen Kindern vier Fünftheile, und in dem zu Moskau zwey Drittel. Die Zahl der jährlich aufgenommenen Findelkinder betrug zu Petersburg 3008 im Jahre 1822, 4117 im Jahre 1830 und 5360 im Jahre 1836. — In Frankreich verhält sich die Zahl dieser Kinder zu der Zahl aller Einwohner wie 1 zu 225, und die Totalsumme dieser Kinder in Frankreich beträgt 120000, die eine jährliche Ausgabe von nahe zehn Millionen Franken verursachen. Die Endresultate, die Guroff aus seinen oben erwähnten Untersuchungen zieht, sind erstens die allgemeine Zunahme dieser Kinder, wenn die Aufnahmshäuser für dieselben vermehrt werden; zweytens die in diesen Häusern herrschende schaudervolle Mortalität, die außer allem Verhältnisse selbst mit der sonst größten Mortalität der ärmsten Volksklassen steht; und drittens, daß man diese Häuser, bey ihrer gegenwärtigen Einrichtung, keineswegs als Schutzmittel gegen den Kindermord betrachten kann, da sie vielmehr selbst einer ohne Vergleich größeren Menge dieser Unglücklichen ein frühes Grab bereiten.

In allen Ländern und Städten, wo die Civilisation zugenommen hat, bemerkt man eine Abnahme der Mortalität. In England kamen im Jahre 1700 nur 43 Einwohner, jetzt aber 51 auf einen Gestorbenen. In London selbst sind diese Zahlen 20 und 40, so daß also seit 1700 die Sterblichkeit dieser Stadt auf die Hälfte herabgekommen ist. Nahe ähnliche Abnahmen zeigen auch die Städte Manchester, Liverpool und Birmingham. Für Schweden sind diese zwey Zahlen nahe wie 34 und 45, in Preußen 30 und 40, in Oesterreich 40 und 43, in den römischen Staaten 21 und 28.

Die Pocken haben vormals die Bevölkerung Europas decimirt, oder den zehnten Theil der Menschen zum Opfer gefordert. Wie sehr dieser trostlose Zustand durch Jenners Entdeckung entfernt wurde, wird man S. 269 u. f. lesen, wo auch von der Mortalität der Spitäler, der Armenhäuser und der Gefängnisse gesprochen wird. In den großen Krankenhäusern von Petersburg sollen $4^1/_2$ Aufgenommene auf einen Todten kommen; in denen von Berlin, Wien und Mailand 6; in Dresden, Turin,

Livorno 7; in Bordeaux 10 und in Pavia und Genf 11 auf einen Todten. Merkwürdig ist dabey die folgende Bemerkung Hawkin's, von dem wir diese Angaben entlehnen: Einer meiner Freunde, sagt er, verglich die Sterblichkeit von drey Aerzten, die in demselben Krankenhause fungirten. Einer davon war ein Eklektiker, der andere befolgte die expectirende Methode, und der dritte war ein Freund des stärkenden Verfahrens: die Sterblichkeit aber war bey allen dreyen dieselbe! — Eine ganz außerordentliche Sterblichkeit fand Villermé in den französischen Armenhäusern, zu Laon z. B und Nancy 1/5, zu Auch 1/3 und zu Metz sogar 1/2. Aber beynahe ganz unglaublich ist, was unser Verf. selbst S. 229 von dem Gefängnisse zu Villoorde in Belgien berichtet, wo in den drey Jahren 1802 — 4 die Sterblichkeit 1/1.5 gewesen ist, so daß von 15 Gefangenen je 10 starben. In den folgenden Jahren sank sie wieder auf 1/8, und jetzt ist sie 1/40. Die Ursache dieses Sinkens zeigte sich in der Verbesserung der Gebäude und des Unterhaltes der Gefangenen. Nie waren die Menschen bey den schauerlichsten Pesten, nie die Soldaten in den unglücklichsten Feldzügen einer so entsetzlichen Sterblichkeit ausgesetzt. M. s. Julius: Vorlesungen über die Gefängnißkunde. Berlin 1728, und Villermé: Mortalité des prisons. Eine furchtbare Sterblichkeit, und die dazu andauernd ist, soll in den Gefängnissen Ostindiens vorkommen, wo in der Regel mehr als die Hälfte stirbt. Froriep's neue Notizen, Vol. II. S. 269.

Nachdem auf diese Weise die Geburt, das Leben und der Tod der einzelnen Menschen betrachtet worden ist, bleibt noch übrig, zu sehen, wie sich diese Erscheinungen im Großen der ganzen menschlichen Gesellschaft verhalten, und dieser Untersuchung (von der Bevölkerung im Allgemeinen) ist der siebente und letzte Abschnitt des ersten Buches gewidmet. — Das Wachsthum der Bevölkerung, es mag nun von einem Ueberschusse der Gebornen über die Todten, oder von fremden Einwanderungen kommen, läßt immer auf einen Zustand des Wohlbefindens schließen, wo die Mittel zum Leben die Bedürfnisse der Bevölkerung übersteigen. Sobald die beyden letzten ins Gleichgewicht kommen, tritt ein Stillstand, wohl auch ein Rückgang der Bevölkerung ein.

Man nimmt als unbestreitbaren Grundsatz an, daß die Bevölkerung, wenn sie sich frey entwickeln kann, in einer geometrischen Progression wächst, während die Mittel zum Lebensunterhalt nie schneller, als in einer arithmetischen Progression wachsen können (m. s. des berühmten Engländers Malthus »Versuche über das Prinzip der Bevölkerung,« und unseres Verfassers Note dazu S. 288). Die größte Hemmniß

der Bevölkerung besteht in dem Mangel an Nahrungsmitteln, dieß ist gewiß. Aber darauf läßt sich noch keine eigentliche »mathematische Theorie der Bevölkerung« bauen, die uns daher hier noch fehlt. Der Verf. stellt dafür folgendes Prinzip auf: »Die Bevölkerung strebt, in einer geometrischen Proportion zuzunehmen, und der Widerstand (das Hemmniß) ihrer Entwicklung verhält sich, unter übrigens gleichen Umständen, wie das Quadrat der Schnelligkeit, mit welcher die Bevölkerung zu wachsen strebt« *). — Nach diesem Prinzip kann die Bevölkerung nicht unbeschränkt zunehmen, wenn die Hemmnisse gleichförmig wirken (d. h. wenn das Volk keine gewaltsame Umgestaltung erleidet), sondern sie sucht sich einem bestimmten Beharrungszustand zu nähern, so daß demnach jede Vergrößerung der Bevölkerung schon von selbst auf denjenigen Weg kommen muß, wo das Unglück einer Uebervölkerung nicht mehr zu fürchten ist. Auch zeigt die Erfahrung überall, daß die Bevölkerung immer nur mit Continuität (nie mit gewaltsamen Sprüngen) fortgeht, und daß sie nie so rasch zunehmen kann, um sich plötzlich an ihrer äußersten Gränze zu stoßen, da die Hindernisse in der Nähe dieser Gränze sich immer mehr häufen, und dadurch jenen Stoß unmöglich machen.

In den meisten Ländern unseres alternden Europa ist die Bevölkerung mit den Productionsmitteln schon nahe ins Gleichgewicht gekommen, wobey sie immer eine Neigung behalten, sich noch weiter zu entwickeln, und in Folge hiervon eine größere Sterblichkeit zu erzeugen, ohngefähr wie die in der Atmosphäre scheinbar im Gleichgewichte schwebenden Wolken immer mehr Neigung behalten, niederzusteigen, und sich ihres verborgenen Uebermaßes zu entledigen. Mitten unter den unzähligen Einflüssen, welche dieses Gleichgewicht stören, nimmt die Bevölkerung abwechselnd zu oder ab, wieder ganz so, wie man jene Wolken je nach der Temperatur, den Winden und anderen atmosphärischen Einflüssen bald auf-, bald absteigen sieht, was sie jedoch nicht hindert, immer wieder zu einer gewissen Höhe zurück zu kommen.

Da dieser ganze Aufsatz von S. 287 — 327 sehr wichtig, und daher auch von dem Verf. mit besonderem Fleiße ausgearbeitet, übrigens aber nicht wohl eines Auszuges fähig ist, so begnügen wir uns mit einigen zerstreuten Bemerkungen aus denselben. —

*) Bekanntlich nimmt man auch in der Mechanik an, daß der Widerstand des Mittels, in welchem sich ein Körper bewegt, sich wie das Quadrat der Geschwindigkeit dieser Bewegung verhalte. Es gibt mehr solche Analogien zwischen den Gesetzen der unbelebten und belebten Natur.

Zuerst einige Worte über die so oft vorkommende Aufgabe der Statistiker, in welcher sie berechnen wollen, in welcher Zeit sich die Bevölkerung eines Staates auf das Doppelte, Dreyfache u. f. erheben werde. Diese Unternehmung, sagt der Verf. S. 296, setzt eine gänzliche Unkunde des Gegenstandes voraus, da man dabey das oben erwähnte Hemmniß der Bevölkerung ganz ignoriren will. Probleme solcher Art können eben so wenig eine Anwendung finden, als man die Resultate der Theorie vom Falle der Körper im freyen Raume auf den Fall derselben im widerstehenden Mittel anwenden kann. S. 302 gibt der Verf. mehrere solche Berechnungen nach Dupin und Rau, und zeigt deren gänzliche Unhaltbarkeit.

Wenn ein Land, vermöge seiner zunehmenden Civilisation, einen neuen günstigen Anstoß erhält, so wird seine Bevölkerung anfangs in rein geometrischer Proportion wachsen; aber diese Schnelligkeit des Wachsthums wird, in Folge eingetretener Hemmungen, bald nachlassen, und in einen allmälich eintretenden Beharrungszustand übergehen. Ganz eben so verhält es sich mit der Abnahme einer Bevölkerung, nur daß hier die Bewegung derselben eine umgekehrte Richtung hat, oder negativ ist. Die Analyse liefert uns Formeln, welche diese verschiedenen Zustände sehr gut ausdrücken. Der Verf. verspricht hier und an mehreren anderen Orten seines Werkes, auf die eigentlich mathematische Theorie dieser Gegenstände später zurück zu kommen. Wir wünschen sehr, daß dies Versprechen bald in Erfüllung gehen möge.

Eine in geometrischer Proportion zunehmende Bevölkerung eines Landes ist sehr selten. Das letzte Beyspiel dieser Art gab uns England. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts stand seine Bevölkerung still nahe bis 1750, wo sie in einer arithmetischen Progression zu wachsen anfing. Gegen Ende dieses Jahrhunderts erhielt sie einen neuen, noch kräftigeren Anstoß, und seitdem, bis auf unsere Tage, wächst sie in einer geometrischen Progression. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in den großen Fortschritten der Industrie und in der Einführung der vielen Maschinen, deren Erzeugnisse eine Bevölkerung repräsentiren, die England noch lange nicht besitzt.

Ein anderes, noch merkwürdigeres Beyspiel geben uns die vereinigten Staaten, in welchen sich bald nach ihrer Freywerdung die Bevölkerung mit einer erstaunenswürdigen, im alten Europa ganz unbekannten Schnelligkeit entwickelte. Aber schon beobachtet man die arithmetische Progression, die seit mehreren Jahren an die Stelle der früheren geometrischen getreten ist. Der Verf. gibt übrigens für beyde Beyspiele die umständlichen Angaben in Zahlen.

Unsere **Bevölkerungstafeln** sind entweder aus wirklichen Volkszählungen entstanden, oder aus den Mortalitätstafeln abgeleitet. Die ersten verdienen den Vorzug, wenn anders die Zählung verläßlich ist. Die zweyten sind nur dann richtig, wenn die Bevölkerung eines Landes im Beharrungszustand ist. Auf diese Weise fand er aus der oben mitgetheilten Mortalitätstafel für Belgien, wenn man die letzte Columne derselben (für beyde Geschlechter) nimmt, folgende Bevölkerungstafel:

Alter:	Ueberlebende:
0	100000
5	88400
10	79143
15	70371
20	61932
25	53952
30	46506
35	39524
40	32992
45	26908
50	21289

so daß also von 100000 Gebornen am Ende des fünften Jahres noch 88400 leben, die fünf oder mehr Jahre alt sind u. f.

Wir gehen nun zur Anzeige des **zweyten Buches** über, in welchem die Größe, das Gewicht, die Muskelkraft u. f. des Menschen nach seinen verschiedenen Altersjahren bestimmt werden soll. Allein wenn schon im ersten Buche, wo von der Geburt und dem allmälichen Absterben der Menschen die Rede war, über Mangel an hinlänglichen Beobachtungen gerechte Klagen erhoben wurden, so muß hier, gleich zum Eingange dieses zweyten Buches, eingestanden werden, daß man über die Gegenstände desselben noch beynahe gar keine Beobachtungen angestellt hat, und daß daher auch alles, was darüber jetzt schon gesagt werden kann, nur höchst unvollkommen und problematisch erscheint. Um zu zeigen, wie weit man hierin noch zurück ist, wollen wir nur fragen, wie man denn das Alter eines Menschen nach den Merkmalen seines Körpers bestimmen soll? — Niemand weiß darauf mit Bestimmtheit zu antworten, und doch können solche Fragen, z. B. in der gerichtlichen Arzneykunde, sehr oft vorkommen. Wenn jetzt der Arzt das Alter eines leblos gefundenen Kindes bestimmen soll, so thut er dieß größtentheils auf Geradewohl, und eben so müssen ihm die Gerichte auch auf Geradewohl glauben. Sollte aber dieß nicht anders seyn können?

Nach den bisherigen Beobachtungen (S. 332) beträgt die

mittlere Größe des neugebornen Kindes 0.514 Metres (der Metre hat 3.1635 Wiener Fuß), und das Wachsthum der Frucht vor der Geburt soll während der sechs letzten Monate vor der Geburt regelmäßig seyn, und monatlich 54 Millimetres (der Millimetre hat 0.455 Wiener Duodez-Linien) betragen. Die Knaben sollen bey der Geburt im Allgemeinen etwas größer seyn, als die Mädchen, nämlich jene 0.500 und diese 0.490 Millimetres betragen. Darauf, und auf eigene zahlreiche Messungen der Kinder in Schulen, gründet unser Verf. folgende Tafel der mittleren Größe nach der Altersstufe bis zum zwanzigsten Jahre.

	Knaben:		Mädchen:	
Geburt	0.500	Metres,	0.490	Metres,
1 Jahr	0.698	»	—	»
2 »	0.796	»	0.780	»
3 »	0.867	»	0.853	»
4 »	0.930	»	0.913	»
5 »	0.986	»	0.978	»
10 »	1.280	»	1.256	»
15 »	1.549	»	1.496	»
20 »	1.665	»	1.574	»
Vollendeter Wuchs	1.684	»	1.579	»

Diese Tafel wird S. 347 durch eine angemessene Zeichnung versinnlicht.

Daß Theuerung, Epidemien u. s. auf das mittlere Wachsthum der Menschen Einfluß haben, zeigen z. B. die Militärausbebungen des Jahres 1837 in Preußen und Würtemberg. Da diese Aushebungen die in dem Mißjahre 1816 Gebornen trafen, so klagte man allgemein über die zu geringe Größe der jungen Mannschaft.

Der Verf. findet S. 337 die schon von anderen aufgestellte Behauptung, daß der Bewohner der Städte größer ist, als der des platten Landes, durch seine Beobachtungen bestätigt. Das Wachsthum des Menschen ist im zwanzigsten Jahre noch nicht, ja nicht einmal ganz im fünf und zwanzigsten Jahre beendigt, wie der Verf. S. 339 im Widerspruche mit Anderen findet. Ferner wird der Einfluß betrachtet, den Dürftigkeit, zu frühe körperliche Anstrengung, ungesunde Wohnungen u. s. auf das Wachsthum haben können, so weit uns nämlich Beobachtungen darüber vorliegen. Auch die bekannte Bemerkung wird hier wiederholt, daß der Mensch Morgens etwas größer seyn soll, als Abends. In Preußen, setzt der Uebersetzer hinzu, ist diese Meinung so allgemein, daß Conscriptionspflichtige eine oder mehrere Nächte nicht zu Bette gehen, damit sie bey der Messung

zu klein befunden werden mögen. — Aus der zuvor gegebenen Tafel des Wachsthums leitet er S. 348 folgende allgemeine Regeln ab. A. Das Wachsthum ist unmittelbar nach der Geburt am schnellsten, da es im ersten Jahre nahe zwey Decimetres (7.59 Wiener Zolle) beträgt. B. Im zweyten Lebensjahre beträgt das Wachsthum nur mehr die Hälfte (oder 3.795 Zolle), im dritten nur den dritten Theil von jenem ersten (oder 2 53 Zoll), und mit dem vierten oder fünften Jahre wird es regelmäßig bis zum sechzehnten Jahre oder bis zur Pubertät, wo die jährliche Zunahme nahe 56 Millimetres beträgt. C. Nach der Pubertät ist das Wachsthum viel langsamer, vom sechzehnten zum siebzehnten Jahre z. B. nur um 40 Millimetres, in den zwey folgenden nur um 25 Millimetres u. f. — Dieß alles von dem absoluten Wachsthum. Das relative Wachsthum aber verhält sich so, daß das Kind

im	1. Jahre	um	1/3
»	2. »	»	1/7
»	3. »	»	1/11
»	4. »	»	1/14
»	5 »	»	1/15
»	6. »	»	1/18 u. f.

seiner Größe wächst. Der Verf. gibt S. 349 eine Formel (eine kubische Gleichung zwischen dem Alter x und der ihm entsprechenden Größe y), die sehr wohl mit jener Tafel stimmt. Interessant sind die Bemerkungen, die er über die Aehnlichkeit der Alterskurven mit einer Hyperbel, über ihre Asymptote, und besonders über ihren negativen Bogen (der den ersten Monaten nach der Empfängniß entspricht) mittheilt.

Was das Gewicht des sogenannten mittleren Menschen betrifft, so fand er für die neugebornen Kinder 3.20 Kilogramme *) für Knaben und 2.91 für Mädchen, so daß also auch hier, wie bey dem Wuchse, das männliche Geschlecht im Vortheile ist. Er gibt S. 363 eine, wenn sie genau ist, sehr instructive Tabelle über das Gewicht beyder Geschlechter nach den verschiedenen Lebensjahren. Für die Männer z. B findet er:

Alter. Jahr	0	1	2	3	4	5	10
Gewicht Kilogr.	3.20	10.00	12.00	13.21	15.07	16.70	26.12

Alter Jahr	15	20	30	40	50
Gewicht Kilogr.	46.41	65.00	68.90	68.81	67.45.

*) Das Kilogramm (1000 Gramme) hat 1.7857 Pfund des Wiener Handelsgewichts, oder 1 Pfund und 25.142 Loth des letzten Gewichts.

S. 346 wird dieser Gegenstand durch eine Kurve sinnlich dargestellt. Man sieht daraus, daß, bey gleichem Alter, der Mann immer schwerer ist, als das Weib, bloß um das Alter von zwölf Jahren zeigen beyde Geschlechter sehr nahe dasselbe Gewicht. Das Maximum seines Gewichts erreicht der Mann um das vierzigste Jahr; um das sechzigste fängt eine merkliche Abnahme desselben an, die im achtzigsten nahe 6 Kilogramme beträgt. Nahe dasselbe gilt auch von dem weiblichen Geschlechte, nur erreicht das Weib das Maximum ihres Gewichtes erst im funfzigsten Jahre, also zehn Jahre später als der Mann. — Wenn der Mann und das Weib ihre vollkommene Entwicklung erreicht haben, so wiegen sie beyde fast genau zwanzigmal so viel als bey der Geburt, während ihre Größe beyläufig nur $3^1/_4$ Mal so viel beträgt, als bey der Geburt. Am Ende des ersten Jahres haben die Kinder ihr Gewicht verdreyfacht, am Ende des siebenten Jahres wiegen sie sechsmal, am Ende des dreyzehnten Jahres zwölfmal und am Ende des zwanzigsten Jahres zwanzigmal so viel, als bey der Geburt.

Wenn der Mensch nach allen seinen Dimensionen gleichförmig wüchse, so würden sich die Gewichte der verschiedenen Lebensalter wie die Würfel des Wuchses verhalten. Dieß ist aber bekanntlich nicht so, da der Mensch viel mehr in die Länge, als in die Dicke wächst. — Man findet sehr nahe, daß die Quadrate des Gewichtes der verschiedenen Altersjahre sich wie die fünften Potenzen des Wuchses verhalten.

Vergleicht man aber vollkommen ausgewachsene und regelmäßig gebaute Individuen mit einander, so findet man, daß die Gewichte bey ausgewachsenen Personen von verschiedener Größe sich wie die Quadrate ihres Wuchses verhalten, und hieraus folgt ganz einfach, daß der Querdurchschnitt, welcher die Breite und Dicke in sich begreift, sich einfach wie die Höhe des Menschen verhält. Aus diesen Bestimmungen gibt denn der Verf. S. 373 ein Mittel, das Alter eines Menschen anzugeben, dessen Wuchs und Gewicht man kennt.

Eine sinnreiche Combination seiner früheren Bevölkerungstafel mit der gegenwärtigen Tafel der Gewichte für die verschiedenen Lebensalter, gibt der Verf. S. 374 in einer anderen Tafel, die zeigt, wie viel von einer Bevölkerung von 10000 Seelen die ein-, zwey-, dreyjährigen, jede für sich zusammengenommen, im Gewichte betragen. Er findet z. B. ohne Rücksicht auf das Geschlecht:

Alter,		Gewicht,	
0 — 1	Jahr	1697	Kilogr.
1 — 2	»	2786	»
2 — 3	»	2876	»
3 — 4	»	3161	»
4 — 5	»	3522	»
5 — 10	»	20905	»
10 — 20	»	75607	»
20 — 30	»	66973	»
30 — 40	»	78944	»

Geht man so fort bis an das Ende der Mortalitätstafel, so findet man, als Summe der letzten Columne dieser Tafel, daß bey Vereinigung einer Bevölkerung von 10000 Seelen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, das Gewicht aller auf 457281 Kilogramme sich belaufen würde. Daraus folgt zugleich das mittlere Gewicht des Menschen, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, zu 45.7281 Kilogramme (das des Mannes nämlich 47.0 und das des Weibes 41½ Kilogr.). Die ganze Bevölkerung von Brüssel z. B., die nahe 100000 Seelen hat, würde 4572810 Kilogr. (81670 Wiener Zentner) wiegen, oder nahe das vierfache Gewicht eines Wasserwürfels haben, der 10 Metres (31.53 Wiener Fuß) Durchmesser hätte. Das ganze Menschengeschlecht zu 737 Millionen Seelen angeschlagen, würde nicht einmal so viel wiegen, als 33 Würfel Wasser von 100 Metres Durchmesser. Dieß wird auf den ersten Anblick manchem Leser sehr gering erscheinen, da eine solche Wassermenge in einem Becken Platz hätte, das eine Tiefe von 100 Metres und eine Oberfläche von nahe 3300 Quadratmetres hat.

Im dritten Abschnitte des zweyten Buches spricht der Verf. von den körperlichen Kräften des Menschen. Was bisher von anderen über diesen Gegenstand gesagt wurde, bezieht sich meistens nur auf Arbeiter, die eine längere Zeit durch eine Last tragen oder ziehen sollen. Hier ist aber von derjenigen Muskelkraft die Rede, die ein Mensch, nicht in seinem Tagewerke, sondern auf einmal mit seinen Armen oder Lenden u. s. entwickeln kann, und darüber ist bisher so viel wie nichts gesagt worden. Der Verf. bediente sich zu seinen Beobachtungen vorzüglich des Dynamometers von Regnier, obschon er an demselben S. 379 gar manche Mängel auszusetzen hat.

Die Lendenkraft eines Menschen wird bestimmt durch das Gewicht, welches derselbe aufheben kann. Der Verf. findet dafür bey Menschen von

		Männlich:		Weiblich:	
10	Jahren	46	Kilogr.,	31	Kilogr.
15	»	88	»	53	»
20	»	138	»	68	»
25	»	155	»	77	»
30	»	154	»	—	»
40	»	122	»	—	»
50	»	101	»	59	»

Man sieht daraus, daß in jedem Alter die Lendenstärke hinreicht, eine Last zu heben, die größer ist, als das eigene Gewicht des Menschen. Das Verhältniß der zu hebenden Last zum eigenen Körpergewicht nimmt bis zum 30sten oder 35. Jahre zu, und beträgt in dieser Zeit mehr, als das Doppelte des Körpergewichts (das nach dem Vorhergehenden $45^7/_{10}$ Kilogr. ist). Die weibliche Lendenstärke ist während der Kindheit um $^1/_3$ kleiner, zur Zeit der Pubertät um $^1/_2$, zur Zeit der vollen Entwicklung sogar mehr als $^1/_2$.

Die Händekraft wird durch den Druck gemessen, den ein Mensch mit beyden Händen auf eine Unterlage hervorbringen kann. Er fand so diese Händekraft mit

Alter:		Männlich:		Weiblich:	
10	Jahren	26	Kilogr.,	16	Kilogr
15	»	57	»	36	»
20	»	84	»	45	»
25	»	89	»	50	»
30	»	89	»	—	»
40	»	87	»	—	»
50	»	74	»	47	»

Auch die Anzahl der Pulsschläge und der Athemzüge soll mit dem Alter des Menschen auf eine bestimmte Weise zusammenhängen. Die Schriftsteller weichen aber darüber sehr unter einander ab. Unser Verf. fand:

Alter:		Pulsschläge, in einer	Athemzüge, Minute:
0	Jahren	130	44
5	»	88	26
10 — 15	»	78	—
15 — 25	»	70	19
25 — 50	»	70	17

Das gewöhnlichste Verhältniß zwischen beyden soll das von 4 zu 1 seyn. — Auch die Geschwindigkeit im Gehen möchte

er gern auf bestimmte Zahlen zurückführen. Ein Fußgänger kann, wenn er längere Zeit fortgehen soll, 100 Metres in einer Minute zurücklegen; die gewöhnliche Länge des Reiseschrittes ist $^{8}/_{10}$ Metres, also macht jener Fußgänger in einer Minute 125 Schritte, und auf diese Weise kann er durch mehrere Wochen täglich $8^{1}/_{2}$ Stunde gehen, wo denn sein täglicher Weg 51 Kilometres (51000 Metres) betragen wird. Nun beträgt das mittlere Gewicht eines Mannes und seiner gewöhnlichen Kleidung 70 Kilogramme, also trägt der Reisende täglich 70 Kilogramme 51 Kilometres weit, oder was dasselbe ist, er kann täglich 3570 Kilogramme auf einem Kilometre Entfernung tragen.

Mit dem dritten Buche gelangen wir nun zu den interessanten Betrachtungen des Verf.'s über die geistigen Fähigkeiten des Menschen, die bisher einer Maß und Zahl zu unterwerfen kaum versucht, ja oft nicht einmal für möglich gehalten worden ist. In vielen Fällen aber liegt diese Möglichkeit offenbar zu Tage, und es wird sich nur um viele und gute Beobachtungen handeln, um auch hier zu bestimmten, d. h. zu durch eigentliche Rechnung gegebenen Resultaten zu gelangen. Diese Fälle treten nämlich dann ein, wenn die Wirkungen, welche jene geistigen Kräfte und Fähigkeiten erzeugen, mit diesen Kräften selbst in einem bestimmten Verhältnisse stehen. So wird man z. B. die Thätigkeit eines Arbeiters zwey- oder dreymal größer schätzen, als die eines anderen, wenn jener in derselben Zeit und unter denselben Umständen zwey- oder dreymal mehr leistet, als dieser, vorausgesetzt, daß hier von materiellen Arbeiten die Rede ist. Aber wie soll man für rein geistige, z. B. für literarische Arbeiten verfahren? Die Anzahl der Schriften z. B. könnte höchstens nur so weit als Maßstab der Fruchtbarkeit eines Schriftstellers dienen, als die Fruchtbarkeit einer Frau nach der Zahl der von ihr gebornen Kinder bestimmt werden kann, wenn man nämlich auf die Gesundheit und den inneren Werth dieser Kinder keine weitere Rücksicht nimmt. — Daß uns hier alles Maß und Gewicht fehlt, sieht man schon in der Unbestimmtheit aller unserer Sprachen, so oft die Rede auf jene geistigen Fähigkeiten der Menschen fällt. Man hört oft genug, dieser Mensch sey noch einmal so groß, oder so stark, oder so reich, als der andere: aber noch hat Niemand gewagt zu sagen, dieser Mensch sey noch einmal so muthig, oder zweymal so witzig, oder dreymal so scharfsinnig, als ein anderer. Wir begnügen uns schon mit den Ausdrücken: dieser Mensch habe Muth, oder er habe keinen Muth, oder er sey ein Feigling, oder auch wohl, er besitze mehr Muth, als ein anderer — aber wie viel mehr, das bleibt unentschieden, und muß es auch bleiben, so lange wir

keinen Muthmetre haben. Sollte aber ein solcher Metre durchaus unmöglich seyn? — Nehmen wir an, zwey Menschen seyen täglich in der Lage, Proben ihres Muthes zu geben, und alle Gelegenheiten und Verhältnisse dazu seyen für beyde dieselben. Wenn man nun mehrere Jahre durch bey dem einen jährlich nahe 50, bey dem anderen nur dreyßig nahe gleiche Proben ihres Muthes beobachtete — würde man da den Muth derselben nicht schon annähernd in Zahlen ausdrücken, und sagen können, daß der Muth dieser beyden Menschen sich sehr nahe wie 50 zu 30, das heißt, wie 5 zu 3 verhalte? Und würde nicht diese Angabe, dieses Maß einer rein geistigen Fähigkeit desto sicherer seyn, je länger die Reihe von Jahren ist, in welchen diese Beobachtungen angestellt worden sind, und je enger die Gränzen sind, in welchen die Resultate der einzelnen Jahre unter sich schwanken? — Ohne Zweifel: aber wie soll man zwey Menschen so oft in solche Lagen bringen, die der Erprobung des Muthes gleich günstig wären, und wie soll man, auch wenn man jenes könnte, die daraus folgenden Handlungen dieser Menschen auch jederzeit in Erfahrung bringen? — Um diese Frage zu beantworten, oder vielmehr, um nur die Möglichkeit einer Antwort auf solche Fragen zu zeigen, wollen wir nur statt jenen zwey einzelnen Individuen zwey große Klassen von den Bewohnern einer Stadt oder eines Landes (z. B. alle zwanzig- und alle dreyßigjährigen) setzen, und statt den obigen Proben von Muth wollen wir wirklich ausgeführte Proben, z. B. von Diebstählen, von den peinlichen Gerichten dieses Landes anerkannten und abgeurtheilten Diebstählen substituiren — und Jedermann wird es sofort möglich finden, daß man durch fortgesetzte Register der Gerichte dieser Art endlich dahin kommen könne, zu sagen, daß die Anzahl der Diebstähle in jenem Lande bey jenen zwey Altersklassen, daß also auch der Hang zum Diebstahl bey diesen beyden Klassen sich z. B. sehr nahe wie 5 zu 3 verhalte. Was aber hier von einem bestimmten Verbrechen gilt, warum sollte es nicht auch von bestimmten Tugenden eben so gut gelten können? Wenn einmal, allerdings wohl in noch weit von uns entfernten Zeiten, die Civilisation eines Volkes dahin gelangt seyn wird, daß auch, so wie jetzt die Diebstähle, so dann die muthvollen, edlen und tugendhaften Handlungen in Listen aufgeführt werden und einem Gerichtshofe unterliegen, wie dieß bisher nur bey den Verbrechen der Fall ist, hätte man dann nicht die Mittel in Händen, die jedem Lebensalter zukommenden Grade von Muth und von jeder anderen Tugend durch Zahlen zu bestimmen?

Also, wie sich, nicht zwar für einzelne Individuen, aber wohl für ganze große Klassen der Gesellschaft, d. h. wie sich nicht

für einen bestimmten, aber wohl für den mittleren Menschen die Sterblichkeit desselben nach seinen Altersjahren angeben läßt, wenn nur recht genaue und umfassende Volkszählungen vorausgegangen sind, so wird man auch, wenn nur einmal die dazu nöthigen Beobachtungen gegeben werden, für denselben mittleren Menschen den Hang zu jeder guten, so wie zu jeder bösen Handlung auf eine bestimmte Weise in Zahlen angeben können, und daß wir dann, wenn es einmal dahin gekommen seyn wird, diese Handlungen ganz anders ansehen und über sie ganz anders urtheilen werden, als bisher geschehen ist, dieß wird wohl keiner weiteren Erläuterung bedürfen.

Wir bemerken schon bey einer geringen Aufmerksamkeit auf die uns umgebenden Menschen in ihren geistigen Aeußerungen so viele Verschiedenheiten, Nüancen und Modificationen, daß wir den Einfall, diesen Proteus mit seinen tausenden, immer wechselnden Gestalten zu fesseln, für ganz unmöglich halten. Aber ist dieß anders in Beziehung auf die anderen rein materiellen Aeußerungen derselben Menschen? — Die Ungewißheit des Todes jedes Einzelnen von uns ist bereits zum allgemeinen Sprichwort geworden. Wie verwegen müßte daher der erste Versuch erscheinen, die Zeit dieses Todes, für den mittleren Menschen jeder Altersklasse, bestimmen zu wollen. Und doch wurde dieser Versuch unternommen, und, was mehr ist, auch glücklich ausgeführt. Unsere Mortalitätstafeln erfreuen sich jetzt einer inneren Wahrheit, welche die meisten unserer übrigen sogenannten Wahrheiten weit hinter sich zurückläßt. — Und wem verdanken diese Tafeln ihre hohe Sicherheit? — Allein dem Umstande, daß die Natur, die überall nach unveränderlichen Gesetzen wirkt, auch das Leben und den Tod der Menschen einem solchen Gesetze unterworfen hat, einem Gesetze, dessen Daseyn uns desto mehr offenbar wird, je häufiger und aufmerksamer wir die äußeren Erscheinungen des Lebens und des Todes beobachten. Warum sollte dieselbe Natur nicht auch die geistigen Aeußerungen des Menschen eben so unter ähnliche, unwandelbare Gesetze gestellt haben? Wenn sie aber dieß, wie uns Alles zu dieser Annahme auffordert, in der That gethan hat, so wird es auch hier nur an uns liegen, auch über diese inneren Erscheinungen des Menschen so zahlreiche und so gute Beobachtungen als möglich zu sammeln, um auch daraus jene uns bisher ganz unbekannten, aber demungeachtet nicht weniger gewissen Gesetze mit derselben Sicherheit ableiten zu können. — Die ersten Versuche, zu diesem hohen Ziele zu gelangen, bilden den Inhalt des noch folgenden Theils unseres vorliegenden Werkes.

(Der Schluß folgt).

Art. VII. 1) Scènes des moeurs arabes, par *Louis Viardot*. Espagne dixième siècle. Paris 1834. 299 S. Octav.

2) Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate, von Joseph von Hammer; eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. July 1832 gekrönte Preisschrift. Berlin 1834. 262 S. Octav.

3) Die Handelszüge der Araber unter den Abassiden durch Afrika, Asien und Osteuropa, von Friedrich Stüwe; eine von der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen im Januar 1836 mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. Berlin 1836. 368 S. Octav.

4) Zur Geschichte der Araber vor Muhammed, von R. v. L.; mit acht synchronistischen Tabellen und graphischen Darstellungen. Berlin 1836. 331 S. Octav.

5) Invasions des Sarazins en France et de France en Savoie, en Piemont et dans la Suisse, pendant les 8e, 9e et 10e siècles de notre ère d'après des auteurs chrétiens et mahométans, par *M. Reinaud*, membre de l'institut (académie royale des inscriptions et belles-lettres) conservateur. Adjoint des manuscrits orientaux de la bibliothèque royale etc. Paris 1838. 234 S. Octav.

6) Lettre à M. Reinaud, membre de l'institut, sur les opinions émises par quelques écrivains, touchant le séjour de Sarazins en Dauphiné, suivie d'un Précis historique des invasions de ce peuple dans la même province; par *Jules Olivier*. Valence et Paris, 1837. Octav.

7) Geschichte des Mahomedanismus und seiner Secten, aus orientalischen Quellen geschöpft von W. C. Taylor; aus dem Englischen übertragen. Leipzig 1837. 268 S. Octav.

8) Lettres sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, par *Fulgence Fresnel* Paris 1836, première lettre 114 S., seconde lettre 78 S. Octav.

9) Relation du voyage en France du Schaykh Réfâah, professeur de géographie et d'histoire, au Caire, ancien élève de la mission égyptienne; préface traduite de l'arabe, par M. *F. Fresnel*. 23 S. Octav.

10) Gli Arabi in Italia, esercitazione storica di *Davide Bertolotti*. Torino 1838. 142 S. Octav.

Wiewohl diese Jahrbücher dem seit ihrem Bestehen, d. i. seit ein und zwanzig Jahren, befolgten Systeme, über Werke arabischer, persischer und türkischer Literatur, welche im Urterte oder in Uebersetzung in Europa erscheinen, nur alle fünf Jahre eine Gesammtübersicht zu erstatten, noch ferner treu bleiben wollen, so gilt dieß doch nicht von Werken, welche nicht rein orientalischen Text oder Uebersetzung desselben enthalten. Wir

sind froh, daß in den letzten drey Jahren allein die Sieben der obigen Werke erschienen sind, welche aber einzig und allein die Araber betreffen, so daß die Perser und Türken ganz leer ausgehen, es sey denn in soweit, als sie in Taylor's Geschichte des Mohammedismus unter den Moslimen im Allgemeinen begriffen sind. Die Riesenschritte, welche die arabische Literatur nicht sowohl durch die obigen Werke, als durch so glänzende und nützliche Erscheinungen, wie die Herausgabe der geographischen Werke Idrisi's und Abulfeda's durch die Bemühungen der Herren Jaubert, Reinaud und des Freyherrn Mac Guckin de Slane, und die vom letzten allein besorgte Herausgabe des Diwans vom Amrolkais (welchem bereits die Biographien Ibn Challikjan's gefolgt sind) gemacht hat, und die Förderung des Studiums persischer Geschichte und Poesie durch die Erscheinung solcher Werke, wie die Herausgabe der Geschichte Reschideddin's und die Auswahl aus den Diwanen Dscheladdin Rumi's (die erste durch Hrn. Quatremere, die zweyte durch Hrn. v. Rosenzweig herausgegeben), sind sehr erfreulich. Aber so viel für diese beyden Literaturen geschehen, so wenig ist für die türkische Literatur geleistet worden, und dieselbe geht nicht nur unter den hier anzuzeigenden Werken, sondern auch unter den Herausgaben der Texte oder den Uebersetzungen derselben ganz leer aus. So sehr dieses zu beklagen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die Aufmerksamkeit und die Mühe, welche dem Studium der Literatur dieser drey Völker und ihrer Geschichte dermalen von den europäischen Orientalisten gewidmet wird, ganz im richtigen Verhältnisse des Werthes und des Interesses des Gegenstandes. Die türkische Literatur hat nur geschichtliches eigenes Interesse, alles übrige poetische und wissenschaftliche ist nur ein Widerschein arabischer und persischer Kultur, und in der jüngsten Zeit eine Annäherung zur europäischen wissenschaftlichen Bildung, wenigstens in den mathematischen und medizinischen Wissenschaften und in der Kriegskunst. Durch die Vervielfältigung stehender osmanischer Gesandtschaften an europäischen Höfen einerseits, und andrerseits durch die mittels der Dampfschiffahrt erleichterte Bereisung der Levante wird dieselbe, wenigstens was Konstantinopel und die Küstenstriche betrifft, von Tag zu Tag dem mittleren und westlichen Europa immer mehr und mehr bekannt, und da die türkischen Gesandten anfangen französisch zu lernen, so wird es zum diplomatischen und gesellschaftlichen Verkehre mit denselben auch bald nicht mehr der Dolmetsche bedürfen, welche bisher in Europa die einzigen Orientalisten waren, welche mit der Sprache und Literatur der Türken mehr oder minder vertraut. Der häufigere und lebendigere Ver-

kehr Europa's mit der Türkey muß natürlich das Bedürfniß von guten, brauchbaren, und für Reisende tragbaren Wörterbüchern, Phraseologien und Grammatiken hervorrufen, und die nächste Lustralübersicht in diesen Jahrbüchern wird wenigstens die Erscheinung von Vocabularien und Glossarien anzuzeigen haben, wenn auch das Feld wissenschaftlicher Grammatik, und besonders das der Syntax eben so unangebaut bleiben sollte, wie bisher ungeachtet der bekannten Sprachlehren. Es steht daher, trotz der zu Konstantinopel im Drucke türkischer Bücher fleißig arbeitenden Presse, für einen neuen Aufschwung des Studiums türkischer Literatur im westlichen, nördlichen und südlichen Europa wenig zu erwarten. Ein Anderes ist es mit dem Persischen, welches von den Engländern in Indien und im Mutterlande eifrig betrieben, durch die aus den Pressen zu Tehran und Tebrif hervorgehenden Werke so sehr erleichtert wird, daß sich Stellen aus denselben schon in deutschen theologischen Streitschriften befinden, wie die Auszüge aus dem Hajatul kulub (Leben der Herzen) in dem von Barth zum Leben Jesu von Strauß herausgegebenen Anhange *). Wenn die Türken, trotz ihrer unmittelbaren Nachbarschaft und politischen Wichtigkeit in der Wagschale Europa's, von den Orientalisten Frankreichs und Englands und den orientalischen Professoren Deutschlands gar nicht beachtet werden, wenn die Perser sich nur vorzüglich in England besonderer Aufmerksamkeit zu erfreuen haben, so spricht sich für die Araber so größeres Interesse sowohl in Deutschland, als in Frankreich aus. Von den zehn obigen Werken gehört nur die Geschichte des Mohammedismus und seiner Secten einem Engländer an, drey der anderen neun Werke haben Deutsche, eines einen Italiener zum Verfasser. Von den drey Deutschen sind zwey gekrönte Preisschriften, was schon allein ein Beweis für das von den Akademien Deutschlands den Arabern zugewandte Interesse; nur die Saumseligkeit des Verlegers trägt die Schuld, daß nicht zugleich mit diesen zweyen eine dritte gekrönte Preisschrift, nämlich die des Hrn. Professors Wähnrich über die Uebersetzungen der Araber aus dem Griechischen, hier zugleich mit den zwey obigen angezeigt werden kann; das dritte, Hrn. v. L.'s Beyträge zur Geschichte der Araber vor Mohammed, könnte eben sowohl eine gekrönte Preisschrift seyn, oder hätte

*) Die Mythen des Lebens Jesu, Auszüge aus Haiat ul Kulub, oder Geschichte Muhammed's, beschrieben nach der schiitischen Tradition von Muhamed Bachir, nebst einem das Leben Jesu von Dr. Strauß betreffenden Anhang, herausgegeben von M. Chr. G. Barth, Pfarrer in Möttlingen. Stuttgart 1837. 44 S. Octav.

sich zu einer solchen wenigstens durch die Wichtigkeit und Dunkelheit des Gegenstandes geeignet, und hat vor den drey oben erwähnten gekrönten Preisschriften der Akademien von Berlin und Göttingen ganz gewiß das Verdienst voraus, ohne solche äußere Anregung rein aus der inneren Liebe zur Sache hervorgegangen zu seyn. Von den drey französischen Werken sind Viardot's Scenen der arabischen Sitten, wiewohl dieselben ein für sich abgesondertes Werk, doch nur als ein Anhang zu seiner Geschichte der Araber und der Mauren in Spanien zu betrachten, welche bereits mit anderen, in die Geschichte der arabischen Herrschaft in Spanien und Portugal einschlagenden Werken im LXX. und LXXI. Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden. Das zweyte französische Werk, nämlich die Geschichte Hrn. Reinaud's der arabischen Invasionen in Frankreich, verbreitet über eine bisher ganz dunkle Stelle der französischen Geschichte neues Licht, und bestätigt die von dem verdienstvollen Herausgeber der musulmanischen Denkmale des Kabinets des Herrn Herzogs von Blacas und dem Uebersetzer der Auszüge aus den arabischen Geschichten der Kreuzzüge gehegte Erwartung im vollsten Maße. Eine höchst interessante, sowohl durch genialische Originalität, als durch den warmen Hauch des Orients ausgezeichnete Erscheinung sind endlich die beyden Briefe des jungen französischen Orientalisten, Hrn. Fulgence Fresnel, welcher, nach den jüngsten Nachrichten, wie der Spanier Badia Leblich und der Deutsche Burckhardt, an die Kaaba gepilgert ist, und von dessen Aufenthalt in Aegypten und Reisen in Arabien sich auch das Studium arabischer Sprache, Sitte und Geschichte ganz gewiß reiche Ausbeute versprechen darf.

Wir beginnen unsere Anzeige der vorliegenden zehn Werke mit dem des Engländers; dieses gehört schon durch die Allgemeinheit seines Inhalts, welcher sich mit dem Mohammedismus und seinen Lehren beschäftigt, an die Spitze derselben, wiewohl es dem ganzen Inhalte nach eigentlich sich an das Dutzend der Werke über den Islam und Mohammed anschließt, welche im LXVIII. und LXIX. Bande dieser Jahrbücher angezeigt worden, und zwar zunächst an Forster's: Mahometanism unveiled, indem dasselbe, wie aus der vom Uebersetzer nicht übersetzten Einleitung erhellt, wenigstens zum Theil polemischer Natur im nächsten Bezuge auf Zustände der englischen Kirche und Theologie. Weder der Verfasser, noch der Uebersetzer sind Orientalisten; wenn daher von dem ersten mit Billigkeit nichts Neues aus unbenützten Quellen erwartet werden konnte, so hätte man doch sowohl von ihm, als von seinem Uebersetzer erwarten können, daß sie die bekanntesten orientalischen Namen minder geradebrecht

9*

hätten, als dieß wirklich geschehen ist. Wenn die Franzosen noch immer Mahomet statt Mohammed oder Muhammed schreiben, so sollte sich doch kein Deutscher erlauben, Mahomedanismus statt Mohammedismus, oder Mohammedsthum, oder noch richtiger Islam zu schreiben. Dieser Tadel, jedoch in minderem Grade, trifft auch Hrn R v. L., welcher Muhamed mit nur einem m schreibt. Nicht einmal über die wahre Aussprache und Schreibweise des Namens des Propheten sind die europäischen Schriftsteller bisher einig geworden; es ist wahr, daß in der Aussprache des ersten Vocals selbst die Araber und Türken von einander abweichen, indem die ersten Mohammed, die zweyten Muhammed sprechen; das erste zweifelsohne das richtigere, indem das O der eigentliche Laut des Dham, welches nur dann U lautet, wenn es ober einem Waw steht, im ersten Falle Wawi maaruf, d. i. das bewußte Waw (U), und im zweyten Falle Wawi medschhul, d. i. das unbewußte (O), heißt. Das französische Mahomet, welches auch Deutsche so lange nachgeschrieben, ist wohl zunächst nicht aus Mohammed entstanden, sondern aus dem türkischen Mehmed, welches keine arabische Form, sondern nur eine Verstümmlung der Volksaussprache. Diese Verstümmlung ist allbekannt, aber gar nicht bekannt, selbst den Orientalisten bisher gar nicht als eine Verstümmlung des Namens Mohammed bekannt, ist ein anderer türkischer Name, nämlich Memi, welcher nichts als eine Zusammenziehung von Mehmed, wie Abdi eine Abkürzung von Abdallah, und sogar Ibo von Ibrahim, worüber orientalische Professoren sich bisher noch mit keiner Sylbe geäußert, weil sie davon keinen Buchstaben gewußt. Mehrere der Namensverstümmlungen Taylor's mögen auf Rechnung des englischen Druckers des Originals oder des deutschen der Uebersetzung kommen; so steht Aghrapfel statt Asail, der Name des Gerichtsengels; Gins statt Dschinnen; Persis statt Peris; Moabiyah statt Moawia; Wechabiten statt Wehhabiten; Kaliphen statt Chalifen: Kadischa statt Chadidsche; Moslemim statt Moslimin; Mesched statt Meschhed: Moharram statt Moharrem; Jaafar statt Dschaafer; Tekbu statt Tekbir u. dgl. m. Schon aus der Inhaltsanzeige der funfzehn Kapitel und der fünf Beylagen ersieht man, daß das Werk kein organisch gegliedertes Ganzes, sondern ein nicht am besten geordneter Verein mannigfaltiger, in die Geschichte des Islams und seines Stifters einschlagender Gegenstände, aus bekannten, Ende der Einleitung angegebenen Quellen, wie Abulfeda, Mirchuand, Maracci, Reland, Prideaux, Turpin, und die Werke jüngst verstorbener oder noch lebender Orien-

talisten, wie de Sacy, Abel Rémusat, Hammer, Oelsner, Forster, Mill. In der That ist Taylor's Werk ein Seitenstück zu den zwey bekannten Geschichten des Islams von Mill [1]) und Forster [2]), und zum Leben Mohammed's von Bush [3]). Die funfzehn Kapitel sind: 1) Die mohammedanischen Traditionen (warum nicht Ueberlieferungen?) in Betreff der Vorgänger Mohammed's; 2) religiöser und politischer Zustand des Ostens vor Mohammed; 3) Zustand Arabiens vor und zur Zeit von Mohammed's Geburt; 4) Verbreitung des Islams durch Mohammed; 5) das mohammedanische Glaubensbekenntniß; 6) die vier ersten Kaliphen (Chalifen); 7) die Familie Ali's, die zwölf Imame; 8) die Ismaeliten, — Assassinen; 9) Fortsetzung der Geschichte der Assassinen; 10) die Drusen; 11) die Wechabiten (Wehhabiten); 12) die vier rechtgläubigen Secten; 13) die islamitischen Mönchsorden; 14) Geschichte des Mahomedanismus (Mohammedismus) in Indien; 15) Einfluß der mohammedanischen Religion, Wissenschaft und Bildung. Die Beylagen: 1) Mohammedanische Nachrichten von Alexander dem Großen; 2) Mohammed's nächtliche Fahrt gegen Himmel; 3) Wesen und Styl des Korans; 4) einzelne mohammedanische Gebete; 5) Aphorismen Ali Ebn Abu Talib's. In dem dritten Kapitel, von dem Zustande Arabiens vor Mohammed's Geburt, werden die beyden arabischen Romane Hatimtai und Antar, die beyden Standbilder arabischer Großmuth und Ritterlichkeit (jener durch die Uebersetzung Arnot's, dieser durch die von Hamilton daraus gegebenen Auszüge bekannt), vorgeführt, und sogar aus dem letzten der Tod Antar's in vier Blättern eingeschaltet. Wir werden von Antar bey Gelegenheit der beyden Sendschreiben Hrn. Fresnel's mehr zu sprechen im Falle seyn. Der Geburtstag Mohammed's wird nicht angegeben, aber sein Sterbetag der 8. Junius 632; auch auf diese beyden Daten werden wir weiter unten zurückkommen. Das mohammedanische Glaubensbekenntniß ist aus Reland genommen, und mit Noten aus dem in Indien erschienenen Ueberlieferungswerke (Mischkat), aus den bekannten Werken der Frau Mir Hasan Ali und Herklots bereichert. Die kanonische Zahl der Propheten ist nicht zweymalhundert vier und zwanzigtausend, sondern einmalhundert vier und zwanzigtausend. Bey den Reinigungen wird die des ganzen Körpers (Ghosl) unter dem letzten Namen zwar erwähnt, hierauf aber die Waschung der einzelnen Glieder

---

1) An history of Muhammedanism. London 1817.

2) Mahometanism unveiled. London 1829.

3) The life of Mohammed. New York 1832.

(Wodhu) als Bad aufgeführt, was ganz irrig, indem die vor dem fünfmal des Tages zu verrichtenden Gebete vorgeschriebene Waschung einzelner Glieder (Wodhu) mit dem Bade (Hamam) nichts gemein hat, in dem letzten aber wohl die Reinigung des ganzen Körpers (Ghosl) vollzogen wird. Die Geschichte der Ismaeliten, Assassinen, Drusen und Wehhabiten gehört wohl in eine Geschichte des Islams, aber nicht in dem hier, besonders den Assassinen durch zwey Kapitel gewährten Umfange. Wenn der Drusen Erwähnung geschah, so hätten eben so die Mewali, Noßairi und Jesidi eine Erwähnung verdient Eine wichtige Stelle über den Ursprung der Drusen ist noch jüngst aus Emin Mohammed's Biographien berühmter Männer des eilften Jahrhunderts d. H. nach Ibnol Dschewsi im Journal asiatique [1]) gegeben worden. Nach den genannten Irrlehren wird erst im zwölften Kapitel von den vier rechtgläubigen Secten gehandelt, welche in jedem Falle als die Orthodoxen den Heterodoxen hätten vorausgehen sollen. Auch diese, von den Orientalisten insgemein gebrauchte Benennung der vier rechtgläubigen Secten ist nicht richtig, weil in dem Worte Secte der Begriff der Irrlehre liegt, und es sich hier nicht um vier Secten, sondern bloß um vier Ritus der allein wahren islamitischen Lehre handelt. In dem hierauf folgenden Kapitel sind die Orden der Derwische nach der von Mouradjea d'Ohsson bekannten Liste angegeben; daß diese Liste nicht vollständig sey, erhellt schon aus Lane's trefflichem Sittengemälde der heutigen Aegypter, in welchem mehrere andere ägyptische Derwischorden vorkommen, die Mouradjea d'Ohsson nicht kennt [2]). Der Verfasser vergleicht die Nakschbendi mit den Methodisten Englands, und sagt (wir wissen nicht nach welcher Autorität), daß auch der dermalige Kaiser von Marokko diesem Orden angehöre. Von den Sofis weiß Hr. Taylor nur, was Sir William Jones, und nicht, was seitdem Erskine, Sylvestre de Sacy, Tholuck, Referent und

---

[1]) Novembre 1837. Recensent, welcher noch dort, wie bisher; alle Orientalisten, von Herbelot bis auf de Sacy, den obigen Namen des arabischen Geschichtschreibers Ibnol Dschusi statt Ibnol Dschewsi, so wie früher mit allen englischen und französischen Orientalisten Firdusi statt Firdewsi geschrieben, erklärt hier das letzte für die allein richtige Schreibart, seitdem er sich aus der von Ibn Challikjan unter dem Artikel Ebil Feredsch Abderrahman Ibnol Dschewsi's angegebenen Vocalisirung von dessen Geburtsort überzeugt hat, daß die wahre Aussprache desselben Dschews und nicht Dschus sey. (*El-Dschewsi* bifeth il-Dschim we sukjunil-Waw we baadeha *Sa* hasa nisbet ila karijat il *Dschews*.)

[2]) LXXX. Bd dieser Jahrbücher.

andere darüber gesagt. Das letzte Kapitel gibt die kurze Geschichte des Islams in Indien, und verweiset auf die beyden obbenannten Werke von Herklots und der Frau Mir Hasan Ali, welche in der That genügende Auskunft geben über die Vermischung moslimischer Gebräuche mit indischen durch die Feyer gemeinschaftlicher Feste, worüber auch Hr. Garcin de Tassy im Journal asiatique eine schätzbare Abhandlung geliefert *).

Das arabische Sittengemälde Viardot's soll nach des Verfassers sich vorgestecktem Ziele für die Geschichte der Araber dasselbe leisten, was Robertson's Uebersicht von dem Zustande Europa's als Einleitung seiner Geschichte Karl's V.; das Ziel ist lobenswerth, aber der Verfasser bleibt weit von der Erreichung desselben zurück. Aus Casiri, Conde, Andrès, Perez de Hita, Hurtado de Mendoza, Bleda, Marmol, Herbelot, Savary, Mouradjea d'Ohsson, S. de Sacy, Grangeret de la Grange, Garcin de Tassy, Humbert hat er sieben musivische Sittengemälde unter den Titeln: die Moschee, die Tourniere, der Kampf, die Akademien, die Liebe, der Mahdi und die Vorhersagung zusammengetragen; die drey letzten sind reine romanhafte Zuwage, um den Band um ein Drittel stärker zu machen, und enthalten nichts Belehrendes über die Sitten der Araber und Mauren in Spanien. In den vier ersten sind wenigstens viele arabische Wörter, die noch heute im Spanischen üblich, erklärt, die wenigsten aber auf ihre wahre Aussprache und Bedeutung zurückgeführt, und es herrscht hie und da keine kleine Verwirrung der Zeiten, mit Abwesenheit der nöthigsten Details verbunden. Zur Bestätigung dieses Urtheils überblicken wir hier die vier obigen Sittengemälde, machen auf die Lücken derselben aufmerksam, und führen die noch heute im Spanischen üblichen arabischen Wörter im Texte auf die wahre Aussprache und Bedeutung in den Noten auf die ursprüngliche arabische Schrift zurück. Gleich Eingangs auf dem ersten und zweyten Blatte ist eine höchst komische Zeitbestimmung, welche nur in Salvandy's Histoire de Pologne ein Seitenstück hat, wo beym Entsatze Wiens am 12. September, wo der Mond im dritten Viertel war, eine Mondesfinsterniß angesetzt wird. Mit gleicher chronologischer Stärke sagt Hr. V., daß am ersten Freytage des Ramasan's der Mond um Mitternacht aufgegangen; der erste

*) Mémoire sur les particularités de la religion musulmane dans l'Inde d'après les ouvrages Hindoustani, auch besonders gedruckt. Paris 1831.

Tag des Ramasans des Jahres der Hidschret 376, welches der Verfasser annimmt, und welches im Jahre 986 der christlichen Zeitrechnung, und nicht, wie in der Note steht, im J. 998 beginnt, war der 4. Jänner 987, ein Dinstag (Sonntagsbuchstabe B), und der erste Freytag des Monats Ramasan der 7. Jänner, welcher dem vierten des arabischen Monats, und folglich des Mondes entspricht. Wer hat jemals den fünftägigen Mond nach Mitternacht aufgehen gesehen, oder hat Hr. V. durch la donzième heure de la nuit etwas anderes als Mitternacht, vielleicht die zwölfte Stunde der Winternacht gemeint, welche, von Sonnenuntergang gerechnet, am 7. Jänner beyläufig vier Uhr Morgens nach unserer Zeitrechnung; aber selbst dann wäre die Angabe unrichtig, indem der Mond zu Cordova am 7. Jänner 987 um 9 Uhr 45 Minuten Vormittags aufging, so daß unmöglich in der Nacht 12 Uhr der Aufgang desselben gesehen werden konnte. Hr. V. scheint sich gar nicht erinnert zu haben, daß in den arabischen Monaten die Tage des Monats denen des Mondes entsprechen, sonst hätte er am siebenten desselben den Aufgang nicht um die zwölfte Stunde der Nacht ansetzen können. An diesem Tage läßt Hr. V. den Chalifen Hischam II. von Medinet-el-Sehra (nicht Médinat-al-Zorah) in die große Moschee von Cordova feyerlich einziehen. Sehra heißt die Blühende, nach dem Namen der Geliebten Hischam's, und nicht die Blume oder Blüthe, wie in der Note gesagt wird. Ebenda nimmt er die Fahne Hischam's als grün an, da die Farbe der Beni Omeije doch die weiße war, im Gegensatze der schwarzen der Beni Abbas. Er sagt, wir wissen nicht auf welche Autorität, wenn nicht etwa die Florian's, die Farbe der Fahne der Könige von Granada sey blaßgelb gewesen; die Farbe derselben war allbekannt die rothe, wie dieß sowohl der Geschlechtsname der Könige Beni Ahmer, d. i. die Söhne des Röthesten, als der Name ihrer Burg Al-Hamra, d. i. der rothen, ausspricht. Auf der blaßgelben Fahne sey ein halboffener Granatapfel gestickt gewesen, dessen Körner Rubinen mit der sinnreichen Inschrift: Die Krone ist mir angeboren. Die neunzehn Gassen, welche zu den neunzehn Thoren der Vorderseite der großen Moschee Cordova's führten, die acht und dreyßig Quergassen, welche jene neunzehn Hauptstraßen durchschnitten, konnten die Menge des Volkes, das sich von allen Seiten hinzudrängte, kaum fassen; alle azoteas (Sutuh) *), d. i. Terrassen, waren mit Menschen voll gedrängt, die Luft war

*) السطوح nicht Al-Sotchh.

von der Heermusik durchschmettert, von den Lauten der annafils (En-nefir) [1]), d. i. der Trompeten, von den dumpfen der atabals (Thabl) [2]), d. i. Trommeln, und der thantana (Demdeme) [3]), d. i. des Tomtom; eine Abtheilung Kaschef (Kjaschif) [4]), d. i. leichten, zur Einziehung von Kundschaft gebrauchten Truppen (éclaireurs), eröffnete den Zug; nach ihnen kamen die verschiedenen Beamten der Stadt, die Alguazils (El-Waßil) [5]), d. i Gerichtsdiener, der Mothésib (Mohtesib [6]), d. i. der Marktrichter, die Siccas (Nasires-sikket) [7]), d. i. Aufseher der Münze, die Wakyls (Wekil) [8]), d. i. Sachwalter, die Einsammler des Zégah (Sekja) [9]), d. i. des Zehnten, des Scharadj (Charadsch) [10]), d. i. der Kopfsteuer, und des Taadyl (Taadil) [11]), d. i. der Mauthausgleichung; der große und kleine Tintenzeughalter, der Staatssekretär des Namenszuges, die Schreiber der dicken und feinen Schrift, der Alferes (El-Faris) [12]), d. i. der Reiter, Träger der Standarte, in deren Mitte ein himmelblauer Schlüssel, welchen die Gefährten Tariks bey ihrer ersten Landung auf Calpe als das Sinnbild der Eroberung angenommen. Das Kleid des Chalifen war reich mit seinem Namenszuge verbrämt, welches, sagt Hr. V., eines der drey Majestätsrechte des Chalifen, deren drey gewesen seyen, die beyden anderen die des Kanzelgebetes und der Münze. Hier ist Hr. V. in großem Irrthume, es waren deren nicht drey, sondern dreymal drey, wie dieselben in Nr. 2 der hier angezeigten Werke nach Ibn Chaldun aufgezählt sind, nämlich: 1) die Musikkapelle, 2) die Fahne, 3) der Thron, 4) die Münze, 5) der Ring, 6) der Saum (die obige Verbrämung), 7) die Zelte, 8) die Emporkirche in der Moschee, 9) die feyerliche Anrede am Freytage (Chutbe). Der Glanz des Chalifen ward durch die Erscheinung des ihn begleitenden allmächtigen Hadschib Manßur, des eigentlichen Besitzers der Herrschaft, verdunkelt; Hadschib ist der Oberstkämmerer, aber Manßur, woraus die Spanier Al-Manzor gemacht, heißt nicht, wie Hr. V. übersetzt, der Unüberwindliche, sondern der, dem Sieg oder eigentlich Hülfe von Gott verliehen ist, denn das arabische Wort für Sieg ist sowohl Naßr als Safer, und Hülfe heißt ebenfalls Naßr, wiewohl das eigentliche Wort dafür Aun.

---

1) النفير 2) الطبل 3) دمدم 4) كاشف 5) الواصل
6) محتسب 7) ناظر السكة 8) وكيل 9) زكا 10) خراج
11) تعديل 12) الفارس

Es ist schwer, in europäischen Sprachen, welche nicht mit dem Reichthume arabischer Synonymik ausgestattet sind, die Schattirungen zwischen Manßur (Mansur) und Mosaffer richtig auszudrücken, der Deutsche kann für das eine siegreich und für das andere sieghaft gebrauchen. Der Silahdar, d. i. der Waffenträger, trug dem Hadschib die adarga (Tars)[1]), d. i. die Tartsche; zu seiner Linken ging der Sahyb Scharta (Ssahib esch-schorta)[2]), d. i. Befehlshaber der Schaarwache; hierauf folgte der Emirol-bahr, d. i. der Admiral, mit den sechs Walis, d. i. den Statthaltern der sechs großen Landschaften des Reichs (Toledo, Merida, Saragossa, Valencia, Granada und Murcia), die vier und zwanzig Wesire, die Kaide, die Herren des Diwans (in V. al Dyônan) und des Staatsrathes (Meschwar). Auf dem öffentlichen Gebetplatze (Moßalla)[3]) vor der Moschee versammelten sich die Diener derselben, unter welchen ganz unstatthaft ein Moderris und ein Oberhaupt der Missionäre (Daaiol-Doaat, d. i. Werbender der Werbenden) aufgeführt wird; dieser letzte war nur in Aegypten und nie in Andalus bekannt; auch gab es hier i. J. 376 der Hidschret noch keine Medreseen, da die erste derselben, die Nisamije, zu Bagdad erst im folgenden Jahrhunderte, i. J. 459 (1066)[4]), gestiftet ward; die Lehranstalten in Andalus hatten nur an den Moscheen Statt, aber Medreseen gab es vor dem Jahre d. H. 459 keine im Islam. Eben so wenig, als hier die Medrese an ihrer Zeit, eben so wenig ist in der Moschee Cordova's das Pilgerkleid Ihram (nicht Irham, wie Hr. V. schreibt) an seiner Stelle, denn dieses legen die Pilger nur zu Mekka an, nachdem sie alle ihre anderen Kleider abgelegt. Der Khatyb (Chatib), d. i. Kanzelredner, bestieg das minbar (Minber), d. i. die Kanzel, und das Khotbah (Chutbet), d. i. das feyerliche Gebet auf den Namen des Herrschers, das erste der Majestätsrechte des Islams, zu verrichten. Die Altarsnische heißt Mihrab, nicht Mirhab, und der heilige Kampf Dschihad und nicht djihed. Das Wort algarade ist rein das arabische el-Gharet, d. i. der Streifzug nach Beute. Die in diesem Abschnitte vorkommenden Gebete sind aus Mouradjea d'Ohsson's Tableaux genommen. Der zweyte Abschnitt der Tourniere (les

---

1) ترس nicht درع, wie in Joao de Sousa Vestigios da lingoa arabica em Portugal. Lisboa 1830.

2) صاحب الشرطة 3) مصلي

4) Hadschi Chalfa's chronologische Tafeln.

joûtes) wäre weit gehaltvoller ausgefallen, wenn dem Verfasser das Detail der Gänge und arabischen Tourniergesetze zu Gebote gestanden hätten. Der Ursprung der joûtes ist weder in Spanien, noch in Aegypten, sondern mit dem Worte selbst in Persien zu suchen; das Wort joûter ist nichts als das persische Dschüsten, welches bey den Franzosen in joûter, bey den Deutschen in Tiostiren umlautet worden ist. Die Araber, Eroberer von Persien, lernten erst von den Persern die Künste des Krieges und des Friedens, sie waren in den ersten zur Zeit Mohammeds noch so unwissend, daß bey der Belagerung Medina's durch die verbündeten feindlichen Stämme den Belagerten erst ein Perser Unterricht im Schanzen ertheilen mußte; sie lernten erst von den Persern die Kunst der Waffenschmiedung, in welcher diese von jeher ausgezeichnet, noch bis auf den heutigen Tag ihren alten Ruhm durch die Klingen von Chorasan und die Messer von Schiraf behaupten; erst von den Persern lernten die Araber den Geist des Ritterthums kennen, welcher in den Geschichten des Schahname lebt, und dessen letzte Blüthe Behramgur, der ritterlichste König der vierten persischen Dynastie, der letzte Ritter Persiens, wie Maximilian unter den Kaisern der letzte Ritter des deutschen Reichs. Wahr ist es, daß die Roheit des deutschen Ritterthums im Mittelalter sich erst durch den morgenländischen Anhauch des arabischen aus Spanien und Syrien zur Zeit der Kreuzzüge verfeinert und geglättet hat; aber diese Blüthe des Mittelalters ist nur ein Nachflor der ältesten persischen, d.i. germanischen Blüthe des Ritterthums, schon zur Zeit der zweyten persischen Dynastie, wo die zwölf Recken (Roch), als die zwölf Ritter der altpersischen Tafelrunde, auf Leben und Tod turnirten, wo Isfendiar die sieben Abenteuer bestand, wo der Kampf mit Dschinnen und Drachen an der Tagesordnung. Schon aus diesem historischen Gesichtspunkte betrachtet, hätte der Abschnitt der Turniere weit größeres Interesse gewinnen können, zu geschweigen, wenn der verschiedenen Waffen und ihrer Namen erwähnt worden wäre, was, wenn nicht in diesem Abschnitte, doch in dem folgenden, welcher der Kampf (le combat) betitelt ist, erwartet werden konnte, es ist aber in keinem der beyden davon die Rede. Die joûtes und Carousselle sind das arabische Dschiridwerfen und Ringstechen, es hätte also doch wenigstens der Palmenstäbe (Dschirid) und der Wurflanzen (Zagajen) Erwähnung geschehen sollen; nur im Abschnitte des Kampfes erscheinen die Atalayas (Thalaii) *), d. i. Vor-

*) طلايع

posten und das Kriegsgeschrey a laridos (el-Herir) [1]; nach diesem, dem Geheule der Hunde ähnlichen Kriegsgeschrey wurde die dritte Nacht der ewig denkwürdigen Schlacht von Kadesia, in welcher das persische Reich zu Grunde ging, Leiletol-Herir, d. i. die Nacht des Hundegewinsels, benannt [2]; endlich nicht einmal den aus Mohammed's Leben so bekannten Namen des fünfgetheilten Heeres (Vortrab, Nachtrab, Mitteltreffen, rechten und linken Flügels) schreibt er richtig Chamis, sondern ganz irrig Al-Schamis. Wir überblicken also nur noch den Abschnitt der Akademien, dessen Titel, wenn Akademie die Uebersetzung einer Medrese seyn soll, schon eine Unrichtigkeit, weil die erste Medrese im Islam, wie schon oben gesagt worden, erst im folgenden Jahrhundert gestiftet ward; hier springen die Anachronismen und die Verwirrungen am stärksten ins Auge; die größte derselben ist wohl die, daß der Türke Mohammed El-Berkewi, d. i. Mohammed von Birge, aus Kleinasien, der türkische Canisius [3], welcher sechshundert Jahre später, unter Suleiman dem Gesetzgeber und seinem Sohne Selim, gelebt, und erst im J. 1573 gestorben, hier zu Ende des zehnten Jahrhunderts unter den Gesetzgelehrten von Andalus erscheint, und die spanischen Akademiker katechisirt. Der Name des Weines Chamr wird von Hrn. V. in Ghamar verstümmelt. Ein fast eben so großer Anachronismus ist, daß Hr. V. schon im vierten Jahrhundert der Hidschret das berauschende Kraut der Fakihe, nämlich den Hyoscyamus oder Haschische, wovon die Assassinen ihren Namen haben, in Vorschein bringt. Daß der Name Assassinen nichts anderes, als das verstümmelte Haschaschin, d. i. der Kräutler, hat seine volle Richtigkeit; allein dieser Name erscheint erst spät in den syrischen Chroniken zur Zeit der Kreuzzüge, und nur an ein Paar Stellen, denn insgemein heißen die Assassinen in den morgenländischen Geschichten nur Ismaeliten oder Batiniten, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie den Gebrauch des Opiats, womit sie die todtgeweihten Handlanger im Paradiese entzückten, erst durch den indischen Derwisch Baba Reten kennen lernten, welcher erst i. J. 632 (1234), d. i. selbem Jahre, wie der große mystische Dichter Ibn Faredh [4] und Behaeddin, der Vater

[1]) الهرير nicht الارير, wie in de Sousa's Vestigios, was gar kein arabisches Wort.

[2]) Abulfeda i. J. 15 d. H. I. p. 231.

[3]) Gesch. d. osman. Reichs III. Bd. S. 568.

[4]) Es ist schwer zu errathen, wodurch de Rossi in seinem Dicio-

Dschelaleddin Rumi's gestorben; in keinem Falle war der Gebrauch des Haschischet früher als die Assassinen bekannt, deren Ursprung erst ins Ende des fünften Jahrhunderts der Hidschret fällt, während die akademischen Versammlungen Hrn. V.'s schon zu Ende des vierten Statt haben. Nach dem oben Gesagten leuchtet die Unhaltbarkeit des folgenden Satzes von selbst ein. L'origine des académies en Orient se confond, comme celle des études, avec la conquête; elles existaient sous les Khalyfes Ommyades. Die erste Hälfte des Satzes wäre nur in einer Geschichte der Osmanen wahr, die zweyte Hälfte hat aber nirgends Grund, indem die erste Akademie erst unter den Abasiden zu Bagdad von Nisamol-Mülk, dem großen Vesire Melekschah's, gestiftet ward. Zu Kairo bestanden zwar schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts der Hidschret unter dem wahnwitzigen Tyrannen Hakim Biemrillah die beyden Häuser der Wissenschaft und der Weisheit, wovon jenes nur eine Loge staatsumwälzender Geheimlehren, dieses aber wirklich eine mathematische Schule war. Da das letzte erst am 24. May 1005 *) eröffnet ward, so fällt selbst diese Stiftung um dreyßig Jahre später, als die Epoche, in welcher Hr. V. des Hauses der Weisheit in Spanien erwähnt, wo es nie, wie in Aegypten, eine Akademie unter diesem Namen gegeben. Eben so wenig war Ibn Sina jemals in Spanien, und war i. J. 376 d. H, wo denselben Hr. V. zu Cordova auftreten läßt, erst sechs Jahre alt. Endlich ist der Geburtsort desselben nicht Schiras, sondern Bochara. Motenebbi, welcher ebenfalls hier erscheint, war aber schon seit dreyßig Jahren todt; um das Fest zu krönen, erhebt sich Motenebbi, und singt das Muweschschah eines weit späteren Dichters. Ref. krönt seine Bemerkungen über Hrn. V.'s Werk mit der folgenden über das Muweschschah, welches weder mit chanson, wie Hr. V. es übersetzt, noch mit Hymnus, wie Slane dasselbe nennt, noch als Gürtelgedicht (wie es Hr. Freytag übersetzt) richtig charakterisirt ist; sowohl Lieder als Hymnen können in dieser Form eingelegter Verse von verschiedenem Sylbenmaße gedichtet werden, woher dieselben den Namen Wischah oder Wuschah haben,

---

nario historico p. 74 zur falschen Angabe veranlaßt worden seyn mag, daß Hadschi Chalfa das Todesjahr des Ibn Faradh ins J. 576 d. H. setze, unter welchem Jahre in Hadschi Chalfa (selbst nicht in Carli's Uebersetzung) kein Wort von Ibn Faradh, während die zu Konstantinopel gedruckten chronologischen Tafeln seinen Tod richtig i. J. 632 angeben.

*) Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher, III. Bd. S. 234.

welches aber keineswegs einen Gürtel bedeutet. Für das Wort Gürtel kennt Ref. neun arabische Synonyme [1]), von denen aber keines Wuschah, welches nur zwey Bedeutungen hat, nämlich erstens das eines Wehrgehänges über die Schulter, baudrier, und zweytens ein Frauenhalsband, wo zwischen zwey gleichen Edelsteinen ein anderer eingeschaltet ist. Von den eben so wechselnden Reimen ist der Name Mowaschschah hergenommen, und für den Erfinder dieser Form gilt der große Philologe Abd Rebbihi, nach welchem schon der große Geschichtschreiber Ibn Asakir in einem besonderen, auf der Bibliothek des Eskurials befindlichen Werke eine Anleitung zur Verfassung solcher Gedichte schrieb [2]). Diese beyden Gesetzgeber des Mowaschschah, welche Hr. Freytag nicht kennt, lebten also weit früher, als der von ihm angeführte, i. J. d. H. 540 verstorbene spanische Dichter Ebubekr Jahja Ben Abderrahman Ibn Bakii, welchen Abulfeda unter dessen Sterbejahre als Verfasser von Muwaschschahat preist. Mohammed Ben Abdol Asafi, dessen Muwaschschah Hr. V. dem anderthalbhundert Jahre früheren Motenebbi in den Mund legt, lebte ums J. 515 (1121). Höchst seltsam ist es, daß weder Hr. Freytag, noch irgend ein anderer Orientalist bisher bemerkt hat, daß einige dieser Muwaschschahat ganz die regelmäßige Strophe der ottave rime haben, welche schon in der Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Spanien gäng und gäbe war, denn der Erfinder derselben, Ibn Abd Rebbihi, starb i. J. 328 d. H. (940), so daß also die Ehre der Erfindung der ottave rime nicht den Italienern, sondern den Arabern in Spanien zuzuschreiben ist.

Wir gehen nun von der Schilderung der Sitten der Araber unter dem Chalifate der Beni Omeije in Spanien sogleich zu der ihrer Länderverwaltung und ihres Handels über, und überblicken später die historischen Werke, deren beyde äußerste Punkte die älteste Geschichte der Araber vor Mohammed und die Einfälle der Sarazenen in Frankreich. Die Abhandlung über die Länderverwaltung unter dem Chalifate, als gekrönte Beantwortung der von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgege-

---

[1]) Bathan der Bauchgürtel, Taßdir der Brustgürtel, Sefif der vordere Sattelgurt, Hakab der hintere Sattelgurt oder Schwanzriemen des Kameels; dann als Theil der Kleidung von Männern und Weibern, die sieben Synonyme Hisam, Nithak, Mantik, Sonnar, Sendscheb, von Weibern Dschomman, Sendschian, Bendschlis, der Hosengürtel Tikket, Hemijan, Hoset.

[2]) Kasiri I. p. 127, mit einer Liste von 29 spanischen Dichtern, Verfassern von Muwaschschahat.

benen Preisfrage: »Wie die Verwaltung der Provinzen des arabischen Reichs in der Zeit der Selbstständigkeit des Chalifates, also seit der Entstehung des arabischen Reiches und dessen Begründung durch den Islam bis gegen Ende des eilften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, beschaffen war?« zerfällt in drey Hauptstücke und einen Anhang. Das erste Hauptstück erzählt den geschichtlichen Verlauf der Staatseinrichtungen und der Provinzialverwaltung des Chalifats; das zweyte gibt die Eintheilung der Statthalterschaften des Chalifats, ihre Besteuerung und Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten; und in dem dritten endlich wird das System der arabischen Staatsverwaltung aufgestellt. Der Anhang enthält sieben Stücke, nämlich erstens die Uebersetzung des Schreibens des Chalifen Osman an Ebu Musa el-Eschaari über die Pflichten des Richteramtes; zweytens die Uebersetzung des Sendschreibens Abdolhamid's des Staatssekretärs, des letzten Chalifen der Beni Omeije, an die Sekretäre; drittens die Uebersetzung des Schreibens Husein Ben Tahir's, des Vaters Abdallah's Ben Tahir, des Statthalters in Aegypten, Mamun's, des siebenten Chalifen aus dem Hause Abbas, an seinen Sohn, über die Pflichten eines Statthalters. Diese drey Muster von Verhaltungsregeln für den Richter, Staatssekretär und Statthalter (die drey wichtigsten Aemter arabischer Staatsverwaltung) sind in den Prolegomenen Ibn Chaldun's enthalten, und hier zum ersten Male übersetzt worden. Ibn Chaldun und das Werk Mawerdi's (gest. i. J. d. H. 450, d. i. 1058) sind die besten Quellen über arabisches Staatsrecht und arabische Staatseinrichtungen, und sind schon länger, wenigstens dem Namen nach, bekannt; aber nicht einmal dem Namen nach kannte man bisher die beyden anderen Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft, nämlich die Beschreibung der Regierung der Bekenner des Islams *), und die politische Abhandlung oder Regentenspiegel, das Werk Ebu Nedschib Suhrwerdi's, welcher fünf Jahre vor dem Regierungsantritte Ssaloheddin's starb, und der Jugend desselben als Rath und Leiter gedient, nicht zu vermengen mit dem Philosophen Schihabeddin Suhrwerdi, welcher im vorletzten Jahre der Regierung Ssalaheddin's auf Befehl desselben von dessen Sohne, Statthalter zu Haleb, hingerichtet ward. Die Abhandlung Ebu Nedschib's ward zweymal ins Türkische übersetzt, das erste Mal unter Sultan Selim I., welche Uebersetzung aber so selten war, daß der osmanische Histo-

*) Tahrir fi tedbir ehlil-Islam.

riograph Naima die Unmöglichkeit, derselben ansichtig geworden zu seyn, beklagt; das zweyte Mal unter der Regierung Abdolhamid's, aus welcher die im Anhange gegebene Inhaltsanzeige genommen ist. Das erste Hauptstück der Beantwortung der Preisfrage beginnt mit den ersten Kunden moslimischer Staatseinrichtung von der Zeit Ebubekr's und Omar's, welcher der eigentliche Gründer der Staatsgewalt des Islams, und hebt die vorzüglichsten, auf Staatseinrichtungen sich beziehenden Momente aus, bis herunter ins eilfte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Im zweyten Hauptstücke werden die Statthalterschaften des Chalifats zur Zeit seiner größten Ausdehnung in Osten und Westen überblickt nach der folgenden Reihe der Länder, nämlich: 1) Arabien; 2) Syrien; 3) Afrika; 4) Sicilien; 5) Spanien; 6) Persien in seiner weitesten Ausdehnung, nämlich das arabische und persische Irak, Chusistan und Achwas, Fars, Chorasan, Dilem, Thaberistan, Dschordschan und Derbend; 7) Aegypten. Das dritte Hauptstück endlich, in welchem das System der arabischen Staatsverwaltung entwickelt wird, zerfällt in die folgenden zehn Abtheilungen: 1) Von der Rechtspflege, von den Verwaltern derselben, nämlich dem Richter (Kadi), dem Entscheider gesetzlicher Streitfragen (Mufti), dem Aufseher der frommen Stiftungen, dem Vorsteher der Propheten-Verwandten (Nakib); 2) von Dienern der Moschee; 3) von dem Lehrstande; 4) von den Kopfsteuern und Grundsteuern, nämlich: von den friedlichen Abgaben (Fei), von der Grundsteuer (Charadsch): 5) von den Diwanen, d. i. von den Finanzkammern oder der Kriegs- und Staatskanzley; 6) von der Polizey; 7) von der Schaarwache (Schorta); 8) von den Emiren; 9) von den Wesiren; 10) von dem Chalifen, Imam oder Emir ol-muminin und dem Sultan. Die Unterabtheilungen dieses Abschnittes sind bereits oben in der Note erwähnt worden. Den Beschluß macht die Uebersicht der Verwaltung Aegyptens während der ersten vier Jahrhunderte der Hidschret. Da Ref. zugleich der Verfasser, so ziemt ihm nicht, hier mehr von dem Werke selbst zu sagen, und er benützt nur diese Gelegenheit, um zu einem der interessantesten Artikel, nämlich zu dem von der Polizey, einen interessanten Nachtrag zu liefern. Vor der Erscheinung dieser Abhandlung war der Mohtesib, der zu Konstantinopel Ihtisabagasi heißt, bloß als der Marktrichter bekannt *), aber das Wort Hisbet, welches sich in Freytags Wörterbuch nur als munus viri, qui *Mohtesib*

---

*) Des osman. Reiches Staatsverfassung und Staatsverwaltung. Wien 1815. II. 87.

appellatur, und der Mohtesib als praefectus rerum vendendarum erklärt ist, war noch nirgends in seinem ganzen Umfange als Polizey entwickelt worden. Der Verfasser entwickelte die wahre Bedeutung desselben bloß aus seinen Quellen, indem er sagt: »Es ist unmöglich, die Verrichtungen der Poli»zey deutlicher und bestimmter zu bezeichnen, als dieses Mawerdi, »Ibn Dschemaat und Ibn Chaldun in den vorstehenden Auszügen »gethan haben. Der Mohtesib war also der Polizeyvogt, und »keineswegs bloß der Marktrichter, und noch weniger ein Rech»nungsbeamter, wie dieses Wort bisher von Orientalisten irrig »übersetzt worden ist.« Seitdem Rec. dieses schrieb, fand er seine Ansicht durch den Inhalt eines besonderen, ihm später zu Handen gekommenen kleinen Werkes, dessen Inhalt im Anzeigeblatte des LXXX. Bandes dieser Jahrbücher gegeben worden ist, auf das vollkommenste bestätigt, und er trägt hier etwas mehr aus dem Inhalte der vierzig Hauptstücke desselben zur näheren Kenntniß des Umfanges und Bereiches der arabischen Polizey nach. Das Wort Hisbet hat die Wurzelbedeutung der Rechnung, Rechenschaft, Zurechnung oder des Rechnens auf Jemanden; so ist die gewöhnliche Formel der Bettler: Hisbeten lillah, am treuesten mit: rechnend auf Gott, zu übersetzen, so wie Hasbi Allah mit: Ich rechne auf Gott, oder auch: Gott ist mir genug. Der Araber sieht also in der Polizey die Staatsbehörde, welche mit ihm rechnet, und auf die er rechnen kann; welche ihn zur Rechenschaft zieht, und welche ihm für seine Sicherheit genügt. Alles dieses findet sich in dem oben angeführten Werke, dessen Titel: Das Ende der Abstufung in dem Begehren der Polizey, auf das vollkommenste bestätigt. Das erste Hauptstück handelt von dem, was dem Polizeyvogt vor Allem erforderlich; vor Allem nämlich, daß er selbst die gegebenen Vorschriften befolge, daß er sich selbst streng an die Sunna, d. i. die Sitten und Gebräuche des Propheten halte, daß sich derselbe die Nägel und den Bart beschneide, sich keiner goldenen Geschirre und seidenen Kleider bediene, und unbestechlich sey. 2) Von der Aufsicht (der polizeylichen) über die Marktplätze und Gassen. Sie seyen geräumig, gut gepflastert, und jedem der verschiedenen Erwerbszweige sey sein gehöriger Platz angewiesen, alle Zünfte ihrem Zunftmeister untergeordnet, die Wege seyen reinlich gehalten, und alles, was den freyen Durchzug hindert, aus dem Wege geräumt. 3) Von den Gewichten und Maßen. Hier ist eine interessante Zusammenstellung der verschiedenen Gewichte, die sich unseres Wissens nirgends so genau und vollständig findet. Der Zentner hat nicht hundert Pfunde oder hundert Okka, sondern hundert Rotl; das

Rotl ist aber in verschiedenen Städten ein anderes; es werden hier deren sechs verschiedene aufgeführt: a) Das älteste Rotl der Beni Monkad hat 684 Drachmen, d. i. 12 Okka, das Okka zu 57 Drachmen; b) das Rotl von Haleb 756 [1]) Drachmen, das Okka zu 63; c) das Rotl von Haleb 600 Drachmen, das Okka zu 50; d) das Rotl von Himß 794 Drachmen, das Okka zu 66 [2]) Drachmen und 1 Gran gerechnet; e) das Rotl von Hama 660 Drachmen, das Okka zu 55 Drachmen; f) das Rotl von Bagdad ein halbes Menn, d. i. 130 Drachmen, da das ganze Menn deren 260 hat; der Miskal (das Goldgewicht) hat einen Dirhem und dritthalb Danik, d. i. 24 Kirat oder 58 Gran (Habbe): der syrische Dirhem hat 60 Gran. Eben so sind die Kornmaße nach den verschiedenen Städten verschieden; das Kornmaß (Kofeis) von Schiraf hat 16 Sünbül, d. i. einen Metzen (Mikjal), welcher zu Schiraf achthalb Rotl; der Kofeis von Hama und Himß hat um zwey Sünbül weniger, und der von Haleb und Maara um drey Sünbüle mehr als der von Schiraf. 4) Von den Wagen und den verschiedenen Arten derselben, nämlich der griechischen, koptischen, und den hierzu verwandten Gewichten. 5) Von der Aufsicht über die Kornverkäufer, welche hauptsächlich die Reinigung des Getreides mittelst Sieb und Reiter zum Zwecke hat. 6) Von der Aufsicht über die Bäcker, die Knetung des Teiges. 7) Von der Aufsicht über die Backöfen in den verschiedenen Stadtvierteln; von den Backöfen, worin Brot gebacken, und von denen, worin Fleisch oder Fisch geröstet wird. 8) Von der Aufsicht über die gehörige Bereitung der Honigkuchen (Sulabije). 9) Von der Aufsicht über die Schlächter (Dschesar) und die Fleischer (Kaßab), scharf darauf zu wachen, daß die Thiere nicht anders, als nach der durch das Gesetz vorgeschriebenen Art und Weise geschlachtet werden; daß die Abziehung der Haut (Selch) nicht geschehe, so lange das Schaf noch warm, was der Chalife Omar, als er zu Medina bey einem Schlächter, der eben ein Schaf schlachtete, vorbeyging, zugerufen. Alle Theile des geschlachteten Thieres können zum gesetzlichen Almosen (Sekja) verwendet werden, ausgenommen die Zähne und Klauen. Es ist verboten, die geschlachteten Thiere aufzublasen. Den Fleischern ist verboten, das Fleisch auf die Estrade (Maßtabe) vor ihrer Bude auszulegen, um nicht dadurch die Kleider der Vorbeygehenden zu verunreinigen; es ist ihnen verboten, Ziegen und Schaffleisch, und fettes

[1]) Im Manuscript steht 724, was ein Schreibfehler, wie das Product der Multiplication ausweist.

[2]) Im Manuscript ebenfalls gefehlt 60 statt 66, der Gran ist 1/6.

und mageres Fleisch unter einander zu vermengen. 10) Von der Aufsicht über die Bratenköche. Um zu wissen, ob das Fleisch gehörig gebraten, muß die Wage zu Rathe gezogen werden; wenn es ein Drittel seines Gewichts verloren hat, so ist es gut; wenn es aber noch mehr als zwey Drittel wiegt, muß es abermal in den Ofen geschoben werden. 11) Von der Aufsicht über die Schafsköpfeverkäufer (Rewasin) [1]). Es ist darauf zu sehen, daß dieselben die Schafsköpfe und Kälberfüße wohl waschen und reinigen, daß sie die Schafsköpfe nicht mit den Ziegenköpfen vermengen, und das Fett der Füße nicht mit dem des übrigen Körpers vermischen. 12) Von der Aufsicht über die Fischverkäufer. Darauf zu sehen, daß dieselben allnächtlich die Fische einsalzen, sie von den Schuppen gehörig reinigen, und keine faulen verkaufen. 13) Von der Aufsicht über die Garköche. Sie sollen nicht Ziegen- und Schaffleisch, dann Kuh- und Kameelfleisch mit einander sieden; sie sollen dasselbe wohl waschen und klopfen u. s. w. 14) Von der Aufsicht über die Köche des Heriset (eine Art von Muß aus gekochtem Weizen mit eingebröckeltem Fleische), welches die Nacht über im verschlossenen Topfe gekocht, und des Morgens vor dem bey der Entsiegelung des Topfes gegenwärtigen Polizeyoffiziere herausgenommen werden solle. 15) Von der Aufsicht über die Fettabschöpfer; um darauf zu sehen, daß sie das Fett nicht mit anderen Stoffen vermengen, um das Gewicht zu vermehren, und von der Läuterung des Fettes. 16) Von den Zuckerbäckern. Von den verschiedenen Arten des Halwa, von welchem besonders die Fliegen abzuhalten; von den verschiedenen Zeichen, wenn der Sud desselben gut. 17) Von der Aufsicht über die Kräutler (Ssajadile); wöchentlich den Vorrath derselben zu untersuchen, und ob die medizinischen in gehöriger Ordnung; von dem Kochen der Absude aus denselben u. s. w. 18) Von der Aufsicht über die Spezereyhändler (Attarin); von den verschiedenen Arten der Spezereyen (Akakir), als Moschus, Safran, Ambra, Aloe, Kokusnüsse, Myrobalanen [2]). Darauf zu wachen, daß der Moschus nicht schon in der Blase verfälscht, daß statt wahrer Ambra nicht falsche verkauft werde. Dasselbe gilt vom Kampfer und vom Safran, vom Senf, von der Schminke (Ghalijet), welche ebenfalls unter die Spezereyen gerechnet wird, der Aloe, dem Sandelholz und den Myrobalanen. 19) Von den Sorbetverkäufern. Unter dem Scher-

[1]) Aus den Schafskopfverkäufern sind durch Druckfehler im Anzeigeblatte (LXXX. S. 60) Schuster gemacht worden.

[2]) Im LXXX. Bande, Anzeigeblatt S. 60, durch Druckfehler Algovbolanen.

bet wird hier nicht nur der süße, eisgekühlte Abguß von Früchten, sondern auch der medicinische Sorbet; nicht nur das erfrischende Getränke, sondern auch das reinigende Trankel verstanden, dessen Bereitung nach den besten Dispensatorien (Akrabadin) zu verfertigen ist; als solche werden die Sabur's, das von Mekka und der Kanon Avicena's genannt. Man sieht, daß die zwey Gewerbe, der Kräutler und Sorbetverfertiger, zusammen die arabische Apothekerzunft vorstellen, während die Spezereyhändler zugleich die Parfumeurs sind. 20) Die Fettverkäufer (Semanin)[1]; sie verkaufen nicht allein Butter und Fett, sondern auch Oel, Milch und Honig, auf deren unverfälschten Verkauf die Polizey zu wachen hat. 21) Von den Leinwandverkäufern, auf deren Moralität ganz besonders zu sehen, nach dem Ausspruche des Chalifen Omar. Hier werden mehrere, insgemein Kauf und Verkauf regelnde Worte des Propheten angeführt; derselbe verbot dem Verkäufer, seine Waare selbst zu preisen oder durch andere preisen zu lassen; dieses Lob der zu verkaufenden Waare, sey es durch den Verkäufer selbst, sey es durch bestellte Proneurs und Claqueurs, heißt im Arabischen Nedschsch; diese Bedeutung fehlt im Golius, findet sich aber im Kamus[2]). Der Prophet sagte: »Preiset nicht gegenseitig eure Waaren an, und grollet euch gegenseitig nicht, und beneidet einander nicht, und drehet euch einander nicht gegenseitig den Rücken, sondern seyd Diener Gottes, und Brüder unter einander.« Eben so verbot der Prophet den Käufern, den Verkauf einer schon gefeilschten Waare durch Abreden rückgängig zu machen; er sagte: Der Mann verderbe nicht den Verkauf seines Bruders zu seinem eigenen Vortheile, und überbiete nicht seinen Bruder durch Preisen der eigenen Waare. Eben so ist es durch das Wort des Propheten verboten, die Waare eines anderen zum Vortheile des eigenen Verkaufes herunterzusetzen. Der Prophet verbot das vor ihm übliche Molameset, d. i. das Aufzwingen des Kaufes einer Waare, weil dieselbe der Kauflustige schon berührt und untersucht hat; moslimische Buchhändler dürften also im Geiste des Islams nicht auf den Umschlag ihrer Bücher drucken: Aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen. Der Prophet verbot das Monabeset, d. i. das Aufzwingen des Kaufes einer Waare, weil der Kauflustige gesagt: Wirf's mir her, und der Verkäufer ihm dieselbe zugeworfen; eben so ist der un-

---

[1]) Nicht Semajun, wie im Anz. Bl. LXXX. 50 durch Druckfehler.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe II. Bd. S. 354.

mäßige Gewinn (Morabahat) verboten. 22) Von den Ausrufern der Waare (Monadin) und Unterhändlern (Dellalin), und der Ueberwachung derselben. 23) Von der Ueberwachung (Hisbet) der Weber, der vorgeschriebenen Länge und Breite des Gewebes, der nothwendigen Güte des Garnes und der Wolle u. s. w. 24) Von der Aufsicht über die Schneider und den vorgeschriebenen Maßen der Kleider, daß sie weder zu lang, noch zu kurz seyen, daß jedes Kleid binnen einer Woche verfertigt werde; darauf zu sehen, daß die Flickschneider (Refajim) kein ihnen von Walkern oder Wäschern zugesandtes zerrissenes Kleid anders, als in Gegenwart des Eigenthümers übernehmen. Den Mützenverkäufern ist verboten, dieselben anders als in der hergebrachten Form anzufertigen. 25) Von den Baumwollhändlern (Kattanin). Sie sollen nicht alte und neue, weiße und rothe Baumwolle unter einander mengen, dieselbe wohl krämpeln. Den Weibern ist verboten, vor den Thoren der Krämplerbuden zu sitzen, um die Reinigung der Baumwolle abzuwarten. In dem Sinne dieser uralten arabischen Polizeyverordnung ist die jüngst durch die Zeitungen bekannt gemachte Sultan Mahmud's gegeben, worin es heißt: »Da seit einiger Zeit die Verkäufer »von Galanteriewaaren (Tahafdschi), die Verkäufer von Frauen»schuhen (Jeminidschi), die Tuchverkäufer (Tschokadschi), »die Kleinwaarenhändler (Edschfadschi) junge Ladendiener »mit rothen Hauben (Fes Schuruta), Kalpak oder ihre Söhne »vor ihren Buden sitzen lassen, welche dort mit den Weibern zu»sammenkommen, da die meisten derselben in ihren Buden Ma»gazine und besondere Gemächer haben, in welche die Weiber, »um zu handeln, gehen, und da man gesehen, daß sie sich sogar »unterstanden, zu Galata und Pera in die Buden, wo Gefror»nes verkauft wird, hineinzugehen, und Gefrornes zu essen; so »ist es nothwendig geworden, diese Sache in Ordnung zu bringen, »und die Weiber in ihren Schranken zu halten. Da die obge»dachten Zünfte von jeher ehrsame Leute gewesen, so sollen die»selben auch hinfüro dergleichen bartlose Jungen mit Fes Schu»ruta und Kalpak, seyen es nun Armenier, Griechen, Katho»liken, Juden oder von was immer für einer anderen Religion, »entfernen; die Meister sollen, wenn sie ja Diener bedürfen, ält»liche und ehrsame Leute, wie sie selber, in Dienst nehmen; die »Weiber sollen sich ja beyleibe nicht unterstehen, die Magazine *)

*) Das Wort Magazin kömmt, wie bekannt, aus dem arabischen Machsen, مخزن statt deßselben gebraucht die Staatszeitung das aus dem Italienischen verderbte Magase! مغازه

»und besonderen Gemächer zu betreten, sollen von außen spre»chen und gehen; so sollen dieselben auch nicht in die Buden der »Kleinwaarenverkäufer hineingehen, sondern, was sie immer von »Kleinigkeiten brauchen, von außen nehmen, und den Preis da»für hinlegen. Auch soll sich kein Weib unterstehen, den Bu»den, wo Gefrornes verkauft wird, in die Nähe zu kommen.« 26) Von der Ueberwachung der Hanfverkäufer. Der beste Hanf ist der von Dschise in Aegypten, der ja nicht mit dem syrischen von Nablus zu vermischen. Auch hier ist, wie bey den Baumwollverkäufern, darauf zu wachen, daß die Weiber nicht vor den Buden sitzen bleiben. 27) Von der Aufsicht über die Seidenverkäufer, denen die verschiedenen Kniffe, deren sie sich bedienen, um das Gewicht der Seide zu vermehren, zu verwehren sind. 28) Von der Aufsicht über die Färber, sowohl die der rothen Seide, als des Garnes. Einige bedienen sich statt des gewöhnlichen Färberkrapps (rubia tinctorum)[1] der Henna (Lawsonia inermis), welche zwar für den Augenblick ein glänzendes Roth gibt, das aber bald an der Sonne verbleicht; andere verderben die Farbe mit zuviel Alaun. Auf die Kleider, welche in die Farbe kommen, müssen die Namen der Eigenthümer geschrieben werden, um alle Verwechslung zu verhindern. Viele Färber erlauben sich, an Festtagen die ihnen anvertrauten Kleider an Fremde auszuleihen. 29) Von der Aufsicht auf die Stiefelmacher (Esakife)[2]; sie sollen sich keines verbrannten Leders bedienen, und fest nähen, und sich zum Futtern (Unterlage?) keiner Schweinshaare, sondern nur der Haare von der Fuchsschnauze bedienen; sie sollen den Tag, an welchem sie die Arbeit zu liefern versprochen, genau einhalten; sie sollen die Weiberstiefeln nicht mit Metallblättern und dergleichen beschlagen, welche beym Gehen tönen, wie dieß der Brauch der Weiber von Bagdad. 30) Von der Aufsicht auf die Wechsler, d. i. die Verwechsler des Goldes und des Silbers. Es ist ihnen verboten, reines Gold und Silber für unreines, oder unreines für reines zu verkaufen, z. B. ägyptische Silbermünzen für tyrische. Es ist ihnen verboten, ganze Goldmünzen für beschnittene zu verkaufen, um an der Menge den Unterschied hereinzubringen. Eben so ist es ihnen verboten, ghasanische Denare (d. i. die berühmtesten des reinsten Goldes von Ghasan geschlagen) als saburische

---

[1]) Fuwweh in Freytag's Lexikon mit Fragezeichen als rubia angesetzt, ist ganz sicher dieselbe, da der türkische Kamus III. 743 den türkischen Namen des Krapps Kisilkök angibt.

[2]) Nicht Haubenmacher, wie im Anzeigeblatte des LXXX. Bandes S. 50 dieser Jahrbücher irrig übersetzt worden.

(altpersische), oder Dukaten für fränkisches Papier (Karatis el-efrendschijet) zu verkaufen. 31) Von der Ueberwachung der Vergolder und Goldschmiede. Es ist ihnen nicht erlaubt, Steine Goldringen einzusetzen, ehe diese in Gegenwart ihrer Eigenthümer gewogen worden. Der Staub und die Asche der Goldarbeiter werden verkauft, weil dieselben immer mit Goldstaub vermengt. 32) Von der Aufsicht auf die Eisen- und Kupferschmiede; auf die Solidität ihrer Arbeit zu sehen, daß nämlich die Geschirre nicht leicht zerbrechen. Den Schmieden ist verboten, alte Nägel, unter den neuen vermengt, zu verkaufen. 33) Von der Aufsicht auf die Thierärzte, deren Kunst unter die schwierigste gehört, weil die Thiere nicht sprechen können. Der Thierarzt muß nicht nur die Krankheit der Thiere und die Symptome derselben, sondern auch die Eigenschaften der Schönheit und Güte der verschiedenen Thiere kennen. In den veterinärischen Werken werden dreyhundert zwanzig verschiedene Krankheiten der Thiere angegeben. 34) Von der Aufsicht über die Sclaven und Lastthiere. Beym Verkaufe der Sclaven muß der Name und die Beschreibung derselben genau in ein Protokoll eingetragen werden, um die gestohlenen so leichter auffinden zu können. Die Besichtigung der weiblichen darf nur in Gegenwart von Frauen geschehen. Mädchen dürfen am ganzen Leibe, Knaben aber nur bis auf den Nabel und von unten bis an den Schenkel vor dem Verkaufe besichtigt werden. Die Sclavin darf von ihrem Kinde, so lange dasselbe nicht sieben Jahre alt, nicht getrennt werden. Es ist verboten, Sclaven und Sclavinnen, die Moslimen sind, an Ungläubige zu verkaufen. Da die Besichtigung der Schamtheile der Knaben verboten, so ist es Pflicht des Verkäufers, die verborgenen Fehler oder Gebrechen anzugeben, weil sonst der Kauf ungültig. Dasselbe gilt von verborgenen Krankheiten, welche nicht schon aus der ungesunden Gesichtsfarbe erkannt werden können, z. B. Hämorrhoiden. 35) Von der Aufsicht über die Bäder. Sehr umständlich über den Nutzen und Schaden, über die Einrichtung und Polizey derselben. Der Polizeyvogt muß die Bäder täglich besuchen, und besonders darauf wachen, daß die Sittlichkeit durch die Entblößung der zu sehen verbotenen Theile nicht verletzt werde, denn der Prophet fluchte dem Anschauenden und Angeschauten. 36) Von der Aufsicht über die Aderlasser und Schröpfer. Niemanden sey Ader zu lassen erlaubt, der nicht mit dem Systeme der Adern und mit der Anatomie der Glieder genau bekannt. Der Aderlasser habe gute Augen, oder schärfe sich das Gesicht wenigstens durch Augensalben; er lasse keinem Sclaven und keinem Kinde zur Ader ohne Erlaubniß des Herrn und des Vaters; auch darf nicht ohne Erlaubniß

des Arztes zur Ader gelassen werden. Der Aderlasser muß außer seinem gehörigen Werkzeuge, dem auszubreitenden Tuche, Lanzetten u. s. w., mit allerhand Pflastern und Spezereyen versehen seyn, als Moschus, Bibergeile u. dgl., um sie bey eintretender Ueblichkeit dem, welchem zur Ader gelassen wird, unter die Nase zu halten. Zu Anfang und zu Ende des Mondes ist nicht gut schröpfen, am besten beym Vollmonde. 37) Von der Aufsicht auf die Aerzte, Augenärzte und Wundärzte, und die von denselben zu bestehenden Prüfungen. Die Aerzte werden aus dem Kanun des Avicena, die Augenärzte aus dem Werke Honein Ben Ishak's, d. i. aus seinen zehn Büchern über das Auge, vom Polizeyvogte geprüft. 38) Von der Aufsicht der Knabenerzieher. Die Knaben dürfen den ersten Unterricht nicht in den Moscheen erhalten, um alle Gefahr von Verunreinigung zu beseitigen. Der Unterricht beginnt mit den kurzen Suren des Korans, geht dann auf die Sunna, die Rechenkunde und Schreibekunst über. Mit sieben Jahren verrichtet der Knabe sein Gebet mit der Gemeine in der Moschee, denn der Prophet hat gesagt: »Lehrt eure Knaben, wenn sie sieben Jahre alt sind, und schlagt sie für Unterlassung mit zehn. Die Schläge dürfen aber nicht bis zur Gefahr eines Beinbruchs gegeben werden, und am besten auf die Sohlen. Lehrer dürfen ihre Schüler nicht zu Diensten ihres Hauses verwenden. Schlüpfrige Gedichte, wie die des Ibn Hidschadsch und der Diwan Ssari ed-Dellal's, sind eben so, wie ketzerische Verse, welche die Familie des Propheten schmähen, den Knaben aus den Händen zu nehmen. 39) Von der Aufsicht auf die Unterthanen Nichtmoslimen. Da dieser Abschnitt einer der wichtigsten, so folgt derselbe hier in seiner vollen Ausdehnung übersetzt.

Das Band der Unterthanschaft kann nur vom Imame (dem Fürsten), oder von dem, welcher hiezu vom Imame befugt worden, gewährt werden, und zwar nur solchen Ungläubigen, welche heilige Schriften (Kitab) und Symbole (Schebhet) besitzen, wie die Juden, Christen und Magier, aber nicht denen, so dergleichen nicht besitzen, wie die Götzendiener, die vom Islam Abtrünnigen, die Freygeister und Gottlosen; diesen wird das Band der Unterthanschaft nicht gewährt, und sie können in moslimischen Staaten nur wenn sie sich zum Islam bekehren geduldet werden. Als Bedingniß muß ihnen auferlegt werden, was ihnen Omar auferlegt hat in dem an sie wegen des Tributs (Dschisijet) erlassenen Sendschreiben; er befahl ihnen nämlich, dunkle Kleider zu tragen, den Juden, ein rothes oder gelbes Tuch über die Schulter zu werfen, den Christen, einen Gürtel zu tragen oder ein Kreuz anzuhängen, den Weibern derselben, Schuhe von zweyerley Farben zu tragen, den einen weiß und den anderen schwarz. Wenn der Simmi (Raja) ins Bad geht, muß er ein eisernes, ehernes oder bleyenes Halsband tragen, um sich dadurch gleich beym ersten Anblicke vor allen

anderen zu unterscheiden. Der Polizeyvogt muß ihnen verbieten, Pferde zu reiten, Waffen zu tragen oder sich mit dem Schwerte zu umgürten. Wenn sie Maulesel reiten, müssen sie dieselben nach der Breite reiten, das ist so, daß die Füße auf einer Seite. Ihre Häuser dürfen nicht höher seyn, als die der Moslimen, und sie dürfen sich auch denselben auf den Straßen nicht drängen, sie müssen ihnen auf der engeren Seite des Weges ausweichen, dürfen sie nicht zuerst grüßen, und ihnen in Gesellschaften nicht vorsitzen. Es wird ihnen zur Pflicht gemacht, die Moslimen, welche in ihren Häusern oder Kirchen absteigen, zu bewirthen. Es ist ihnen verboten, Wein und Schweine in Vorschein zu bringen, laut Psalmen zu singen, sich der Glocken zu bedienen, und bey ihren Festen oder Leichenbegängnissen die Stimme zu erheben. Alles dieses hat Omar in seinem Sendschreiben an dieselben zur Bedingung gemacht. Abschnitt. Die Kopfsteuer wird von ihnen nach Klassen erhoben: der Ärme zahlt einen Dinar (Dukaten), der Mittlere zwey, der Reiche vier für den Kopf. Wenn der Steuereinnehmer kömmt, stellt sich der Simmi vor ihm mit der Hand in seinem Busen, und erst auf die Anrede des Steuereinnehmers: O Ungläubiger, bring deinen Tribut! zieht er die Hand aus dem Busen hervor, und erlegt den Tribut. Mit dem Tribute wird ihnen zugleich die Pflicht auferlegt, keinen Moslim zu bekämpfen, keine Moslimin zu heiraten, keinen Moslim in seiner Religion zu stören, keinem den Weg abzuschneiden, keine Moslimin zu schimpfen, in welchen Fällen nicht nur das Band der Unterthanschaft zerrissen ist, sondern er auch der Todesstrafe oder Plünderung seiner Kinder verfällt. Ueber alles dieses zu wachen, ist des Polizeyvogtes Pflicht.

Abschrift eines Vertrages der Unterthanenschaft unter beygesetzter Zeugenschaft (Unterschrift) der Juden oder Christen. »Wir begehren Sicherheit für unsere Personen, »Kinder, Güter, Familien und Glaubensgenossen, und machen uns hin»wieder gegen euch verbindlich, in unseren Städten und in der Umgebung »derselben kein Kloster, Kirche, Klause oder Zelle von Neuem zu er»bauen, oder wenn dieselben verfallen, zu erneuern; wir wollen es kei»neswegs hindern, daß Moslimen in unseren Klöstern und Kirchen ab»steigen, sey es bey Tag, sey es bey Nacht, wir wollen die reisenden »Moslimen drey Tage lang bewirthen. Wir verbinden uns, unsere »Kinder den Koran nicht zu lehren, und unseren Gottesdienst nicht öffent»lich zu halten, und keinen unserer Verwandten zu hindern, den Islam »anzunehmen, wenn sie wollen; wir verbinden uns, die Moslimen zu »ehren, und vor ihnen, wenn sie in Gesellschaft kommen, aufzustehen, ihnen »in keinem Kleidungsstücke ähnlich zu seyn vom Fuße bis auf den Kopf »und bis auf die Scheitelung des Haares. Wir machen uns verbindlich, »nicht mit ihren Worten zu sprechen, nicht mit ihrer Schrift zu schrei»ben, keiner Sättel uns zu bedienen, kein Schwert umzugürten, keine »Waffen zu tragen, keine Siegelringe arabisch stechen zu lassen, keinen »Wein in Vorschein zu bringen, die Vorderseite des Hauptes nicht zu »scheeren, Gürtel zu tragen, unsere Kreuze und Bücher vor den Augen »der Moslimen zu verbergen, uns in Gesellschaften, Gassen und Wegen »zu den Moslimen nicht zu drängen, unsere Stimme bey der Lesung in »unseren Kirchen oder sonst in Gegenwart von Moslimen nicht zu erhe»ben; an unseren Festen und bey dem Begräbnisse unserer Todten weder »unsere Stimme zu erheben, noch Lichter zu zeigen, in den Straßen der »Moslimen mit unseren Todten durch ihre Quartiere und Märkte nicht

»durchzuziehen. Wir verbinden uns, keinen Moslimen zum Sclaven zu »machen, sie nicht zu schmähen, zu schlagen, nicht in ihre Wohnungen »zu sehen, und keine gefangenen Moslimen zu kaufen. Wir verbinden »uns, uns den Geboten der moslimischen Befehlshaber zu fügen, keine »Moslimen zu bekämpfen, und sie nicht im Geringsten zu beeinträchtigen. »Hiezu verbinden wir uns gegen euch für unsere Personen und Glaubens»genossen, und nehmen dafür die Sicherheit in der Unterthanschaft »(Simmet) Gottes und der Moslimen, daß ihr keinem von uns auf»erlegt, was nicht zu ertragen oder was nicht ausbedungen worden; daß »ihr keinem von uns Unrecht thut an seiner Person und seinen Kindern, »Betorte und Gefolge. Wenn einer solches Unrecht begeht, so falle das»selbe auf seinen Kopf; wann hingegen einer von uns dem Versprochenen »zuwider handelt, so gelte keine Unterthanschaft und kein Vertrag, und »ihr seyd mit Recht befugt, uns als Halsstärrige zu behandeln.«

Wenn den Ungläubigen solcher von ihnen selbst begehrter Vertrag der Unterthanschaft zugestanden worden, so fällt die Verletzuug desselben »auf ihre eigenen Seelen; demjenigen aber, der Gott fürchtet, zeigt er »einen Ausweg aus aller Bedrängniß.«

Dieser Unterthansvertrag, deßgleichen unseres Wissens noch nirgends in Vorschein gekommen, enthält den Kern moslimischer Intoleranz gegen Juden und Christen, und lebt in allen moslimischen Reichen fort, wo der Islam noch in seiner vollen Reinheit besteht. — Das vierzigste Hauptstück enthält endlich die Details mehrerer, in den vorigen nicht erwähnter, aber doch unter polizeyliche Aufsicht (Hisbet) gehöriger Gegenstände, als von der Beschaffenheit des Prügels (Suth), der Peitsche (Dere), welche aus Kuhhaut geschnitten, der Sträflingsmütze (Tharthur), cylinderförmig, wie die der Derwische Mewlewi, gestickt, mit vielfarbigen Quasten, Glocken, Fuchs- und Katzenschwänzen verbrämt, welche vor dem Amtsgebäude aufgehängt ist, um dem Polizeyvogt Ansehen zu verschaffen, und den Leuten Schrecken einzuflößen. Der Weintrinker wird mit vierzig Geißelhieben bestraft, oder wenn es seine Haut aushält, auch mit achtzig (nach dem Beyspiele des Chalifen Omar); der Mann wird bis auf die Schamtheile entkleidet, und erhält die Hiebe auf die Arme, Schenkel und Rücken; das Weib wird zwar öffentlich, aber bekleidet, gegeißelt; die Ehebrecherin wird gesteinigt. Die polizeyliche Zurechtweisung (Taasir) für mindere Vergehungen besteht entweder in mündlichem Verweise oder in dem Eselsritte mit der Sträflingsmütze. Wenn der Polizeyvogt einem begegnet, der Wein trägt oder Musik macht, wird der Wein ausgegossen und das Geschirr und die Instrumente zerschlagen. Um die Weiber zu überwachen, begibt sich der Polizeyvogt oft an die von denselben am häufigsten besuchten Oerter, als da sind die Bäder, die Spaziergänge, Märkte, Begräbnißstätten, und wenn er dieselben mit jungen Leuten im Gespräche

antrifft, erhalten beyde Theile die verdiente polizeyliche Zurechtweisung. Er schafft von den Grabstätten sowohl die weheklagenden, als leidtragenden Besucherinnen ab, nach den zwey Worten des Propheten: Die Wehklagende und die sie umgebende Schaar gehören ins Feuer, und wieder: Gott flucht den Besucherinnen der Gräber. Bey Leichenbegängnissen dürfen sich die Männer mit den Weibern nicht vermengen, und die letzten ihre Gesichter hinter der Bahre nicht enthüllen. Huren und Sängerinnen werden bey wiederholter Betretung aus der Stadt verwiesen; Hermaphroditen und Unbärtige dürfen sich nicht verkleidet unter die Weiber mischen; der Polizeyvogt wacht darauf, daß die Moscheen reinlich erhalten, und auf keinerley Weise entheiligt werden; daß sich die Gebetausrufer keine Neuerungen in der Modulation der Stimme erlauben; daß die Minarete Niemand, als die Muesine zur Zeit des Gebetausrufs besteigen, und daß diese (wie sie sich hiezu feyerlich verbinden) das Gebet mit verschlossenen Augen ausrufen, um nicht unwillkürlich in die Häuser und Hareme zu sehen. Der Gebetausrufer muß in der Zeitkunde und den acht und zwanzig Stationen des Mondes wohl bewandert seyn, um zu wissen, in welcher Station sich der Mond zur Zeit befindet, wo das erste Morgengebet ausgerufen werden muß, indem dieselbe gerade gegenüber der Morgenröthe beginnt. Die Muesine dürfen für den Gebetausruf Geld nehmen, aber nicht die Imame für die Verrichtung des Gebetes. Die Polizey sieht darauf, daß die Koransleser den Koran nicht, statt zu declamiren, singen, was gesetzlich verboten; die Declamirung desselben auf den Gassen ist verboten, so wie auch das Absingen ketzerischer Hymnen Der Polizeyvogt findet sich auch bey Gericht ein, um die verhängten Strafen zu vollziehen, und ermahnt nöthigenfalls selbst den Richter. Im Buche Ibnol Kasim Dhomeiri's wird erzählt, daß der vom Chalifen Mostasher zu Bagdad bestellte Polizeyvogt in der Moschee Mansur den Richter der Richter im Gespräche mit Leuten angetroffen, und zu demselben gesagt: Heil über euch! Gott hat im Koran gesagt: Sie, die wir auf die Erde gestellt, daß sie das Gebet aufrecht erhalten und Almosen geben, daß sie das Gebotene befehlen und Verbotene verwehren, und bey Gott ist das Ende der Geschäfte. Hiezu hat Gott den Chalifen und mich und dich als seine Stellvertreter bestimmt, um Gottes Gebote aufrecht zu erhalten, so daß es uns am ersten obliegt, durch Beobachtung der Gebote Gottes gutes Beyspiel zu geben, denn wir sind das Salz der Erde, und wenn wir verderben, so verderben die Zustände der Menschen. Die Moschee

ist kein Ort für deine Gesellschaft, denn im Koran ist's befohlen, in den Moscheen früh und spät zu beten.. Die Moschee ist kein Ort, um Recht zu sprechen, denn wenn vor dir ein Weib tritt als Klägerin wider ihren Mann, welche im Zustande der Reinigung, oder ein Maulеseltreiber, welcher dieselbe mit kothigen Füßen betritt, so ist sie verunreinigt. Der Richter der Richter verließ auf diese Ermahnung sogleich die Moschee. Der Scharfsinn des Polizeyvogtes bewährt sich vorzüglich in der Ueberwachung der verschiedenen Innungen und Zünfte, um die Betrügereyen und Verfälschungen der Waaren zu verhindern. So muß er z. B. darauf sehen, daß die Wäscher nicht mit Kali, Borax oder Natron die Wäsche verderben; daß die Wasserträger ihre Schläuche nicht etwa am Ufer, wo das Wasser unrein, sondern in der Mitte des Flusses füllen, nicht etwa unter dem Ausflusse eines Bades oder in der Nähe einer Lohgärberey. Die Lastthiere, welche Wasserschläuche tragen, müssen Glocken an dem Halse haben, um schon von weitem gehört zu werden. Die Polizey sieht darauf, daß die Thiere nicht zu schwer beladen, oder unbarmherzig mit Schlägen mißhandelt werden, daß sie nicht unnöthiger Weise beladen in den Straßen stehen bleiben, und daß sie ihr gehöriges Futter erhalten. Dieses kleine Werk, welches freylich nicht zwey Foliobände stark, wie das berühmteste französ. Werk Traité sur la police, oder andere bändereiche Werke über die Polizeywissenschaft, schließt mit den folgenden Worten: »Der »Polizeyvogt (Mohtesib) sey ein Rechtsgelehrter, wohl kundig »der gesetzlichen Verbote, denn wenn er ein Unwissender, gehen »alle Geschäfte schlecht, und er fällt in das, was nicht recht. »Wir flehen zu Gott um Gesundheit und Hülfe, Reinigkeit und »Leitung, und wir rechnen auf Gott, welcher ein guter Sach»walter.«

Ueber das Verdienst von Stüwe's Handelszüge der Araber hat sich bereits Heeren in einem, dem Werke aus dem Göttingen'schen Gelehrtenanzeiger vorgedruckten günstigen Urtheile ausgesprochen, und das geographische Verdienst desselben hat Zeune in einem freyen Vortrage, welcher in der Berliner Gesellschaft für Erdkunde im Winter 1837 gelesen, und in den Annalen derselben gedruckt worden, hervorgehoben. Die Einleitung enthält die Kritik der Quellen, für deren Herausgabe, namentlich der geographischen, noch so viel zu thun ist, und bisher von dem Translation fund (außer Batuta's Reisebeschreibung, Ißfahani's trockenem Namenregister, und dem ersten Theile von Ewlia's Reisebeschreibung) nichts geleistet worden. Hr. St. erhebt sich mit Recht wider die Annahme Uylenbroek's, daß das von Ouseley unter dem Namen Ibn Haukal's übersetzte Werk

den Obeidollah Ibn Chordadbe zum Verfasser habe, stimmt aber mit ihm darin überein, daß das von Ouseley übersetzte Werk keine Uebersetzung des arabischen Ibn Haukal's seyn könne, da dieser sein Werk erst zwischen 976 und 978 vollendete, während jenes nach inneren Gründen viel früher, im Anfange des zehnten Jahrhunderts, geschrieben seyn muß. »Vielleicht ist es zu glauben,« heißt es in der Note, »daß Istachry, den Uylenbroek fälschlich für Ibn Khordadbeh hält, der Verfasser der mehrfach erwähnten Geography ist.« Da der wahre Ibn Haukal und der falsche, trotz Uylenbroek's Abhandlung über denselben, noch immer nicht ausgemittelt sind, so schätzt sich Ref. glücklich, über diese Frage den folgenden Auszug eines Briefes Hrn. Hauptmann Rawlinson's aus Kermanschah vom 2. Februar 1837 mitzutheilen, welcher durch den Fund eines bisher unbekannten geographischen Werkes über diese Frage neues Licht verbreitet.

»Ich verschaffte mir jüngst eine Handschrift, welche die streitige Frage über Ibn Haukal zu entscheiden scheint. Meine Handschrift führt den Titel: Mesalikol-memalik, d. i. Straßen der Länder, und enthält vier verschiedene persisch geschriebene geographische Werke. Das erste ist, wie aus der Vergleichung der durch die drey Theile von Ouseley's Reisebeschreibung zerstreuten, aus dem Soor ol Buldan (Ssiwerol-Boldan) gezogenen Stellen erhellt, ohne allen Zweifel dasselbe Werk, aus welchem Sir W. Ouseley, wie er selbst berichtet, einige Jahre zuvor seine orientalische Geographie von Ibn Haukal übersetzte. Die Vorrede zu meiner Handschrift erzählt, daß unter der Regierung Ali Chodscha Naßir Ben Mohammed Weli [1]), des Fürsten der Rechtgläubigen, König von Bochara, in der königl. Bibliothek ein arabisches Werk unter dem Titel: Eschkjalol-Aalem [2]) (Gestalten der Welt), verfaßt von Ebul Kasim Ben Ahmed El-Dschei-hani [3]), gefunden ward, welches auf Befehl des Schahs von Abdul-Aßghar Ali Ben Abdes-selam [4]), dem Sekretär, ins Persische übersetzt ward. Diese Handschrift ward i. J. d. H. 1008 (1599) geschrieben, aber weder das Datum des arabischen Originals, noch das der persischen Uebersetzung ist angegeben; das erste, welches allein von Wichtigkeit, und sich durch innere Gründe bestimmen läßt, war das vierte Jahrhundert der Hidschret, denn in dem Abschnitte von Fars bestimmt der Verfasser die Zeit, wo es geschrieben ward, durch die Aufzählung der Herrscher der Dynastie der Beni Saman bis zu Nuh Ben Manßur, dem Herrscher zur Zeit, wo das Werk geschrieben ward, welches das Datum desselben zwischen das Jahr 385 und 406 der H. setzt. Da indessen des Schahname in demselben Abschnitte Erwähnung geschieht, so muß das Werk zu Ende obiger Epoche verfaßt worden seyn.

---

1) علی خواجه نصیر بن محمد ولی 2) اشکال العالم

3) ابوالقاسم احمد الجیهانی 4) عبد الاصغر بن عبد السلام

Wie ist es also möglich, daß Uylenbroek das Werk (nämlich Ouseley's angeblichen Ibn Haukal) dem Ibn Chordadbe zuschreibt, welcher, nach Herbelot's Angabe, zu Ende des dritten Jahrhunderts der Hidschret starb [1]), und in dessen (Ibn Chordadbe's) von Abulfeda und Hamdallah Mestufi angeführten Stellen ich keine Aehnlichkeit mit denen meiner Handschrift finde. Uylenbroek's Meinung entstand vielleicht aus der Identität des Titels Mesalikol-memalik, welchen beyde Werke, sowohl das Ibn Chordadbe's, als das von Ibn Haukal übersetzte, führen; der wahre Titel des Werkes Ibn Chordadbe's findet sich in der Vorrede zum Nushetol-kulub Hamdallah Mestufi's, nämlich Mesalikol-memalik, verfaßt von Ebu Kasim Ben Chordadbe Chorasani. Wir finden in einer Stelle des Muschterik, daß Ibn Haukal i. J. d. H. 978 reiste [2]), das Werk Eschkjalul-Aalem (Dscheihani's) war ganz gewiß zwanzig Jahre später verfaßt [3]) Ich glaube, daß dieses Werk eine Abkürzung Ibn Haukal's zum Behufe der Erklärung der von Dschaihani zum Ibn Haukal's Werke verfaßten Karten sey. Die in Abulfeda und Jakut zerstreuten Citationen aus Ibn Haukal sind in Dscheihani sehr zusammengezogen, wiewohl der Sinn erhalten. Dabey ist zu bemerken, daß wo immer von persönlichen Umständen die Rede, immer der Ausdruck: Verfasser des Buches, gebraucht wird, was mich in der Meinung bestärkt, daß derselbe sich auf das Werk Ibn Haukal's bezieht, für welches Dscheihani seine Karten verfertigte. Ich denke, die Vergleichung meiner Handschrift mit der zu Leyden befindlichen Ibn Haukal's würde zu einem entscheidenden Resultate führen. Aber welcher ist der wirkliche Name Ibn Haukal's und seiner Herkunft? Köhler nennt ihn, nach der Leydner Handschrift, Ebul Kasim Mohammed Ibn Haukal el-Bagdadi, aber im Asarol-Bilad Sekeria's von Kaswin heißt er Mosuli; dieß ist eine andere Schwierigkeit [4]).

Nach dieser Mittheilung wäre also der angebliche Ibn Haukal Ouseley's unter dem dreyfachen Titel von Söwer ol-Boldan, d. i. die Formen der Länder, Eschkjalol-Aalem, d. i. die Figuren der Welt, und Mesalikol-memalik, d. i. die

[1]) Nach dem Dschihannuma S. 389 i J. d. H. 300 (912).

[2]) Er reiste vom J. 931—960, und schrieb sein Werk ums J. 976. Siehe Frähn's Ibn Foßlan (XXIV, Note, nach Uylenbroeck).

[3]) Diese auf die obige Angabe, daß Dscheihani's Werk bis auf Nuh Ben Manßur, d. i. bis zum vierten Jahrhundert d. H., herunterreiche, gegründete Behauptung, widerspricht der Angabe Frähn's J. Foßlan (XXII, Note), daß Dscheihani Wesir Ismail I. und Naßr II. zu Ende des dritten und zu Beginn des vierten Jahrhunderts d. H. gelebt.

[4]) Diese Schwierigkeit ist durch Jakut's Angabe gelöst, welcher sagt, daß Ibn Haukal Kaufmann von Moßul gewesen; dieß widerspricht keineswegs dem Bagdadi der Leydner Handschrift, indem er zu Bagdad geboren, zu Moßul gewohnt haben kann. Diese Doppelbenennung nach zwey verschiedenen Städten, deren eine der Geburtsort, die andere der Wohnort, kömmt in Ibn Challikjan häufig vor.

Straßen der Länder, als das Werk Dscheihani's ausgemittelt, und ein äußerer Grund der Bestätigung läge noch in den vier Theilen der Handschrift Hrn. Rowlandson's, was mit der Angabe Hadschi Chalfa's übereinstimmt, daß das Werk aus vier Büchern (Esfar) bestehe; freylich sagt Hadschi Chalfa: in vier dicken Büchern; nur ist noch hier der schon oben erwähnte Widerspruch der Angabe Mesudi's zu lösen, indem Dscheihani, der Wesir Ismail's I. und Naßr II., d. i. bis ins J. 331 d. H., während die Handschrift Hrn. R.'s noch Nuh's Ben Manßur's und des Schahname erwähnt, und also um ein halbes Jahrhundert später geschrieben worden seyn muß. Wenn die Angabe Hadschi Chalfa's von den vier dicken Büchern richtig, und die Handschrift Hrn. R.'s nicht vier dicke Bücher enthält, so wäre also noch mit gutem Grunde zu bezweifeln, ob dieselbe wirklich das Werk Dscheihani's, oder vielleicht nur ein Auszug aus demselben mit späteren Zusätzen. Dieser Widerspruch ist noch eben so wenig gelöst, als der zwischen de Sacy's und Uylenbroek's Angabe von der Zeit, in welcher der wahre Ibn Haukal sein Werk geschrieben haben soll, nämlich in dem J. d. H. 366 (976), und der Stelle des Muschterik, nach welcher Ibn Haukal im J. 378 (988) die Stadt Baßra in Maghrib verwüstet sah. Uylenbroek legt zwar auf diese Stelle wenig Gewicht (Sed hoc testimonium parvi faciendum est), aber Jakut ist ein so verläßlicher Schriftsteller, und die Stelle so klar, daß dieselbe wirklich beachtet zu werden verdient. Sie lautet in der vor uns liegenden Handschrift des Muschterik (einer außerordentlich schönen, durchaus correcten, mit Vocalen versehenen) wie folgt, unter dem Artikel Baßra: »Das zweyte Baßra ist die Stadt Maghrib nahe bey Sus el-Akßa, welche verwüstet. Ibn Haukal erwähnt ihrer, und sagt, ich habe sie i. J. 378 gesehen, wo sie schon verwüstet war; auch erwähnen derselben Ebu Obeid el-Bekri der Andalusier und Beschari« [1]). Bis zur Lösung dieser Widersprüche über die genaue Bestimmung der Epoche, in welcher Dscheihani und Ibn Haukal schrieben, scheint uns durch Hrn. Rowlandson's Handschrift und Mittheilung wenigstens ausgemacht: daß der Verfasser des Pseudo-Haukal's Ouseley's weder Ibn Chordadbe (wie Uylenbroek glaubt), noch Ißtachri (wie Charmoi meint) [2]), sondern wirklich Dschei-

[1]) Uylenbroek sagt: Ibn Haukal erwähne bey diesem Baßra noch eines zweyten Schriftstellers Resabi, wovon in unserer Handschrift keine Spur, und welches also wohl nur eine Unkorrektheit der Leydner Handschrift.

[2]) In seiner Relation de Masoudy in der Denkschrift der Petersburger Akademie.

hani sey. Die drey ältesten, von Ibn Haukal als Quellen angeführten arabischen Länderbeschreibungen sind das Tesferet von Ebul Feredsch, Ibn Dschaafer, gest. 337 (948), und die Länderbeschreibungen Dscheihani's und Ibn Chordadbe's [1]), welche also alle drey älter als Ibn Haukal. Aelter als derselbe sind auch die von Dschahif (gest. i. J. 255 d. H.), von Sarchasi (gest. i. J. 286, persisch herausgegeben von Ali B. Isa) und Belasori (gest. i. J. 279), welche alle drey dem dritten Jahrhundert der Hidschret angehören, und deren Sterbejahr genau bekannt, während die ihrer beyden Nachfolger Ißtachri und Ibn Haukal, welche im vierten Jahrhundert der Hidschret schrieben, nicht bekannt, wohl aber die von zwey anderen Länderbeschreibern desselben Jahrhunderts, nämlich das Sterbejahr Ibn Chordadbe's des Wesirs, welches im Dschihannuma, laut Frähn [2]), als das Jahr 300 (912) angegeben ist, und das Ibrahim el-Enbari's, des Verfassers des Buches der Districte und Horizonte, gest. 312 (924); Mokaddesi's, gest. i. J. 444 (1042), Werk führt den Titel: Ahsenet takasim, d. i schönste der Eintheilungen Die Zeit endlich, in welcher Hasan Ben Ahmed el-Mohellebi lebte, ist durch die Regierung des Chalifen Asisbillah, für den er sein Werk verfaßte, und welcher von 365—386 regierte, bestimmt. Alle diese Werke tragen, so wie das geographische Mesudi's, 346 (975), den gemeinsamen Titel Mesalikol-memalik. Mesudi erwähnt in seinem Werke Tenbih des ältesten arabischen Reisebeschreibers Moslim Ben Moslim Horrami, der i. J. 231 (845) aus griechischer Gefangenschaft ausgelöst worden. Im vierten Jahrhundert der Hidschret reisten Ahmed Ben Foßlan, der Gesandte des Chalifen Moktedir an den König der Bulgaren, und Ebu Delf Mosir el-Mohelhel el-Chasredschi. Ebu Obeid el-Bekri, ebenfalls Verfasser eines geographischen Wörterbuches, welches Jakut dem seinen zum Grunde gelegt, starb i. J. d. H. 487 (1094). Die Zeit, in welcher vier andere im Dschihannuma (S. 13 u. 14) angeführte Verfasser von Länderbeschreibungen lebten, nämlich: 1) Merakeschi, 2) Ahmed B. Sehl Ahmed, 3) Ofri und 4) Abderrahim Meschhedi, ist nicht bekannt. Einige dieser Werke tragen aber, außer dem gemeinsamen Titel von

---

[1]) Journal des Savants 1813, p 22 stehen Ebilfaradh und Ibn Dschaafer, wie das Tesferes als drey besondere Werke während sie nur Eines.

[2]) In Ibn Foßlan XXI ist S. 389 angegeben, was aber eine falsche Citation.

Länderbeschreibung, noch besondere; so heißt das Ißtachri's auch Kitabol-ekalim, d. i. das Buch der Erdgürtel; das Werk Ahmed Ben Sehl's heißt auch Ssiwerol-ekalim, d. i. die Gestalten der Erdgürtel, und das Werk Dscheihani's heißt auch Ssiwerol-Boldan und Eschkjalol-aalem, wie wir aus der Handschrift Hrn. R.'s gelernt. Die kaiserl. Hofbibliothek besitzt eine Handschrift dieses Werkes mit den Eschkjalen (Figuren), d. i. den Karten, auf denen alle Oerter und Flüsse, abenteuerlich genug, rechte Winkel bilden. Hadschi Chalfa gibt bey dem Ssiwerol-ekalim Ben Sehl's die Eintheilung desselben an, welche genau der Eintheilung der persischen Handschrift der Hofbibliothek entspricht, so daß entweder diese wirklich die persische Uebersetzung des arabischen Werkes Ben Sehl's seyn muß, oder wenn dieselbe keinen falschen Titel trägt, eines und dasselbe Werk mit der Handschrift Hrn. R.'s. Ouseley sagt, daß sein Ibn Haukal aus einer unvollständigen und ungenauen Handschrift des Ssiwerol-Boldan übersetzt worden sey, dessen Stellen er in den drey Theilen seiner Reisebeschreibung häufig aufgenommen hat, und hiemit wäre denn wenigstens ausgemittelt, daß der Pseudo-Haukal Ouseley's eines und dasselbe Werk mit dem Ssiwerol-Boldan Hrn. R.'s und der kais. Hofbibliothek ist. Nach den eben genannten arabischen Geographen und Reisebeschreibern des dritten und vierten Jahrhunderts der Hidschret trat im sechsten Idrisi, der sogenannte Geographus nubiensis, auf; dann folgten im siebenten der Scheich Ebu Hasan Ali von Herat (gest. i. J. d. H. 611), der Verfasser der Andeutungen der Wallfahrten; Jakut von Hama, der Verfasser der beyden berühmten geographischen Wörterbücher, gest. 626 (1228); Kaswini, der Verfasser der Naturgeschichte und Geographie, gest. 682 (1282), und Ibn Said el-Maghrebi, gest. 673 (1275) *). Im achten Jahrhundert Ibnol-Wardi, gest. 758 (1357), welcher als der Verfasser eines naturhistorischen und geographischen Werkes in die Fußstapfen Kaswini's trat; endlich Abulfeda, der große Geschichtschreiber und Geograph. Im neunten die Verfasser zwey anderer, Titel von Länderbeschreibungen führender Werke, nämlich Ebul Hidschadsch Jusuf el-Kermani, gest. 839 (1435), und Ebul Hasan Ssaid B. Ali el-Dschordschani, gest. 881 (1476). Abulfeda ist als der Schlußstein der arabischen Geographie, so wie Ibn Batuta, welcher im achten Jahrhundert der Hidschret reiste, der Schlußstein der arabischen Reisebeschreiber, indem die späteren Länder- und Reise-

*) Charmoy's relation de Masoudy VI.

beschreiber (den großen ägyptischen Topographen Makrisi ausgenommen) nur Wiederholer ihrer Vorgänger [1]); aber selbst dieser hatte in der Topographie Kairo's den Elkindi, gest. i. J. d. H. 246 (860), den Kodhaai, gest. 454 (1062), den Ibrahim Ben Waßifschah [2]) und den Chalil B. Schahin, welcher in der Hälfte des neunten Jahrhunderts lebte, zu Vorgängern. Dasselbe gilt von den Topographien Mekka's, Medina's, Jerusalem's, Haleb's, Bagdad's und Damaskus, welche mit Kairo der große Heerwagen arabischer Topographie. Aus Damaskus stammte der Imam Schemseddin Ebu Abdallah Mohammed ed-Demeschki, der Verfasser der Auswahl der Welt in den Wundern des festen Landes und des Meeres [3]), welcher den Reigen der Geographen des zehnten Jahrhunderts d. H. anführt, wenn Hadschi Chalfa's Angabe richtig [4]). Ins zehnte Jahrhundert gehören in jedem Falle der Verfasser des weitläufigsten Mesalikolmemalik, nämlich das vom Zeitgenossen Sojuti's in seinen Klassen der Grammatiker aufgeführte Schemseddin Mohammed Ben Jusuf el-Kermani el-Omri's [5]), nach Hadschi Chalfa's Angabe aus zwanzig Bänden bestehend, welches aber wahrscheinlich ein Schreibfehler für zwey, indem das auf der bodleianischen Bibliothek befindliche Exemplar nur aus zwey Theilen besteht [6]). Noch ins letzte Jahr des achten Jahrhunderts gehört Mohammed el-Homeiri's, gest. i. J. 900 (1494), wohlriechender Garten in der Kunde der

---

[1]) Die vollständigste Aufzählung von dritthalbhundert Quellen arabischer, persischer und türkischer Geographie, Chorographie und Topographie im dritten Bande der Hertha, S. 47—93.

[2]) Charmoy berichtigt das Datum Hadschi Chalfa's von 925 in 625. Relation de Masoudy IV.

[3]) Nochbheted-deher fi adschaibil berr wel bahr.

[4]) Gest. 994 (1585). Dieses Datum hält Hr. Charmoy (Relation de Masoudy VIII) für irrig, weil die Petersburger Handschrift das Datum 795 trägt; allein der Fehler kann hier in dem falschen Datum der Handschrift liegen, indem die Daten, so wie die Titel der Werke von betrügerischen Buchhändlern oft genug verfälscht werden. Indessen ist dieser Demeschki ganz verschieden von Ebubekr Ben Behram ed-Demeschki, dem Uebersetzer der großen Geographie Cluver's, welcher im siebzehnten Jahrhundert gelebt, und woraus Ibrahim Moteferrika das Dschihannuma ergänzt hat (Dschihannuma S. 11 und 422).

[5]) Dieser Kermani ist eben so wenig mit dem obigen gleichnamigen Verfasser eines Mesalik, gest. 839 (1435) zu verwechseln, als die beyden obgenannten Demeschki.

[6]) Siehe die Inhaltsanzeige in der Hertha, III. Bd. S. 49—52.

Regionen [1]); und im Anfange des zehnten Jahrhunderts, nämlich im J. 922 d. H. (1516), lebte Ibn Ajas, der Verfasser nicht nur des Blumendufts in den Wundern der Länder [2]), aus welchem Langlé's Auszüge gegeben [3]), sondern auch der Blumenwiese der Zeitbegebenheiten [4]). Noch erwähnen wir zweyer Werke über Ruinen, welche nur dem Namen nach bekannt, bisher nirgends in Vorschein gekommen, nämlich: Uebrige Denkmale verflossener Jahrhunderte [5]), von Ebu Rihan M. Jemmed el-Biruni, gest. i. J. d. H. 330 (941), und das Buch der Ruinen [6]), von Alaeddin Scheich Ali el-Buchari, gest. i. J. 684 (1285). Ebu Rihan Biruni, einer der frühesten und größten persischen Geographen, ist der Verfasser mehrerer höchst wichtiger astronomischer, geographischer und naturhistorischer Werke, von denen bisher leider nur das auf der Bibliothek des Eskurial befindliche über die Edelsteinkunde [7]) dem Inhalte nach näher bekannt. Die Grundwerke persischer Astronomie und Geographie aber, nämlich sein Buch der Gestirnung und der Mesudisische Kanon [8]), so genannt, weil dieses Werk für den Sultan Mesud, Nachfolger Sultan Mahmud's des Ghasnewiden, verfaßt, sind bisher nur dem Titel nach aus dem Güside [9]) bekannt.

---

1) Rausol-muattar fi chaberil-akthar.

2) Nesckkol-eſhar fi adschaibil-akthar.

3) VIII. Band der Notices et extraits.

4) III. Bd. S. 49—52.

5) Aſsarol-bakije min kurunil-chalije.

6) Kitabol-efnijet.

7) Casirius I. Bd. S. 322.

8) Kitabet-tendschim.

9) LXXIII. Bd. dieser Jahrb. S. 70. Hamdallah Mestufi, der Verfasser des Güside, ist zugleich der Verfasser der besten persischen Geographie, nämlich des Rushetol-kolub (Ergötzlichkeit der Herzen), dessen Titel augenscheinlich eine Nachahmung des Rushetol-muschtak (Ergötzlichkeit des Sehnsüchtigen) Idrisi's. Zu Vorgängern hatte er, außer dem großen Mathematiker und Astronomen Biruni, der i. J. 421 d. H. schrieb, nur den ersten Verfasser eines Adschaibol-machlukat (Wunder der Geschöpfe) Ahmed von Tus, gest. i. J. d. H. 555 (1160), in dessen Fußstapfen der spätere Kaswini trat, und zu seinem Nachfolger den Emin Mohammed Rasi, Verfasser des Heft-iklim, d. i der sieben Erdgürtel, gest. i J. 1010 (1601), welches bey jeder Stadt die Dichter und großen Männer derselben erwähnt (Dschihannuma S. 14). Persisch sind aber auch vermuthlich einige der vom Verfasser des Muhit erwähnten Werke

Wir haben hier diese kurze Zusammenstellung der berühmtesten arabischen, persischen und türkischen Geographen gegeben, um mit Einem Blicke den Reichthum der Quellen zu überschauen, aus welchen, wenn sie Hrn. Stuve zugänglich gewesen wären, ein Schatz von Kunden über die Handelszüge und Handelsartikel, Karawanen und Märkte der Araber zu Tage hätte gefördert werden können. Zwey der berühmtesten und größten arabischen Geographen waren Kaufleute, nämlich Ibn Haukal, der Kaufmann von Moßul, und Jakut (ein geborner Grieche), der Kaufmann von Hama; kostbare Nachrichten über den Handel

über die Schiffahrt der indischen Meere, wie z. B. der alten persischen Piloten Leis Ben Kehlan, Mohammed Ben Schadan, Sehl Ben Aban, Ahmed Ben Madschid von Dscholsar in Oman, Suleiman Ben Ahmed von Schihir in Dschuref; aber arabische Werke über die Schiffahrt der östlichen Meere sind das Umdetol-mehret, d. i. die Säule der Vortrefflichen; das Tohfetol-fohul, d. i. das Geschenk der Hengste (großen Männer); das Minhadschol-fachir fi ilmil-bahref-fachir, d. i der rühmliche Pfad in der Wissenschaft des hochwogenden Meeres; das Koladetesch-schumus, d. i. das Halsband der Sonnen; alle vier verfaßt von Suleiman Ben Ahmed Mehri und von Sidi Alisade aus Galata, dem Verfasser der Reisebeschreibung Miretul-memalik, d. i. Spiegel der Länder, und das Muhit, d. i des Oceans, benützt und in Auszug gebracht. Das Muhit, als die Beschreibung der östlichen Meere (auf der Bibliothek des Museo Borbonico zu Neapel und in der Sammlung des Referenten), ist das Seitenstück zum Bahrije, d. i. Seeatlas des mittelländischen Meeres, von Biri Reis (auf der kais. Hofbibliothek aus der Sammlung des Referenten). Außer diesen nautischen Werken, dem Dschihannuma und der Beschreibung Rumili's und Bosniens von Hadschi Chalfa, und der Reisebeschreibung Ewlia's, hat die türkische Literatur nur noch ein halbes Dutzend geographischer Werke von Belang aufzuweisen, nämlich: 1) Das Tohfetes-seman we Charidetol-awan, d. i. das Geschenk der Zeiten und die Perlen der Aeonen, von Mustafa Ben Ali, dem Zeitbestimmer an der Moschee Sultan Selim's, nach den sieben Erdgürteln eingerichtet; 2) das Lewamijn-nur, d. i die Lichtstrahlungen, welches die Uebersetzung Hadschi Chalfa's von Mercator's Atlas; 3) die große Geographie Cluver's, übersetzt von Ebubekr Behram Demeschki; 4) das Ewsahol-mesalik, d. i. die augenscheinlichste der Straßen, von Sipahisade Mohammed Efendi, gest. i. J. 997 (1588), eine Uebersetzung des Takwim Abulfeda's in Form eines Wörterbuches; 5) die Uebersetzung Merakeschi's von Burhaneddin Ibrahim dem Moderris; und 6) das Menasirol-aawalim, d. i. die Ansichten der Welten, von Aaschik Mohammed dem Richter übersetzt 1005 (1596), das letzte auf der kaiserl. Hofbibliothek.

sind daher vorzüglich im letzten zu suchen. Doch enthält auch das Werk Ibn Haukal's deren nicht wenige, wie z. B. die Kunde über die Entstehung der Ambra unter dem Artikel der Stadt Santarin in Spanien. Diese Stelle ist um so merkwürdiger, als es dieselbe ist, deren, nach der Angabe Hadschi Chalfa's, Ibn Challikjan in seinen Lebensbeschreibungen erwähnt, und welche Silv. de Sacy und Uylenbrock, durch Hadschi Chalfa's Angabe aufmerksam gemacht, in Ibn Challikjan vergeblich gesucht haben, so daß der letzte sie als gar nicht im Ibn Challikjan vorhanden erklärt hat. Die Ursache dieser vergeblichen Nachforschung ist ein Schreibfehler der Pariser Handschrift und der, deren sich Uylenbrock bediente. Die von Hadschi Chalfa angeführte Lebensbeschreibung ist nämlich die Jusuf el-Kjumi's, und nicht El-Karchi's, wie in den beyden obgenannten Handschriften steht. Diese Stelle findet sich aber auch nicht in dem vielfach mangelhaften und schlecht geschriebenen Exemplare der kais. Hofbibliothek, wohl aber in dem schönen, kompleten, der Bibliothek Raghibpascha's zu Konstantinopel, aus welcher ich die Abschrift dem literarischen Eifer und der gütigen Freundschaft des k. k. Gränzdolmetsches Herrn Ritters v Erko danke; sie befindet sich wirklich, wie Hadschi Chalfa sagt, unter Jusuf El-Kjumi, und lautet wie folgt: »Ibn Haukal erwähnt in seinem »Buche der Straßen und Länder, daß Santarin am Ocean gele»gen, wo die Ambra an's Ufer treibt, die man nicht im mittel»ländischen Meere und anderen Orten, sondern nur hier antrifft. »Zu einer gewissen Zeit des Jahres erscheint zu Santarin ein »Thier in der Mitte des Oceans, welchem eine Wolle, weich wie »Seide und goldfarb, entfällt, von welcher man Kleider webt, »und vielfärbig färbt, deren sich die Könige der Beni Omeije in »Andalus bedienen, und die weder ausgeführt werden, noch käuf»lich sind; ein solches Kleid kömmt auf tausend Dukaten zu ste»hen wegen seiner Seltenheit und Schönheit. Gott weiß es am »besten. Einer der Trefflichen von Andalus hat mir erzählt, er »habe ein solches Kleid gesehen, dessen Gewebe feiner als das »der Spinne gewesen Gepriesen sey die Allmacht und Weisheit »Gottes, der in jedes Ding seltsame Eigenschaft gelegt; sein Lob »sey erhöht! Bey Gott, wie wahr spricht nicht Ebu Nuwas:

»In jedem Ding sind Wunderzeichen,
»Die Gottes Einheit uns beweisen.«

Die Verfasser der anderen oben erwähnten geographischen Werke sind aus rein geographischem Gesichtspunkte ausgegangen, wie Abulfeda, oder rein mathematischen und naturhistorischen,

*) In Tydeman's Specimen Nr 853.

wie Biruni, oder vom religiösen der Wallfahrten, wie die Verfasser der verschiedenen (in der Hertha aufgezählten) Menasik, d. i. Anweisungen zur Verrichtung der Wallfahrtspflichten oder zum Besuche der Gräber von Heiligen; von den letzten hat sogar der größte türkische Reisende seinen Namen, indem er sich keinen anderen Zweck seiner Reisen, als den Besuch der Grabstätten von Heiligen (Ewlia) gesteckt. In gleicher Absicht reiste der Verfasser der Andeutungen in der Kunde der Besuche der Wallfahrtsörter, welcher der einzige ist, welchem Mit- und Nachwelt des Morgenlandes den Ehrennamen des Reisenden (Saih) zuerkannt hat, und welcher als solcher in den Lebensbeschreibungen berühmter Männer Ibn Challikjan's allen anderen von Ibn Challikjan genannten Verfassern von Länder- oder Reisebeschreibungen bey weitem durch das Interesse seiner Biographie vorleuchtet; dennoch hat bisher keiner der Orientalisten, welche sich mit arabischer Geschichte und Geographie beschäftigt, von demselben Kunde genommen; er hätte ihnen schon durch seinen Beynamen des Reisenden in die Augen springen, und durch das, was Ibn Challikjan von dessen Inschriftenmanie (überall seinen Namen aufzuschreiben) und seinem eigenen Besuche an desselben Grabe erzählt, die Aufmerksamkeit der Orientalisten, welche nach Kunden von Länder- und Reisebeschreibern spürten, in Anspruch nehmen sollen. Wir füllen diese, von unseren Collegen bisher gelassene auffallende Lücke in der Literatur arabischer Hodegetik hier in Kürze mit dem von Ibn Challikjan gegebenen Artikel aus. Ali es-Saih [1]), d. i. Ali der Reisende, gest. 611 (1214), war seiner Familie nach ein Perser von Herat, aber geboren zu Moßul, einer der größten Reisenden, der Berge und Thäler, Länder und Meere durchzog, nichts unerforscht ließ, und überall seinen Namen aufschrieb, so daß derselbe als der eines Beschreibers aller Wälle zum Sprichwort ward [2]), so sagte der Dichter Dschaafer Ibn Schems el-Chilafet, d. i. Sohn der Sonne des Chalifenthums:

---

[1]) Sein ganzer Name: Ebul Hasan Ali Ben Ebibekr Ben Ali el-Herwi el-Moßuli.

[2]) Diese Inschriftwuth hat zu unserer Zeit Niemand weiter getrieben, als der vor einigen Jahren verstorbene Kyselak, welcher seinen Namen in den schönsten Gegenden und Aussichten an die unersteiglichsten Felsenwände mit Uncialbuchstaben angeschrieben, und als gänzlich Unbekannter seinen Namen den Besuchern überall lästig aufgedrungen hat. Die beste Kritik solcher Inschriftmanie ist, was Ref. auf einer mit solchen Inschriften bedeckten Wand gelesen: Tables, chaises et la muraille sont le papier de la canaille.

Der Blätter fand ich viel im Hause von den Lieben,
Von Einem Sinn, wenn auch verschied'nes Wort fand Statt,
Die Erde war vom Thal bis zu dem Berg beschrieben,
Wie von dem Reisenden, gebürtig aus Herat.

Er hielt sich einige Zeit am Hofe Abdol-Melik et-Tahir, des Sohnes Ssalaheddin's, des Herrschers von Haleb, auf, der für ihn außer der Stadt die Medrese erbaute, an welcher der Reisende begraben liegt. Alle Gemächer dieser Medrese fand Ibn Challikjan, als er dieselbe besuchte, voll Inschriften, und er las selbst ober dem Abtritte: Kammerschatz als Wasserplatz *). Am Haupte des Grabes war ein eiserner Ring aufgehängt, an dem nichts Besonderes zu sehen war, den aber der Reisende von seinen entferntesten Reisen mitgebracht, und an seinem Grabe aufzuhängen angeordnet hatte. Ibn Challikjan las dort auch zwey Distichen, die ein durch Haleb nach Aegypten wandernder Reisender aufgeschrieben, und die er als besonders schön anführt:

Erbarme Gott sich deß, der wünschet Heil und Frieden;
Ihm, welchem Reis' ins Land Aegyptens thuet noth.
Mit weißen Wangen kam er her, doch als wir schieden,
Da ward der Wange Weiß durch Trennungsthränen roth.

Ali, der Reisende von Herat, schrieb, außer den Andeutungen zum Besuche der Wallfahrtsstätten, noch das Buch der Heratischen Kanzelreden. Es ist zu wünschen, daß dieses Werk sowohl, als so viele andere, noch nicht im Westen in Vorschein gekommene Reisewerke von den heute so zahlreichen Reisenden nach dem Osten aufgefunden werden mögen. Für den Zweck der besprochenen Preisfrage dürfte in den Andeutungen zu Wallfahrtsbesuchen zwar nur wenig, aber desto mehr in den Reisebeschreibungen der Kaufleute von Profession, wie Ibn Haukal und Jakut, zu finden seyn. Hr. St. hat das durch Uebersetzungen Bekannte getreulich benützt, und die in Hinsicht der genügenden Auskunft über die Märkte und Waaren des arabischen Handels in seinem Werke fühlbare Lücke hauptsächlich durch geographische, sehr weitläufige Details aus den durch Uebersetzung bekannten Reisebeschreibungen auszufüllen gesucht. Sein Werk zerfällt in drey Abschnitte, deren erster von der Beschaffenheit des arabischen Handels überhaupt, der zweyte von dem Landhandel, der dritte von dem Seehandel überschrieben ist. Der zweyte handelt in drey Unterabtheilungen von Afrika, Asien und Osteuropa; hier ist eine der größten Lücken, es fehlt nämlich der ganze Verkehr des Ostens mit Westeuropa, nämlich mit

*) Beitol mal fi beitil mab.

Spanien, über welchen doch das schätzbare Werk Casiri's so viele und treffliche Nachrichten enthält, und zahlreiche Kunden von Reisenden gibt, welche ihre Reisen entweder aus Auftrag der Chalifen oder aus eigenem Genius unternahmen, um die Bibliotheken von Andalus mit Büchern aus dem Oriente zu bereichern, so daß die Bücher allein ein Hauptartikel des Handels zwischen dem Osten und Westen waren. In dem ersten Abschnitte, über die Beschaffenheit des Handels, macht der Verfasser zwar mit Recht darauf aufmerksam, daß der Prophet selbst Kaufmann gewesen; aber er hat die Stellen des Korans und der Ueberlieferung aufzusuchen vergessen, welche den Handel und Kauf und Verkauf betreffen, und in denen sich Mohammed seines ersten Standes erinnerte, daher die im Koran so häufig wiederkehrenden, von der Kaufmannschaft hergenommenen rhetorischen Figuren; so heißt es gleich im siebzehnten Vers der zweyten Sure: Sie sind's, welche den Irrthum für Leitung gekauft, und denen ihr Handel keinen Gewinn einträgt; und im zehnten Verse der LXI. Sure: O ihr, die ihr glaubt, soll ich euch einen Handel zeigen, der euch von grimmer Pein befreye; dann die Stellen, in welchen nicht allegorisch, sondern im wirklichen Sinne davon die Rede, wie gleich in der folgenden LXII. Sure: Wenn sie Handel und Spiel sehen, strömen zu demselben hin, und lassen dich stehen, sag': was bey Gott, ist besser als Spiel und Handel. In diesem Sinne eifert der Prophet auch an anderen Stellen wider den Handel, oder führt denselben in seine Schranken zurück, damit nicht darunter das Interesse der Religion leide; denn es ist nicht zu vergessen, daß Mohammed in seiner Jugend selbst Handlungscommis im Dienste der reichen Kauffrau Chadidsche, alsbald nach seiner Prophetensendung den Frohnkampf mit Plünderung von Karawanen begann, und also, statt den Handel zu begünstigen, demselben nur verderblich ward. So wirft er im 25. V. der IX. Sure einen ungünstigen Blick auf den Handel. »Den Handel,« sagt er, »dessen Verminderung ihr fürchtet.« Noch deutlicher spricht sich der 38. Vers der XXIV. Sure wider den Handel als Hinderniß der Ausübung der Religionspflichten aus: »Männer, welche nicht der Handel, nicht der Verkauf abruft von Gottes Erwähnung.« Nur im 28. Verse der IV. Sure billigt er den rechtmäßigen Handel: »O ihr, die ihr glaubt, verschwendet nicht euer Vermögen in's Leere« (d. h. wucherisch), »es sey denn, daß ihr mit gegenseitigem Uebereinkommen Handel getroffen.« Es war zu erwarten, daß Mohammed,

der als Handlungscommis selbst alle Kniffe arabischen Handels kennen gelernt, demselben auch als Gesetzgeber seine Aufmerksamkeit schenken, und dem rechtlichem Verkehr schädlichen Umtrieb steuern werde; daher handeln in der großen Ueberlieferungssammlung Bochara's drey Bücher ausschließlich davon, nämlich das siebzehnte von dem Verkaufe, das achtzehnte von dem Vorauszahlen der bestellten oder gekauften Waare, das neunzehnte von dem Rechte des Verkaufes [1]); daher die Verbote von so vielen, bloß den Söhnen der Wüste vor Mohammed eigenen Kaufs- und Verkaufsarten, wie Mohaderet, d. i. der Verkauf von Früchten vor ihrer Reife; Molameset, d. i. der durch die bloße Berührung der Waare als abgeschlossen betrachtete Verkauf derselben; Monabeset, der Verkauf der durch das bloße Zuwerfen der Waare für geschlossen erachtet ward u. s. w. Dieser Ueberblick des Handelscoder des Islams hätte in dem Abschnitte über die Beschaffenheit des Handels eine vorzügliche Stelle verdient. Zum Schlusse desselben wird ein Ueberblick der Maße, Gewichte und Münzen gegeben, aber nichts weniger als vollständig; da aber diese Lücken selbst von Tychsen und de Sacy gelassen worden sind, so macht Rec. Hrn. St. hierüber keinen Vorwurf, sondern weist für künftige Bearbeiter dieses Gegenstandes, und mit Bezug auf das, was schon oben unter der Polizey von den Maßen und Gewichten vorgekommen, die Stellen aus dem Kamus nach, aus welchen die gegebene Notiz zu vervollständigen wäre; die beyden ausführlichsten sind die des Saa [2]) und Mekub [3]). Das Saa hat 4 Mudd, das Mudd hat nach Einigen 1 1/3 Rotl, nach Anderen 5 1/3 Rotl, in Irak 8 Rotl; das Mekub hält anderthalb Saa oder ein halbes Weibe, welches gleich 22 oder auch 24 Mudd, das Mudd [4]) hat 1 1/3 Rotl. Nach Einigen hat der Mekuk 3 Keiledsche, das Keiledsche [5]) wiegt 600 Drachmen, und ist gleich 1 1/7 Menn; das Menn oder Menet [6]) (auf türkisch Bathman) hat 2 Rotl, das Rotl 12 Okka, das Okka 1 2/3 Astar, das Astar 4 1/2 Miskal, das Miskal 1 3/7 Drachmen, die Drachme 6 Danik, das Danik 2 Kirat, das Kirat 2 Tesudsch, das Tesudsch 2 Gran (Habbe), das Gran ist der 48. Theil der Drachme, das Bohar [7]) hat 300 Rotl, das Sochch [8]) hat 24 Menn, Fildsch [9])

---

[1]) Die Titel der 138 Abschnitte, welche den Inhalt dieser drey Bücher bilden, im Anzeigeblatte des LXXVI. Bandes S. 3 — 5.

[2]) Konstantinopolitaner Ausgabe II. Bd. S. 622.

[3]) III. Bd. S. 114. [4]) I. Bd. S. 690. [5]) I. Bd. S. 434. [6]) III. Bd. S. 932. [7]) I. Bd. S. 777. [8]) Ebenda, S. 544. [9]) I. Bd. S. 431.

ist ein mauritanisches Maß, so auch Faledsch; Newat [1]) ist ein Okka Goldes, Wafi [2]) ist ein Gewicht von einer Drachme und 4 Danik, Wesn sebaa [3]) bedeutet immer das Gewicht von sieben Miskalen, Ain [4]) ist ein Gewicht von sieben Dinaren und einem halben Miskal. Die Getreidemaße sowohl, als die Längenmaße erwähnt Hr. St. gar nicht; das Getreidemaß Kofeis [5]) hat acht Mekuk, das Mekuk 1 1/2 Saa, zugleich ist Kofeis aber ein Längenmaß von 144 Ellen im Viereck; so ist auch Kirat in Aegypten ein Feldmaß; das Ghar [6]) hat 100 Kofeise Getreidemaß; Ghur [7]), ein chuaresmisches Maß, hat 2 Sochch, das Sochch 24 Menn. Maße insgemein heißen Kis, Kas, Dscheman und Dschemdschemet [8]). Von den Münzen erwähnt Hr. St. nur der Silbermünze Dirhem und der Goldmünze Dinar; im Kamus finden sich die alten Silbermünzen (Derahimol-abdiet) [9]), die Jßbehbedischen [10]), das Drittel Dirhem Thaberi [11]), die Maamaischen [12]), welche mit dem Worte Maama ausgeprägt waren, die Baghalischen [13]), dann die drey, nach ihren Aufschriften: Femenjaamel, Kulhuwallahi und Ichlaßije, benannten, der Pfennig Nemij [14]), das geprägte Gold Ain [15]), das gewogene Wesn [16]), das gute Geld Midschwel [17]), das gefälschte Kaschji [18]); ein volles, giltiges Maß heißt das versiegelte Machtum [19]). Nothwendiger noch, als diese Notiz über die Maße, Gewichte und Münzen des arabischen Handels, wäre eine Uebersicht der Waaren desselben nach den verschiedenen Rubriken, als Stoffe, Kleider, Waffen, Pferde, Kameele, Edelsteine, Spezereyen, Bücher, und der Hauptmärkte und Stapelplätze gewesen; die letzten des eigentlichen Arabiens sind im Dschihannuma, und nach demselben auch in der Geschichte des osmanischen Reichs angegeben worden [20]). Die Patronyme der berühmtesten Waaren finden sich im Kamus; nebst denen schon in diesen Jahrbüchern [21]) gegebenen, erwähnen wir hier der saaibischen Lanzen [22]), des jemenischen Alauns [23]), der ägyptischen Leinwand [24]), der Schwerter von Maut [25]), der siradschischen, vom Schwertfeger Siradsch [26]), so wie der chabbabischen, vom Schwertfeger Chabbab [27]); der masichischen Bogen, von Masich, dem berühmtesten Bogner des Stammes Esed [28]); der saadischen Panzer, vom

[1]) III. 443. [2]) III. 450. [3]) II. 595. [4]) III. 676. [5]) III. 195. [6]) II. 60. [7]) Ebenda. [8]) II. 281; III. 24. [9]) I. 640. [10]) I. 730. [11]) II. 7. [12]) II. 674. [13]) In Burhani Katii S. 361. [14]) III. 443. [15]) III. 675. [16]) III. 715. [17]) III. 161. [18]) III. 904. [19]) III 434. [20]) III. 534, 535. [21]) LXXV. 47. [22]) Kamus I. 154. [23]) I. 166. [24]) I. 132. [25]) I. 326. [26]) I. 44. [27]) I. 116. [28]) I. 560.

Stamme Saad, der deßhalb berühmt[1]); der kaadhabischen Speere, von Lanzenschifter Kaadhab[2]); der maakadischen Pfeile, vom Pfeilschifter Maakad[3]); der Fußbekleidung von Hadhramut[4]); des Honigs von Challar[5]) u.a.m. Außer diesen, schon durch ihre Patronyme berühmtesten Waaren hätten aber auch die verschiedenen anderen Gattungen von Stoffen, Kleidern, Waffen, Thieren, Früchten, Spezereyen und Edelsteinen, welche die Hauptgegenstände des arabischen Handels, zur Kenntniß des Lesers gebracht werden sollen. Der Ueberblick aller dieser Rubriken würde uns hier zu weit führen, allein des Beyspiels wegen durchgehen wir ein Paar derselben, nämlich die verschiedenen Stoffe und Kleider, als: Molseles[6]), kettenartig gewirkte Stoffe; Chaisch[7]), die gröbste hanfene Leinwand, aus welcher die Ueberwürfe der Beduininnen; Darisch[8]), schwarzes, grobes Büffelleder: Ekjasch[9]), feiner, aus Seide und Wolle gewirkter Stoff; Raithat[10]), Dünntuch zu Schleyern; Nemath[11]), Zitz; Modhallaa[12]), ein Stoff, wovon ein Streif dicht gewebt, der andere ohne Einschlag; Mokataat[13]), hie und da bunte Stoffe; Wedschinat[14]), gestreifter Kopfbundzeug; Charif[15]), weiße Leinwand aus Hanf; Refref[16]), grünseidener Stoff; Chauchchat[17]); Saaf[18]), insgemein Handelsstoff; Mofewwef und Fewf[19]), feiner, weißgestreifter Stoff; Katifet[20]), heute Sammt, ursprünglich aber der zottige Stoff für die Pilgermäntel: Naßif[21]), farbiger Stoff zum Kopfbund; Istebrak[22]), schwerer, reicher Stoff; Batakat[23]), die kleine, an dem Ende der Stoffe angehängte Kugel, worauf der Preis desselben eingegraben; Dschirmaki[24]), eine Art Teppich; Chofranik[25]), weiße Leinwand aus Flachs; Rafikijet[26]), weiße Leinwand aus Hanf; Moschebrak[27]), schlecht gearbeiteter Stoff; Mehaßiri[28]), ein Stoff aus Jemen; Baghisijet[29]), ein zottiger Stoff; Tidschwaf[30]), bunter Stoff; Moscheijer[31]) und Siabet[32]), Stoff mit breiten rothen Streifen; Chims[33]), ein von einem Könige Jemens in Schwung gebrachter Zeug; Demkas[34]), Damast; Modharres[35]), zahnstreifiger Stoff; Tinfeset[36]), Bade-

---

1) I. 621. 2) I. 237. 3) I. 116. 4) I. 823. 5) I. 844. 6) II. 289. 7) II. 328. 8) Ebenda. 9) II. 350. 10) II. 475. 11) II. 523, mit dem ursprünglichen Worte Ischit, woraus die Deutschen Zitz gemacht. 12) II. 629. 13) II. 652. 14) II 688. 17) II. 757. 16) II. 768. 17) I. 539. 18) II. 778. 19) II. 822. 20) II. 828. 21) II. 848. 22) II. 871. 23) Ebenda. 24) II. 878. 26) II. 894. 26) II. 909. 27) II. 932. 28) II. 154. 29) II. 162. 30) II. 168. 31) II. 182. 32) I. 618. 33) II. 233. 34) II. 241. 35) II. 253. 36) II. 257.

teppich; Tell [1]), eine besondere Art Zeugs; Sahl [2]) und Momredschel [3]), schwach, dünn gewebte Leinwand; Thabl [4]), Trommelstoff, ein Stoff aus Jemen, welchem Trommeln eingewirkt sind; Akl [5]), bunter Stoff zu Bettsäcken; Waßilet [6]), gestreifter jemenischer Stoff; Scheraabi [7]), eine Art Stoffes; Aßab [8]), Stoff aus Jemen; Helhel [9]), dünn und fein gewebte Leinwand und Stoff; Mothahamet und Thahamet [10]), gelbstreifiger Stoff; Dschim [11]), reicher Stoff; Mahbuk [12]), Zeug mit schönen eingewirkten Zeichnungen und Formen; Chal [13]), schwarzzottiger Zeug aus Jemen; Moredschdschel [14]), Stoff, welchem Gestalten von Männern eingewirkt sind; Omerdschel [15]), Stoff, welchem Kesseln und Schüsseln eingewirkt sind; Rihal [16]), Teppiche, die zu Hire verfertigt werden; Morassem [17]), Erschem [18]), Dachdar [19]), Mosannedsch [20]), Mosebber [21]), Rakam [22]), Stoff, halb aus Wolle, halb aus Baumwolle gewebt; Mosehhem [23]) und Monescheb [24]), Stoff, welchem Pfeile eingewirkt sind; Aboklemun [25]), vielfärbiger, wie das Camäleon schillernder Stoff; Melham [26]) und Bismadsch [27]), eine Art Seidenstoffes, dessen Einschlag aber nicht Seide; Heldem [28]), grober Teppich, Kotze; Reden [29]) Stoff aus der Wolle des Seeschafes; Schafghunet [30]), eine Art gedruckten jemenischen Zeuges; Rehneh [31]), leichte, schittere Leinwand; Dschenijet [32]), Shawle und Ueberwürfe aus der Wolle des Seeschafes; Chasi [33]), Teppiche und Kotzen aus Schafwolle; Wescha [34]), Stoff, Zeug überhaupt (das Deutsche Wäsche). Eben so die verschiedenen Arten von Kleidern: Miseb [35]), ein wollener Mantel, in welchen sich die Araber wie in das Burnus einwickeln; Misebet [36]), kragenloses Weiberhemd; das Hemd heißt sonst Kamiß oder Dschelbab [37]); Sibb [38]), Kopfschleyer der Weiber; Schab [39]), Frauenhalsband aus Gewürznelken und anderen Spezereyen zusammengesetzt, ohne Edelsteine; Seweke [40]), runde Kappe; Mikab [41]), Kopfbedeckung der Weiber; Melaabet [42]), Spielkleid für Kinder, ohne Aermel; Nokbet [43]), Unterhose ohne Fußsocken, sonst auch Wustan; Bett [44]), großer, wollener Shawl zum

---

1) III 151. 2) III. 243. 3) III. 348. 4) III. 269. 5) III. 292. 6) III. 375. 7) I. 170. 8) I. 206. 9) III 385. 10) III. 406. 11) III. 421. 12) III. 79. 13) III. 202 u. 203. 14) III. 219. 15) III 221. 16) III 223. 17) III. 465. 18) III. 466. 19) II. 834. 20) I. 414. 21) II. 865. 22) III. 468. 23) III. 488. 24) I. 269. 25) III. 548. 26) III. 556. 27) I. 375. 28) III. 584. 29) III. 637. 30) III. 655. 31) III. 750. 32) III. 786. 33) III. 803. 34) III. 948. 35) I. 72. 36) Elenda. 37) I. 96. 38) I. 157 39) I. 158. 40) I. 162. 41) I. 211. 42) I. 260 43) I. 272. 44) I 291.

Ueberwurf; Felut [1]), der Pilgermantel, sonst Ihram; Daaledsch [2]), vielfärbiges Kleid; Midmadsched [3]), Kopfbund: Serendsch [4]), gestreiftes Kleid, das griechische σαραγγισ, ursprünglich persisch Tschehar-reng, d. i. vierfärbig; Dschamrudsch [5]), fein und dünn gewebtes Kleid; Idridsch [6]), Teppich aus gelber Seide mit rothem Einschlag; Moaamed [7]), Stoff, welchem Säulen eingewirkt sind; Borda [8]), der bekannte Mantel; Dschid [9]), wollenes Weiberunterkleid; Bakiret [10]), Weiberhemd ohne Aermel, bloß mit einem Schlitze über den Hals angezogen; Bokotriet [11]), weißes, weites Kleid; Chasari [12]), Kopfbund, dessen alte Seide mit neuer ausgepflückt; Chimar [13]), Weiberschleyer; Chimrek [14]), dasselbe; Laset [15]), rothseidener chinesischer Stoff; Motajer [16]), mit Vögeln gestickter Stoff; Chaf [17]), zottiger Stoff; Somt [18]), wahrscheinlich das Deutsche Sammt; Mobarrem [19]), doppelfadige Leinwand (bogasin); Dikaret [20]), Unterhose, auch Enderudijet [21]) oder Tebban [22]); Kobotarijet [23]), weiße Leinwand aus Hanf; Kiwaret [24]), Weiberturban; Mermer [25]), Weiberkleid von besonderem Zuschnitte; Neschir [26]), Vortuch; Nemret [27]), ein gestreifter Pilgermantel, eine Art von Borda; Ssadud [28]); kurzes Mädchenkleid; Mischmes [29]), Kopfbund; Ssidar [30]), Weiberschleyer, der bis auf die Brust reicht; Obakari [31]), eine Art prächtiger Teppich; ein Teppich auf beyden Seiten zu gebrauchen heißt Wedschihijet [32]); Ischah oder Oschah [33]), so viel als Wischah oder Wuschäh, Weiberhalsgehäng mit abwechselnden Steinen; Itret [34]), Halsband aus Moschus und Ambrakörnern; Midscher [35]), eine Kopfbedeckung der Weiber, kleiner als das Dschar, größer als das Mokanaa; Ghifaret [36]), Kopfschleyer der Weiber; Ämmar [37]), Kopfbund der freyen Frauen; Karkar [38]), Weiberkleid; Tikßar und Tikßaret [39]), Weiberhalsband; Kesber [40]), Armband aus Elfenbein; das Oberkleid heißt gewöhnlich Disar, Schiaar oder Kifas [41]); aber Dschemmas [42]) ist ein besonderes wollenes Oberkleid der Weiber; Dschires [43]), ein besonderes Kleid derselben aus Ka-

---

1) I. 317. 2) I. 399. 3) I. 401. 4) I. 412. 5) I. 417. 6) I. 419. 7) I. 665. 8) I. 574. 9) I. 593. 10) I. 772. 11) I. 773. 12) I. 839. 13) I. 845. 14) I. 846. 15) I. 763. 16) II. 13. 17) II. 175. 18) II. 483. 19) III. 399. 20) I. 858. 21) I. 507. 22) III. 605. 23) II. 73. 24) II. 102. 25) II 207. 26) II 123. 27) II. 133. 28) I. 632. 29) I. 730. 30) I. 933. 31) II 20. 32) III. 752. 33) I. 454. 34) II. 21. 35) II. 23. 36) II. 56. 37) II. 44. 38) II. 79. 39) II. 83. 40) II. 98. 41) II. 285 42) II. 166. 43) II. 164.

meelhaaren und Schaffellen; Momeraaf [1]), ouattirtes Kleid; Kaffaf [2]), ouattirte Weiberhandschuhe; Kasbij [3]), shawlartiges, feingewebtes Kleid aus Seide und rother Wolle; Bornos [4]), der bekannte Mantel mit Kapuze; Ersuset [5]) oder Erßußet [6]), Mütze, sonst Kalansewet (Calantica) genannt; Sobus [7]), ein grünes Thailesan [8]), d. i. Shawl als Ueberwurf der Schulter; Sels [9]), Mädchenhalsband aus weißen Korallen; Mokarreset [10]), Halsband aus Perlen und Korallen; Tendscherlis [11]), großer Gürtel; Nakres [12]), goldene Rose als Kopfschmuck der Weiber; Rasch und Rijasch [13]), prächtige Kleider; Chamißet [14]), ein schwarzes, viereckiges, auf beyden Seiten befranztes Aba; Waßawiß [15]), kleiner Mädchenschleyer; Aaradi [16]) und Miradh [17]), das Kleid, in welchem die Sclavin dem Käufer vorgeführt wird; Faradh [18]) und Firadh [19]), Kleid insgemein, wie Ride, Eibe, Rebe, Libas; Nikadh [20]), Knabenschürze, sonst Futah; Nehath [21]), ein auf zwey Seiten aufgeschlitztes Unterkleid der Weiber, ihrer Reinigung wegen; Korth [22]), Ohrgehänge; Sulkort [23]), dasselbe wie Wischah, das von den Weibern quer über den Leib (en baudrier) getragene Halsband; Machth [24]), kurzes Kleid; Mirth [25]), zottige Weiberschürze; Berkuu [26]), Weiberschleyer, sonst Borkaa, Nikab oder Ssikaa [27]); Chailaa [28]), Beduinenhemd ohne Aermel; Chonboaat [29]), kleine Kopfbedeckung der Weiber; Daraat [30]), das Oberkleid der Weiber, sonst Ferzadschet; Rifaat [31]) oder Aasamet [32]), ist der Cul de Paris, zur Ausstopfung der Weibertaille; Ssaumaa [33]), spitze Kopfmütze, Kapuze, auch Ssanaa [34]); Mokataat [35]), kleine Kleider, wie bunte Stoffe; Konboaat [36]), wie Chonboaat, Kinderhaube; Mokanaat [37]), die insgemein Dschar genannte Kopfbedeckung der Weiber; Midaat [38]), Kleid, das bey Tag angezogen wird; Hauf [39]), Mädchenhose; Aardschanet [40]), mit Palmenblätter gestickte Kleider; Moajen [41]), mit Ochsenaugen gestickte Kleider; Ghasan [42]), Kleid aus Fellen; Kuhi [43]), weißes Kleid; Scheff oder Schiff [44]) und Schiffchaf [45]),

---

[1]) II. 178. [2]) II. 195. [3]) II. 197. [4]) II. 216. [5]) II. 245. [6]) II. 379. [7]) II. 248. [8]) II. 256. [9]) II. 248. [10]) II 284. [11]) II. 172. [12]) II. 301. [13]) II. 332. [14]) II. 375. [15]) II. 408. [16]) II. 429. [17]) II. 432. [18]) II. 438. [19]) Ebenda. [20]) II. 451. [21]) II. 475. [22]) II. 502. [23]) Ebenda. [24]) II. 513. [25]) II. 514. [26]) II. 544. [27]) II. 619. [28]) II. 568. [29]) II. 569. [30]) II. 745. [31]) III. 518. [32]) II. 587. [33]) II. 620. [34]) II. 622. [35]) II. 652. [36]) II. 658. [37]) II. 659. [38]) II. 685. [39]) II. 745. [40]) III. 669. [41]) III. 677. [42]) III. 679. [43]) III. 744. [44]) II. 789. [45]) Ebenda.

dünngewebtes Kleid; Mitraf [1]), viereckiger, aus Wolle oder Seide gewebter, nach allen vier Seiten befranzter Shawl; Naßif [2]), Kopfbund der Weiber; Bachnak [3]), Kopfbund der Mädchen; Dschermuk [4]), Stiefel, welche über die Socken (Chaff) angezogen werden; Mohakkat [5]), sehr fest gewebtes Kleid; Sormanika [6]) (Germanica), Jacke aus Wolle oder Leder; Mostakat [7]), auf türkisch Kontusch, welcher Name auch in europäische Sprachen übergegangen ist; Moschereff [8]) und Mokewwi [9]), roth gefärbtes Kleid; Schontokat [10]), Weiberkopfnetz. Der Kopfbund (Ammet) hat verschiedene Benennungen, je nach der Art, wie er umgewunden wird; wenn mit aufgeschlagenem, oben eingesteckten Ende Thabakijet [11]), nach einer anderen Art Fasikijet [12]). Kauk [13]), die καυσια der Griechen; Tikket [14]), der Hosengürtel, auch Himian [15]) und Hoset [16]) (Hose); Hawtekijet [17]), ein besonderer arabischer Kopfbund; Dirnik [18]), Dirnuk, Teppich; Dschebil [19]), gleichbedeutend mit Hamail, Weiberscapulier; Dschedifet [20]), Weiberhemd ohne Kragen; Modschewwel [21]), Kleid für kleine Mädchen; Hollet [22]), von innen gefuttertes Kleid; Chatal [23]), die Schleppe; Bortol [24]), eine lange, gespitzte Mütze; Sebelet [25]), Kleid überhaupt; Sünbülani [26]), langes, griechisches Kleid; Schemlet [27]), ein kleiner Pilgermantel, kleiner als das gewöhnliche Ihram, auch nur als Kopfbund; Ghollet [28]), Unterkleid; Fodhl [29]), Hauskleid der Weiber; Makbul [30]) und Mokabbei, Kleid mit Aermeln; Karkal [31]), ärmelloses Weiberhemd; Eklil [32]), Weiberdiadem; Newfelijet [33]), eine Kopfbedeckung der Weiber in der Form des Dschar, aus Schafwolle; Hell [34]) und Helahil [35]), schön gestickte Kleider (im Gegensatze von Hemali [36]), zerrissene); Borschom [37]) und Foddum [38]), Weibermundtuch; Schibam [39]), Schleyer syrischer Weiber; Ssanomaa [40]), eine Art grober Pilgermantel; Akam [41]), rothe Weiberschleyer, sonst Dschar; Fedem [42]), blaßroth gefärbtes Kleid; Kordomanij [43]), das Panzerhemd, sonst Chaftan (Kaftan) oder Kasakend (casaquin): Kerem [44]) und Sekned [45]),

1) II. 802. 2) II. 848. 3) II. 867. 4) II. 877. 5) II. 886. 6) II. 919. 7) II. 924. 8) II. 934. 9) III. 899. 10) II. 937. 11) III. 10. 12) III. 34. 13) III. 48. 14) III. 78. 15) III. 709. 16) II. 271. 17) III. 80. 18) III. 86. 19) III. 160. 20) III. 161. 21) III. 169. 22) III. 181. 23) III. 197. 24) III. 310. 25) III. 241. 26) III. 251. 27) III. 259. 28) III. 306. 29) III. 315. 30) III. 322. 31) III. 325. 32) III. 340. 33) III. 365. 34) III. 384. 35) III. 388. 36) III. 386. 37) III. 400. 38) III. 529. 39) III. 484. 40) III. 498. 41) III. 519. 42) III. 529. 43) III. 537. 44) III. 549. 45) III. 553.

Weiberhalsband; Kommet [1]), Weibermütze; Dschomman [2]), Weibergürtel aus Lederstreifen mit silbernen Knöpfen, der persische Weibergürtel Hakab [3]) und Sendschian [4]); Midschenn [5]), arabischer Weiberschmuck; Dschunnet [6]), Weiberkopftuch; Dscheninet [7]), eine Art befranzter Tücher, wie das Thailesan, womit sich die arabischen Weiber kleiden; Denijet [8]), Kopfbund der Ulema, sonst Urf; Raa [9]), Fußbekleidung ohne Sohlen (Kamaschen); Esban [10]), feines Kopftuch der Weiber; Tesachia [11]), eine Kopfbedeckung in Form des Theilesan, dessen sich sonst die Ulema bedienten; Thoran [12]), ein aus Seide gewebter Shawl, und Tharuni [13]), eine besondere Art Kleides.

Der Ueberblick dieser aus dem Kamus geschöpften Kunden schließt allein schon einen Schatz von Kenntnissen über die Luxusartikel des arabischen Handels, in soweit derselbe Stoffe und Kleider betrifft, auf; wie viele Gattungen von Leinwand aus Hanf und Flachs, von wollenen und seidenen Stoffen, Oberkleidern und Kopfbünden, von Gürteln und Halsbändern, Kleidern und Palmenstengeln, mit Porträten, mit Elephanten, mit Vögeln, Kameelen, Trommeln gestickt! Dasselbe gilt von den Zelten, da schon Motenebbi ein mit Figuren gesticktes Zelt in einem seiner Gedichte preiset. Die Ausstopfungsliebe der Frauen und ihre Vergrößerungssucht von vorne und hinten ist bisher in allen Reisebeschreibungen mit Stillschweigen übergangen worden; eben so die verschiedenen Gattungen von Kleidern für Frauen und Kinder, für Knaben und Mädchen, für Freye und Sclaven, das Spielkleid und Badekleid u. s. w. Die Halsbänder mit abwechselnden Steinen, die aus Duftkörnern, und die als Skapulier getragenen der Frauen sind noch nirgends besprochen worden. Auf dieselbe Art, wie die Stoffe und Kleider, hätten die Waffen, Edelsteine, Thiere, Spezereyen und Bücher durchgegangen, und eine Uebersicht der moslimischen Handelsgesetze nach dem Koran und der Ueberlieferung geliefert werden sollen; da aber dem Verfasser die morgenländischen Quellen unzugänglich waren, so kann auch diese Forderung nicht mit Billigkeit an einen Nichtorientalisten gestellt werden. Die durch Uebersetzung bekannten Quellen hat Hr. Stuwe auf das Beste benützt, und wie schon gesagt, vorzüglich in geographischer Hinsicht. Die beygefügte Karte zur Uebersicht der Handelszüge der Araber vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen ist eine höchst erwünschte Zugabe,

---

[1]) III. 606. [2]) III. 610. [3]) I. 112. [4]) I. 156. [5]) III. 611. [6]) Ebenda. [7]) III. 612. [8]) III 630. [9]) III. 642. [10]) III. 646. [11]) III. 647. [12]) III. 663. [13]) Ebenda.

nur fehlt auf derselben das Detail von Andalus, dessen Handel und großer Verkehr mit dem Osten zur Zeit des Chalifats der Beni Omeije und Abbas auf ganz unverantwortliche Weise mit gänzlichem Stillschweigen übergangen worden. Zur Berichtigung der beyden, vom Recensenten S. 26 und 182 angeführten Noten, daß Hidschret eigentlich Abgeschiedenheit und nicht Flucht, und Ssoghur Schluchten und nicht Gränzfestungen bedeuten, so kann Recensent dieselbe nur bestätigen, und weiter erklärend hinzusetzen, daß die eigentliche Bedeutung des Wortes Hidschret Auswanderung sey, woher schon Hagar, die Auswanderin aus Abraham's Hause, ihren Namen hat, und wiewohl Ssoghur eigentlich Schluchten und Pässe, und nicht Gränzfestungen bedeutet, so ist die Bedeutung des Wortes doch eigentlich eine metaphorische, indem Ssaghr ursprünglich die Vorderzähne bedeutet, die Vorderzähne der Gränze, an denen sich der Feind dieselben ausbrach. Wiewohl kein Orientalist, hätte Hr. St wenigstens den Namen des Propheten nicht ganz und gar irrig Muhamed statt Mohammed oder Muhammed (mit dem vollsten Tone auf dem a, und nicht auf dem e), schreiben sollen. Derselbe Vorwurf trifft Hrn. R. v. L., den Verfasser der Geschichte der Araber vor Mohammed, indem er diesen Namen ebenfalls Muhamed, und auch noch Hedschra statt Hidschret schreibt; eben so unverantwortlich schreibt er den Franzosen Yemen statt Jemen, Himyariten statt Himjariten, Jazen statt Jesen nach; die französischen Orientalisten gebrauchen das Y, weil das Französische keinen Jot-Laut hat, und das französische Z hat nicht den Laut des deutschen Z, sondern den eines linden s.

Eben so schätzbar, als Hrn St.'s Beygabe der Karte in geographischer Rücksicht, sind in historischer die fünf ausführlichen chronologischen Tafeln des Hrn. R. v. L. zu seinen historischen Untersuchungen über die Geschichte der Araber vor dem Islam. Die erste ist die Zusammenstellung der früheren Versuche, die Himjariten-Dynastie chronologisch zu ordnen; die zweyte die synchronistische Chronologie der Urzeit Arabiens; die dritte der Kanon der Himjariten in Jemen von Abraham bis auf Chr. Geburt; die vierte die Geschichte der himjaritischen Dynastien in ihrem synchronistischen Verhältnisse von Christi Geburt bis zum Tode Mohammed's zu den römischen Kaisern, und zu den Beherrschern von Rum und Iran (vier ganze Bogen); die fünfte die vergleichende Zusammenstellung der arabischen Autoren über die Geschichte der Himjariten in den ersten sechs Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die Tafeln sind ein treffliches Belege zu den mühsamen chronologischen Untersuchungen, welche das vor-

liegende Werk über die dunkle Geschichte der Araber vor dem Islam liefert. Es ist in jeder Hinsicht, sowohl in Betreff der mühsamen Untersuchungen, als ihrer Resultate, ein schätzbares Seitenstück zu den früheren graphischen Darstellungen des Hrn. R. v. L. zur ältesten Geschichte und Geographie von Aethiopien und Aegypten (Berlin 1827). Der Verfasser erklärt sich in der Einleitung über das Interesse seines Werkes und den Standpunkt des Studiums vorgeschichtlicher Perioden, welcher freylich ein ganz anderer, als der des pragmatischen Geschichtschreibers.

»Man kann das Interesse an der Erforschung der mystischen und heroischen Vorzeit demjenigen vergleichen, welches neuerdings durch die antediluvianische Naturgeschichte angeregt worden ist. Was hier die plastische, oft nur durchs Auge vernehmbare Configuration im Gestein, das ist dort der, seinem ursprünglichen Wesen nach, durch Assimilation mit poetischem und doctrinärem Beywerke zu Grunde gegangene, und dennoch in mancher nicht unwesentlichen Beziehung Jahrtausende hindurch treu aufbewahrte historische Kern der Volkssage und epischen oder dramatischen Dichterproduktion. Es ist, wie Görres sehr scharfsinnig bemerkt hat, zu einer unabweisbaren Aufgabe unserer Zeit geworden, aus dem Zeugnisse, welches die Sage für das ehemalige lebendige Daseyn einer organischen Verknüpfung der Völkerschicksale einer im Strome der Zeiten untergegangenen Vorwelt ablegt, das nur noch in vereinzelten und verunstalteten Ueberresten auf uns gekommene musivische Gemälde jenes Völkerverkehrs im Geiste jener Zeit so weit zu begreifen, als unumgänglich erforderlich ist, um aus diesen Trümmern eine, dem ursprünglichen Verhalten leidlich entsprechende Vorstellung zu gewinnen.«

Alle Forscher der Chronologie, und besonders die der orientalischen, können Hrn. R. v. L. nur für so viele Mühe verbunden seyn, und Rec. kann das Werk nur als eine höchst verdienstvolle Arbeit anempfehlen, wenn er auch hier nicht im Stande, in das Detail desselben einzugehen. Es zerfällt in vier Perioden: 1) in die von Noah bis zur Wanderung Jakobs nach Aegypten; 2) von Abdol Schems Saba bis Christi Geburt; 3) von Christi Geburt bis zur Eroberung Jemens durch die Aethiopier; 4) von Dhu Nowas bis zur Hidschret; dann Zugabe 1) über das Seilol Arem und die Zerstörung der Aaditen; 2) über die Tobbaa, Kail und Dhu; 3) über Epochen, Aera und Series der Sassaniden; dann Auszüge aus Agathias und Tschamtschean; Kollektaneen aus sieben Werken zur Geschichte der Neguscheh von Aethiopien; über die Religion Abrahams und die Einführung des Judenthums in Arabien; zur Sage von der Sobba; Kriegszüge der Himjariten. Da es unmöglich, Hrn. R. v. L. durch das Labyrinth der Daten vorislamitischer Geschichte, an dessen Eingang er den leitenden Faden angeknüpft, hier nachzufolgen, so wollen wir bloß drey der wichtigsten Daten, nämlich das der Geburt, der

Auswanderung und des Todes des Propheten, nach den verläßlichsten Quellen moslimischer Geschichte zu bestimmen suchen. Die beyden letzten liegen außer dem Bereiche der Untersuchungen Hrn. R. v. L.'s, welche nur die Geschichte vor Mohammed umfassen. In der Bestimmung des ersten folgt er Freyherrn S. de Sacy, welcher schon Hamsa und Abulfeda zu vereinen, und die Angabe des letzten zu berichtigen sich bemüht hat [1]). Nach dem berichtigten Schreibfehler der Angabe Abulfeda's rechnet Frhr. S. de Sacy den 12. Rebiulewwel des 53. Jahres vor der Hidschret als den 21. April d. J. 571 (882) aus, was mit einer Randangabe einer Handschrift Gagnier's bis auf einen Tag übereinstimmt, indem nicht der 21ste, sondern der 20. April ein Montag, und alle Quellen den Geburtstag des Propheten einstimmig als einen Montag angeben. In Nabi's zu Kairo gedruckter Biographie des Propheten (S. 29) finden sich die folgenden abweichenden Angaben, nach dem Habibos-sijer Chuandemir's der 17. Rebiulewwel, was ein Sonntag und kein Montag wäre; dann wird als der Geburtstag der 1. April des griechischen Jahres, welcher dem 17. Dimah des persischen, als Nuschirwan 42 Jahre 6 Monate auf dem Throne gesessen, im 882. Jahre [2]) der alexandrinischen Zeitrechnung, entspricht. Auch diese Angabe kann nicht richtig seyn, da der 1. April des Jahres 882 der alexandrinischen Aere, d. i. 570, ein Dinstag und kein Montag, nous partirons donc comme d'un point fixe de l'ère de l'éléphant, quarante-unième année de Nouschirwan. Das 571. Jahr ist aber das 883ste, nicht 882ste der seleucischen Aere, und im vorhergehenden 570sten, welches dem 882sten entspricht, ist der 21ste und nicht der 20. April ein Montag. Es frägt sich also, ob Mohammed Montags den 21. April 571 oder Montags am 20 April 570 geboren. Diese Frage wird durch Mohammed's Alter und durch sein Todesjahr 632 entschieden, über welches kein Zweifel, indem Mohammed 63 Jahre alt starb. Wenn diese Jahre als Sonnenjahre zu rechnen wären, so müßte Mohammed am 1. April 569 geboren seyn, der wirklich ein Montag war; aber diese Berechnung setzt seine Geburt um ein Jahr zu früh in die Regierung Nuschirwan's, und die 63 Lebensjahre des Propheten sind als Mondenjahre zu berechnen, welche, vom J. 632 an rückwärts gerechnet, zum Jahre seiner Geburt das 571ste bestimmen. In der zu Konstantinopel im vorigen Jahre in zwey dicken Quartbänden erschienenen Uni-

---

[1]) Mémoire sur divers événemens de l'histoire des Arabes avant Mahomet, besonderer Abdruck. Paris 1803, p. 47.

[2]) Durch Druckfehler 872.

versalgeschichte Feraissade's (I. p. 83) wird die Geburt des Propheten auf den 12. Rebiulewwel, als am 23. April, angegeben, durch welche Angabe das Geburtsjahr gar bis ins Jahr 568 hinaufgerückt wurde. Noch sonderbarer sind die beyden Beysätze: im sechshunderten Jahre nach Christi Himmelfahrt, im zweytausend einhunderten nach Abraham, im 663sten (Druckfehler für 6063sten) *) der alexandrinischen Aere. Das zweyte wichtige Datum der Lebensgeschichte Mohammed's ist das seiner Auswanderung (Hidschret), welche aber einstimmig in die Nacht vom Donnerstag auf den Freytag des 22. July d. J. 622 der christlichen Zeitrechnung gesetzt wird. Viel schwieriger ist es mit dem dritten, nämlich seinem Todestage, indem er am 12. Rebiulewwel d. J. 11 d. H. an einem Montage gestorben seyn soll; eine Angabe, welche augenscheinlich ersonnen worden ist, um den Sterbetag auf denselben Wochentag mit dem Geburtstage zu verlegen; der 12. Rebiulewwel d. J. 11 d. H. entspricht dem 6. Junius (nicht dem 8ten, wie dieß in mehreren Geschichten angegeben ist), und der 6. Junius (Sonntagsbuchstabe E. D) war ein Sonnabend und kein Montag. In der Universalgeschichte Feraissade's ist das 11. Jahr der Hidschret als das 943ste der alexandrinischen (soll heißen seleucischen) Aere angegeben, was um ein Jahr zu wenig, indem das Jahr 632 nach Christi Geburt dem 944sten der seleucischen Aere entspricht. Die deutschen Geschichtschreiber, welche den Todestag Mohammed's als den 8. Junius ausrechnen, haben nur den Montag und Sonntagsbuchstaben im Auge; wenn Mohammed aber richtig an einem Montage gestorben, so war dieß der 14te und nicht der 12. Rebiulewwel, oder umgekehrt, wenn er am 12. Rebiulewwel gestorben, so starb er an einem Sonnabend und an keinem Montag. Da indessen das einstimmige Zeugniß der moslimischen Quellen den Montag mit dem 12. Rebiulewwel identisch macht, so ist es unmöglich, mit Gewißheit zu entscheiden, ob Mohammed am 6ten oder 8. Junius gestorben sey, denn einige Quellen der Lebensgeschichte des Propheten verfolgen die Tage seiner Krankheit bloß nach den Tagen des Monats bis zu seinem Todestage den 12. Rebiulewwel, andere nach den Tagen der Woche bis zum Montag. Es gilt

*) Dieser Druckfehler wird dadurch, daß statt Jüf (Hundert) das Wort Bin gesetzt wird, verbessert. Ein ähnlicher Druckfehler läuft in den chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's durch mehrere Columnen durch, indem dort (S. 24) die Geburt Mohammed's im 43. Jahre unter der Regierung Nuschirwan's (d. i. 42 und 6 Monate) i. J. 6163 statt 6063 der alexandrinischen Aere angegeben ist. Auch diese Angabe spricht für das Jahr 571 statt 570 als Geburtsjahr Mohammed's.

also auch hier von der willkürlich herbeygeführten Uebereinstimmung des Geburtstages und Sterbetages auf denselben Wochentag, was Hr. R. v. L. in Betreff des mit der Geburt des Propheten in Uebereinstimmung gebrachten Jahres des Elephanten sagt:

»Aber nicht bloß die fabelhafte Art des Ausganges, sondern auch die directe geschichtliche Beziehung der ganzen Begebenheit zu dem Großvater Mohammed's, die ausdrückliche Erwähnung dieses allerjüngsten Mirakulums im Koran, kurz Umstände aller Art, machen es wahrscheinlich, daß erst in späterer Zeit der Fanatismus dies absichtlich in eine willkürliche Beziehung auch zur Geburt Mohammed's gebracht habe

Hr. Fresnel hat sich in den beyden vorliegenden, aus dem Journal asiatique besonders abgedruckten Sendschreiben über die arabische Literatur ebenfalls die Geschichte der Araber vor dem Islam zum Ziele seiner Untersuchungen gesteckt, und wiewohl darunter viel Chronologisches, so ist der Inhalt derselben doch weit von der Trockenheit der chronologischen Forschungen des vorigen Werkes entfernt. Eine genialische Ader, welche das Ganze durchströmt, eingemischte Verse und ein lebendiger Styl empfehlen dasselbe nicht nur von Seite des Gehaltes, sondern auch der Form; einige Sonderbarkeiten, Affectationen und orientalische Redefiguren abgerechnet, deren es vielleicht in Frankreich bedurfte, um als neuer Orientalist mit glänzendem Erfolge aufzutreten, deren es aber in Deutschland nicht bedarf, um dem neu Auftretenden die vollkommenste Achtung und Würdigung seines schönen Talentes und seiner im Orient selbst erworbenen Kenntnisse zu sichern. Das Ganze durchweht orientalischer Geist mit europäischer Kritik gepaart, wiewohl diese nicht ganz stichhaltig gefunden werden dürfte, wenn sie sich an Meisterwerken wie Antar oder die Sprichwörtersammlungen Meidani's vergreift. Der Ritterroman Antar's, des Vaters der Reiter [1]), dessen Beynamen Hr. F. ganz cavalièrement als Antarah *des cavaliers* übersetzt, und den er eben so cavalièrement als ein apocryphes, elendes Machwerk neuerer Mährchenerzähler schmäht, ist zwar freylich nicht das Werk Ebu Obeide's oder Aßmaai's, der beyden größten Schöngeister des Hofes der Chalifen Harun und Mamun: aber der Roman gehört schon dem sechsten Jahrhunderte der Hidschret an, und der wahre Verfasser desselben, der Dichter Antari, welcher davon seinen Namen hatte, ist noch jüngst aus den Lebensbeschreibungen Ebu Oßaibe's ausgemittelt worden [2]). Hr. F. sagt sogar, vermuthlich bloß um etwas Außerordentliches zu sagen: Les conciles de l'islàm l'ont mis à l'index.

---

1) Ebul Fewaris. 2) Journal asiatique, T. V, p. 383

Wer hat denn je im Islam von einem Concilium und von einem Index verbotener Bücher gehört! Ein Seitenstück zu dieser, wie es scheint, bloß auf Effect berechneten Absonderlichkeit ist in der zweyten Note zur übersetzten Vorrede der Reise des Scheichs Rifaa die folgende Bemerkung zur Umschreibung des Wortes Subhan (Preis) durch die folgenden zwölf Worte: Au nom de Dieu dont la miséricorde embrasse les grandes choses et les petites; dieß alles statt Preis. In der Note wird dann gesagt, daß diese zwölf Worte die Uebersetzung des einzigen Subhan seyen, womit die Sure der nächtlichen Ueberfahrt des Propheten beginnt, und daß dieses Wort als das erste des Werkes des Scheichs Rifaa schon errathen lasse, daß es sich hier um eine Reisebeschreibung handle*). Das Wort Subhan, als Formel des Lobpreises Gottes, kömmt im Koran siebzehnmal, Subhanek (Preis dir) zehnmal, und Subhanehu (Preis ihm) vierzehnmal, also in Allem ein und vierzigmal vor. Weil es nun einmal Anfangs der Sure der nächtlichen Himmelfahrt steht, wie sollte ein Moslim errathen, daß es an der Spitze irgend eines anderen Werkes eine Reisebeschreibung voraussage! Suchen wir das Wort, wo es das erste Mal im Koran vorkömmt, so finden wir zugleich den Uranfang seines Gebrauches im 30sten und 32. Verse der II. Sure. Nach der Erschaffung Adams sagen die Engel zu Gott dem Herrn: 30) Wir preisen dich mit Lob, und heiligen dich; er sprach: Ich weiß, was ihr nicht wißt. 32) Sie sprachen: Preis dir (Subhanek), wir haben keine Wissenschaft, als die du uns gelehrt. Subhan heißt also nichts als Preis, und in diesem Sinne findet sich das Wort in den Gebetformeln hundert und hundertmal wiederholt, wie unser Gloria tibi domine! Die bekannteste dieser Gebetformeln ist: Subhanek ma aasam schanek, Preis dir, wie groß bist du, o Herr! Zu den tadelnswerthen Affectationen, welche für Nichtorientalisten nur neue Verwirrung der Wörter herbeyführen, gehören z. B. die Hrn. F.'s, das Jai nisbet (welches nur des darauf folgenden Vokals wegen verdoppelt wird), mit iyy zu schreiben; z. B. statt Jemeni, der Jemenische, Yamaniyy; das zweyte Je wird ja nur nothwendig, wenn ein Vokal darauf folgt, z. B. Jemenijun, und selbst hier braucht es nur zwey und nicht drey Zeichen, nämlich ein i und j. Der größte Beweis, daß diese Verdopplung und Verdreyfachung des J eine überflüssige

*) Pour un musulman qui ne sait que l'Alcoran, ce seul mot *soubhâna*, mis en tête de l'ouvrage du schaykh Réfaah, fait pressentir la relation d'un voyage.

gelehrte Affectation, liegt im allgemeinen Sprachgebrauche der Perser und Türken, deren Sprachen arabische Wörter eben so eingegliedert sind, wie Wörter romanischer Sprachen dem germanischen Urelemente des Englischen; keinem Perser und Türken ist je eine solche Affectation eingefallen; man sehe nur aus Einem Beyspiele wohin dieselbe führt. Wer kennt nicht den Verfasser des Kamus als Firusabadi, so nach seiner Vaterstadt Firusabad benannt? Wer weiß nicht, daß die Stadt in Persien gelegen, und daß das persische Firus (glücklich) nach dem Westen als Pyrrhus ausgewandert, und noch im Namen des Türkis (der nur das verstümmelte Firuse) fortlebt? Dennoch schreibt Hr. F. statt Firusabadi, wie bisher alle Perser, Türken und Europäer geschrieben, unerhörter Weise Fayroûzâbâdiyy. Eine eben so große Affectation, und noch obendrein ganz und gar unrichtig, ist es, statt Hadschi Chalfa Hagg-Khalifèh zu schreiben. Chalife statt der vulgären Zusammenziehung Chalfa (Gehülfe) möchte hingehen; wer hat aber jemals gehört, daß man statt Hadschi, der Pilger (von dem das deutsche Hatschen herstammt) Hagg sagt? Auf derselben Seite Ibn Khillikân statt Ibn Challikjan, und durchaus Rouwâh statt Ruwat oder Rowat (die Erzähler). Das Fehlerhafte dieser vulgaren Aussprache springt am besten durch die Zusammenstellung mit dem bekannten Titel des Richters der Richter (Kadhiol-kodhat), des Werbers der Werber (Daaijol-doaat), und durch so viele andere gleiche Plurale, wie Nohat (die Granmatiker), Ghosat (die Frohnkämpen), Oßat und Boghat (die Rebellen) u. s. w. ins Auge; warum also auf einmal Rouwâh statt Ruwat oder Rowat? Endlich muß Ref. auch wider Hrn. F.'s Sprech- und Schreibweise, welche das Feth nach der Vulgaraussprache fast durchaus A lauten läßt, feyerlichst im Namen der richtigen Koransleseart und des Unterschiedes harter und weicher Buchstaben protestiren. Die Inconsequenz aller europäischen Orientalisten, welche, ohne daß sie irgend eine Regel anzugeben wissen, willkürlich das Feth bald A bald E sprechen, springt in die Augen; warum schreiben sie denn Zawzani statt Sewseni, Labid statt Lebid, Kolaib statt Koleib, Hosain statt Hosein, und dann richtig Leis, Reis, Reschid, Meschhed, Doreid, Scherefeddin, Meidani u. s. w., da sie, wenn sie consequent seyn wollen, eben so Lais, Rais, Raschid, Maschhad, Doraid, Scharafaddin, Maidani schreiben müßten. Hr. F. ist hierin wenigstens consequenter als andere, indem er, um es sich bequem zu machen, fast durchaus A schreibt, also auch Maidani statt Meidani, Dschalaleddin statt Dsche-

laleddin, Ubaba statt Udeba, aber dennoch gleich Eingangs seines ersten Briefes Ezbékawi (Esbekewi); indessen spricht selbst in Aegypten kein Mensch Nabi statt Nebi, Motanebbi statt Motenebbi und Badawi statt Bedewi u. dgl. m. Entweder müßten diese Herren läugnen, daß das Feth jemals im Arabischen E laute, oder sich der bestehenden Koransleseregel fügen, nach welcher das fethirte Hemse sowohl (also richtiger Ebu statt Abu), als das Feth ober weichen Buchstaben E lautet, und nur vor und nach harten A. Die Inconsequenz Hrn. F.'s, welcher auch Schaich statt Scheich, Jaman statt Jemen, Bakr statt Bekr schreibt, ist, wie gesagt, immer eine mindere, als die meines seligen Freundes, Freyherrn S. de Sacy, welcher, man schlage nur die Register der Chrestomathie und Grammatik auf, willkürlich das Feth ober demselben Buchstaben bald A und bald E aussprach; so z. B. ober dem Schin, Baschar und Schems, und wieder Beschara und Schanfara. Mit gleich gutem Grunde, d. h. willkürlich, konnte auch Bescher und Schams, Baschara und Schenfere geschrieben werden. So schreibt er richtig Derb[1]), unrichtig Adab statt Edeb[2]); er schreibt Beithar und Leis richtig, und Hosain und Honain unrichtig, wiewohl er eben so wenig einen Grund angeben kann, warum jenes nicht wie dieses unrichtig Baithar und Lais oder das letzte wie das erste richtig Hosein und Honein ausgesprochen und geschrieben werden soll. Eine der größten und unverantwortlichsten Inconsequenzen, welche sich Orientalisten zu Schulden kommen lassen, die willkürlich und ohne eine Regel angeben zu wissen, das Feth bald A und bald E, und das Kesr bald E und bald I aussprechen, ist z. B. der Name des mystischen Dichters Ibn Faradh, welchen sie Ibn Faredh schreiben, was nothwendig den Irrthum hervorbringen muß, zu glauben, daß das R kesrirt, und das Wort nach der Formel Naßir richtig Faridh gelesen werden müsse, während es (wie Ibn Challikjan ausdrücklich lehrt) fethirt ist, und des zurückwirkenden Dhad willen als A ausgesprochen werden muß. Hr. F. hat wenigstens größtentheils die Consequenz seiner fehlerhaften Aussprache voraus, denn er schreibt Rabiah statt Rebiaa, Zaydoùn statt Seidun, Mouhalhil statt Muhelhil, und wenigstens, wie man aus dem letzten sieht, das Kesr als I und nicht als E. So auch richtig Khalid statt Chaled, Harith statt Hares, Aamir statt Aamer u. s. w., wie alle den fran-

1) درب 2) ادب

zösischen nachbetenden deutschen Orientalisten bisher unrichtig geschrieben. Da er wenigstens das Kesr durchaus richtig I schreibt und ausspricht, so ist dieß zwar ein großer Gewinn für die richtige Schreibweise orientalischer Namen, und gutes Beyspiel für deutsche Orientalisten, die sich nun hoffentlich, weil ihnen ein Franzose mit diesem guten Beyspiele vorausgegangen, zur Wahrheit, der sie so lange widerstrebt haben, bekehren werden; aber wenn sie ihm auch in dem consequenten Irrthume, alle Feth als A auszusprechen, nachtreten wollen, so müßten sie, wie er, behaupten können, daß das Arabische gar keinen E-Laut habe!! Die Verwirrung, welche aus der Willkür, auch die E als A auszusprechen, nothwendig entsteht, liegt am Tage. Edeb der Singular und Adab der Plural haben ganz verschiedene Bedeutungen; Ilmol-edeb heißt die Philologie[1]) welche aus zwölf Wissenschaften besteht, und Ilmol-adab, d. i. die Lehre der Manieren, ist ein Zweig der Sittenlehre Ilmol-achlak[2]). Nach der irrigen Aussprache und Schreibweise, welche kein E kennen will, sondern durchaus das Feth mit A schreibt, wäre kein Unterschied zwischen den zwey arabischen Wörtern Wail und Weil, während derselbe doch ein ungeheurer; jenes ist der eigene Name eines arabischen Helden, und dieses, der gewöhnliche Ausruf für Wehe! Weil bedeutet nicht nur, wie der Kamus lehrt, Verlust, Verderben, Ruin, Unfall, Unglück[3]), sondern auch einen höchst eingebildeten Menschen[4]). Doch von den

---

1) Siehe Flügel's Hadschi Chalfa.

2) In der neunten Enthüllung des Keschfol-mahdschub, d. i. der Enthüllung des Verhüllten, der Hauptquelle, woraus Dschami das Nefhat zusammengetragen, findet sich der folgende schöne, von allen Philologen, oder, wie F. das Wort übersetzt von allen Literatoren (Udeba), zu beherzigende Spruch:

Humanität besteht in den Manieren,
Manieren schöne stets die Freunde zieren.

لاب للمروة عند الاداب و حسن الآداب صفة الاحباب

3) Chasar, berbadlik. helak, afet, dahi.

4) Synonym mit moteaadschib, Kamus, Konstantinop. Ausgabe III. Bd. S. 379. Das ويل للمتعجبين, hätte eben sowohl im Koran Platz finden können, als das Dutzend ähnlicher Verwünschungen, wie ويل للكافرين XIV. 3. LI. 60. XIX. 36 XLI. 6. XLIII. 62. ويل لكل افاك اثيم XLV. 7. فويل للقاسين قلوبهم XXXIX. 22.

Worten zur Sache. Der von Hrn. F. zu Tage geförderte historische Stoff ist aus drey Werken genommen, nämlich aus dem Ikd des Ibn Abd Rebbihi, in welchem Hr. F. eine neue Entdeckung gemacht zu haben glaubt, welches aber schon vor sieben Jahren in diesen Jahrbüchern (LIV. Bd. S. 31) als die früheste Anthologie des Orients bekannt gegeben worden, aus dem Aghani (richtiger Oghghani) und aus den Schlachttagen der Araber Ebu Obeide's; aus diesen hat schon vor zwanzig Jahren Rasmussen (in seiner Geschichte der arabischen vorislamitischen Reiche) die Geschichte siebzig solcher Schlachttage bekannt gemacht. Hr. F. gibt die Geschichte von vierzehn derselben nach den obigen drey Quellen umständlich und kritisch. Noch hat kein Orientalist, unseres Wissens, die Gesammtzahl dieser arabischen vorislamitischen Schlachttage ausgesprochen, Ref. kennt deren hundert, nämlich außer denen von Rasmussen gegebenen siebzig, noch dreyßig andere aus Kamus *).

Interessanter für die meisten Leser, als die Untersuchungen über die Schlachttage der Araber vor dem Islam, ist Hrn. Reinaud's treffliches Werk über die Einfälle der Sarazenen in Frankreich, indem der Gegenstand desselben unmittelbar in die französische Geschichte des Mittelalters eingreift. Die Einleitung belehrt über die Quellen, und daß noch nirgends die Angaben aus

---

ويل للمكذبين, LXXXVII. 15. 19. 24. 28. 35. 37. 40. 45. 47. 49. ويل للمطففين, LXXXIII. 1. ويل لكل همزة لمزة, CIV. 1. Wird dieses Weil (nach der beliebten irrigen Aussprache des Feth mit A) für den Namen des Helden genommen, so muß derselbe allen diesen Klassen, über welche der Koran das Weh ausspricht, zugezählt werden.

*) 1) Jaun eß-ßaab (I. 181); 2) J. el-aneb (I. 214); 3) J. sat-korb (I. 229); 4) J. es-sor (I. 881); 5) J. es-sewir (I. 882); 6) J. el-aaberat (II. 19); 7) J. si-kar (II. 91); 8) J. ol-herir (II. 152); 9) J. ol-aans (II. 189); 10) J. ol-chanfes (II. 234); 11) J. ol-ghamis (II. 268); 12) J. haschhasch (II. 322); 13) J. hamdhi (II. 419); 14) J. schewahith (II. 485); 15) J. melith (II. 518); 16) J. ol-dschoraat (II. 556); 17) J. er-rebii (II. 579); 18) J. edh-dhalalaain (II. 628); 19) J. esch-schoreif (II. 786); 20) J. nekif (II. 853); 21) J. owak (II. 866); 22) J. ol-boreikin (III. 74); 23) J. ed-derk (III. 85); 24) J. ol-hijel (III. 190); 25) J. Matahil (III. 270); 26) J. Osali (III. 290); 27) J. jaamelet (III. 298); 28) J. herm (III. 580); 29) J. chawi (III. 808); 30) J. dehu (III. 814). Die Centurie dieser Schlachttage erwartet noch ihren europäischen Polybius.

den christlichen und moslimischen Quellen gegen einander gestellt und kritisch gewürdigt worden, wie dieß im vorliegenden Werke geschehen. Dasselbe zerfällt in vier Theile, deren erster die Einfälle der Sarazenen aus Spanien über die Pyrenäen nach Narbonne, Carcassonne, Arles und Avignon bis zur Vertreibung nach vierzigjähriger Herrschaft aus dem ganzen Languedoc unter Pepin dem Kurzen i. J. 759 erzählt. In der zweyten Abtheilung werden die sarazenischen Einfälle zu Land und zur See bis zur Ansiedlung der Araber in der Provence ums J. 889 (gleichzeitig mit der Einwanderung der Ungern in Europa erzählt. In der ersten Abtheilung ist Abderrahman's Niederlage durch Charles Martel, den die Araber Karle nennen, in der zweyten die Niederlage von Karl dem Großen in den Schluchten von Roncesveaux die berühmteste historische Weltbegebenheit. In der dritten Abtheilung werden die Einfälle der Araber in die Provence, in das Dauphiné, Savoyen, Piemont und bis in die Schweiz, herunter bis zu Ende des zehnten Jahrhunderts erzählt. Dem Recensenten leuchtet auf das klarste ein, daß die Heiden und Sarazenen der alten Chroniken bey der Besetzung Grenoble's die Araber sind, und der gelehrte Verfasser des an Hrn. R. hierüber gerichteten Sendschreibens Hrn. Jules Olivier's hat Recensenten mit seinen Gründen des Gegentheils nicht überzeugt *). Die vierte Abtheilung, in welcher von dem allgemeinen Charakter dieser Invasionen und ihren Folgen gesprochen wird, ist voll von wichtigen Resultaten für die arabische und französische Sittengeschichte des Mittelalters, und knüpft sich durch seinen Inhalt unmittelbar an den des ersten der obigen zehn Werke, nämlich an das Sittengemälde Hrn. Viardot's. Es enthält lauter aus der Geschichte selbst gegriffene Bemerkungen über die Völker, welche an diesen Invasionen Theil hatten: Die Araber von den Byzantinern und Chroniken des Mittelalters nach ihrer Abstammung (von der Hagár) Agarenen oder Sarazenen, d. i. die Oestlichen (Scherkijun), oder als die aus Afrika Kommenden, im Gegensatze die Westlichen (Maghribi) genannt; die Berberen, die Sclaven, aus deren arabischem Namen (Sakalibe) der der Sclaven entstanden, von ihren Sprachen und Religionen, ihrer Beutetheilung und Besteuerung, von den Fortschritten im Ackerbau und in der Pferdezucht, dem Einflusse auf die Sprache und Literatur. Der Einfluß des Arabischen äußerte sich vorzüglich auf die südliche Sprache, langue d'oc (woher Languedoc sei-

*) In demselben Sinne hat sich auch in dem Feuilleton des Journal des débats vom 31. Dez. 1837 Hr. v. Xivrey in einem langen Artikel ausgesprochen.

nen Namen hat); Hr. R. gleitet oberflächlich darüber weg, wohl des Reimes, aber keineswegs der metrischen Formen der Siciliane und der Ottave rime erwähnend, wovon jene augenscheinlich der Ghaselform, diese den E s d s c h a l a t, wie schon oben gesagt worden, nachgebildet sind. Dem französischen Salamalek, welches Hr. R. als Beyspiel arabischer Ueberreste im Französischen anführt, hätte eine lange Liste anderer, aus dem Arabischen ins Französische eingebürgerter Wörter angeschlossen werden können [1]). Neue Beyträge zur Etymologie sind die Bemerkungen, daß das spanische mulato und das französische mulâtre aus dem arabischen moallad (M o w e l l e d), das Abulafer der Chroniken aus dem arabischen E l - M o s a f f e r (der Siegreiche), das Abulay der Chroniken aus A b u l a a ß i (der Vater des Empörers) verderbt worden. Auch wird der Ursprung der Benennung mudejare, d. i. der Moslimen, welche sich bey der aufsteigenden Macht des Christenthums unter christlichen Herrschern zu leben bequemten, in dem arabischen Worte M o d e d s c h e l nachgewiesen, welches sich aber in keinem der bekannten arabischen Wörterbücher findet. Die weiße Hand des Moses wird als die Wunderhand erklärt, womit der hebräische Gesetzgeber Felsen und Wogen spaltete; allein die nächste Beziehung des Bildes liegt nicht in den beyden erwähnten Wundern, sondern im Bezuge darauf, daß Moses die aussätzige Hand rein und weiß aus dem Busen hervorzog. Die große Spaltung aller Araber in K a i s i und J e m e n i, welche so viele Blätter der arabischen Geschichte mit Blut befleckt, führt Hr. R. (S. 73) bis zu den ersten Nachkömmlingen J s m a i l's, K a i s und M o d h a r, hinauf, was uns nicht historisch verbürgt scheint, indem diese Spaltung nach der allgemeinen Angabe der moslimischen Geschichtschreiber sich von der Schlacht von M e r d s c h R a h i t h vor Damaskus i. J. d. H. 64 (683) herschreibt, wo D o h a k, der Sohn des K a i s, der Statthalter von Damaskus, sich für A b d a l l a h, den Sohn S o b e i r's, die andere jemenische Partey sich aber für das Chalifenthum M e r w a n's erklärte [2]). Der

[1]) Alambic, Alcove, Alchemie, Allezan, Algarade, Alguazil, Alidade, Admiral, Arsenal, mesquin, marodeur, damejeane, gife, hangard, lonsange, castagnette, soffa, caffé, lilas. gala, galimatias, marabut, amulette, talisman, musqué, masque, sorbet, sirop, salep, jalop, élixir, alcohol, und die lange Liste von Spezereyen, die durch die Araber nach Europa gekommen.

[2]) Abulfeda I S. 405; Dschihannuma S. 585, und nach denselben Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der Hidschret, II. Bd. S. 59.

Einfluß der arabischen Invasionen war nicht so groß, als man glauben möchte, selbst ihre Verheerungen verschwanden in Vergleich mit denen der Normanen und Ungern; ihren größten Ruhm dankten diese Invasionen, meint Hr. R., dem Einflusse der Ritterromane, der sich mehr oder weniger bis auf unsere Zeiten erhalten hat; aber selbst die Ritterromane sind von den Persern erst durch die Araber nach Europa gekommen. Behramgur war schon im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung die Blüthe persischen Ritterthums, und ein Jahrhundert später ist schon die Tafelrunde des Königs Arthus in der Nuschirwan's da gewesen.

In unmittelbarer Beziehung des Einflüsses arabischer Literatur auf europäische steht die Untersuchung über die Einfälle der Araber in Italien, welche schon vor vielen Jahren von der französischen Akademie der Inschriften und Künste als Preisfrage ausgesetzt worden. Unbekannt mit der Aussetzung dieser Preisfrage, deren Termin, weil zwey eingesandte Memoires den Erwartungen der Akademie nicht entsprachen, vom vorigen Jahre auf das laufende erstreckt worden, oder ohne Rücksicht auf die Erhaltung des ausgesetzten Preises, hat der piemontesische Literator, Hr. David Bertolotti, der Verfasser zweyer der neuesten und geschätztesten Reisewerke über das nördliche Italien *), in Nr. 10 diese Frage behandelt, indem er die in seiner Zeitschrift Teatro universale hierüber zerstreuten einzelnen Aufsätze in ein Ganzes gesammelt, und besonders herausgegeben hat. Die kleine Schrift würde der Akademie von Paris zwar eben so wenig, als die i. J. 1837 vorliegenden beyden Memoires, Genüge geleistet haben, weil dem Verfasser arabische Quellen unzugänglich waren; allein was sich hierüber in italienischen vorfand, hat er fleißig zusammengestellt. Nach einem in den drey ersten Hauptstücken gegebenen Ueberblicke über die Eroberungen der Araber, über den Zustand Italiens zur Zeit derselben und über die mohammedanischen Reiche in Afrika und Spanien, wird in den vier folgenden von dem Aufenthalte der Araber in Sicilien, im südlichen Italien (terra di lavoro), in Sardinien, Corsika, Malta und zu Frassineto (auf der Halbinsel Sant Ospizio, in der Nähe von Nizza) gehandelt. Von allen diesen Einfällen sind die auf Sicilien und Malta die folgenreichsten, indem auf Malta das Arabische noch heute fortlebt, und von der Herrschaft der Araber auf Sicilien sich der größte und unmittelbarste Einfluß der arabischen Literatur auf die der italienischen herschreibt. Die Bauten

*) Viaggio in Savoia. Torino 1828. 2 Bände; und Viaggio nella Liguria marittima. Torino 1834. 3 Bände.

der Zisa und Cuba zu Palermo sind nicht minder berühmt, als Granada's Al-Hambra, d. i. rother Pallast, und Dschennetol-if (ischk), d. i. Paradies der Liebe. Ueber die Bedeutung von Cuba (Kubbet) als Kuppel waltet eben so wenig ein Zweifel ob, als über die von Al-Hambra als rothe Burg. Nicht so ausgemacht ist die Bedeutung des If und Zisa, jenes ist wahrscheinlich eine Verstümmlung von Ischk (Liebe) oder Isch (Wollust), dieses vermuthlich eine Verstümmlung von Moisije oder Asisije, nach dem Namen des Erbauers, nämlich des Chalifen Moif oder seines Nachfolgers Asif. In Betreff der S. 40 citirten chronologischen Tafeln Hadschi Chalfa's bemerken wir, daß dieselben sowohl bey Caruso und Muratori, als bey Carli (welchen Hr. B. nicht zu kennen scheint) meistens falsch, wie dieß aus der zu Konstantinopel gedruckten Ausgabe derselben erhellt. Recensent hat bereits anderswo *) eine hieher gehörige Stelle berichtigt; in Hadschi Chalfa steht i. J. 484 (1090 und 1091), und nicht, wie bey Caruso und Muratori, i. J. 482 d. H. die Zurückeroberung Siciliens durch die Franken; in Carli steht aber i. J. 481 gerade das Gegentheil übersetzt: Li Franchi convennero render il regno di Sicilia alli Maometani! Der Eroberer war Ruggiero (Roger), unter welchem die arabische Literatur auf Sicilien erst die schönsten Blüthen trieb, wovon Idrisi's geographisches Werk schon allein als Denkmal genügt. Mehr als ein Jahrhundert später zeigt sich der Einfluß der arabischen Poesie auf die italienische unter Friedrich II., indem das arabische Ghasel und die Kaßidet in dem italienischen Sonette und den Sicilianen wieder auflebte. Hr. B. sagt: Il Sismondi non è lontano dall' attribuire agli Arabo-Siculi il vanto d'aver ajutato il nascimento della poesia italiana. Dieser von Kunstrichtern bestrittene Einfluß der arabischen Poesie auf die italienische wird mit jedem Schritte, welcher die arabische Literaturgeschichte aus den Quellen weiter fördert, bestätigt; so findet sich bey den Arabern sogar die Form der italienischen ottave rime in voller Regelmäßigkeit in den Esdschal der andalusischen Dichter, lange bevor dieselben in Italien zum Vorschein gekommen. Die Belege hiezu hat Rec. an das Journal asiatique eingesendet, und es ist daher sie hier zu wiederholen überflüssig. Den Aufenthalt Moislidinillah's i. J. 972, welchen Reinaud bestreitet, behauptet Hr. B. Herrn Reinaud wird es ein Leichtes seyn, die von ihm aufgestellte Behauptung mit neuen Gründen zu unterstützen, wenn dieß nicht

*) Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835. S. 65, im Abschnitte Sicilien.

einer seiner Freunde für ihn thut, wie Hr. Berger de Xivray wider Hrn. Pilot in Betreff der Besetzung Grenoble's durch die Sarazenen (Nouveau journal asiatique May 1838) gethan. Das bisher Unbekannteste über die Einfälle der Araber in Italien enthält das siebente Kapitel: Gli Arabi a Frassineto, nach Serra, Giambullari und Reinaud. Im Schlußkapitel werden die Resultate zusammengestellt:

»Die Sarazenen wurden von Garigliano i. J. 906, von Frassineto i. J. 975, von Sardinien und Corsika i. J. 1021, von Apulien und Calabrien ums J. 1060, von Sicilien erst i. J. 1090, von Malta i. J. 1122 verjagt. Was nicht die griechischen, fränkischen Kaiser vermochten, bewirkten die normanischen Abenteurer, Gründer des Reiches beyder Sicilien, die Gemeinen von Pisa und Genua, und ein Heer der Provence, von Italienern unterstützt.«

Der Zusatz handelt von den Normanen, und gibt Beschreibungen des Pallastes der Zisa und der Bäder von Cefala, welche letzten weniger bekannt als jene, jenes wahrscheinlich der Pallast einer Akademie, dergleichen eine zu Kairo unter dem Namen Asisijet bestand *). Hier hat der Pallast die Schule überlebt, während umgekehrt zu Salerno die von den Arabern gegründete medizinische Schule sich im Namen und in der Lehre erhalten hat, während von dem Gebäude selbst keine Spur mehr vorhanden. Die Schule von Salerno ist der älteste ärztliche Verein in Europa, und die Araber gaben auch hierin, wie in der Stiftung von hohen Schulen und Akademien, den Europäern das erste, von diesen nachgeahmte löbliche Beyspiel.

Dergleichen Beyträge zum Gemälde der Sitten und Kultur gehören unter die wichtigsten Ergebnisse des historischen Studiums, und der Inhalt der hier angezeigten Werke über die Sitten, Länderverwaltung, Handelszüge, Schlachten der Araber vor dem Islam und die europäischen Invasionen derselben laufen also als so viele Strahlen in den Brennpunkt der Sitten- und Kulturgeschichte zusammen.

Hammer-Purgstall.

Art. VIII. 1) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Francis P. Grund, ins Deutsche übersetzt vom Verfasser. Stuttgart 1837.

2) De la Démocratie en Amérique, par *Alexis de Tocqueville*. *Paris* 1836.

(Fortsetzung.)

Toqueville führt seine Leser zunächst in das Land ein, auf dessen Boden jenes seltsame Staatensystem gedeihen konnte.

*) Makrisi's Beschreibung Aegyptens auf der kais. Hofbibliothek.

Auf die geistige Entwicklung des Individuums übt die Scholle Erde, welche es trägt, den größten Einfluß, und während hinwieder sie selbst von dem Menschen bewältigt, sich seinem Gebote fügen muß, entsteht zwischen beyden, dem Freyen und Unfreyen, die merkwürdigste Wechselwirkung.

»Nordamerika,« beginnt der Verfasser, »besitzt in seiner äußerlichen Gestalt gewisse allgemeine, eigenthümliche, beym ersten Anblick sofort wahrzunehmende Züge. Die Erde und die Gewässer, die Berge und die Thäler sind sehr genau von einander geschieden. Eine einfache und majestätische Ordnung entdeckt man mitten in der Mischung und höchsten Mannigfaltigkeit der Gegenstände.«

»Die Wasserscheide nach dem Norden und nach dem Süden trennt Nordamerika in zwey in der Oberfläche fast gleiche Hälften. Die eine Hälfte gränzt nach Mitternacht bis zum Nordpol, und im Osten und Westen an die beyden großen Weltmeere; dann bildet sie im Süden ein Dreyeck, dessen unregelmäßige Seiten sich unterhalb den großen kanadischen Seen wieder vereinigen. Die zweyte Hälfte beginnt, wo die erstere aufhört, und erstreckt sich über die südliche Hälfte Nordamerika's. Die nördliche Hälfte dacht allmälich ab nach dem Pole, und die andere nach dem Aequator.«

»Die Länder der nördlichen Wasserscheide flachen sich so unmerklich nach Norden ab, daß man fast sagen möchte, sie bilden eine große Ebene, ohne hohe Berge oder tiefe Thäler im Inneren. Die Gewässer schlängeln sich darin ohne alle Hindernisse, die Flüsse fließen eine Zeit lang mit einander, und trennen sich dann wieder, verlieren sich in tausend Sümpfen, verirren sich in dem feuchten, von ihnen selbst geschaffenen Labyrinth, und erreichen erst nach unzähligen Umschweifen die Polarmeere. Die großen Seen an der Gränze dieser ersten Region sind nicht so eingefaßt zwischen Hügeln und Felsen, wie in der alten Welt. Die Ufer sind flach, erheben sich nur wenige Fuß über den Wasserspiegel, und sind stets wie ein weiter Becher bis an den Rand voll. Die leichtesten Veränderungen in der Oberfläche der Erde würden diesen Seen einen Ablauf nach dem Polar- und nach dem stillen Meere verschaffen. Nur der südlichste Theil liefert fruchtbare Getreideernten.«

»Die Länder der südlichen Wasserscheide sind geeigneter, von einer zahlreichen Volksmenge stets bewohnt zu werden. Zwey lange Bergketten durchschneiden solche in ihrer ganzen Länge. Das Alleghanygebirge folgt den Ufern des atlantischen Meeres, das Felsengebirge dagegen läuft neben dem stillen Meere.«

»Der Raum zwischen diesen beyden Bergketten beträgt über 60,000 deutsche Quadratmeilen, und nach Darby's View of the united States p 469, 1,341,649 engl. Meilen.«

»Doch bildet dieses Gebiet nur ein Haupttheil von der runden Spitze des Gebirges Alleghany, ohne alle Hindernisse bis zu den Gipfeln des Felsengebirges.«

»Im Grunde dieses Thales strömt ein ungeheurer Fluß, welchem von allen Seiten aus den Gebirgen Gewässer zuströmen. Einst nannten die Franzosen ihn zum Andenken ihres Vaterlandes St. Louis, und die Indianer in ihrer pomphaften Sprache den Vater der Gewässer (Missisippi). Der Missisippi entspringt im Gipfel der vorerwähnten Wasserscheide.«

»In der Nähe seiner Quellen entspringt der ins Polarmeer sich ergießende rothe Fluß. Der Missisippi selbst scheint eine Zeit lang ungewiß zu seyn über den zu nehmenden Weg. Mehrere Mal kehrt er wieder zurück, nachdem er seinen Lauf durch Seen und Moräste genommen hat, und fließt endlich langsam nach dem Süden ab.«

»Bald strömt er ruhig in seinem thonhaltigen Bette, bald schwillt er durch Ströme an, und wässert in seinem Laufe über 600 deutsche Quadratmeilen Uferland.«

»Ueber 340 Meilen von seiner Mündung hat er schon eine mittlere Tiefe von 15 Fuß, und 120 Meilen von seiner Mündung trägt er Schiffe von 300 Tonnen Last.«

»Sieben und funfzig große, sämmtlich schiffbare Flüsse führen ihm ihr Wasser zu. Ihm strömt zu, der 768 Meilen lange Missouri, der 526 Meilen lange Arkunsas, der 360 Meilen lange rothe Fluß, der 294 Meilen lange Ohio und die etwa 120 Meilen langen Flüsse Illinois, Saint Pierre, Saint François, Moingona, und unzählige kleine Bäche, die in seinen Schooß sich ergießen.«

»Das durch den Missisippi bewässerte Thal scheint für seinen Fluß gleichsam geschaffen zu seyn; er vertheilt darin nach Belieben, wie die Vorsehung, das Gute und das Böse. Am Ufer dieses Flusses verbreitet die Natur eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, aber entfernt von solchem erschöpft sich gleichsam die Vegetationskraft, der Boden wird magerer, alles schmachtet oder stirbt ab. Nirgends haben die großen Erderschütterungen so augenscheinliche Spuren, als im Thale des Missisippi hinterlassen. Die Ansicht der Oberfläche beweiset, daß sie aus dem Wasser hervorging. Die üppige Fruchtbarkeit und der Mangel daran sind das Werk des Wassers. Die Fluthen des Oceans der Vorzeit häuften im Boden des Thales ungeheure Lagen fruchtbarer Erde an, welche die Zeit nach der Wasserwage ausglich.

Am rechten Ufer des Flusses trifft man unermeßliche Ebenen an, von so gleicher Fläche, als wenn sie ausgewalzt worden wären. So wie man sich den Gebirgen nähert, wird im Gegentheil das Land unebener und unfruchtbarer. Der Boden ist daselbst gleichsam am tausend Orten durchbrochen. Urfelsen erscheinen hie und da, als die Knochen eines Leichnams, dessen Muskeln und Fleisch die Zeit vermodert hat. Granitsand und unregelmäßige Felsblöcke bedecken die Oberfläche der Erde, auf denen einige Pflanzen kümmerlich ihre Wurzeln einschlugen. Das Ganze ist gleichsam ein fruchtbares, mit Trümmern großer, zerstörter Gebäude bedecktes Feld. Wenn man dieses Gestein und diesen Sand untersucht, so bemerkt man leicht die völlige Gleichheit dieser Ablagerung mit den dürren und zerklüfteten Gipfeln der Felsengebirge. Nachdem die Gewässer die Erde in die Tiefe des Thals hinabgeschwemmt hatten, rissen sie am Schlusse einen Theil der Felsen mit sich fort, und wälzten solche nach den nächsten Abdachungen. Als sie sich an einander zerrieben hatten, besäeten die Steinmassen den Fuß der Berge mit diesen von den Spitzen der Berge abgerissenen Trümmern.«

»Man lese über diese westlichen Gegenden des Missisippi, in welche die Europäer noch nicht eingedrungen sind, die Beschreibungen der beyden, von Major Long auf Kosten des Congresses unternommenen Reisen. Herr Long sagt in Hinsicht der großen amerikanischen Wüste Bd. II., S. 361 seiner Expeditionsreise, daß man eine Parallellinie im zwanzigsten Grade des Meridians vom rothen Flusse bis zum Plataflusse ziehen müsse. Von dieser angenommenen Linie bis zum Felsengebirge, welches das Missisippithal im Westen begränzt, erstrecken sich unermeßliche Ebenen, die im Allgemeinen mit unfruchtbarem Sande oder mit Granitsteinen bedeckt, und im Sommer wasserlos sind, in welchen man nur große Büffelherden und wilde Pferde antrifft, und in kleiner Zahl einige streifende Indianer.«

»Man hat dem Major Long gesagt, daß, wenn man jenseits des Plataflusses in der nämlichen Richtung seinen Weg nehmen würde, man an der linken Seite des Flusses die nämliche Wüste antreffen dürfte; aber er urtheilt hierüber nur aus fremder Sage, da er diese Thatsache nicht selbst zu untersuchen vermochte. Long's Expedition Bd. II. S. 361. Auch hat er die besuchte Gegend nur in der Quere durchzogen, und im Zickzack nur selten Ausflüge gemacht.«

»Im Allgemeinen ist das Missisippithal der prachtvollste Aufenthalt, welchen jemals Gott zur Wohnung der Menschen vorbereitet hat, und doch bildet es bisher, mit Ausnahme weniger Strecken, nur noch eine weite Wüste.«

»An der östlichen Abdachung des Alleghanygebirges, zwischen dessen Fuße und dem atlantischen Meere, erstreckt sich ein langer Rand von Felsen und Sand, welchen das zurücktretende Meer vergessen zu haben scheint. Dieses Gebiet hat eine mittlere Breite von etwa 21 deutschen Q. Meilen, ist aber ungefähr neunmal so lang. Der dortige Boden wird nur mit Mühe urbar gemacht. Die Vegetation ist daselbst mager, und nicht sehr mannigfaltig.«

»Aber an dieser ungastfreundlichen Küste übte die menschliche Industrie zuerst ihre Urbarmachungen. Auf dieser dürren Erdzunge entstanden und erweiterten sich die englischen Colonien, welche der Stamm der heutigen vereinigten nordamerikanischen Staaten wurden. Dort findet sich noch jetzt der Centralpunkt ihrer Macht, während aus den hinteren Staaten in aller Stille sich die wahren Elemente des großen Volkes bilden, welches das Schicksal dieses Welttheils bestimmen wird.«

»Als die Europäer an den Küsten der Antillen und später in Südamerika landeten, glaubten sie sich in die fabelhaften Gegenden der Dichter versetzt. Das Meer funkelte durch die glänzenden Insekten der Tropenländer. Die außerordentliche Durchsichtigkeit der Gewässer entdeckte zum ersten Male den Augen der Seefahrer die Tiefe der Abgründe des Meeres. Die dortigen Gewässer sind, nach Malte Brun Bd. V. S. 726, so durchsichtig, daß man die Korallen und Fische in 60 Klaftern Tiefe erkennen kann. Das Schiff scheint gleichsam in der Luft zu segeln. Eine Art Schwindel ergreift den Reisenden, dessen Auge durch das krystallhelle Wasser mitten in die untermeerischen Gärten eindringt, woselbst Muscheln und Goldfische zwischen dichtem Meergrase und den Gebüschen von Meertang zu schauen sind. Hie und da zeigen sich kleine Inseln mit wohlriechenden Stauden, welche wie ein Blumenkorb auf dem ruhigen Meere zu schwimmen schienen. Alles, was man in diesen zaubervollen Gegenden erblickte, schien für die Bedürfnisse oder für das Vergnügen der Menschen bestimmt zu seyn. Die meisten Bäume trugen nährende Früchte, und die dem Menschen weniger nützlichen Gewächse gefielen dem Auge durch den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Farben. In einem Walde wohlriechender Citronenbäume, wilder Feigen, der rundblättrigen Myrthen, der Akacien und Lorbeerrosen, welche von blühenden Schlingpflanzen durchflochten waren, ließen eine Menge in Europa unbekannter Vögel ihre purpurnen und himmelblauen Flügel schimmern, und vermischten das Concert ihrer Stimmen mit der Harmonie einer Natur voll Leben und Bewegung.«

»Das südliche Amerika in der Region der Tropen liefert in unglaublicher Menge jene Schlingpflanzen, die man Lianen nennt,

und allein die Flora der Antillen besitzt deren mehr als vierzig Arten. Unter solchen ist die Passionsblume (Grenadilla) eine der zierlichsten Blüthen. Nach Descourtiz Gewächsreich der Antillen, Bd. I. S. 265, klammert sich dieses schöne Gewächs durch seine Gabeln an die Bäume, und bildet bewegliche Lauben, reiche und zierliche Säulen durch die Wohlgeruch aushauchenden schönen purpurblauen Blumen.«

Die Akacia mit großen Schoten ist eine sehr dicke Liane, welche sich schnell entwickelt, und von einem Baume zum andern läuft, so daß sie bisweilen mehr als 1/4 Meile bedeckt. Descourtiz Bd. III. S. 227.«

»Freylich versteckte sich der Tod unter diesem glänzenden Mantel, man nahm ihn aber damals nicht gewahr. Uebrigens herrschte in der Luft dieses Klimas ein gewisser entnervender Einfluß, welcher den Menschen für den Augenblick bezauberte, und für die Zukunft nicht sorgen ließ.«

»Nordamerika erschien in einem ganz anderen Lichte. Alles war daselbst würdevoll, ernst und feyerlich. Es schien gleichsam geschaffen zu seyn zu einer Heimat des Verstandes, und Südamerika zur Heimat der sinnlichen Genüsse.«

»Ein unruhiges und nebliches Weltmeer umgab die Gestade Nordamerikas mit einem Gürtel von Granitfelsen und Sanddünen. Das Laub der Wälder an den Ufern war finster und melancholisch. Man sah dort nur Fichten, Lärchen, immergrüne Eichen, den wilden Oelbaum und Lorbeer wachsen.«

»War man dann in diesen ersten Umkreis eingedrungen, so betrat man die schattigen inneren Wälder mit den größten Bäumen auf der ganzen Erde. Die Platane, die Catalpa aus der Familie der Bignonien, der Zuckerahorn und die virginische Pappel mischten ihre Zweige mit der Eiche, den Buchen und den Linden.«

»Wie in den von den Menschen in Besitz genommenen Wäldern, sah man stets viele Bäume verfaulen, aber niemand benützte diese Trümmer einer abgestorbenen Baumgeneration. Man sah sie über einander angehäuft, da die Zeit sie nicht schnell genug verfaulen, und ihren Platz durch jüngere Gewächse wieder einnehmen ließ. Aber selbst unter diesen Trümmern zeigte sich die Wiederherstellung einer anderen Pflanzengeneration in größter Thätigkeit. Schlingpflanzen und Kräuter jeder Art machten sich Luft ungeachtet aller Hindernisse; sie umschlangen die niedergestürzten Bäume, gruben sich in deren Moder und zwischen deren lose gewordenen Rinde, welche sie noch bedeckte, und zugleich den jungen Wurzeln Nahrung lieferte. Der Tod ernährte die

nächste Generation der Gewächse. Beyde waren zur Stelle, und mischten durch einander, was sie gebildet hatten.«

»In diesen Wäldern herrschte tiefe Dunkelheit, und tausend Bäche, denen die menschliche Industrie noch kein Bette angewiesen hatte, unterhielten daselbst eine ewige Feuchtigkeit. Kaum sah man dort einige Blumen, Früchte und Vögel.«

»Der Fall eines durch Alter niedergestürzten Baumes, ein Wasserfall, das Brüllen der Büffel und die pfeifenden Winde unterbrachen allein die Stille der Natur.«

»Im Osten des großen Flusses mangelten hie und da die Wälder, und hatten unbegränzten Wiesen Platz gemacht. Hatte die unendlich mannigfaltige Natur den Samen der Bäume dieser fruchtbaren Landschaft versagt, oder war der sie einst bedeckende Wald durch die Hand der Menschen zerstört worden? Weder die Tradition, noch wissenschaftliche Forschungen geben hierüber Auskunft.«

»Indeß waren diese unermeßlichen Wüsteneyen nicht gänzlich der Gegenwart der Menschen beraubt. Einige Stämme der Wilden irrten seit Jahrhunderten im Schatten der Wälder oder auf den Weiden der sogenannten Prärien. Von der Mündung des St. Lorenzflusses bis zum Delta des Missisippi, und vom atlantischen bis zum stillen Meere hatten die Wilden manche Aehnlichkeit, welche ihren gemeinschaftlichen Ursprung verrieth; aber sonst waren sie von allen bekannten Stämmen der Wilden verschieden. Erst später glaubte man einige Aehnlichkeit in der physischen Bildung, in der Sprache und in der Gewohnheit dieser Wilden mit den Tongusen, den Mantschu, Mongolen, Tartaren und anderen asiatischen Nomaden wahrzunehmen. Weil die Letzteren nahe an der Behringstraße wandern, so darf man vermuthen, daß sie in alten Zeiten übers Meer in Nordamerika eingewandert seyn können; aber man hat hierüber noch nichts Gewisses ausmitteln können. Man lese übrigens Malte Brun Bd. V; die Werke des Herrn v. Humboldt; Fischer sur l'Origine des Américains; Adair history of the american Indians. Die Wilden Nordamerikas waren nicht so weiß, wie die Europäer, nicht so gelb, als die meisten Asiaten, und nicht so schwarz, als die Neger. Ihre Haut war röthlich, ihre langen Haare glänzten, sie hatten kleine Lippen und sehr hervorstehende Backenknochen. Die Sprachen dieser wilden amerikanischen Völkerschaften waren in Worten unter einander verschieden, glichen sich aber in ihren grammatikalischen Regeln, welche übrigens in manchen Punkten von denen anderer Wilden abwichen.«

Die Sprache dieser Amerikaner hatte eigenthümliche Regeln, und kündigte von Seiten ihrer Erfinder mehr Verstand an, als

die Indianer unserer Tage zu besitzen scheinen. Der Gesellschafts-zustand dieser Völker war in mehrerer Hinsicht von demjenigen der Völker in der alten Welt verschieden. Man konnte sagen, daß sie sich frey vermehrt hatten im Schooße ihrer Wüsten, ohne Berührung mit anderen Völkern, welche civilisirter waren als sie. Man traf also bey ihnen keine zweifelhaften und übel verbundenen Begriffe des Guten und des Bösen, und nicht jenes tiefe Verderbniß an, welches sich gewöhnlich mit der Unwissenheit und Roheit der Sitten bey policirten Völkern vermischt, wenn sie wieder barbarisch geworden sind. Der Indianer war alles sich selbst schuldig; seine Tugenden, seine Laster und seine Vorurtheile waren sein eigenes Werk. Er war aufgewachsen in der wilden Unabhängigkeit seiner Natur.«

»Die Grobheit des Pöbels in den policirten Ländern entspringt nicht bloß aus ihrer Unwissenheit und Armuth, sondern daraus, daß sie sich täglich in Berührung befinden mit Personen, welche reich und unaufgeklärt sind.«

»Da das Gefühl des Unglücks und der Schwäche täglich mit dem Glücke und der Macht einiger ihres Gleichen in den Seelen des sogenannten Pöbels ein Gegenstück bildet, so erregt dieß im Gemüthe des Pöbels Zorn und Furcht. Das Gefühl der Niedrigkeit und Abhängigkeit reizt und demüthigt solchen Pöbel zugleich. Der innere Zustand ihrer Seele spiegelt sich in ihren Sitten und in ihrer Sprache ab, sie sind daher zu gleicher Zeit unverschämt und kriechend.«

»Die genaue Beobachtung dieser Verhältnisse ergibt die Wahrheit dieser Bemerkung: denn der Pöbel ist ungeschliffener in den Ländern, wo die Aristokratie regiert, und in den reichen Städten mehr, als auf dem Lande.«

»An den Orten, wo man so reiche und mächtige Menschen antrifft, fühlen sich die Schwachen und die Armen gebeugt durch die Niedrigkeit ihres Standes, und da sie keine Hoffnung haben, zu gleichen Verhältnissen jemals zu gelangen, so verzweifeln sie an der Möglichkeit einer glücklicheren Lage, und sinken dann unter die Würde der Menschheit herab.«

»Diese traurige Wirkung des Contrastes der Stände trifft man unter den Wilden nicht an. Da die sämmtlichen Indianer unwissend und arm sind, so sind sie sämmtlich einander gleich und frey.«

»Als die Europäer in Nordamerika eintrafen, kannte der dortige Eingeborne den Werth der Reichthümer noch nicht, und betrachtete mit Gleichgültigkeit das Wohlseyn, welches der civilisirte Mensch durch Reichthum erlangt, und doch nahm man bey jenem Eingebornen keine Grobheit gewahr, vielmehr herrschte

in seinem Betragen ein ihm zur Gewohnheit gewordener Anstand und eine Art aristokratischer Höflichkeit.«

»Der im Zustande des Friedens sanfte und gastfreundliche, aber in Kriegsverhältnissen mehr, als policirte Menschen sich es nur als Möglichkeit denken können, wilde und grausame Indianer setzte sich der Gefahr aus, Hungers zu sterben, um den Fremden zu unterstützen, der des Abends an der Thüre seiner Hütte anklopfte, und zerriß dennoch mit eigener Hand die noch zuckenden Glieder seines Kriegsgefangenen. Die berühmtesten Republikaner des Alterthumes hatten nie einen standhafteren Muth, stolzere Seelen und eine unzähmbarere Liebe der Unabhängigkeit bewundert, als damals die wilden Wälder der neuen Welt zeigten. Als die Europäer am nordamerikanischen Gestade landeten, machten sie wenig Eindruck auf die Eingebornen, und erregten weder Neid noch Furcht.«

»Welchen Einfluß konnten die Europäer auf solche Menschen haben, welche gewohnt waren, nicht viele Bedürfnisse zu haben, zu leiden ohne Klage, zu sterben mit Gesang. Wie alle anderen Mitglieder der großen Menschenfamilie, glaubten sie künftig in einer besseren Welt zu leben, und beteten unter verschiedenen Namen den Schöpfer der Welt an. Ihre Begriffe über die großen geistigen Wahrheiten waren im Allgemeinen einfach und philosophisch.«

»So sehr es auch scheinen mag, daß das Volk, dessen Charakter wir hier schildern, Amerika zuerst bewohnte, so darf man doch nicht daran zweifeln, daß ein anderes civilisirtes Volk, was in allen Dingen den jetzigen Eingebornen überlegen war, in den nämlichen Gegenden früher lebte.«

»Eine dunkle Sage, die sich aber unter den meisten wilden Stämmen am Gestade des atlantischen Meeres verbreitet hat, lehrt uns, daß ein solches Volk im Westen des Mississippi lebte. Längs den Ufern des Ohio und im ganzen Centralthale findet man täglich von Menschenhand aufgeworfene kleine Berge. Dringt man bis in deren Inneres, so sagt man, pflege man menschliche Gebeine anzutreffen, fremde Werkzeuge, Waffen, metallenes Hausgeräth aller Arten, welches alles eine Lebensart verräth, welche den jetzigen Wilden unbekannt ist.«

»Die jetzigen Indianer können über die Geschichte dieses unbekannten Volks keine Auskunft geben. Diejenigen, welche vor 300 Jahren lebten, zur Zeit von Amerikas Entdeckung, haben eben so wenig etwas gesagt, woraus man irgend eine Hypothese folgern könnte. Die Volkssagen, diese verschwindenden und immer sich wieder verjüngenden Denkmäler der Urwelt, gewähren kein Licht. Doch haben daselbst Tausende unseres Geschlechtes

gelebt, woran man nicht zweifeln darf. Wann kamen sie dahin? Was war ihr Ursprung, ihre Bestimmung, ihre Geschichte? Wann und wie sind sie umgekommen? Dieß kann keiner sagen.«

»Es sind Völker so vollkommen von der Erde verschwunden, daß selbst ihr Name mit ihrer Sprache unbekannt ist, ihr Ruhm ist erloschen, wie der Ton ohne Echo. Vielleicht ist aber kein einziges, welches nicht wenigstens ein Grab zum Andenken seiner Durchreise zurückließ. Also ist von allen Werken der Menschen das dauerhafteste dasjenige, was am deutlichsten sein Nichts und sein Elend schildert.«

»Obgleich das große, eben beschriebene Land von zahlreichen eingebornen Stämmen bewohnt wurde, so kann man doch mit Wahrheit behaupten, daß es zur Zeit der Entdeckung nur noch eine Wüste bildete. Die Indianer bewohnten solches, besaßen es aber nicht. Erst durch den Ackerbau eignet sich der Mensch den Boden zu, und die vorgefundenen Einwohner Nordamerikas lebten von dem, was die Jagd lieferte Ihre unversöhnlichen Vorurtheile, ihre unzähmbaren Leidenschaften, ihre Laster und vielleicht noch mehr ihre wilden Tugenden überlieferten solche einer unvermeidlichen Vernichtung. Der Untergang dieser Völker begann mit dem Landungstage der Europäer in Nordamerika, er wurde immer fortgesetzt, und scheint in unseren Tagen sich zu vollenden. Als die Vorsehung jene Wilden mitten unter die Reichthümer der neuen Welt einführte, gab sie ihnen nur einen kurzen Nießbrauch; sie waren dort nur bis weiter. Diese für den Handel und für die Industrie so wohl bereiteten Küsten, diese so tiefen Flüsse, dieses so unerschöpfliche Mississippithal, dieses große feste Land erschien damals als eine ledige Wiege einer großen Nation.«

»Dort sollten civilisirte Menschen versuchen, die Gesellschaft auf neuen Grundlagen einzurichten, und indem sie zum ersten Male bisher unbekannte oder für unausführbar gehaltene Theorien ins Leben einführten, der Welt ein Schauspiel geben, zu welchem die Geschichte der Vergangenheit die Menschheit nicht vorbereitet hatte.«

Dieß war der Boden, auf welchem unter Zulassungen und Fügungen, welche zu jedem anderen Schlusse eher berechtigten, eine neue Welt, ein neues Staatsthum unter bisher mehr geahneten, als für möglich gehaltenen Bedingungen in fabelhafter Raschheit entstehen sollte.

Die Colonisirung Amerikas bietet das größte Interesse, schon weil sie nahe genug liegt, um sie bis in ihre Details zu verfolgen, und hinlänglich ferne, um die jener Saat entsprossenen Früchte einer leidenschaftlosen Prüfung zu unterziehen. Mit

Recht nennt Tocqueville Amerika »eine Fackel, welche die Vorsehung uns angezündet, eine Fackel, die unseren Vätern fehlte, die uns aber, was jenen versagt war, den Blick in die Grundbedingungen der Staatenbildung zu werfen gestattet.«

Bey allen Völkern verliert sich die Zeit der Kindheit im Dunkel der Vorzeit, und da am Ende das Kind doch immer den Keim des Mannes enthüllt, so läßt sich, wo jene erste Anschauung fehlt, zu einem festen Urtheile und begründeten Schlusse auf die Zukunft nicht wohl gelangen. In Amerika liegen alle Grundursachen zu Tage, warum sollten uns die Wirkungen verborgen bleiben? Tocqueville sucht von diesem, d. h. dem historischen Standpunkte seines Stoffes Meister zu werden. Indem er die Geschichte Amerikas gründlich studirte, und nicht nur aus Büchern und Urkunden, sondern unter dem Einflusse des Bodens und der Luft, wo dieß alles geschah, gelangte er zu den überraschendsten Aufschlüssen.

Man bemerke wohl, der große Werth dieses mit Recht gepriesenen Werkes liegt darin, daß der Verfasser zuerst entdeckte, wo Aussaat und Frucht, wo Ursache und Wirkung in unmittelbarer Nähe beysammen liegen, wo der Weg von jenen zu diesen so kurz ist, erhalten alle Folgerungen die Kraft logischer Gewißheit, und das Studium eines solchen Gebietes werde im Gegensatze mit gewöhnlicher Geschichtforschung zu einem mathematischen Exempel, dessen Prämissen in völliger Klarheit gegeben sind. Darum sagt Tocqueville auch:

»Wenn man den politischen und gesellschaftlichen Zustand Nordamerikas untersucht, nachdem man dessen Geschichte aufmerksam studirt hat, so fühlt man sich tief von der Wahrheit durchdrungen, daß es keine Meinung, Gewohnheit oder Gesetz gibt, ich möchte sogar sagen, keine Begebenheit, welche die ältere Geschichte (point de départ) nicht leicht erklärt.«

Der Verfasser erzählt die Geschichte der Colonisirung Nordamerikas in Kürze Die Leute, welche zuerst herübergekommen, haben nur Eines gemein: die Sprache; in vielen anderen Punkten geschieden, zeigt sich auch die Ursache ihrer Auswanderung als eine verschiedene, so wie sie sich fortan auch nach verschiedener Regel regierten. Diese Verschiedenheit stellte sich gleich vom ersten Anfange hervor.

»Das Band der gemeinschaftlichen Sprache ist vielleicht das stärkste und dauerhafteste, was die Menschen vereinigen kann. Alle Ausgewanderten redeten die nämliche Sprache und waren alle Kinder des nämlichen Volkes. Geboren in einem Lande, welches der Parteyenkampf seit Jahrhunderten in Bewegung setzte, wo bald die eine, bald die andere Partey gezwungen war, sich unter

den Schutz der Gesetze zu stellen, bildete sich ihre politische Erziehung in dieser strengen Schule. Daher waren unter ihnen mehr Rechtskenntnisse und mehr Grundsätze der wahren Freyheit, als unter den meisten anderen Völkern verbreitet. In dem Zeitraume der ersten Auswanderungen herrschte schon die Gemeindeverwaltung, dieser fruchtbare Keim freyer Verfassungen in den Gewohnheiten Englands, und mit solcher hatte sich das Dogma der Volkssouveränität selbst im Schooße der Monarchie der Tudors eingewurzelt.«

»Man befand sich damals mitten unter Religionsstreitigkeiten, welche die Christenheit verwirrten. England hatte sich in diese neue Laufbahn mit einer Art Wuth gestürzt. Der Charakter seiner Einwohner war stets ernsthaft und bedachtsam gewesen, und war strenge und spitzfindig geworden. Die Aufklärung war in diesen geistigen Kämpfen sehr gewachsen, und der Verstand hatte eine schärfere Ausbildung erhalten. Indeß man sich damit beschäftigte, viel von der Religion zu reden, reinigten sich die Sitten. Alle diese allgemeinen Züge der Nation finden sich mehr oder weniger in der Persönlichkeit derjenigen seiner Söhne wieder, welche eine Zukunft da suchten, wohin sie ausgewandert waren.«

»Eine Bemerkung, welche wir später weiter ausführen werden, ist nicht allein auf die Engländer anwendbar, sondern auch auf die Franzosen, Spanier und auf alle Europäer, welche sich allmälich an den Küsten der neuen Welt niedergelassen haben. Alle neuen europäischen Colonien enthielten, wenn nicht die Entwicklung, doch wenigstens den Keim einer vollständigen Demokratie. Zwey Ursachen führten zu diesem Resultate. Man kann im Allgemeinen sagen, daß bey ihrer Abreise aus dem Mutterlande die Auswanderer keine Vorstellung davon hatten, daß einige von ihnen eine Art Herrschaft über die anderen ausüben könnten. Gemeiniglich wandern nicht die Glücklichen und die Reichen aus, und die Armuth wie das Unglück pflegen die besten Bürgen der Gleichheit unter den Menschen zu seyn. Doch fügte es sich einigemal, daß auch vornehme Personen in Folge politischer oder religiöser Zwiste nach Amerika übergingen. Man machte daselbst Gesetze, um die Hierarchie des Ranges festzustellen, aber man nahm bald gewahr, daß der amerikanische Boden durchaus die aristokratische Gutshoheit verwarf, weil die Urbarmachung dieser widerspenstigen Erde der persönlichen standhaften und eigennützigen Anstrengung des Eigenthümers bedurfte. Wenn das Gut in Ordnung gebracht war, fand man, daß seine Produkte nicht hinreichend genug waren, um zugleich einen Herrn und einen Pächter zu ernähren. Der Boden wurde daher natürlich in kleine

Landgüter abgetheilt, welche der Eigenthümer kultivirte; und nur durch Landeigenthum kann die Aristokratie Wurzel fassen, aber nicht durch gegebene Vorrechte allein begründet werden. Nicht die Geburt, sondern das erbliche Grundeigenthum bildet die Aristokratie. Eine Nation kann Reiche mit unermeßlichen Reichthümern und viele Arme zählen, aber wenn der Reichthum jener Familien nicht besonders in Land besteht, so sieht man in ihrem Schooße zwar Arme und Reiche, aber keine Aristokratie.«

»Alle englischen Colonien hatten daher zur Zeit ihrer Entstehung eine große Familienähnlichkeit. Alle schienen von ihrem Anfange an bestimmt zu seyn, nicht die aristokratische Freyheit des Mutterlandes, sondern die bürgerliche und demokratische, von der die Weltgeschichte noch kein vollständiges Muster geliefert hatte, zu entwickeln.«

»Mitten in dieser allgemeinen Färbung nahm man jedoch einige starke Schattirungen gewahr, welche man nothwendig darstellen muß.«

»Man kann in der großen englisch-amerikanischen Familie zwey Hauptzweige wahrnehmen, nämlich im Süden und im Norden, welche sich noch nicht ganz unter einander verschmolzen haben.«

»Virginien erhielt die erste englische Colonie im Jahre 1607. Europa war damals sonderbarer Weise noch von dem Wahne eingenommen, daß Gold- und Silberminen den Reichthum der Völker bildeten; ein trauriger Irrthum, welcher die Völker, die sich ihm hingaben, verarmte, und in Amerika selbst mehr Menschen kostete, als der Krieg und alle schlechten Gesetze. So schickte man nach Virginien Goldsucher; denn in der dießfälligen Parlementsakte, welche die Colonie 1609 begründete, hieß es unter anderen, daß die Colonisten 1/5 des Goldes und Silbers aus Bergwerken der Krone entrichten sollten. Ein großer Theil derselben bestand aus ausschweifenden jungen Leuten vornehmer Familien, welche ihre Aeltern fortschickten, um solche einer gerichtlichen Bestrafung wegen begangener Unthaten zu entziehen; altes Gesinde, betrügerische Banquerottirer, liederliche und andere schlecht geartete Menschen, welche besser zu stehlen und einen Staat zu verderben, als ihn zu gründen verstanden. Ihre zum Aufruhr geneigten Häupter verleiteten leicht ihre Truppe zu allerhand Ausschweifungen und Freveln. Sie verwirrten durch ihren unruhigen uud aufrührerischen Geist die Kindheit der Colonie, und machten ihre Fortdauer ungewiß.« (Siehe Smith's Geschichte Virginiens von der ersten Niederlassung des Jahres 1624 an. — Will. Smith's Gesch. v. Virginien — Beverley's Gesch Virginiens von der frühesten Zeit an, im J. 1807 ins Franz. übertragen.)

»In der folgenden Zeit trafen auch Gewerbfleißige und Landwirthe daselbst ein, ein sittlicheres und ruhigeres Geschlecht; jedoch waren diese meistens aus den unteren Volksklassen Englands. Erst später schlossen sich diesen reiche englische Grundeigenthümer an. Kein edler Gedanke und keine geistige Rücksicht leitete die Gründung dieser neuen Niederlassungen. Kaum war die Colonie geschaffen worden, so schiffte (nach Chalmar) ein holländisches Schiff an der Mündung des Jamesflusses im Jahre 1620 fünf Neger aus, wodurch das Sclaventhum daselbst eingeführt wurde, was später so vielen Einfluß auf die Art der Entwicklung der südlichen Colonien äußerte.«

»Das Sclaventhum, wie wir später erklären werden, entehrt den Stand der Arbeiter, führt den Müßiggang in die Gesellschaft ein, und mit ihm den Stolz, die Armuth und den Luxus. Es entnervt die Kräfte des Verstandes, und schläfert die Thätigkeit der Menschen ein. Der Einfluß der Sclaverey und daneben des Charakters der Engländer erklärt die Sitten und den Zustand der Gesellschaft in den südlichen Staaten des vereinigten Amerika.«

»Eine andere Schattirung lieferten die ganz anders organisirten nördlichen Staaten. Hier erlaube ich mir eine umständliche Ausführung.«

»In den unter dem Namen Neu-England im Osten des Hudson-Flusses gelegenen sechs Staaten Connecticut, Rhode-Island, Massachusetts, Vermont, Newhampshire, Maine bildeten sich die Hauptgrundsätze des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes der vereinigten Staaten.«

»Die Verwaltungsgrundsätze Neu-Englands verbreiteten sich zuerst in den benachbarten Staaten, und gingen darauf in die entfernteren über, bis sie endlich, wenn ich diesen Ausdruck wählen darf, den ganzen Bund durchdrangen Jetzt üben sie ihren Einfluß aus, sogar jenseits der Gränzen und über den ganzen Welttheil. Neu-Englands Civilisation gleicht dem auf Höhen angezündeten Feuer, welches um sich herum Wärme zerstreut, aber auch mit seiner Helle den äußersten Horizont erleuchtet.«

»Die Gründung Neu-Englands bot ein neues Schauspiel dar; alles war daselbst eigenthümlich und originell.«

»Zwar fast alle Colonien hatten zu ihren ersten Bewohnern Menschen ohne gute Bildung und Vermögungslose, welche Elend und ein schlechtes Betragen im Vaterlande aus solchen vertrieben hatte, oder gierige Spekulanten und Spitzbuben. Es gibt Colonien, deren Ursprung noch schmutziger ist; so gründeten Seeräuber das jetzige Hayti, und in unseren Tagen bevölkern die

Verurtheilungen der englischen Gerichtshöfe die australischen Colonien.«

»Die Auswanderer nach Neu-England gehörten sämmtlich den wohlhabenden Klassen des Mutterlandes an. Ihre Vereinigung auf Amerikas Boden stellte im Ursprunge die sonderbare Erscheinung einer Gesellschaft dar, ohne vornehme Herren und ohne Pöbel, und fast ohne Reiche und Arme. Verhältnißmäßig fand sich unter diesen Menschen mehr Aufklärung, als unter irgend einer europäischen Nation in unseren Tagen. Alle ohne irgend eine Ausnahme hatten eine bildende Erziehung genossen, und mehrere sich bereits in Europa durch Talente und Wissenschaft ausgezeichnet. Die anderen Colonien waren durch Abenteurer, ohne eine Familie mitzubringen, gestiftet worden. Die Einwanderer in Neu-England führten bewunderungswürdige Elemente der Ordnung und Sittlichkeit ein, und begaben sich in die Wüste, begleitet von Frauen und Kindern. Besonders ausgezeichnet war der Zweck ihrer Unternehmungen. Noth zwang sie nicht, ihr Vaterland zu verlassen, sie ließen daselbst eine ungern aufgegebene Stellung bürgerlicher Verhältnisse zurück, und konnten dabey gemächlich leben. Auch gingen sie nicht über nach der neuen Welt, um ihre Lage zu verbessern, oder um ihre Reichthümer zu vermehren. Sie entzogen sich den Annehmlichkeiten des Vaterlandes, um ein bloß geistiges Bedürfniß besser befriedigen zu können. Indem sie sich dem unvermeidlichen Elende der Aufgebung der Heimat aussetzten, wollten sie bloß eine Idee ins Leben einführen.«

»Diese sogenannten Pilger, denn diesen Namen gaben sie sich, gehörten zur christlichen Sekte der Puritaner, mit einer eigenthümlichen Strenge in sittlichen Grundsätzen. Der Puritanismus pflegte nicht bloß ein religiöses Dogma, sondern auch einige der absolutesten demokratischen und republikanischen Ideen, und gerade wegen dieser wurden die Puritaner verfolgt von der Regierung des Mutterlandes. Ihre strenge Lehre war unverträglich mit dem Gange des Gesellschaftszustandes ihrer Heimat. Deßwegen suchten sie eine so barbarische, aber von der ruchloseren Welt abgeschnittene Provinz auf, wo ihnen erlaubt war, nach ihrer Weise zu leben, und Gott in voller Freyheit anzubeten.«

»Folgende Belege werden den Geist dieser frommen Abenteurer besser kennen lehren, als alles, was wir selbst hinzufügen können.«

»Daniel Morton: Neu-Englands Memorial S. 13. Boston 1826, und Hutchinson's Geschichte Bd. II. S. 440 erzählen Folgendes: »»Ich habe alle Zeit geglaubt, daß es für uns eine heilige Pflicht wäre, da unsere Väter so zahlreiche und denkwürdige

Pfänder der göttlichen Güte bey der Gründung dieser Colonie empfangen haben, deren Andenken schriftlich zu erhalten. Was wir gesehen und was uns unsere Väter erzählt haben, das müssen wir unseren Kindern in Andenken erhalten, damit die folgenden Geschlechter es vermögen, den Herrn zu loben, damit das Geschlecht Abrahams, seines Dieners, und die Kinder Jakobs, seines Auserwählten (Psalm 105, V. 5 und 6), die Erinnerung an die göttlichen Wunderthaten erhalten möge. Wir müssen wissen, wie Gott seinen Weinstock in die Wüste einführte, wie er ihn gepflanzt hat, und wie er die Heiden davon abhielt, wie er ihm einen Platz bereitete, die Wurzeln tief legte, und ihn hernach sich ausbreiten und die Erde weit bedecken ließ (Psalm 80, V. 15. 13); und nicht allein dieß, sondern auch, wie er sein Volk nach der Hofwohnung leitete, und solches endlich auf dem Berge (einer Erbschaft) gründete (2. Buch Mosis, XV. 3). Diese Thatsachen muß man kennen, damit Gott die schuldige Ehre gegeben werde, und damit einige Strahlen seines Ruhmes den ehrwürdigen Namen der Heiligen zufallen mögen, welche ihm zu Werkzeugen dienten.««

»Es ist unmöglich, diese Einleitung zu lesen, ohne selbst wider Willen von einem religiösen und feyerlichen Eindruck ergriffen zu werden; es athmet darin eine Luft des Alterthums und ein biblischer Weihrauch.«

»Die Ueberzeugung, welche den Schriftsteller belebte, gibt seiner Sprache Würde. Vor den Augen der Leser, wie vor den seinigen schwebte nicht eine kleine Truppe von Abenteurern, welche jenseits des Meeres Glück suchten, sondern der Name eines großen Volkes, welches Gott in ein gelobtes Land einführte.«

»Der Schriftsteller fährt fort in obenerwähntem Memoriale S. 22:

»»So verließen sie Delft Haleft, welches für sie ein Ruheplatz gewesen war. Doch waren sie ruhig, denn sie wußten, daß sie Pilger waren, und hier nur Fremde. Sie hingen nicht an irdischen Dingen, sondern richteten die Augen nach dem Himmel, ihrem theuren Vaterlande, wo Gott für sie die heilige Stadt bereitet hatte. Sie kamen endlich im Hafen an, wo das Schiff sie erwartete. Eine große Zahl von Freunden, welche nicht mit ihnen abreisen konnten, hatte ihnen wenigstens bis dahin folgen wollen. Die Nacht verging ohne Schlaf, aber unter freundschaftlichen Ausschüttungen des Herzens, in frommen Gesprächen und in Ausdrücken wahrer christlicher Zärtlichkeit. Am folgenden Tage begaben sie sich an Bord; die Freunde wollten sie auch noch bis dahin begleiten. Damals hörte man tiefe Seufzer, sah aus allen Augen Thränen fließen; man umarmte sich lange,

und hörte feurige Gebete, durch welche selbst die Fremden erbaut wurden. Als das Zeichen der Abfahrt gegeben worden war, fielen sie alle auf ihre Kniee, und ihr Pfarrer, mit zum Himmel gerichteten Augen voll Thränen, empfahl sie der Barmherzigkeit des Herrn. Dann nahmen sie von einander Abschied, und sagten sich das Lebewohl, was für viele das letzte seyn sollte.««

»Der Auswanderer waren ungefähr 150, Männer, Frauen und Kinder. Sie wollten sich am Hudsonflusse niederlassen, aber nach einer langen Ueberfahrt mußten sie endlich an der sandigen Küste von Neu-England landen, da, wo jetzt die Stadt Plymouth steht. Noch zeigt man den Felsen, wo die Pilger landeten, und verehrt ihn. In mehreren Städten der Union bewahrt man Stücke desselben auf. Beweiset dieß nicht klar, daß die Macht und die Größe des Menschen in seiner Seele liegt! Diesen Stein haben die Füße einiger Unglücklichen einen Augenblick berührt, wodurch er berühmt wird Er zieht die Augen eines großen Volkes auf sich; man verehrt dessen Trümmer, und theilt sich davon Bruchstücke mit. Was ist aus der Schwelle so vieler Palläste geworden, um welche man sich nicht bekümmerte?«

»Ehe wir aber weiter gehen, sagt der Geschichtschreiber, wollen wir einen Augenblick den gegenwärtigen Zustand des armen Volkes betrachten, und die Gnade Gottes bewundern, welcher dasselbe gerettet hat.«

»»Sie hatten jetzt das weite Weltmeer hinter sich, und waren am Ziele ihrer Reise, aber sie sahen keine sie aufnehmenden Freunde und kein Obdach. Es war mitten im Winter, und diejenigen, welche unser Klima kennen, wissen, wie rauh solche sind, und welche fürchterlichen Stürme alsdann unsere Küsten verheeren. In solcher Jahreszeit ist es schwer, in bekannten Gegenden zu reisen, aber noch weit schwerer, sich an neuen Küsten anzusiedeln. Um sie herum erblickte man nichts, als eine schaurige und einsame Küste, voller wilder Thiere und Menschen, deren Grausamkeit und Zahl sie nicht kannten. Die Erde war gefroren und der Boden mit Wald und Buschwerk bedeckt. Alles hatte ein barbarisches Ansehen. Hinter sich sahen sie nur das unermeßliche Weltmeer, welches sie von der civilisirten Welt trennte. Um etwas Ruhe und Hoffnung zu fassen, konnten sie ihre Blicke nur nach oben richten.«« S. 35.

»Man muß nicht glauben, daß die Frömmigkeit der Puritaner bloß speculativ, oder dem Gange der menschlichen Angelegenheiten fremd war. Der Puritanismus war, wie ich oben erwähnte, fast eben so politisch als religiös. Kaum waren sie an diesem ungastfreundlichen Gestade gelandet, so schreibt Nathaniel Morton, als ihre erste Sorge war, ihre Gesellschaft

ordentlich einzurichten, im J. 1620. Sie gaben sich einen Gesellschaftsverein mit folgender Einleitung:

»»Wir, deren Namen folgen, welche, Gott zur Ehre, zur Verbreitung des christlichen Glaubens und zum Ruhme unseres Vaterlandes, unternommen haben, die erste Colonie an diesen entfernten Küsten zu gründen, sind in dieser Acte übereingekommen, unter gegenseitiger feyerlicher Einwilligung und vor Gott, uns in einem gesellschaftlichen Körper zu vereinigen, mit dem Zwecke, uns zu regieren, zur Vollbringung unserer Absichten zu arbeiten, und Kraft dieses Kontraktes übereingekommene Gesetze, Acten, Ordonnanzen öffentlich bekannt zu machen, auch die nöthigen Obrigkeiten einzusetzen, welchen wir Unterwerfung und Gehorsam versprechen.««

»Die Emigration nahm zu; bey dem fortwährenden Kampfe der Religionsparteyen im Mutterlande konnte dieß nicht anders geschehen. War man nun dort um so zufriedener, einen Ableiter gefunden zu haben, als man es nicht der Mühe werth fand, sich mit der Zukunft zu befassen, so gelangten diese ihrerseits ohne Eingriff noch Widerspruch des Mutterlandes zu politischer Selbstständigkeit, oder doch einem ihr verwandten Zustande.«

»Man war in der Heimat froh, sich dieser Elemente der Zwietracht entledigt zu sehen: »»Man sollte fast meinen, die englische Regierung betrachtete Neu-England als ein den Träumen der Einbildungskraft anheimgefallenes Gebiet, welches den Versuchen der Neuerer in ungestörter Freyheit überlassen bleiben müsse!««

»Man sieht, in dieser Grund-Idee lag bereits der Keim der politischen Unabhängigkeit, die Administration ward den Colonien vom ersten Anfange her schweigend oder durch förmliche Briefe zugestanden, und nur wo ein königlicher Statthalter das Land im Namen des Königs verwaltete, ging auch die Administration weniger von unten aus.«

»»Die von der Regierung angewandten Mittel, um die neuen Domainen zu bevölkern, waren ungleicher Art. In gewissen Fällen unterwarf der König einen Theil der neuen Welt einem Statthalter, wie im Staate New-York, welcher dann von ihm erwählt wurde, mit dem Auftrage, die Verwaltung in seinem Namen und Kraft seiner Befehle zu vollziehen, wie es im Colonialsystem anderer europäischer Länder Brauch ist. Dagegen überließ er in Maryland, in den Carolinas, Pensylvanien und New-Jersey gewisse Länderabtheilungen zum Eigenthume an einen Einzelnen oder an eine Gesellschaft«« (Pitkin's Geschichte, Bd. I. S. 11—31).

»Alle Civil- und politische Macht war alsdann in den Händen

einer oder mehrerer Personen, welche unter Aufsicht und Buchhaltung der Krone die Ländereyen verkauften, und die Einwohner regierten. In einem dritten Systeme ertheilte man gewissen Auswanderern das Recht, sich unter dem Patronate des Mutterlandes eine politische Verfassung zu geben, und sich in allen Fällen, wo Gesetze fehlten, selbst Gesetze zu geben.«

In dieser letzteren Weise ward Neu-England colonisirt. In der Regel wurde eine solche Charte erst octroyirt, wenn die Colonie faktisch gebildet war. In der Zwischenzeit erscheint dann allerdings das Verhältniß der Ansiedler zur Regierung des Mutterlandes als ein loses; im Grunde, welche Verbindlichkeiten hatten sie für ein Land, welches sie hinausstieß, und ihnen, hatten sie einmal die Küsten der drey Königreiche im Rücken, kaum gelegentlich einige vorübergehende Aufmerksamkeit widmete. Damals war der Grundsatz gäng und gäbe geworden, die Länder der neuen Welt gehören jener europäischen Nation, welche sie zuerst entdeckt habe. Auf diesem in das Staatsrecht aufgenommenen Axiome beruht im Grunde ausschließlich der Rechtstitel Englands auf jene Ansiedlungen in Nordamerika; damals fiel es Niemanden bey, ihn in Frage zu stellen; wie dieß später anders kommen konnte und mußte, läßt sich leicht begreifen, wenn man diesen Gesichtspunkt im Auge hält. Wie ganz anders hatte Spanien colonisirt. Welcher Stürme bedurfte es, welcher Umwälzungen im alten Europa, um jene unermeßlichen Distrikte von dem Mutterstaate loszureißen, und was geschah dann? Während die englischen Colonien kaum zur Unabhängigkeit gelangt, in fabelhaft rascher Entwicklung vorschritten, versanken die spanischen Colonien in Anarchie, in Schutt und Trümmer. Man darf sich hierüber nicht täuschen: England hat seine Colonien stets stiefmütterlich behandelt, oder besser, es sah stolz, vornehm auf sie herab, und kümmerte sich nicht mehr um sie, als eben nothwendig schien. Spanien betrachtete die seinigen wie geliebte Kinder, in deren Zukunft sie die eigene Fortpflanzung sah, — Englands Colonien wurden gegründet von Auswürflingen und Vertriebenen, von Heimatlosen aus dem einen oder dem anderen Grunde; Spanien sandte Feldherren, Abenteurer, aber noch von einem Reste von Chevalerie beseelte Männer, die letzten Ritter, und neben ihnen seine Missionäre über das Meer. Nordamerika ward bevölkert, weil im Mutterlande der Glaubenseifer zur blinden Glaubenswuth geworden war, Südamerika, weil es Männer gab, welche das Kreuz auch in die entferntesten Zonen zu tragen die Kraft und den Beruf in sich fühlten. Dort zeigte sich der Glaube vexatorisch, einseitig, ausschließend; hier liebreich, erobernd und alles umfassend; —

die nordamerikanischen Colonien entstanden durch sich, und fast ohne das Zuthun des Mutterlandes, die südamerikanischen Provinzen verdankten Alles dem Mutterlande: Sitten, Kultur, Christenthum, Gesetze. Als das lose Band riß, welches jene Länder an England geknüpft hatte, konnte es daher nicht anders geschehen, als daß sie, der Hemmnisse entledigt, im raschen Aufschwunge gediehen. Als Südamerika dem Mittelpunkte entrückt war, um welchen es durch mehr als drey Jahrhunderte gravitirt hatte, ward es mit Einem Male und unwiederbringlich in Anarchie und Auflösung gestürzt. Ist dieß nicht eben der größte Lobspruch, der Spanien ertheilt werden konnte? Solche Wahrheiten sollten dem blödesten Auge ersichtlich, dem beschränktesten Verstande begreiflich seyn. Aber so groß ist noch immer die Macht der Autorität, daß eine im Ganzen erkenntnißreiche Zeit sich nur allmälich von gewissen Glaubenssätzen des achtzehnten Jahrhunderts loszureißen vermag. Es würde zu den merkwürdigsten und überraschendsten Resultaten führen, wenn ein unbefangener Geist sich die Mühe gäbe, die Entwicklungsgeschichte Nordamerikas, die Entstehung dieser Freystaaten mit ihrem bunten Gemische pseudophilosophischer Doctrinen und streng biblischer Glaubenssätze, die wunderlich genug in die weltliche Gesetzgebung aufgenommen, und ins Leben übergegangen sind, diese klassische Stätte der Industrie-Entwicklung mit den spanischen Colonien, die Gesetzgebung der verschiedenen Staaten, besonders Neu-England, mit dem Codex des verschrieenen Philipp II., mit seinen Leyes de las Indias zu vergleichen.

Wie ganz anders würde doch das Urtheil der Welt sich gestalten müssen? Tocqueville geht in keine dieser Fragen ein, er hält sich streng an seinen Gegenstand, und wenn wir uns hier eine Digression erlaubten, so geschah es ohne Verschulden des Verfassers, sondern auf eigene Gefahr hin. Gewisse Fragen der Geschichte sind, wie gewaltig auch die Fortschritte der historischen Forschung in unseren Tagen, noch lange nicht in das gehörige Licht gestellt, und weil darunter gerade solche, deren Lösung mit der Fortbildung der menschlichen Zustände in unmittelbarer Verkettung stehen, so geschieht es oft, daß sich scheinbar ferne liegende Gegenstände, bey längerer Betrachtung, in untrennbarem Zusammenhange zeigen, und der eine ohne den anderen einer gründlichen Erörterung nicht wohl unterzogen werden kann.

Doch, um zu unserem Verfasser zurückzukehren, in welcher Weise gestaltete sich die erste Gesellschaft Nordamerikas? Wir müssen ihn hier selbst sprechen lassen.

»Nach diesem kurzen Ueberblicke über den Stand der nord-

amerikanischen englischen Freystaaten im J. 1650 vergleiche man damit den damaligen Zustand Europas, und besonders des festen Landes, und man wird sehr erstaunen, daß im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf dem Festlande Europas überall das unumschränkte Königthum über die Trümmer der oligarchischen und Lehensfreyheit des Mittelalters triumphirte. Im Inneren dieses glänzenden gelehrten Europa war vielleicht niemals der Begriff des Rechtes vollkommener verkannt worden. Niemals genossen die Völker Europas weniger politische Freyheit, und niemals hatten sie irrigere Begriffe von der wahren Freyheit, welche die europäischen Nationen verkannten oder verachteten, indeß man solche in den Wüsten der neuen Welt gesetzlich ins Leben einführte, wo sie das Glaubensbekenntniß eines großen Volkes wurde. Die kühnsten Theorien des menschlichen Geistes wurden in diesem kleinen Freystaate praktisch, während ein kontinentaler Staatsmann sich damit zu beschäftigen unter seiner Würde hielt. Damals improvisirte die menschliche Einbildungskraft, welche sich ihrer freyen Originalität überließ, eine Gesetzgebung, die noch keine Vorgänger gehabt hatte. Im Schooße dieser dunklen Demokratie, welche noch keine Generale, Philosophen, aber große Schriftsteller geboren hatte, konnte ein Mann in Gegenwart eines freyen Volkes sich erheben, und mit allgemeinem Beyfalle folgende schöne Beschreibung der Freyheit geben:

»»Unsere Ansicht über das, was wir Unabhängigkeit nennen, muß klar seyn. Es gibt in der That eine Art verfaulter Freyheit unter den Menschen wie unter den Thieren, welche darin besteht, alles zu thun, was uns gefällt. Diese Freyheit ist eine Feindin jeder Obrigkeit, sie will keine Gesetze und Regeln dulden; mit ihr würdigt sich die Menschheit herab. Sie ist eine Feindin der Wahrheit und des Friedens, und Gott hat geglaubt, sich wider solche erheben zu müssen. Aber es gibt eine bürgerliche, sittliche Freyheit, welche ihre Macht in der Union findet. Diese zu schützen, ist die Pflicht jeder Macht. Es ist die Freyheit, ohne Furcht alles zu thun, was gerecht und gut ist. Diese heilige Freyheit müssen wir in allen Gefahren vertheidigen, und ihr, wenn es seyn muß, unser Leben opfern.««

»Diese Rede hielt Winthrop. Man beschuldigte ihn, als Obrigkeit Handlungen der Willkür begangen zu haben. Nachdem er die Rede gehalten hatte, von welcher ich ein Bruchstück gegeben habe, wurde er unter lautem Beyfalle seiner Mitbürger freygesprochen, und seitdem stets als Statthalter seines Staates wieder erwählt« (s. Marshall Bd I. S. 166).

»Ich habe genug gesagt, um den wahren Charakter der englisch-amerikanischen Civilisation ins Licht zu stellen. Sie ist

das Produkt — und diese Wurzel muß man stets vor Augen haben — zweyer durchaus verschiedener Elemente, welche anderswo sich oft befehden, welche man aber in Nordamerika gewissermaßen mit einander genau und bewunderungswürdig einverleibt hat, der Geist der Religion und der Geist der Freyheit.«

»Die Begründer der Niederlassungen in Neu-England waren zu gleicher Zeit feurige Sectirer und rectificirende Neuerer. In Dingen ihres religiösen Glaubens setzte sich ihr Scharfsinn die engsten Gränzen, aber desto freyer waren sie von allen politischen Vorurtheilen.«

»Daraus entstanden zwey verschiedene Bestrebungen, welche nicht wider einander wirkten. Die Spuren derselben erblickt man überall, in den Sitten wie in den Gesetzen.«

»Diese Menschen opfern einer religiösen Meinung ihre Freunde, ihre Familie und ihr Vaterland auf. Sie sind gleichsam hingerissen in der Verfolgung dieses theuer erkauften geistigen Gutes, und doch suchen die nämlichen Menschen fast mit einem gleichen Eifer die materiellen Reichthümer und sittliche Genüsse, den Himmel in jener Welt, und das Wohlseyn und die Freyheit in der irdischen.«

»Unter ihrer Hand erscheinen die politischen Grundsätze fast so hämmerbar, daß sie solche nach Belieben wenden und mit einander verbinden.«

»Vor ihnen fallen die Schranken, welche die Staatsgesellschaft, in welcher sie geboren wurden, gefangen hielten. Die alten Meinungen, welche seit Jahrhunderten die Welt beherrschten, lösen sich in Dunst auf, und man entdeckt eine Laufbahn fast ohne Gränzen, und ein Feld ohne Horizont. Der Geist der Menschen stürzt sich in diese weiten Räume, und durchstreift sie in jeder Richtung, aber vor den Schranken der religiösen Welt macht er selbst Halt. Er legt zitternd den Gebrauch seiner furchtbarsten Kräfte ab, schwört den Zweifel ab, entsagt dem Bedürfnisse der Neuerung, enthält sich, den Schleyer des Heiligthums zu lüften, und beugt sich ehrfurchtsvoll vor Wahrheiten, welche er einräumt, ohne sie vorher zu prüfen.«

»Also ist in der sittlichen Welt alles geordnet, zusammengefügt, vorausgesehen und im Voraus entschieden. In der politischen Welt ist alles bewegt, bestritten und ungewiß. In der religiösen herrscht der leidende, aber freywillige Gehorsam; in der politischen Unabhängigkeit, Verachtung der Erfahrung und Eifersucht wider jedes höhere Ansehen.«

»Statt sich einander zu schaden, gehen beyde Bestrebungen, welche dem Anscheine nach wider einander wirken, im einigen Schritt, und verleihen sich eine gegenseitige Stütze.«

»Die Religion sieht in der bürgerlichen Freyheit eine edle Uebung der Kräfte der Menschen; in der politischen Welt ein Feld, was der Schöpfer den Anstrengungen des Verstandes überließ. Frey und mächtig in ihrem Wirkungskreise, zufrieden mit dem ihr vorbehaltenen Platze, weiß sie, daß ihr Reich um so fester begründet ist, weil sie nur durch ihre eigene Kraft regiert, und ohne fremde Unterstützung die Gemüther beherrscht.«

»Die Freyheit sieht in der Religion die Gefährtin ihrer Kämpfe und Siege, die Wiege ihrer Kindheit, die göttliche Quelle ihrer Rechte. Sie betrachtet die Religion als die Sicherheitswache der Sitten, die Sitten als die Schirmer der Gesetze und als das Pfand ihrer eigenen Fortdauer.«

»Der Leser muß keine zu allgemeinen und zu absoluten Folgen aus dem früher Bemerkten ziehen. Der gesellschaftliche Zustand, die Religion und die Sitten haben ohne Zweifel einen großen Einfluß auf das Schicksal ihres neuen Vaterlandes gehabt. Doch hing es nicht von ihnen ab, einen Staat zu stiften, dessen Bildung von ihnen allein ausging. Keiner kann sich ganz losmachen von der Vergangenheit Es ist ihnen absichtlich oder ohne ihr Wissen begegnet, daß sich den ihnen eigenthümlichen Ideen und Gewohnheiten andere Ideen und Gewohnheiten beymischen, welche von ihrer Erziehung und von den nationalen Traditionen ihrer Heimat herstammten.«

»Wenn man die Anglo-Amerikaner unserer Tage kennen und beurtheilen will, so muß man sorgfältig unterscheiden, was puritanischen oder englischen Ursprungs ist.«

»Man trifft oft in den vereinigten Staaten Gesetze und Gewohnheiten an, welche mit allem, was sie umgibt, sich im Widerspruche befinden. Diese Gesetze scheinen in einem anderen Geiste, als dem sonst in der amerikanischen Gesetzgebung herrschenden, verfaßt, und dem gesellschaftlichen Zustande im Ganzen zuwider zu seyn. Wären die englischen Colonien in einem Jahrhundert der Finsterniß gegründet worden, oder verlöre sich ihr Ursprung in die Nacht der Zeiten, so würde dieß ganz unerklärlich seyn.«

»Ich will zum Beweise nur ein einziges Beyspiel anführen. Die bürgerliche und die peinliche Gesetzgebung der Amerikaner hat nur zwey Klagewege. Man verlangt vom Beklagten beym Anfange eines Prozesses Sicherheitsleistung, oder man läßt ihn verhaften, wenn er keine Sicherheit stellen kann, und untersucht hernach die Rechtsgültigkeit des Anspruchs, oder die Wichtigkeit der Beschuldigung.«

»Offenbar ist ein solches Prozeßverfahren gegen die Armen gerichtet, und begünstigt die Reichen.«

»Der Arme kann selbst in Civilklagen nicht immer Sicherheit stellen, und wenn er genöthigt ist, im Gefängnisse den Spruch des Gerichtes zu erwarten, so macht ihn der Umstand, daß er nichts verdienen kann, bald ganz elend.«

»Der Reiche dagegen entschlüpft immer dem Gefängnisse in Civilprozessen, ja wenn er ein Verbrechen begangen hat, so entzieht er sich leicht der zu erwartenden Strafe, indem er nach gestellter Bürgschaft verschwindet. Man kann also sagen, daß er nur Geldstrafen zu fürchten braucht. Ohne Zweifel gibt es zwar Verbrechen, in denen man keine Caution annimmt, aber ihre Zahl ist klein. Was kann aristokratischer seyn, als eine solche Gesetzgebung?«

»Und doch sind es die Armen in Amerika, welche die Gesetze geben, und sich die größten Vortheile im Staate vorbehalten.«

»Aber die oben bemerkten Gesetze stammen aus England. Man lese Blackstone und Delolme, Bd. I. Kap. 10. Die Amerikaner haben sie nicht abgeschafft, obgleich sie im Ganzen ihrer Gesetzgebung und ihren Ideen widersprechen.«

»Nächst seinen Gewohnheiten schafft ein Volk nichts später ab, als seine bürgerlichen Gesetze. Diese kennen nur die Rechtsgelehrten gründlich, also diejenigen, welche ein unmittelbares Interesse haben, sie so wie sie sind, schlecht oder gut, aufrecht zu erhalten, aus der Ursache, weil sie solche kennen. Die Menge im Volke kennt sie aber kaum, und sieht ihre Wirkung nur in einzelnen Fällen, begreift mit Mühe ihre Richtung, und unterwirft sich ihnen, ohne weiter daran zu denken.«

»Ich habe ein Beyspiel angeführt, hätte aber deren weit mehrere auszeichnen können.«

»Das Gemälde der amerikanischen Staatsgesellschaft ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit einer demokratischen Grundfarbe bedeckt, durch welche man jedoch von Zeit zu Zeit die alten Farben der Aristokratie wieder schimmern sieht.«

»Bey alledem ist der Amerikaner doch wesentlich Demokrat; am bestimmtesten zeigt sich dieß in Neu-England; aber auch im Süden, wo großer Grundbesitz und die Sclaverey für aristokratische Elemente gelten können, fehlt es doch auch an Hintersassen, und der große Grundbesitzer ist kein Patron, wenn er auch der Herr seiner Sclaven ist.«

Tocqueville leitet dieses Vorherrschen des demokratischen Elementes, welches in Bälde sich zu alleiniger Herrschaft emporgearbeitet haben wird, von dem Erbfolgegesetze her. Wir hören ihn selbst. Man kann jene pseudo-philosophische Ansicht über die Ungerechtigkeit der ungleichen Theilung, des Majoratswesens

u. s. f., vom praktischen Gesichtspunkte aus nicht gründlicher widerlegt finden.

»Vermöge des Erbfolgegesetzes führt der Tod eines jeden Eigenthümers eine Umwälzung im Eigenthume herbey. Die erledigten Güter erhalten alsdann nicht allein einen anderen Herrn, sondern sie ändern auch gleichsam ihre Natur, und zerfallen in immer kleinere Brüche.«

»Aber das Gesetz der gleichen Theilung wirkt nicht allein auf das Schicksal der Güter, sondern selbst auf die Seele der Eigenthümer, und ruft ihre Leidenschaften zu Hülfe. Es sind die unmittelbaren Folgen, daß schnell die großen Vermögensmassen, und besonders die großen Landgüter zerstückelt werden.«

»In den Völkern, wo das Gesetz den Vorzug der Erstgeburt einräumt, pflegen die Landgüter gemeiniglich ohne Theilung von Erben auf Erben in der besitzenden Familie überzugehen. Dadurch materialisirt sich gewissermaßen der Familiengeist im Grund und Boden. Die Familie repräsentirt den Grund und Boden, und verewigt so ihren Namen, ihren Ursprung, ihren Ruhm, ihre Macht und ihre Tugenden. Sie ist ein unsterblicher Zeuge der Vergangenheit und ein kostbares Pfand der Existenz für die Zukunft.«

»Wenn das Erbfolgegesetz die gleiche Theilung verfügt, so zerstört es die innige Verbindung zwischen dem Familiengeiste und der Erhaltung der Grundstücke in solcher; das Gut hört auf, die Familie zu repräsentiren; denn da es in einer oder in zwey Geschlechtsfolgen getheilt werden muß, so muß das Erbe immer kleiner werden, und endlich verschwinden. Wenn der große Grundeigenthümer wenige Söhne hat, oder wenn ihnen das Glück günstig ist, so können sie wohl die Hoffnung erhalten, so reich zu bleiben, als ihre Vorfahren, aber nicht, die nämlichen Güter zu besitzen. Ihr Reichthum wird nothwendiger Weise aus anderen Elementen bestehen, als derjenige ihrer Vorfahren.«

»Von dem Augenblicke an, wo man den Grundeigenthümern ein großes Interesse am Besitze von Landgütern durch geschichtliche Erinnerungen, Stolz und Ehrgeiz ihrer Vorfahren entzieht, kann man sicher seyn, daß diese Güter früher oder später werden verkauft werden, wozu sie das Geldinteresse reizen kann, da die beweglichen Kapitalien mehr Zinsen zu gewähren pflegen, als die Landgüter, und geeigneter sind, Leidenschaften, welche die Besitzer ergriffen haben, schnell zu befriedigen.«

»Wenn große Landbesitzungen einmal getrennt worden sind, so pflegen sie sich nicht wieder zu vereinigen, denn der kleine Eigenthümer zieht von seinem Boden mehr Einkommen, als der große. Vielleicht kultivirt der kleinere Besitzer sein Gut nicht

besser, aber mit mehr Eifer und Sorgfalt, und gewinnt durch Arbeit, was ihm vielleicht in der künstlichen Bestellung fehlen mag. Er verkauft daher auch seine Besitzung theuer. Die höheren Prozente vom Kapitalvermögen bestimmen die großen Eigenthümer, ihre Güter zu verkaufen, und weil sie die kleinen Güter theuer ankaufen müssen, so unterlassen sie es, aus kleinen Gütern abermals wieder große zu bilden.«

»Das, was man Familiengeist nennt, ist oft nur auf die Täuschung der Persönlichkeit des Egoismus gegründet. Man sucht sich in späten Nachkommen gleichsam fortzupflanzen, und unsterblich zu machen. Da, wo der Familiengeist aufhört, tritt der persönliche Egoismus mit seinen Neigungen an dessen Platz. Da, wo die Familie nicht mehr für den Geist, als etwas Entfernten, Unbestimmten und Ungewissen, Sinn hat, denkt jeder nur an die Gemächlichkeit des Augenblicks; man sorgt wohl für seine nächsten Nachkommen, aber auch nicht weiter.«

»Man sucht also entweder gar nicht den Wohlstand der Familie in der Ferne zu erhalten, oder sucht solche auf andere Art als durch Grundeigenthum zu versorgen.«

»Das Erbfolgerecht gleicher Theilung unter den Erben erschwert folglich den Familien, sich in dem Besitze der nämlichen Grundgüter zu erhalten, nimmt ihnen die Neigung, es zu versuchen, und verleitet sie gewissermaßen, zu ihrem eigenen Ruine mitzuwirken.«

Die gleiche Kindertheilung wirkt auf zwey Wegen, durch die Sachen auf die Menschen, und durch die Menschen auf die Sachen.«

»Durch beyde Arten greift sie tief das Grundeigenthum an, und läßt mit gleicher Schnelligkeit die Familien und ihre Güter verschwinden.«

»Da die Erde das sicherste Eigenthum ist, so beabsichtigen von Zeit zu Zeit reiche Personen, große Opfer zu bringen, um Landgüter zu erwerben, und wollen freywillig einen Theil ihres Einkommens aufopfern, um das übrige um so sicherer zu erhalten. Das ist aber immer nur Zufall Die Liebe am Grundeigenthume trifft man gewöhnlich nur bey den Aermeren an. Der kleine, weniger einsichtsvolle Grundeigenthümer hat weniger Einbildungskraft und weniger Leidenschaften, als der große, und wünscht nichts mehr, als die Vermehrung seines Grund und Bodens, und oft fügt es sich, daß er durch Erbschaften, Heiraten oder glückliche Handelsgeschäfte allmälich dazu die Mittel erlangt.«

»Während manche sich bestreben, den Grundbesitz zu zersplittern, trachten andere darnach, ihn zu vermehren. Dieses Bestreben, welches hinreicht, zu verhindern, daß das Grund-

eigenthum nicht in unendlich kleine Theile zerfällt, ist nicht stark genug, um große Landbesitzungen zu schaffen, und besonders, um sie in der solche besitzenden Familie zu erhalten.«

»Wir Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts, tägliche Zeugen so vieler politischen und gesellschaftlichen Veränderungen, welche das gleiche Erbfolgerecht entstehen ließ, können die Macht desselben nicht bezweifeln. Täglich sehen wir, wie es auf unserem Boden auf und nieder schreitet, und auf seinem Wege die Mauern unserer Wohnungen und unsere Feldeinfriedungen schleift.«

»Wenn aber auch das gleiche Erbfolgerecht schon vieles unter uns bewirkt hat, so bleibt ihm doch noch vieles zu bewirken übrig. Unsere Erinnerungen, Meinungen und Gewohnheiten stellen demselben mächtige Hindernisse entgegen.«

»In den vereinigten Staaten ist der Zerstörungsplan des großen Grundeigenthums fast vollendet. Dort muß man also die Hauptresultate dieser Gesetzgebung studiren.«

»Die englische Gesetzgebung in Hinsicht der Erbfolge in liegenden Gründen ist in der Revolutionszeit fast in allen vereinigten nordamerikanischen Freystaaten abgeschafft worden.«

»Nach dem Abgange der ersten Generation in Amerika, welche das Gesetz der gleichen Kindertheilung gegeben hatte, fing man an, die Landgüter zu theilen, was mit der Zeit immer schneller fortschritt. Jetzt, nach kaum verflossenen sechzig Jahren, ist schon der Zustand der Gesellschaft nicht mehr kenntlich. Die Familien der großen Grundeigenthümer haben sich fast unter der allgemeinen Bürgermasse verloren. Im Staate New-York, worin man deren vormals sehr viele zählte, schwimmen kaum nur noch zwey über dem Abgrunde, welcher auch sie zu verschlingen bereit ist. Die Söhne jener reichen Bürger sind jetzt Kaufherren, Advokaten oder Aerzte. Die meisten sind in tiefer Dunkelheit verschwunden. Die letzte Spur des Ranges und der erblichen Vorrechte ist zerstört. Das Erbfolgegesetz hat alle Stände gleich gemacht.«

»Darum gibt es so gut, wie in anderen Ländern, in den vereinigten Staaten Reiche. Sogar kenne ich kein Land, wo das Herz des Menschen so wie dort am Reichthume hängt, und wo man die Theorie der bleibenden Gleichheit der Güter mehr verachtet. Aber das Vermögen läuft daselbst mit einer unglaublichen Schnelligkeit um, und selten folgen zwey reiche Geschlechtsfolgen in einer Familie auf einander.«

»Dieses Gemälde, so stark auch die Farben aufgetragen zu seyn scheinen, gibt nur ein unvollständiges Bild von dem Zustande der Gesellschaft in den neuen westlichen und südwestlichen Staaten.«

»Am Ende des letzten Jahrhunderts fingen kühne Abenteurer an, in die Thäler des Missisippi einzudringen. Dieß war gleichsam eine neue Entdeckung von Amerika. Bald wandte sich dahin die große Masse der Auswanderer. Man sah damals unbekannte Gesellschaften plötzlich aus der Wüste entspringen. Staaten, deren Namen vor wenigen Jahren noch nicht einmal vorhanden waren, nahmen im amerikanischen Staatenbunde Sitz. Im Westen kann man die höchste Staffel der erlangten Demokratie wahrnehmen. In diesen gleichsam durch Zufall hervorgezauberten Staaten sind die Einwohner seit gestern auf dem von ihnen in Besitz genommenen Boden eingetroffen. Kaum kennen sie sich einander, und keiner weiß die Geschichte seines nächsten Nachbars. In diesem Theile des nordamerikanischen Festlandes entgeht die Bevölkerung nicht allein dem Einflusse großer Namen und großer Reichthümer, sondern auch jener natürlichen Aristokratie der vorzüglicheren Einsichten und der Tugenden. Keiner übt dort die Achtung gebietende Macht, welche die Menschen der Erinnerung eines ganzen Lebens widmen, das unter ihren Augen beschäftigt war, Gutes zu wirken. Die neuen westlichen Staaten haben zwar schon Einwohner, aber eine geregelte Staatsgesellschaft ist dort noch nicht vorhanden.«

»Aber nicht bloß das Vermögen ist sich in Amerika gleich, die Gleichheit erstreckt sich gewissermaßen auch auf die Verstandeskräfte.«

»Ich denke, daß es auf der ganzen Erde kein Land, außer Amerika, gibt, wo im Verhältnisse zur Bevölkerung sich so wenig Unwissende und zugleich so wenig Gelehrte finden.«

»Den Elementar-Schulunterricht empfängt dort Jeder, und fast keiner einen höheren Unterricht. Man begreift dieß leicht, da es gleichsam die nothwendige Folge des vorher von uns dargestellten Zustandes ist.«

»Fast alle Amerikaner befinden sich im Wohlstande, und können sich daher die ersten Elemente der Kenntnisse der Menschen leicht verschaffen.«

»In Amerika gibt es wenig Reiche. Daher muß fast jeder Amerikaner ein nährendes Handwerk oder ein Gewerbe erlernen, und jedes Gewerbe will erlernt seyn. Die Amerikaner können daher der allgemeinen Bildung des Verstandes nur die ersten Jahre des Lebens widmen. Im funfzehnten Jahre fangen sie die Lehrzeit ihres Gewerbes an. Ihre Erziehung schließt sich also ungefähr um diese Zeit, wo sie in Frankreich anfängt. Wenn sie hernach weiter fortgesetzt wird, so richtet sie sich nur auf etwas Spezielles, was künftig Geld einbringen soll. Man studirt eine Wissenschaft wie ein Handwerk, und beschäftigt sich nur mit der

Anordnung solcher Kenntnisse, deren gegenwärtiger Nutzen anerkannt ist.«

»In Amerika haben die meisten Reichen angefangen, arm zu seyn. Fast alle später müßige Menschen waren in ihrer Jugend sehr beschäftigt, woraus denn folgt, daß man in dem Zeitraume, wo man Geschmack findet am Studiren, nicht dazu Zeit hat, und daß der Geschmack daran verschwunden ist, wenn man dazu Muße gewonnen hat.«

»Es ist folglich in Amerika keine Klasse vorhanden, in welcher die Neigung zu den Wissenschaften sich mit erblichem Wohlstand und erblicher müßiger Zeit vererbt, und welche die nicht sofort Nutzen bringenden Arbeiten des Verstandes in Ehren hält.«

»Auch fehlt der Wille, sich solchen Arbeiten zu widmen, eben so wohl, als die Macht.«

»Es hat sich in Amerika ein gewisser Mittelstand in den menschlichen Kenntnissen festgestellt, welchem sich alle Geister, jedoch einige mit Erhebung und andere mit Erniedrigung nähern. Man trifft daher daselbst eine unermeßliche Zahl von Personen, welche ungefähr gleiche Kenntnisse in der Religion, in der Geschichte, in den Wissenschaften, Nationalökonomie, Gesetzgebung und Verwaltung besitzen «

»Die Ungleichheit der Verstandeskräfte ist unmittelbar von Gott eingeführt, und der Mensch kann nicht verhindern, daß sie nicht überall besteht.«

»Aber aus diesen vorerwähnten Thatsachen fließt, daß auch bey ungleichen Verstandeskräften, welche der Himmel verliehen hat, solche doch, was auch wichtig ist, gleiche Mittel zur Anwendung derselben finden.«

»Also ist in unseren Tagen in Amerika das allezeit in seiner Geburt schwache aristokratische Prinzip, wenn auch nicht zerstört, doch wenigstens dergestalt geschwächt worden, daß man ihm schwerlich in dem Geschäftsgange irgend einen Einfluß zuschreiben kann.«

»Die Zeit, die Begebenheiten und die Gesetze haben dagegen das demokratische Element nicht allein überwiegend, sondern fast allein ausgebildet. Kein Familien- oder Korporations-Einfluß läßt sich darin wahrnehmen, oft kann man sogar keinen irgend dauerhaften persönlichen Einfluß darin entdecken.«

»Folglich bildet das gegenwärtige Amerika in seinem Gesellschaftszustande die seltsamste Erscheinung. Die Menschen zeigen sich daselbst gleicher durch Vermögen und Verstand, oder in anderer Form gleicher stark, als in irgend einem anderen Lande der Gegenwart oder der geschichtlichen Vorzeit.«

Es begreift sich, wie unter solchen Umständen, auf der Fa-

milie, da ihr durch Versplitterung des Grundbesitzes von vorne hinein jedwede Aussicht auf Zukunft abgeschnitten war, der Staat nicht gegründet seyn könne, sondern im directen Gegensatze mit der Entwicklung der europäischen Staaten stehe, welche sich alle, der Theorie vom Socialkontrakte schnurstracks entgegen, von der Familie ableiten, und auf dieselbe zurückführen lassen. Die Doctrin der Volkssouveränität liegt diesen Verhältnissen eben so nahe, als sie den europäischen Zuständen fremdartig ist, als sie nur gewaltsam in dieselben eingeführt werden könnte. In Amerika lag in der Gemeindeverfassung bereits der Keim dieses Prinzips, nun brach die Revolution aus, und alsbald bemächtigte es sich der Regierung, und schwang sich zum obersten Gesetze empor. Das Erbfolgerecht bahnte hiezu die Wege, und vollendete den Triumph der neuen Ordnung.

»In dem Augenblicke, wo die Wirkung der Gesetze und der Revolution sich allen Augen enthüllte, hatte sich der Sieg bereits unwiderruflich für die Demokratie erklärt. Die Macht war schon factisch in ihren Händen. Es war selbst nicht mehr erlaubt, wider solche zu kämpfen. Die vornehmen Klassen unterwarfen sich ohne Murren und ohne Streit einem unvermeidlich gewordenen Schicksale. Es begegnete ihnen, was gewöhnlich gefallenen Mächten begegnet. Der persönliche Egoismus bemächtigte sich ihrer Mitglieder. Als man die Macht nicht mehr den Händen des Volkes entreißen konnte, und die Menge nicht so sehr haßte, um ihr mit Vergnügen Trotz zu bieten, so dachte man nur daran, ihr Wohlwollen um jeden Preis zu gewinnen. Es wurden daher die demokratischen Gesetze in der Welt angenommen, von Menschen, deren Interessen sie gefährdeten. Auf solche Art reizten die Vornehmeren nicht die Leidenschaften des Volkes, vielmehr beschleunigten sie den Triumph der neuen Ordnung. Seltsamer Weise sah man die demokratische Schwungfeder am lebendigsten in den Staaten, worin die Aristokratie am tiefsten Wurzel geschlagen hatte.«

»Der Staat Maryland, welcher durch große Herren begründet worden war, proclamirte zuerst das allgemeine Stimmrecht im Jahre 1801 und 1809, und führte in seiner Verwaltung die demokratischsten Formen ein.«

»Wenn ein Volk anfängt, am herkömmlichen Wahlcensus zu rütteln, so kann man voraussehen, daß es in längerer oder kürzerer Frist ihn gänzlich verschwinden lassen wird. Dieß ist eine unerschütterliche geschichtliche Wahrheit in allen Staaten. So wie man den Kreis der Wähler erweitert, so entsteht das Bedürfniß einer noch größeren Erweiterung; denn nach jedem neuen Zugeständnisse vermehrt sich die Kraft der Demokratie,

und ihre Forderungen steigen mit ihrer neuen Gewalt. Der Ehrgeiz der Ausgeschlossenen fühlt sich beleidigt durch die große Zahl der Neuaufgenommenen. Endlich wird die Ausnahme die Regel. Ein Zugeständniß folgt auf das andere, und erst dann wird es ruhig, wenn Jedermann mitstimmen darf.«

»In unseren Tagen hat dieser Grundsatz der Volkssouveränität alle thatsächliche Entwicklung erlangt, welche die Einbildungskraft nur auffassen kann. Er hat sich aller Hüllen entledigt, womit man ihn anderswo umgibt, und entwickelt sich nach den Umständen in jeder Form. Bald macht das gesammte Volk, wie in Athen, die Gesetze, bald Volksdeputirte, welche es einstimmig erwählt hat. Diese Deputirten stellen dann als Bevollmächtigte das Volk vor, und handeln im Namen des Volkes unter dessen fast unmittelbarer Aufsicht.«

»Es gibt Länder, wo eine gewissermaßen äußere Gewalt des gesellschaftlichen Körpers auf ihn wirkt, und ihn in einer vorgeschriebenen Bahn fortzuwandeln zwingt.«

»Es gibt andere, wo die Kraft getheilt ist, wo solche zu gleicher Zeit in und außer der Gesellschaft gestellt ist, aber dergleichen Künsteleyen nimmt man in den vereinigten Staaten nicht gewahr. Die Gesellschaft handelt in solchen selbst, und wirkt auf sich selbst. Es ist keine andere Macht vorhanden, als in ihrem Schooße. Auch trifft man kaum Jemand, welcher es wagt, die Idee aufzufassen, oder sogar auszusprechen, daß man sie anderswo suchen könnte. Das Volk nimmt durch die Wahl der Gesetzgeber an der Gesetzgebung Theil und an ihrer Anwendung durch die Wahl der Beamten der vollziehenden Gewalt. Man kann sagen, daß es sich selbst regiert, so schwach und beschränkt ist der der Verwaltung freygelassene Theil. So sehr fühlt sie, daß sie aus dem Volke entsprang, und gehorcht der Macht, aus der sie stammt. Das Volk herrscht über die politische amerikanische Welt, wie Gott über die Welt. Es ist die Ursache und das Ende aller Dinge, alles entspringt vom Volke, und alles verliert sich in solchem.«

Die Verfassung der vereinigten Staaten ist eine complicirte. Immer muß die Unionsregierung von jener der Staaten unterschieden werden; um die Union zu begreifen, muß man sich mit den einzelnen Staaten bekannt gemacht haben. In diesen, und hierin gleichen sich die vier und zwanzig Staaten der Union, besitzt das politische und administrative Leben drey verschiedene Mittelpunkte: die Gemeinde, die Grafschaft, den Staat.

Man kann die Gemeindeverfassung der Vereinsstaaten nicht sorgfältig genug prüfen; in ihnen liegen die Grundbedingungen dieses Staatenkörpers. Mit Recht behauptet der Verfasser, für

politische Selbstständigkeit sey die Gemeinde, was der Wissenschaft die Primarschulen sind. Wir folgen Tocqueville in der Darstellung der Gemeindeverfassung von Neu-England, welchen Staat er als Beyspiel gewählt hat. Dieser Theil seines Werkes ist vielleicht der interessanteste; die Darstellung erschöpfend.

»Die Gemeinde in Neu-England bildet das Mittel zwischen dem Kanton und der Gemeinde in Frankreich. In der Regel zählt sie zwey- bis dreytausend Einwohner. Sie ist also gerade so ausgedehnt, daß man immer in ihrer Mitte tüchtige Gemeindebeamte zu erhalten hoffen darf, und daß die sämmtliche Einwohnerschaft gemeinschaftliche Interessen hat.«

»In der Gemeinde ist, wie überall, das Volk die Quelle aller Gesellschaftsmacht, aber nirgends übt es seine Macht so unmittelbar aus. Das amerikanische Volk ist ein Herr, welchem man möglichst gefällig seyn mußte.«

»In Neu-England handelt die Mehrheit durch ihren Repräsentanten, wenn von allgemeinen Staatsangelegenheiten die Rede ist, weil dieß nothwendig war; aber in der Gemeinde, in welcher die gesetzgebende und die Regierungsmacht den Regierten näher ist, wird die Repräsentation nicht zugelassen; auch gibt es keinen Municipalrath. Die Wähler nach der Wahl ihrer Magistrate leiten solche selbst in allem, was nicht die reine und einfache Gesetzvollziehung betrifft.«

»Die von den Gemeinden einzelnen Mitgliedern aufgetragenen Gemeindeämter sind zahlreich und vertheilt, wie wir weiterhin sehen werden. Doch ruht die meiste Verwaltungsmacht in der Hand Weniger; in den kleinsten Gemeinden sind dieser sogenannten Select men drey, in den größten neun. Man lese Town-Officer S. 186. Auch haben über deren Rechte und Pflichten die Gesetze Massachusett's vieles genau bestimmt.«

»Diese Ausschußmänner bedürfen zu ihrem Handeln keines besonderen Auftrages ihrer Mitbürger, und dürfen ein solches ihnen angetragene Amt ohne persönliche Verantwortlichkeit nicht ablehnen. Die Gesetze des Staates machen ihnen z. B. zur Pflicht, in ihrer Gemeinde die Liste der Wähler aufzunehmen; wenn sie dieß unterlassen, so machen sie sich eines Verbrechens schuldig. In allen der Leitung der Gemeindemacht überlassenen Dingen sind sie die Vollzieher des Volkswillens, wie in Frankreich der Maire die Beschlüsse des Gemeinderaths vollzieht. Gemeiniglich handeln sie unter ihrer Privatverantwortlichkeit, und befolgen in der Praxis die vorher von der Mehrheit festgestellten Grundsätze. Wollen sie etwas in dem bisher Ueblichen verändern, oder irgend etwas Neues unternehmen, so müssen sie vorher sich von der

Quelle ihrer Macht dazu beauftragen lassen. Soll z. B. eine neue Schule eingerichtet werden, so beruft an einem bestimmten Tage und Orte der Ausschuß alle Wähler. Dann erweisen sie das Bedürfniß der Schule, und geben die Mittel an, wie man solche erlangen kann, wie viel Geld dazu erforderlich ist, und welchen Bauplatz man wählen kann. Die Versammlung nimmt dann das Bedürfniß an, bestimmt den Ort, verfügt über die Geldmittel, und überläßt nun dem Ausschusse die Vollziehung.«

»Dieser Ausschuß hat allein das Recht, die Gemeinde zusammen zu berufen; wenn aber zehn Eigenthümer etwas Neues zum Besten der Gemeinde vorhaben, und dazu die Zustimmung der Letzteren bedürfen, so verlangen sie vom Ausschusse die Berufung, welche der Ausschuß nicht versagen kann; indeß führt er auch in diesen Versammlungen den Vorsitz.«

Der Ausschuß wird jährlich im April oder May von Neuem erwählt, mit anderen Gemeindebeamten, die kleine, aber dennoch wichtige Aemter verwalten. Die sogenannten Beysitzer vertheilen die Auflagen, andere erheben solche. Ein sogenannter Constabel leitet die Polizey, sorgt für die freye Benützung der öffentlichen Plätze, und vollzieht persönlich die Gesetze. Der Gemeindeschreiber schreibt alle Beschlüsse nieder, und hält die Civilregister. Ein Kassier bewahrt die Gemeindegelder. Dazu kömmt ein Armenaufseher, dessen mühevolles Amt alles vollziehen muß, was die Gesetze in Hinsicht der Armen verfügt haben Die Schulaufseher leiten den Schulunterricht, die Wegaufseher die Straßensachen. Dieß ist nur das Verzeichniß der Gemeindeverwalter. Aber außer diesen, die ihr Amt persönlich verwalten müssen, gibt es Kirchspielsaufseher, welche über die kirchlichen Ausgaben Buch halten, Brandaufseher, Erntenaufseher, Aufseher über die Einfriedigungen, Aufseher über die richtigen Holzmaße, oder überhaupt über Maß und Gewicht.«

»Alle Gemeindeämter sind beschrieben in Town Officer by Isaac Goodwin. Worcester 1827, und in der Sammlung der allgemeinen Gesetze für Massachusetts. Boston 1823. 3 Bde.«

»Man zählt in Allem neunzehn Hauptgemeindeämter. Jeder Einwohner muß bey Geldstrafe diese verschiedenen Aemter übernehmen, aber mehrere derselben gewähren auch eine Besoldung, damit auch die ärmeren Mitbürger solche ohne Schaden am Verdienst übernehmen können; obgleich es sonst in Amerika nicht Herkommens ist, den Beamten feste Besoldungen zu gewähren. Im Allgemeinen wird für jede einzelne Dienstleistung der Beamte bezahlt.«

»Ich habe früher gesagt, daß der Grundsatz der Volkssouveränität im ganzen politischen Systeme der Anglo-Amerikaner

vorherrscht. Jede Seite dieses Buches wird dieß klarer ausführen durch neue Anwendungen solcher Lehre.«

»In den Völkern, wo diese Lehre herrscht, nimmt jeder Einzelne an der Souveränität und an der Regierung gleichen Theil. Man hält daher jeden Einzelnen für aufgeklärt, tugendhaft und stark, wie jeden Anderen seines Gleichen. Warum gehorcht aber dieser Einzelne der Gesellschaft, und was sind die natürlichen Gränzen dieses Gehorsams?«

»Er gehorcht der Gesellschaft nicht, weil er weniger ist, als diejenigen, welche diese leiten, oder weil er weniger fähig ist, als diese, sich selbst zu regieren; sondern er gehorcht der Gesellschaft, weil ihm die Verbindung mit Seinesgleichen nützlich scheint, und weil er weiß, daß diese Union nicht ohne eine solche regulirende Macht bestehen kann.«

»Folglich ist er in allem unterworfen, was die Beziehungen der Bürger unter sich betrifft, und Herr in allem, was ihn nur selbst betrifft; denn weil er frey ist, so ist er von seinen Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig. Daher stammt der Lehrsatz, daß die Person der beste und einzige Richter seines Privat-Interesse ist, und daß die Gesellschaft nur das Recht hat, seine Handlungen zu leiten, wenn sie sich durch das, was er thut, verletzt fühlt, oder wenn sie seiner Theilnahme bedarf.«

»Diese Lehre räumt Jedermann in den vereinigten Staaten ein. Bey anderer Gelegenheit werde ich untersuchen, welchen allgemeinen Einfluß solche auf die gewöhnlichen Handlungen im Leben hat; hier aber rede ich nur von den Gemeinden.«

»Die Gemeinde im Ganzen ist im Verhältniß zur Centralregierung eben so, als ein Einzelner zu der Letzteren zu betrachten.«

»Die Gemeindefreyheit fließt folglich in den vereinigten Staaten schon aus der Lehre der Volkssouveränität; alle amerikanische Republiken haben mehr oder weniger diese Unabhängigkeit anerkannt, aber unter dem Volke von Neu-England haben die Umstände die Entwicklung vorzüglich begünstigt.«

»In diesem Theile der Union entsprang das politische Leben im Schooße der Gemeinden selbst. Man möchte fast sagen, daß bey seinem Ursprunge jede Gemeinde eine unabhängige Nation war. Als hernach die Könige von England an der Souveränität mit Theil nahmen, begnügten sie sich, an der Centralgewalt Theil zu nehmen, und ließen die Gemeinden in dem Besitze der bisherigen Rechte. Jetzt sind Neu-Englands Gemeinden ihrem Staate, und dieser der Union unterworfen, aber im Ursprunge waren sie es nicht, oder kaum. Sie haben folglich ihre Macht nicht eingeräumt erhalten, sondern man hat ihnen zu Gunsten des Staates einen Theil ihrer Unabhängigkeit entzogen. Eine

wichtige Ansicht, die dem Geiste des Lesers stets vorschweben muß.«

»Im Allgemeinen sind die Gemeinden dem Staate unterworfen in allen sogenannten Interessen, d. h. in solchen, welche sie mit andern theilen.«

»In allen auf sie allein sich beziehenden Dingen blieben sie unabhängige Körperschaften, und ich meine, daß unter den Einwohnern Neu-Englands Niemand der Staatsregierung das Recht einräumen wird, sich in die Leitung der reingemeindlichen Angelegenheiten zu mischen.«

»Man sieht daher, daß diese Gemeinden verkaufen und kaufen, vor den Tribunalen Klagen anbringen, oder sich vertheidigen, ihr Budget mit Schulden belästigen, oder sich davon frey machen, ohne daß es irgend einer Verwaltungsbehörde einfällt, sich ihren Verfügungen zu widersetzen, nach dem Gesetze vom 23. März 1786.«

»Aber den Pflichten der Gesellschaft müssen sie Genüge leisten. Wenn also der Staat Geld bedarf, so darf die Gemeinde die ihr auferlegte Quote den Bedürfnissen des Staates nicht entziehen (Gesetz vom 20. Februar 1786). Will der Staat einen neuen Weg öffnen, so steht der Gemeinde nicht frey, solchen auf ihrer Feldmark sich zu verbitten. Die Polizeygesetze muß die Gemeinde vollziehen. Will der Staat nach einem allgemeinen Plan den Unterricht besser ordnen, so muß die Gemeinde die dazu nöthigen Schulen einrichten (Gesetze vom 25. Jänner 1789 und 8. März 1827). Bey Gelegenheit der beschriebenen Verwaltung der vereinigten Staaten werden wir zeigen, wie und wodurch die Gemeinden in solchen Fällen zum Gehorsam gezwungen werden, indeß ich hier nur von der Verpflichtung rede. Diese Verpflichtung ist enge, aber wenn die Staatsregierung solche auferlegt, so spricht sie nur das Prinzip aus. In der Vollziehung wird sie gleich jedem Einzelnen behandelt. Die Gesetzgebung bewilligt z. B. eine Steuer, aber die Gemeinde vertheilt und erhebt solche. Die Anlegung der Schule verfügt der Staat, aber die Gemeinde baut, bezahlt und leitet solche.«

»In Frankreich erhebt der Staatseinnehmer die Gemeindeabgaben, in Amerika ist es umgekehrt. Also leihet in Frankreich der Centralstaat seine Beamten der Gemeinde, und in Amerika die Gemeinde der Regierung. Schon dieß allein zeigt, wie verschieden von einander beyde Staaten verwaltet werden.«

»Amerika hat nicht bloß eine Gemeindeverfassung, sondern hat auch einen Gemeindegeist, welcher solche unterstützt und belebt.«

»Die Gemeinden in Neu-England besitzen zwey Vortheile, nämlich Unabhängigkeit und Macht, und wo sich beyde finden,

da erregen sie lebhaft das Interesse der Menschen. Sie handeln zwar in einem Kreise, aus welchem sie nicht heraustreten dürfen, aber in diesem Kreise bewegen sie sich frey. Diese Unabhängigkeit allein würde ihnen schon eine wirkliche Wichtigkeit geben, wenn nicht die starke Bevölkerung und Ausdehnung solche noch höher steigerten.«

»Man wird sich überzeugt haben, daß die Menschen leidenschaftlich die Ausübung irgend einer Macht lieben, und sieht, daß in einem eroberten Lande die Vaterlandsliebe nicht lange dauert. Der Einwohner Neu-Englands liebt seine Gemeinde nicht so sehr darum, weil er darin geboren ist, als weil sie eine freye und mächtige Körperschaft ist, an welcher er Theil nimmt, und welche die Mühe ihrer Leitung verdient.«

»Oft bedauern die Regierungen in Europa den Mangel an Gemeindegeist; denn Jedermann weiß, daß solcher Geist ein großes Element der Ordnung und der öffentlichen Ruhe ist; aber sie verstehen nicht, ihn zu schaffen. Machen sie die Gemeinden stark und unabhängig, so fürchten sie, die Staatsmacht mit den Gemeinden theilen zu müssen, und den Staat der Anarchie auszusetzen. Wenn man den Gemeinden Macht und Unabhängigkeit entzieht, so findet man daselbst nur Administrirte, und keine Bürger.«

»Dabey achte man auch auf den wichtigen Umstand, daß in Neu-England die Gemeinden so begabt sind, daß der Bürger Ursache hat, ihnen anhänglich zu seyn, und daß derselbe zu gleicher Zeit nichts in der Nähe sieht, was die ehrgeizigen Leidenschaften des menschlichen Herzens stark an sich zu ziehen vermöchte.«

»Die Beamten der Grafschaft werden nicht erwählt, und ihr Ansehen ist nur beschränkt. Der Staat selbst hat nur eine Wahlgerechtigkeit zweyten Ranges. Seine Existenz ist dunkel und ruhig. Es gibt wenige Menschen, welche, um das Recht zu haben, zu verwalten, sich entschließen, vom Mittelpunkte ihrer Interessen sich zu entfernen, und eine unruhigere Existenz zu geben.«

»Die Bundesregierung verleiht ihren Leitern Macht und Ruhm, aber nur wenigen Menschen ist es gegönnt, auf die Schicksale des Bundes zu wirken. Die Präsidentschaft ist eine hohe Würde, zu welcher man nur im vorgerückten Alter gelangt, und wenn man andere hohe Bundesämter erlangt, so ist dieß gewissermaßen ein Zufall, und man muß sich vorher in irgend einer anderen Laufbahn berühmt gemacht haben. Der Ehrgeiz kann sie nicht zum fortdauernden Ziele seiner Anstrengungen wählen. In der Gemeinde, als im Mittelpunkte der ge-

wöhnlichen Lebensverhältnisse, drängt sich der Wunsch nach Achtung, das Bedürfniß wahrer Interessen, der Geschmack an Macht und Lärm zusammen. Diese Leidenschaften, welche so oft die Gesellschaft in Unruhe versetzen, verändern ihren Charakter, wenn sie am Familienherde und gewissermaßen im Schooße der Familie sich äußern.«

»Man beachte nur, wie künstlich man in einer amerikanischen Gemeinde, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Macht zersplittert hat, um mehr Einzelne daran Theil nehmen lassen zu können. Abgesehen von den von Zeit zu Zeit berufenen Wählern, um Handlungen der Regierung zu verrichten, wie viele Aemter und Magistraturen gibt es, welche alle in ihrem Geschäftskreise die mächtige Körperschaft repräsentiren, in deren Namen sie handeln. Wie viele beuten also die Gemeindemacht aus, und interessiren sich dafür zu ihrem eigenen Vergnügen!«

»Indem das System der amerikanischen Verwaltung die Gemeindemacht unter viele Bürger vertheilt, fürchtet es nicht, die Gemeindepflichten dieser Beamten zu vervielfachen. In den vereinigten Staaten denkt man mit Recht, daß die Liebe zum Vaterlande eine Art des Kultus ist, welchem die Menschen anhänglich werden durch die Uebung.«

»Auf solche Art macht sich das Gemeindeleben gewissermaßen in jedem Augenblicke und täglich durch die Erfüllung einer Pflicht oder durch die Ausübung eines Rechtes bemerkbar. Diese politische Existenz theilt der Gesellschaft eine beständige, aber ruhige Bewegung mit, ohne sie in Unruhe zu versetzen.«

»Die Amerikaner lieben ihre Stadt eben so, wie die Gebirgsbewohner ihre Berge. Bey ihnen hat das Vaterland starke und charakteristische Züge, und mehr äußerliches Ansehen, als anderswo.«

»Die Gemeinden in Neu-England sind im Allgemeinen sehr glücklich. Ihre Regierung ist nach ihrem Geschmacke und das Werk ihrer Wahl. Im Schooße tiefen Friedens und materieller Glückseligkeit *), welche in Amerika herrscht, sind die Stürme des Gemeindelebens nicht sehr zahlreich. Die Direction der Gemeindeangelegenheiten ist leicht. Noch mehr, die politische Erziehung des Volkes ist längst vollendet, oder vielmehr, es kam

*) Was es mit dieser materiellen Glückseligkeit in den Vereinsstaaten für eine Bewandtniß habe, ist in früheren Aufsätzen über Michel Chevalier's Lettres sur l'Amérique du Nord und Grund's Werk: Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, zur Genüge erläutert worden. (S. diese Jahrbücher Bd. LXXVII. S. 155 u. ff., LXXVIII. S. 194 u. ff., LXXXIII. S. 128 u. ff.)

ganz unterrichtet auf dem Boden an, von welchem es Besitz ergriff. In Neu-England kennt man keine Rangstufen, folglich fällt es Niemand ein, den Andern unterdrücken zu wollen, und wenn etwa Ungerechtigkeiten vorfallen, so treffen sie nur Einzelne, und verlieren sich in der allgemeinen Zufriedenheit. Begeht auch die Regierung Fehler, die man leicht auffinden kann, so fallen sie dort weniger auf, weil die Regierung im Grunde von den Regierten ausgeht. Es genügt ihnen, wenn sie nur vorwärts schreitet, eine Art älterlicher Stolz beschützt solche. Uebrigens haben und kennen sie keine andere Verwaltung, die sie mit der ihrigen vergleichen könnten. England regierte einst über die gesammten Colonien, aber das Volk leitete selbst seine Gemeindeangelegenheiten. Die Volkssouveränität in der Gemeinde ist also nicht allein ein alter, sondern auch ein ursprünglicher Zustand.«

»Der Einwohner Neu-Englands hängt an seiner Gemeinde, weil sie stark und unabhängig ist. Er liebt sie, weil er an der Leitung Theil nimmt, und weil er über sein Schicksal nicht klagen kann. In ihr findet er die Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Hoffnungen. Er nimmt Theil an allen Begegnissen seiner Gemeinde; in dieser übersehbaren engen Sphäre versucht er, den Staat zu regieren, und gewöhnt sich an Formen, ohne welche die Freyheit durch Revolutionen wirken dürfte, und fühlt sich vom Geiste seiner Gemeinde durchdrungen; er findet Geschmack an Ordnung, er begreift die Harmonie der Gewalten, und sammelt endlich klare und praktische Ideen über die Natur seiner Pflichten, so wie über die Ausdehnung seiner Rechte.«

»Die amerikanische Grafschaft hat viele Aehnlichkeit mit einem Bezirke (arrondissement) in Frankreich. Beyden gab man einen Umfang nach Willkür. Die Grafschaft bildet einen Körper, dessen verschiedene Theile nicht nothwendig mit einander verbunden sind, die weder Neigung, noch Erinnerung, noch Interessen gemeinschaftlicher Natur besitzen. Sie wurden bloß geschaffen wegen bequemer Verwaltung.«

»Die Gemeinden waren zu klein im Umfange, um jeder eine besondere Justizverwaltung zu geben, die Grafschaft bildet daher den ersten gerichtlichen Mittelpunkt. Jede Grafschaft hat nach dem Gesetze vom 14. Februar 1821 in Massachusetts ein Gerichtstribunal, einen Sheriff, um die gerichtlichen Sprüche zu vollziehen, ein Gefängniß für verhaftete Verbrecher.«

»Es gibt Bedürfnisse, welche für alle Gemeinden der Grafschaft gemeinschaftlich seyn mögen, deßwegen gab man ihr eine Centralobrigkeit. In Massachusetts ist dieß eine Zahl von Magistraten, welche der Statthalter des Staates nach dem Vor-

schlage des ihm beygegebenen Rathes ernennt. (Massachusetts Gesetze vom 14. Februar 1821 und vom 20. Febr. 1819.)

»Die Grafschaftsverwalter haben eine beschränkte Gewalt in gewissen im Voraus bestimmten Fällen. Der Staat und die Gemeinde genügen beym gewöhnlichen Gange der Dinge. Diese Verwalter bereiten nur das Budget der Grafschaft vor, aber die Gesetzgebung bewilligt dasselbe (Gesetz vom 2. Nov. 1791). Es gibt keine Versammlung, die mittel- oder unmittelbar die Grafschaft verträte.«

»Die Grafschaft hat folglich, die Wahrheit zu sagen, keine politische Existenz.«

»In den meisten amerikanischen Verfassungen nimmt man ein doppeltes Streben gewahr, welches die Gesetzgeber bewegt, die vollziehende Macht zu theilen, und die gesetzgebende zusammen zu drängen. Jede Gemeinde in Neu-England hat für sich ein Existenz-Prinzip, dessen man solche auch nicht beraubt hat; man hätte der Grafschaft ein bildliches Leben schaffen müssen, dessen Nutzen man aber nicht gefühlt hat. Alle vereinigten Gemeinden haben nur eine einzige Repräsentation, den Staat, den Mittelpunkt aller nationalen Macht. Außer der Wirksamkeit der Gemeinden und der Nation, kann man sagen, daß es nur die Kraft einzelner Menschen gibt.«

»Nichts ist dem in den vereinigten Staaten reisenden Europäer auffallender, als daß er nirgends die Regierung oder die Verwaltung wahrnimmt. Man sieht in Amerika geschriebene Gesetze, und sieht täglich deren Vollziehung. Alles bewegt sich um ihn herum, und nirgends bemerkt er den Beweger. Die Hand, welche die Maschine der Gesellschaft leitet, ist nicht wahrzunehmen.«

»Indeß, so wie alle Völker genöthigt sind, um ihre Gedanken auszudrücken, zu gewissen grammatikalen Formen, welche die Sprachen der Menschen bilden, ihre Zuflucht zu nehmen, so sind auch die Gesellschaften, um fortzudauern, gezwungen, sich einer gewissen Auctorität unterzuordnen, um nicht in Anarchie zu verfallen. Diese kann auf mancherley Art eingerichtet werden, aber sie muß sich immer irgendwo finden.«

»Durch zwey Mittel vermindert man die Kraft der Obrigkeit in einem Volke. Das erste Mittel schwächt die Macht in ihrer Quelle, indem man der Gesellschaft das Recht oder die Fähigkeit nimmt, sich in gewissen Fällen zu vertheidigen; indem man die Auctorität auf solche Art schwächt, glaubt man in Europa die Freyheit zu begründen. Das zweyte Mittel ist, die Handlung der Obrigkeit weniger kräftig auftreten zu lassen.«

»Auf diesem Wege schwächt oder lähmt man nicht die Rechte

oder die Macht der Gesellschaft, sondern man vertheilt deren Anwendung unter mehrere Personen. Man vermehrt die Beamten, indem man jedem derselben die ihm zu seiner Beamtung nöthige Macht einräumt.«

»Man trifft Völker an, welche diese Theilung der Gewalten der Gesellschaft zur Anarchie führen kann, indeß ist die Einrichtung nicht an sich anarchisch. Indem man auf solche Art die Macht theilt, macht man solche weniger unwiderstehlich und weniger gefährlich, aber man zerstört sie.«

»Die Revolution ist in den vereinigten amerikanischen Staaten durch einen reifen, auf Ueberlegung gegründeten Geschmack an der Freyheit begründet worden, aber nicht durch einen unbestimmten Hang zur Unabhängigkeit. Sie stützte sich nicht auf ungeregelte Leidenschaften, sondern hielt gleichen Schritt mit der Liebe zur Ordnung und zur Gesetzlichkeit.«

»Man behauptet folglich in den vereinigten Staaten keineswegs, daß der Bürger in einem freyen Staate das Recht hat, zu thun, was ihm beliebt. Vielmehr hat man ihm mehr Pflichten, als anderswo, gegen die Gesellschaft des Staates auferlegt. Man hatte nicht die Absicht; die Macht der Gesellschaft in ihrer Quelle zu beschränken, aber man theilte die Ausübung ihrer Macht. Auf solche Art wollte man, daß die Auctorität groß und der Vollzieher klein seyn solle, damit die Gesellschaft fortfahren könne, wohl verwaltet zu werden, und zu gleicher Zeit frey zu bleiben.«

»Es gibt kein Land in der Welt, wo das Gesetz eine so gebieterische Sprache führt, als in Amerika, und wiederum keines, wo die Befugniß der Anwendung der Gesetze unter mehrere Einzelne vertheilt ist.«

»Die Verwaltungsmacht in den vereinigten Staaten bietet in ihrer Verfassung nichts Centrales oder Hierarchisches dar, weßhalb man solche nicht wahrnimmt. Die Gewalt ist vorhanden, aber man nimmt ihren Repräsentanten nicht gewahr.«

»Wir haben oben gesehen, daß die Gemeinden in Neu-England nicht unter Vormundschaft stehen, daher verwalten sie auch selbst ihre Privat-Interessen.«

»Gemeiniglich verwalten daher die Gemeindeobrigkeiten die Vollziehung der allgemeinen Gesetze des Staates, oder sie vollziehen solche selbst.«

»Unabhängig von den allgemeinen Gesetzen, macht der Staat bisweilen allgemeine Polizeyverordnungen, aber im gewöhnlichen Gange verwalten die Gemeinden und ihre Beamten mit den Friedensrichtern nach den örtlichen Bedürfnissen die Polizeygeschäfte, um die öffentliche Gesundheit zu erhalten, mit

der Ruhe und Sittlichkeit der Bürger. So verfügen die Ausschußmänner in den Städten den Bau der Dachtraufen, Unflathrinnen und Reinigungskanäle, bestimmen den Ort der Schlachthäuser, und die Orte, wo die den Nachbarn lästigen Betriebe Statt finden dürfen.«

»Endlich verfügen die Gemeindeobrigkeiten ohne eine fremde Aufforderung in unvorhergesehenen Fällen das Nöthige und Nützliche, z. B in ausgebrochenen ansteckenden Krankheiten, gemeinschaftlich mit den Friedensrichtern.«

»Es beruht folglich fast die ganze Verwaltungsgewalt im Staate Massachusetts in der Gemeinde, aber vertheilt unter viele Hände.«

»In den französischen Gemeinden gibt es im Grunde nur einen Verwalter, nämlich den Maire. Dagegen hat jede Gemeinde in Neu-England solcher Verwalter wenigstens neunzehn, welche in der Regel nicht von einander abhängen. Das Gesetz weiset dem amerikanischen Gemeindebeamten genau seinen Geschäftskreis an, mit aller Macht zur Erfüllung seiner Pflichten, unabhängig von jeder Gemeinde-Auctorität.«

»Außerhalb der Gemeinde trifft man kaum eine Spur der Verwaltungshierarchie an, obgleich bisweilen die Grafschaftsbeamten die Entscheidungen der Gemeinden oder der Gemeinde-Obrigkeiten reformiren. So sollen z. B. nur solche Personen Schenk-Licenzen erhalten, welche durch den Gemeinde-Ausschuß beweisen können, daß sie sich bisher gut betragen haben. Wenn die Ausschußmänner diese Bescheinigung Jemanden verweigern, so kann der sich dadurch verletzt glaubende sich bey dem Grafschaftsgerichte der versammelten Friedensrichter beschweren, welches dann die Licenz ertheilt oder abschlägt (Gesetz vom 12 März 1808. Bd. II. S. 186). Die Gemeinden haben das Recht, Nebengesetze zu machen (by Laws), und zu deren Aufrechterhaltung gewisse Strafen auszusprechen, aber solche Nebengesetze bedürfen der Bestätigung des Grafschaftsgerichtes (Gesetz vom 23 März 1786. Bd. I. S. 254). — Im Allgemeinen haben jedoch die Grafschaftsverwalter nicht das Recht, die Amtsführung der Gemeindeverwalter zu leiten, da sie nur in sogenannten Grafschaftsgeschäften Befehle erlassen können. Weiterhin wird bewiesen werden, daß das Grafschaftsgericht seine Abänderungen des Verfahrens der Gemeindeverwalter nicht als Oberverwaltung, sondern kraft richterlichen Amts geltend macht.«

»Die Gemeinde- und die Gesellschafts-Obrigkeiten sind in sehr wenigen, vom Gesetze bestimmten Fällen schuldig, die Resultate ihrer Amtsthätigkeit den Beamten der Centralregierung des Staates mitzutheilen; so müssen die Schulaufseher jährlich

über den Zustand der Schulen dem Staatssekretäre einen Bericht einsenden (Gesetz vom 10. März 1827. Bd. III S. 183); aber die Centralregierung wird durch keinen Polizeybeamten repräsentirt, und ertheilt keine Befehle zur Vollziehung der Gesetze. Solche verhandelt gewöhnlich nichts mit der Grafschafts- oder Gemeindeverwaltung, inspicirt nicht deren Betragen, leitet nicht ihre Handlungen, und bestraft nicht ihre Fehler. Es schränkt folglich die Centralmacht die Verwaltungsmacht keineswegs ein.«

»Wie gelangt man aber dazu, daß dennoch eine gewisse Einförmigkeit in der Staatsverwaltung Statt findet, und wie zwingt man die Gemeinden und die Grafschaften, so wie die Verwaltung beyder Behörden zum Gehorsam gegen die Gesetze?«

»In den Staaten Neu-Englands erstreckt sich die gesetzgebende Gewalt weiter, als in Frankreich. Der Gesetzgeber dringt gewissermaßen in das Innerste der Verwaltung ein, durch sehr in die Ausführung eingreifende Bestimmungen, und durch Feststellung der Grundsätze. Den Verwaltern werden daher viele genaue und buchstäblich zu erfüllende Pflichten auferlegt.«

»Wenn daher die die Gesetze vollziehenden Beamten ihr Verfahren in gesetzlicher Form vollziehen, so muß in allen Gemeinden eine einförmige Vollziehung Statt finden. Es fehlt also nur noch die Aufklärung, wie man diese Beauftragten zum Gehorsam gegen die Gesetze anhält.«

»Man kann im Allgemeinen annehmen, daß die Gesellschaft nur zwey Mittel besitzt, um die Beamten zur Vollziehung der Gesetze anzuhalten, entweder, indem sie einem ihrer Beamten mit vollem Vertrauen, daß die Macht niemals gemißbraucht werde, aufträgt, alle anderen zu leiten, und im Falle des Ungehorsams abzusetzen, oder sie kann den Gerichten zur Pflicht machen, den Contravenienten gerichtliche Strafen aufzulegen.«

»Jedoch ist man nicht immer in der Lage, das eine oder das andere Mittel nach Belieben anzuwenden.«

»Das Recht, die Beamten zu leiten, setzt das Recht voraus, sie absetzen zu können, wenn sie die ertheilten Befehle nicht vollziehen, oder solche durch Ertheilung eines höheren Grades zu belohnen, wenn sie alle ihre Pflichten mit Eifer erfüllen. Man kann aber eine erwählte Obrigkeit weder absetzen, noch zu einem höheren Grade erheben. Ein durch Wahl erlangtes Amt muß fortdauern, bis der Auftrag erloschen ist. In der Wirklichkeit hat der erwählte Beamte nichts von Anderen, als von seinen Wählern, zu erwarten, und Niemand, als seine Wähler, zu fürchten. Wenn alle öffentlichen Aemter durch Wahl besetzt werden, so ist unter den Beamten keine wahre Hierarchie vorhanden, weil man in einer Person nicht das Recht, Befehle zu ertheilen,

und das Recht, den Ungehorsam kräftig zu unterdrücken, vereinigen, und eben so wenig zur Macht des Befehlens die Macht der Belohnung und der Bestrafung hinzufügen kann.«

»Die Völker, welche die unteren Verwalter durch Wahl besetzen, sind also gewissermaßen gezwungen, die gerichtlichen Bestrafungen als ein Zwangsmittel der Verwaltung in Anspruch zu nehmen.«

»Dieß bemerkt man aber nicht beym ersten Ueberblick. Die monarchischen Regierungen betrachten die Wahl der Beamten durch die Gemeinden als erstes Zugeständniß republikanischer Formen, und als zweytes Einräumen, die Unterwerfung der erwählten Obrigkeit unter der Competenz der Gerichte, und fürchten beyde Bewilligungen als Neuerungen; sie sind aber geneigter, die erste, als die zweyte Neuerung zuzugestehen, und doch ist die eine Maßregel ein nothwendiges Gegengewicht der zweyten. Ein jeder der richterlichen Bestrafung nicht untergeordnete Beamte durch Wahl entwischt entweder jeder Aufsicht seiner Amtsführung, oder das Amt geht ein. Zwischen der Centralmacht und den erwählten Verwaltungskörperschaften gibt es keine andere Mittelsperson, als die Gerichte. Diese allein können den erwählten Beamten zum Gehorsam zwingen, ohne das Recht der Wähler zu verletzen.«

»Die Ausdehnung der richterlichen Gewalt in der politischen Welt muß Statt finden neben der Ausdehnung des Wahlrechts. Findet nicht beydes zu gleicher Zeit Statt, so zerfällt der Staat entweder in Anarchie oder in Knechtschaft.«

»Uralt ist die Wahrnehmung, daß die Formen des richterlichen Verfahrens die Verwaltungsbeamten nicht sehr habilitirten.«

»Die Amerikaner haben von ihren Vätern, den Engländern, die Verwaltung der Friedensgerichte entnommen mit einem Geschäftskreise, den bisher kein Continentalvolk Europas bey sich einführte.«

»Der Friedensrichter ist der Mittelpunkt zwischen den Staats- und zwischen den Wahlbeamten, den Verwaltern des Staates und den Richtern. Der Friedensrichter ist ein aufgeklärter Bürger, aber nicht nothwendig ein Rechtskundiger. Auch wird ihm nur aufgetragen, die Polizey des Staates zum allgemeinen Besten aufrecht zu erhalten, was mehr gesunden Verstand und Rechtschaffenheit, als wissenschaftliche Kenntnisse erfordert. Wenn der Friedensrichter in die Verwaltung eingreift, so wird er zwar Prozeßform und Oeffentlichkeit beobachtet wissen wollen, was ihm nicht erlaubt, ein Werkzeug des Despotismus zu werden; aber er wird eben so abgeneigt seyn, sich dem gesetzlichen Aber-

glauben sclavisch unterzuordnen, welcher richterliche Magistrate zur Verwaltung so unbehülflich zu machen pflegt.«

»Die Amerikaner haben sich die englischen Friedensgerichte nur mit Ausscheidung des aristokratischen Charakters, den sie im Mutterlande haben, angeeignet.«

»Der Statthalter in Massachusetts ernennt kraft seiner vollziehenden Macht in allen Grafschaften eine gewisse Anzahl Friedensrichter auf sieben Jahre (Verfassung dieses Staates, Kap. II. Abschnitt I. §. 3 Kap. III. §. 3), und unter diesen Friedensrichtern drey, welche in jeder Grafschaft das Grafschaftsgericht bilden.«

»Die einzelnen Friedensrichter nehmen schon an der Verwaltung Theil, bald indem sie mit den Wahlbeamten in gewissen Verwaltungshandlungen wirken. Wenn z. B. ein kranker Fremder aus einer Gegend kömmt, wo ansteckende Krankheiten herrschen, so können zwey mit den Ausschußmännern übereinstimmende Friedensrichter dem Grafschaftssherif befehlen, den Fremden anderswo hinzuschaffen, wo er verpflegt wird (Gesetz vom 22. Junius 1797, Bd. I. S. 540).«

»Im Allgemeinen nehmen die Friedensrichter an allen wichtigen Handlungen der Verwaltungsgeschäfte Theil, und geben solchen eine halbrichterliche Form. Bald bilden sie ein Gericht, vor welchem die Gemeindebeamten die ungehorsamen Bürger anklagen, oder die Letzteren die Fehlschritte der Beamten zur Anzeige bringen. Aber im Grafschaftsgerichte üben die Friedensrichter die wichtigsten Handlungen der Verwaltung.«

»Das Grafschaftsgericht hält zweymal im Jahre im Hauptorte der Grafschaft Sitzungen, und ist in Massachusetts beauftragt, die größere Zahl der öffentlichen Beamten im gesetzlichen Gehorsam zu erhalten, indeß einige Rügen wider die ausübende Verwaltung vor dem gewöhnlichen Gerichte angebracht werden müssen, wenn z. B. eine Gemeinde zögert, die nöthigen Ausgaben für die Schulen auszuschreiben, oder Schulaufseher zu ernennen, in welchem Falle sie zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt wird, welche Strafe der Obergerichtshof oder derjenige der allgemeinen Klagen ausspricht; man sehe das Gesetz vom 10. März 1827, Bd. III. S. 190, oder wenn eine Gemeinde vernachläßigt, sich mit der nöthigen Kriegsmunition zu versehen, Gesetz vom 21. Februar 1822, Bd. II. S. 570.«

»Man muß wohl beachten, daß in Massachusetts das Grafschaftsgericht zu gleicher Zeit ein eigenthümliches Verwaltungs-Collegium und ein politisches Tribunal ist.«

»Wir haben gesagt, daß die Grafschaft nur eine Verwaltungseinrichtung sey. Aber das Grafschaftsgericht dirigirt selbst

die kleine Anzahl von Interessen, welche mehreren oder allen Gemeinden der Grafschaft gemeinschaftlich sind, womit man also keine einzelne Gemeinde beauftragen kann. Hauptsächlich besorgt dieses Gericht: a) Die Einrichtung der Gefängnisse und der Gerichtshöfe; b) das Budget der Grafschaftsausgaben, nach der Bewilligung der Gesetzgebung, und Repartition der diesfälligen Steuern; c) die Ertheilung gewisser Patente; d) die Anlage und Herstellung der Wege in der Grafschaft.«

»Die Pflichten des Grafschaftsgerichtes sind lediglich im Interesse der Verwaltung, und wenn solches in seinem Geschäftsbetriebe gerichtliche Formen erwählt, so geschieht dieß nur, um sich besser von dem Gegenstande, der verhandelt wird, zu unterrichten, und um den Administrirten zu zeigen, daß man nur ihr Wohl fördern will. Wenn es aber die ordentliche Verwaltung der Gemeinden herstellen will, so handelt es fast immer als Gerichtshof, und nur in seltenen Fällen als ein verwaltender Körper.«

»Die erste Schwierigkeit ist immer, den Gehorsam der Gemeinde, einer von den allgemeinen Gesetzen des Staates fast unabhängigen Macht, zu erzwingen.«

»Die Gemeinden ernennen in jedem Jahre eine gewisse Zahl Beamte, welche unter dem Namen Beysitzer die Steuern vertheilen. Bisweilen versucht eine Gemeinde, der Steuerpflicht dadurch zu entgehen, daß sie die Vertheiler der Steuern nicht ernennt. In solchem Falle verurtheilt das Grafschaftsgericht solche Gemeinden in eine starke Geldstrafe, welche von allen und jeden Einwohnern zu erlegen ist, nach dem Gesetze vom 20. Februar 1786, Bd. I. S. 217. Die Vollziehung liegt dem Sherif der Grafschaft, einem Justizbeamten, ob. Auf solche Art scheint die Verwaltungsmacht in den vereinigten Staaten sich gleichsam den Augen der Beobachter entziehen zu wollen, indem sie die gerichtliche Macht für die Verwaltung handeln läßt, welche um so mächtiger ist, da die Menschen den strenge gesetzlichen Formen des Rechtsverfahrens eine fast unwiderstehliche Kraft beylegen.«

»Diesen natürlichen Geschäftsgang begreift Jeder leicht. Das, was man von der Gemeinde fordert, ist in der Regel klar und bestimmt. Es besteht in einer einfachen, keineswegs verwickelten That, in einem zu vollziehenden Auftrage, der nichts Umständliches enthält. Bisweilen zwingt auch das Grafschaftsgericht die Gemeinden mittelbarer Weise zum Gehorsam. Es sind z. B. die Gemeinden schuldig, die Wege ihrer Feldmark im guten Stande zu erhalten. Vernachläßigen sie die Bewilligung der dazu nöthigen Gelder, so ist der Wegbeamte der Gemeinde

ermächtigt, das dazu nöthige Geld erheben zu lassen. Da er den Privaten, welche durch die schlechten Wege in Schaden kommen, persönlich verantwortlich ist, so ist das Publikum sicher, daß er sein außerordentliches Recht wider die säumige Gemeinde geltend machen wird. So zwingt das Grafschaftsgericht durch den verurtheilten Beamten die Gemeinde zur schuldigen guten Unterhaltung der Wege (Gesetz vom 5. März 1787, Bd. I. S. 305). Aber die Schwierigkeit fängt an, wenn man die Gemeindebeamten zu ihrer Schuldigkeit anhalten muß.«

»Alle tadelnswürdige Handlungen eines öffentlichen Beamten fallen am Ende in eine der folgenden Kategorien.«

»Er kann das, was ihm obliegt, nach dem Gesetze nachläßig und ohne Eifer verrichten; oder das nicht thun, was ihm das Gesetz befiehlt; oder etwas thun, was ihm das Gesetz verbietet.«

»Ein Tribunal kann das Verfahren eines Beamten nur in den beyden letzten Kategorien bestrafen, denn die Verurtheilung muß sich auf eine augenscheinliche Pflichtwidrigkeit des Angeklagten stützen.«

»Wenn daher die Ausschußmänner die Förmlichkeiten bey den Gemeindewahlen zu beobachten unterlassen, so können sie, nach Bd. II S. 45, zu einer Geldstrafe verurtheilt werden.«

»Sobald aber ein öffentlicher Beamter seine Pflicht ohne Verstand erfüllt, und zwar scheinbar ausübt, aber mit Nachläßigkeit und ohne Eifer, so kann ihn kein Gericht mit Fug verurtheilen, und eben so wenig das Grafschaftsgericht; nur die Furcht, daß seine Wähler den ihm ertheilten Auftrag zurücknehmen können, kann ihn thätiger machen; aber das Grafschaftsgericht hat nicht die Rechte der Gemeinde, den Beamten abzusetzen, da es den Beamten nicht ernannt hat.«

»Um übrigens die Gewißheit zu setzen, daß der Beamte nachläßig war, und ohne Diensteifer handelte, muß man über den Unterbeamten eine beständige Aufsicht führen; aber das Grafschaftsgericht hält nur halbjährig Sitzungen, übt keine Aufsicht, und verurtheilt nur den Denuncirten, wenn ihm pflichtwidrige Thatsachen bewiesen werden.«

»Nur die willkürliche Macht der Gemeinde, die nach ihrer Ansicht tadelnswürdigen Beamten abzusetzen, kann den erleuchteten und thätigen Gehorsam erzwingen oder wiederherstellen, aber nicht das Grafschaftsgericht.«

»In Frankreich erlangt man diese Gewährleistung durch thätige Oberbeamte, aber in Amerika durch die Wahl.«

»Aus allem diesen folgt, daß, wenn der öffentliche Beamte in Neu-England in seinem Dienstverfahren ein Verbrechen begeht, die gewöhnlichen Tribunale befugt sind, ihn dafür zu bestrafen.«

»Begeht er aber nur einen Verwaltungsfehler, so kann ihn die reine Verwaltungsbehörde zur Strafe ziehen; wenn aber ein solcher Fall schwer oder dringend ist, so thut der Richter das, was der Beamte hätte thun sollen. Sobald z. B. eine Gemeinde hartnäckig die Ernennung von Beysitzern verweigert, so ernennt solche das Grafschaftsgericht, und diese Beamten haben dann gleiche Macht, als die von der Gemeinde erwählten Beamten, nach dem Gesetze vom 20. Febr. 1787.«

»Wenn endlich der nämliche Beamte sich eines Vergehens strafbar macht, welches die menschliche Gerechtigkeit wegen mangelnden überzeugenden Beweises der Strafwürdigkeit nicht ahnden kann, so kann ihn dennoch ein anderes Tribunal unfähig machen, weiter zu schaden, indem die Gemeinde seine Ernennung widerruft.«

»Gewiß bietet dieses Verfahren manche Vortheile dar, aber in der Vollziehung zeigt sich eine praktische Schwierigkeit, welche man nothwendig darstellen muß.«

»Schon habe ich bemerklich gemacht, daß das Verwaltungstribunal des Grafschaftsgerichtes die Gemeindebeamten nicht beaufsichtigen, und nur aus einem Jedermann einleuchtenden Grunde der Strafwürdigkeit verurtheilen kann. Dieß ist aber die zarte Seite der amerikanischen Gesetzgebung.«

»Die Amerikaner in Neu-England haben keinen Fiskal oder Staatsanwalt bey dem Grafschaftsgerichte organisirt, obgleich bey den bloß richterlichen Tribunalen sich eine solche Magistratsperson mit einigen Befugnissen des französischen Staatsanwaltes befindet; aber man begreift, daß die Einführung eines solchen Beamten bey den Grafschaftsgerichten ihre Schwierigkeiten hatte. Hatten sie einem jeden solchen Gerichte einen öffentlicher Ankläger beygeordnet, ohne einen Agenten in jeder Gemeinde, so konnte dieser Staatsanwalt über die Vorgänge in der Grafschaft nicht besser unterrichtet seyn, als die Mitglieder des Grafschaftsgerichtes selbst, und gab man ihm Agenten in jeder Gemeinde, so centralisirte man in seiner Hand die furchtbarste aller Gewalten, die mit gerichtlicher Macht ausgestattete Verwaltung. Die Gesetze sind übrigens Töchter des Herkommens, und in England war nichts Aehnliches in der Gesetzgebung anzutreffen.«

»Die Amerikaner haben daher das Recht der Inspection und der Klage, so wie alle anderen Verwaltungsfunctionen, getheilt.«

»Die Mitglieder der Geschworenen der Grafschaft sollen, nach dem Massachusettsgesetze Bd. I. S. 308, das Gericht vom übeln Zustande der Wege, und das Tribunal, bey welchem sie angestellt sind, von allen und jeden Verbrechen in der Grafschaft in Kenntniß setzen. Doch gibt es einige große Verbrechen der

Verwaltenden, welche das gewöhnliche Fiskalat, z. B. wenn der Grafschaftskassirer seine Rechnung nicht ablegt (Gesetz Massachusetts Bd. I. S. 40b), ämtlich anklagen muß. Gewöhnlich ist aber die Pflicht, die Schuldigen zur Strafe ziehen zu lassen, dem Fiskal auferlegt werden, welcher die Produkte der Strafen erheben muß. Auch ist der Grafschaftskassirer beauftragt, die meisten Verbrecher wider die Verwaltung, welche unter seinen Augen frevelten, vor Gericht zu belangen.«

»Aber die Gesetzgebung der Amerikaner verläßt sich in der Verfolgung der Verbrecher besonders auf das Privat-Interesse der Beschädigten. Wenn z. B. durch schlecht unterhaltene Wege ein Wagen oder eine Person Schaden nimmt, so kann derjenige, der dadurch Schaden nahm, den Ersatz vor dem Grafschaftsgerichte von der Gemeinde oder der Grafschaft, welche den Weg machen muß, verlangen (Gesetz von Massachusetts Bd I. S. 309). Sie zeigt freylich wenig Zutrauen zur Ehrlichkeit der Menschen, aber sie setzt stets voraus, daß der Mensch, wenn auch nicht moralisch, doch mit Verstand handelt, was man allerdings wegen des guten Elementar-Unterrichtes der Schulen in den vereinigten Freystaaten erwarten darf.«

»Wenn irgend ein Bürger durch ein Vergehen des Beamten geradezu persönlich in seinen Rechten verletzt worden ist, so darf man wohl annehmen, daß die Klage darüber beym Gerichte nicht ausbleiben wird.«

»Desto klarer läßt sich voraussehen, daß in Fällen gesetzlicher Verjährung, welche zwar im Allgemeinen der Staatsgesellschaft nützlich ist, doch der Privatmann die Billigkeit der Verjährung nicht immer anerkennen, und daß mancher Anstand nehmen wird, als Ankläger aufzutreten, was freylich veranlassen kann, daß die wirkliche Anwendung der Gesetze bisweilen unterbleiben kann, zum Schaden des Publikums.«

»In dieser Verlegenheit zwingt die amerikanische Gesetzgebung eine Art Nothwendigkeit, in bestimmten Fällen den Denuncianten einer Contravention einen Antheil an den Geldstrafen auszusetzen. Im Falle eines feindlichen Einfalles oder eines Aufstandes kann z. B., wenn die Beamten der Gemeinde vernachläßigen, der Landmiliz die nöthige Munition und andere Ausrüstung zu liefern, die Gemeinde in 200 bis 500 Dollars Strafe verurtheilt werden. Da in solchem Falle sich denken läßt, daß Niemand leicht als Ankläger wird auftreten wollen, so fügt das Gesetz vom 6. März 1810 hinzu (Bd. II. S. 236), daß alle Bürger berechtigt seyn sollen, die Bestrafung eines solchen oder eines ähnlichen Vergehens zu verlangen; das nämliche ist oft in den Gesetzen von Massachusetts verfügt worden.«

»In anderen Fällen ermuntert das Gesetz den Gemeindebeamten selbst, auf solche Art den Ungehorsam der Privaten zu bestrafen, wenn z. B. ein Einwohner verweigert, den Theil der Straße zu bessern, deren Herstellung ihm aufgegeben worden ist, so kann dieß der Wegaufseher beym Gerichte anzeigen, und gebührt ihm alsdann die halbe Geldstrafe; nach den Gesetzen von Massachusetts Bd. I. S. 308.«

»Freylich ist es ein gefährliches Mittel, durch Ermunterung zu unmoralischen Handlungen auf Kosten der Sittlichkeit die Vollziehung der Gesetze aufrecht zu erhalten.«

»Ueber die Magistratur der Grafschaft steht augenscheinlich keine andere Verwaltungshoheit, sondern nur eine Regierungsmacht.«

Dieß ist der Zustand der Gemeinde in Neu-England. In allen Staaten der Union trifft man die Gemeinde, aber doch mit zahlreichen Schattirungen; je weiter man nach Süden herabsteigt, desto mehr verliert sich die Regsamkeit des Communalgeistes. Bereits in New-York drängt sich diese Bemerkung auf, in Pensylvanien ist der Abstand schon sehr fühlbar. Dagegen unterscheidet sich der Nordwesten, der größtentheils durch Auswanderer aus Neu-England bevölkert wurde, minder schroff vom letzteren Staate, und so kömmt es auch, daß die Gemeindeverfassungen im Staate Ohio und in Massachusetts die mehrfachste Verwandtschaft darbieten. Im Allgemeinen läßt sich behaupten, daß in dem Maße man sich von Neu-England entfernt, das Gemeindeleben gleichsam in die Grafschaftsverwaltung übergeht, und mit ihr zusammenfällt.

So viel von der Verwaltung. Ueber die Regierung der einzelnen Staaten spricht sich der Verfasser in Kürze aus. Hier begegnet man bereits der Verwirklichung jener Staatstheorien des achtzehnten Jahrhunderts, und vor Allem der Theilung der Gewalt. Die legislative Gewalt ist den Kammern, dem Senate und der Repräsentativkammer anheimgegeben. Allein der Senat ist ein Wahlkörper, gleich der Repräsentantenkammer, nur daß seine Glieder auf längere Zeit, auf zwey oder drey Jahre, gewählt sind, während die Wirksamkeit der Repräsentation selten länger als ein Jahr währt.

»Durch die Theilung des gesetzgebenden Körpers in zwey Theile wollten die Amerikaner keine erbliche und keine Wahlkammer einander gegenüberstellen, und eben so wenig sollte die eine Kammer aristokratische und die andere demokratische Interessen vertreten; auch wollte man keineswegs durch die erste Kammer die vollziehende Gewalt unterstützen, oder in der zweyten die Interessen und Leidenschaften des Volkes austoben lassen.«

»Durch die Theilung der gesetzgebenden Macht in zwey Kammern wollte man die Bewegung der politischen Versammlungen etwas ruhiger werden lassen, und eine zweyte Instanz zur Revision der Gesetze schaffen. Keine anderen Vortheile liefert die gegenwärtige Verfassung mit zwey Kammern den vereinigten Freystaaten.«

»Die vollziehende Gewalt des Staates wird durch den Statthalter repräsentirt.«

»Die erste Obrigkeit, welche man Statthalter nennt, sitzt neben der Gesetzgebung als ein Führer und als ein Rath. Er ist berechtigt zu einem suspendirenden Veto, welches ihm erlaubt, nach Belieben die Bewegungen aufzuhalten, oder sie wenigstens zu mildern. Er legt dem gesetzgebenden Körper die Bedürfnisse des Staates vor, und zeigt die Mittel an, wodurch nützlicher Weise solche gedeckt werden können. und ist der natürliche Vollzieher des Willens der Gesetzgebung in allen Unternehmungen, welche die ganze Nation interessiren. In der Wirklichkeit vollzieht der Statthalter nicht immer die von der Gesetzgebung beschlossenen Unternehmungen. Oft, wenn diese einen Plan zur Ausführung verwiesen hat, ernennt sie auch die mit der Vollziehung beauftragten Beamten. Während die Gesetzgebung keine Sitzungen hält, muß der Statthalter alle geeigneten Maßregeln ergreifen, um den Staat gegen heftige Erschütterungen und unvorhergesehene Gefahren zu schützen.«

»Unter dem Statthalter steht die ganze Kriegsmacht des Staates. Er ist der Anführer der Landmiliz, und das Haupt der bewaffneten Macht.«

»Wenn die Macht der Meinung, welche die Bürger übereingekommen sind, als Gesetz anzuerkennen, mißverstanden wird, so erscheint der Statthalter an der Spitze der nationalen Kriegsmacht, zerstört den Widerstand, und stellt die gesetzliche Ordnung wieder her.«

»Uebrigens mischt sich der Statthalter nicht in die Verwaltung der Gemeinden und der Grafschaften, und nimmt daran nur sehr mittelbarer Weise durch Ernennung der Friedensrichter Theil, welche er jedoch nicht wieder absetzen kann. Auch ernennt der Statthalter nicht einmal in allen Staaten Friedensrichter.«

»Der Statthalter erlangt seine Würde durch Wahl; man wählt ihn gemeiniglich nur für ein oder zwey Jahre. Er befindet sich daher allezeit in einer engen Abhängigkeit von der Mehrheit, welche ihn erwählt hat.«

Tocqueville unterscheidet die Verwaltungs-Centralisation von der Centralisation der Regierung.

»Vereinigt man an einem Orte, oder in einer Hand, die Macht der Leitung der allgemeinen National-Interessen, so bildet man die Centralisation der Regierung.«

»Vereinigt man auf eine gleiche Art die Macht der Leitung der speziellen Interessen, so gründet man die Verwaltungs-Centralisation.«

Nur die erstere dieser beyden Centralisationen besteht in Amerika.

Doch wir folgen nun dem Verfasser auf eines der wichtigsten Gebiete des staatlichen Lebens: auf jenes der richterlichen Gewalt. Das diese in den Vereinsstaaten anders, als in allen übrigen Theilen der civilisirten Welt, constituirt, daß dort, wenn auch die Form auf die europäische Abkunft hinweist, dennoch ganz verschiedene Begriffe von Recht und Rechtspflege gäng und gäbe geworden, und sich zur Alleingültigkeit fester Glaubenssätze emporgearbeitet haben, beweisen die vielen, unseren europäischen Ideen völlig unzugänglichen Aussprüche der amerikanischen Geschwornengerichte.

So geschah es im Laufe des verflossenen Frühlings, daß der Präsident der Repräsentantenkammer von Arkansas, John Wilson, und zwar in der Eigenschaft des Präsidenten der Kammer, eines der Mitglieder derselben, den Major Antony, mit einem Dolche erstach, weil letzterer sich in einer von ihm gehaltenen Rede einige Bemerkungen erlaubt hatte, wodurch sich Wilson für beleidigt hielt. Ohne nähere Erläuterung zu fordern, ohne die erwähnte Rede auch nur mit einem Worte zu erwiedern, zieht der Mörder seinen Dolch, nähert sich ganz kaltblütig dem Sitze des Hrn. Antony, und ersticht ihn im Angesichte der ganzen Versammlung. Dieß gewiß unparlamentarische Verfahren gab zu einem Prozesse Anlaß; die Jury that folgenden Ausspruch: Nicht des Mordes, aber eines zu entschuldigenden Todschlages schuldig. Jedermann erinnert sich dieses Falles. Er diene hier als Kehr- und Schattenseite des von unserem Verfasser entworfenen Bildes des amerikanischen Gerichtswesens.

»Auch außer Amerika gibt es Staatenverbindungen und Republiken in der civilisirten Welt. Das Repräsentativsystem ist in verschiedenen europäischen Staaten angenommen worden, aber ich denke, daß bisher kein Volk sein Gerichtswesen so wie die Amerikaner eingerichtet hat.«

»Daher begreift ein Fremder nicht leicht die Organisation des dortigen Gerichtswesens. In allen politischen Verhandlungen sieht er das Eintreten des Richteramtes, und schließt daraus natürlich, daß der Richter daselbst eine der ersten politischen

Mächte sey. Wenn er später die dortige Gerichtsverfassung genau untersucht, so entdeckt er anfangs nur richterliche Geschäfte und Gewohnheiten. Ihm scheint die Magistratur sich nur zufällig in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, aber dieser Zufall tritt täglich ein.«

»Wenn das vormalige Pariser Parlament dem Hofe Gegenvorstellungen machte, die Registrirung eines königlichen Edicts verweigerte, und vor seine Schranken einen untreuen Staatsbeamten zur Verantwortung zog, so war dieß eine offene Erscheinung der Theilnahme der Richtergewalt an der Politik Frankreichs; aber in den vereinigten Staaten sieht man nichts dergleichen.«

»Die Amerikaner erhielten der Richtergewalt alle sonst bey solcher herkömmliche Eigenthümlichkeiten, und erweiterten nicht deren gewöhnlichen Geschäftskreis.«

»Der erste Charakter der Richtermacht ist bey allen Völkern der schiedsrichterliche. Die Tribunale fangen ihre Wirksamkeit an, wenn die Menschen in Streit gerathen, und Richter treten nur in Prozessen auf. So lange ein Gesetz nicht zu einem Prozesse Veranlassung gibt, hat die richterliche Gewalt keine Gelegenheit, sich damit zu beschäftigen. Sie ist vorhanden, aber man sieht sie nicht. Wenn sie aber über ein Gesetz sich ausspricht, ohne von einem Prozesse auszugehen, so tritt sie vollkommen aus ihrem Amtskreise, und dringt ein in denjenigen der Gesetzgebung.»

»Der zweyte Charakter der Richtermacht ist, daß sie über einzelne Fälle, und nicht über allgemeine Grundsätze sich ausspricht. Wenn der Richter bey der Entscheidung eines Privatprozesses einen allgemeinen Grundsatz zerstört, und annimmt, daß in ähnlichen Fällen wider diesen Grundsatz eben so entschieden werden wird, so erlangt freylich dieser Grundsatz keine Erfolge mehr, aber das Tribunal schreitet darum keineswegs aus seiner Sphäre. Wenn aber der Richter den aufgestellten allgemeinen Grundsatz direct angreift, so zerstört er ihn, ohne Beziehung auf einen Prozeß, und geht aus dem von allen Völkern den Richtern angewiesenen Kreise. Er wird wichtiger und vielleicht nützlicher, als in seinem Richteramte, aber er repräsentirt alsdann nicht mehr sein eigenes Amt. Der dritte Charakter der Richtermacht ist, nur zu handeln, wenn der Richter darum ersucht wird. Dieser Charakter ist aber nicht überall in den Organisationen des Gerichtswesens gleichförmig ausgebildet. Doch halte ich ihn, ungeachtet mancher Modifikationen, für wesentlich. Man zeigt ein Verbrechen an, und der Verbrecher wird gestraft; man fordert den Richter zur Abstellung eines un-

gerechten Erkenntnisses auf, und er verbessert dasselbe, wenn er die Beschwerde gegründet findet; man legt ihm eine Acte vor, und er legt sie aus; aber ohne fremdes Verlangen verfolgt er nicht die Verbrecher, sucht keine Ungerechtigkeit auf, und untersucht nicht die Thatsachen. Die Richtergewalt würde ihrer ursprünglich sich leidend verhaltenden Natur ungetreu werden, wenn sie ohne Aufforderung thätig wäre, und sich eine Censur der Gesetze anmaßte.«

»Die Amerikaner haben diese drey unterscheidenden Charaktere der Richter bey ihren Richtern beybehalten, welche nur in Streitsachen ihre Urtheile fällen, immer nur für einzelne Prozesse, und nur dann handeln, wenn sie dazu aufgefordert werden.«

»Der amerikanische Richter gleicht also vollkommen den Magistraten anderer Völker. Indeß besitzt er eine ausgedehnte politische Macht.«

»Woher kömmt dieß? Er bewegt sich im nämlichen Zirkel, und bedient sich gleicher Mittel, wie die Richter anderer Völker. Warum besitzt er aber eine größere Macht, als der Richter im Auslande?«

»Die Ursache liegt in folgender Thatsache. Die Amerikaner haben ihren Richtern das Recht zuerkannt, ihre Urtheile mehr auf die Verfassung, als auf die Gesetze zu begründen, oder noch einfacher, sie haben den Richtern erlaubt, die Gesetze, welche die Verfassung zu verletzen schienen, nicht anzuwenden.«

»Ich weiß, daß auch die Tribunäle anderer Länder ein gleiches Recht verlangt haben, aber es ist ihnen niemals eingeräumt worden; doch geschah dieß in Amerika von allen Gewalten. Weder eine Partey, noch ein Einzelner macht diese Befugniß den Richtern streitig. Dieß erklärt sich aus dem Prinzipe der amerikanischen Constitution.«

»In Frankreich ist die Verfassung ein gleichsam keiner Umgestaltung fähiges Werk, denn man nimmt an, daß keine Gewalt darin irgend etwas ändern könne.«

»In Großbrittanien erkennt man dem Parlamente das Recht zu, die Verfassung zu verändern. Daher geschieht dieß auch oft, denn das Parlament ist zugleich ein gesetzgebender und ein constituirender Körper.«

»In Amerika sind die politischen Theorien weit einfacher und der Vernunft gemäßer.«

»Man hält eine amerikanische Verfassung nicht für unveränderlich, wie in Frankreich. Sie kann aber nicht, wie in England, durch die gewöhnliche Macht abgeändert werden, und bildet ein eigenthümliches Werk, welches den Willen des ganzen

Volkes repräsentirt, und die Gesetzgeber, wie die einfachen Bürger, verpflichtet, welches aber durch den Willen des Volkes verändert werden kann, nach den herkömmlichen Formen in den vorausgesetzten Fällen.«

»In Amerika kann also die Verfassung wechseln, aber so lange sie gilt, ist sie die Quelle aller Macht; die vorherrschende Kraft liegt in ihr selbst.«

»Man begreift leicht, warum die Verhältnisse dieser drey Staaten der Stellung und den Rechten der Rechtsprecher eine verschiedene Form gaben.«

»Wenn die Tribunäle in Frankreich den Gesetzen den Gehorsam versagen könnten, weil sie solche nicht der Verfassung gemäß finden, so würde die constituirende Macht in der That ihnen zufallen, weil sie allein das Recht besäßen, eine Verfassung auszulegen, woran keiner das Wesen ändern darf. Sie würden also die Stelle der Nation einnehmen, und, so weit dieß der angebornen Schwäche der richterlichen Gewalt möglich seyn würde, den Staat beherrschen.«

»Ich weiß, daß, wenn man den Richtern das Recht versagt, die constitutionellen Gesetze zu erklären, wir unmittelbarer Weise dem gesetzgebenden Körper die Macht geben, die Verfassung zu ändern, weil er keine ihn aufhaltende gesetzliche Schranke mehr kennt. Es ist aber immer besser, daß wir das Recht, die Verfassung des Volkes zu verändern, Menschen vertrauen, welche unvollkommen den Willen des Volkes repräsentiren, als solchen, welche nur sich selbst repräsentiren.«

»Es würde noch weniger der Vernunft gemäß seyn, den Richtern in England das Recht zu geben, dem Willen des gesetzgebenden Körpers zu widerstehen, weil das die Gesetze gebende Parlament zugleich die Verfassung gibt, und weil man in keinem Falle ein von den drey parlamentarischen Gewalten gegebenes Gesetz verfassungswidrig nennen kann.«

»Aber diese beyden Schlußfolgen haben auf Amerika keine Anwendung.«

»In den vereinigten Staaten beherrscht die Verfassung die Gesetzgeber, wie die einzelnen Bürger. Sie ist also das ehrwürdigste aller Gesetze, und kann durch kein Gesetz umgestaltet werden. Ihr müssen folglich mehr als irgend einem anderen Gesetze die Tribunäle gehorchen. Es liegt schon im Wesen der richterlichen Gewalt, und ist das natürliche Recht der Magistratur, unter den gesetzlichen Bestimmungen diejenige zu wählen, welche sie am engsten einschließt.«

»In Frankreich ist gleichfalls die Constitution das erste Gesetz, und die Richter haben ein gleiches Recht, solche als den

Grund ihrer Beschlüsse anzuerkennen, aber indem sie dieses Recht ausüben, kann es nicht fehlen, daß sie ein noch heiligeres verletzen, nämlich das der Staatsgesellschaft, in deren Namen sie handeln. Hier muß die gewöhnliche Regel dem höheren, allgemeineren Interesse weichen. In Amerika, wo die Nation allezeit durch die Veränderung ihrer Verfassung die Magistrate zum Gehorsam zwingen kann, ist eine ähnliche Gefahr nicht zu fürchten. Die Politik und die Logik stimmen folglich in diesem Punkte überein, und beyde, das Volk und der Richter, erhalten dadurch ihre Vorrechte.«

»Wenn vor den Tribunälen in Amerika sich irgend ein Prozeßführer auf ein Gesetz beruft, welches der Richter für eine Verletzung der Verfassung hält, so kann er die Anwendung verweigern. Diese Macht ist also die einzige, welche der amerikanischen Magistratur eigenthümlich ist; aber daraus entspringt ein wichtiger politischer Einfluß.«

»Es gibt in der That wenige Gesetze, welche lange der richterlichen Erklärung dürften widerstehen können; denn es gibt wenige, welche nicht ein persönliches Interesse verletzen, und daher von irgend einem Prozeßführer für sich angeführt werden dürften.«

»Von dem Tage an, da ein Richter es verweigert, einem Gesetze in einem Prozesse Folge zu geben, verliert solches sofort seine moralische Kraft. Diejenigen, welche das gegebene Gesetz verletzten, wissen dann, daß es ein Mittel gibt, sich der Verpflichtung des Gehorsams zu entziehen. Die Prozesse vermehren sich, und es wird unkräftig, woraus dann folgt, daß entweder das Volk seine Verfassung verändert, oder daß die Gesetzgebung ihr Gesetz zurücknimmt.«

»Die Amerikaner haben daher ihren Tribunälen eine unermeßliche politische Gewalt eingeräumt; aber indem sie die Bürger verpflichteten, sie nur in der Prozeßform anzugreifen, verminderten sie sehr die Gefahr dieser Gewalt.«

»Hätte der Richter die Gesetze theoretisch und im Allgemeinen anfechten können, die Initiative ergreifen und die Gesetzgebung tadeln können, so würde er auffallend auf der Bühne der Politik aufgetreten seyn. Er würde dann der Herold oder der Gegner einer Partey geworden seyn, und alle aufregenden Eigenschaften, welche die Bürger uneins machen, zur Theilnahme aufgefordert haben. Wenn aber ein Richter in einer dunkeln Debatte über einen einzelnen Rechtsfall ein Gesetz nicht als gültig anerkennt, so entzieht er zum Theil den Blicken des Publikums die Wichtigkeit des Angriffs. Sein Urtheil trifft nur ein einzelnes Interesse, und das Gesetz wird nur zufällig verletzt.«

»Uebrigens wird das solchergestalt censirte Gesetz dadurch noch nicht zerstört, wenn auch seine moralische Kraft geschwächt wird. Das Gesetz wird nur allmälich durch wiederholte Hammerschläge des Richterstandes erschüttert, bis es endlich unterliegt.«

»Man begreift ferner leicht, daß, wenn man dem Privat-Interesse erlaubt, die Censur der Gesetze zu versuchen, man den Prozeß, welchen der Kläger wider den Beklagten führt, auch wider die Gesetze zuläßt, und sicher ist, daß die Gesetzgebung derb angegriffen werden wird, obgleich sie dann von den Partheyen weniger öffentlich gerügt werden dürfte. Wenn man auf die Fehler einer Gesetzgebung aufmerksam macht, so gehorcht man einem wahren Bedürfnisse; man geht aber von einem festen Punkte aus, weil er in einem Prozesse veranlaßt wird.«

»Ich meine, daß diese Art des Verfahrens in den amerikanischen Tribunälen zugleich der öffentlichen Ruhe und der Freyheit günstig ist.«

»Wenn der Richter die Gesetzgeber nur mit offenem Visir angreifen kann, so wird es Zeiten geben, wo er sich fürchten wird, es zu thun, und es wird andere Zeiten geben, wo ihn der Parteygeist täglich dazu anreizen wird, es zu wagen.«

»Man würde alsdann die Gesetze in der Periode der Schwäche der Gesetzgeber angreifen, wenn sie stark seyn würden; woraus weiter folgt, daß man die Gesetze oft angreifen würde, wenn es am nützlichsten wäre, ihnen Folgsamkeit zu zeigen, und daß man sie achten würde, wenn es leicht geworden wäre, in ihrem Namen einen Druck auszuüben.«

»Der amerikanische Richter wird wider seinen Willen in das Feld der Politik hineingezogen. Er beurtheilt das Gesetz nur bey Gelegenheit eines Prozesses. Die ihm zur Auflösung vorgelegte politische Frage muß er im Interesse der Prozeßführer auflösen, oder er würde versagen müssen, ein Urtheil auszusprechen, was er nicht versagen darf. Indem er die seinem Amte obliegenden strengen Pflichten erfüllt, übt er die Pflicht eines Bürgers aus. Es ist wahr, daß auf diese Art die durch die Tribunäle auf die Gesetzgebung angewendete Censur sich nicht ohne Unterschied auf alle Gesetze erstrecken kann; denn es gibt manche, von denen jemals schwerlich in einem Prozeßverfahren die Rede seyn kann, und in den Gesetzen letzterer Art wird kein Prozeßführer von dem Richter ein Urtheil verlangen.«

»Die Amerikaner haben oft diesen Uebelstand gefühlt, aber sie haben niemals gewagt, solchen zu heilen, aus Furcht, auf jeden Fall eine gefährliche Kur zu wagen.«

»Eingeengt in diesen Gränzen, bildet die den amerikani-

schen Tribunalen eingeräumte Macht, über die Unverfassungsmäßigkeit eines Gesetzes sich frey auszusprechen, eine der mächtigsten Schranken, welche man jemals der Tyranney der politischen Versammlungen aufgerichtet hat.«

Der Verfasser geht auf die politischen Richtersprüche über, unter welchen er die Beschlüsse eines zeitweilig mit der richterlichen Gewalt betrauten politischen Körpers versteht.

In den meisten constitutionellen Ländern ereignet es sich zuweilen, daß die richterliche Gewalt zeitweise in die Hände der Repräsentanten der Gesellschaft gelegt wurde.

England, Frankreich und die vereinigten Staaten haben den politischen Richterspruch in ihre Gesetze aufgenommen.

»In England und in Frankreich ist in solchen Fällen die Pairskammer der höchste peinliche Nationalgerichtshof, aber in England ist das Oberhaus außerdem der letzte Grad der Instanz in einigen Civilprozessen. Er fället nicht alle Urtheile in politischen Verbrechen, aber er kann sie alle fällen.«

»Zur Seite der Pairskammer hat eine andere politische Macht das Recht der Anklage; aber zwischen beyden Ländern herrscht darin eine Verschiedenheit, daß in England das Unterhaus einen Jeden vor den Pairs anklagen kann, und in Frankreich die königlichen Minister.«

»Uebrigens wendet in beyden Ländern die Pairskammer alle ihr geeignet scheinenden Strafgesetze auf die Verbrecher an.«

»In den Freystaaten, wie in Europa, ist einer der beyden Zweige der Gesetzgebung mit dem Rechte zur Anklage, und der andere mit dem Entscheidungsrechte ausgestattet. Die Repräsentanten denunciiren den Strafwürdigen, der Senat straft ihn. Aber der Senat kann nur darum angegangen werden durch die Repräsentanten, und diese können nur die öffentlichen Beamten anklagen. Die Gerichtsbarkeit des Senats hat also in Amerika engere Gränzen, als diejenige der französischen Pairskammer, und die amerikanischen Repräsentanten haben ein ausgebreiteteres Anklagerecht, als Frankreichs Deputirte.«

»Aber eine größere Abweichung findet darin zwischen Amerika und Europa Statt, daß in Europa die politischen Tribunale alle Dispositionen des Strafgesetzes anwenden können, und daß in Amerika, wenn die strafende Behörde dem Strafwürdigen den öffentlichen Charakter, womit er bekleidet war, entzogen, und ihn unwürdig erklärt hat, künftig irgend ein politisches Amt zu bekleiden, ihr Recht erschöpft ist, und das Amt der ordentlichen Gerichtshöfe eintritt.«

»Nimmt man also an, daß der Präsident der vereinigten Staaten sich des Hochverraths schuldig gemacht hätte, so würde

ihn die Kammer der Repräsentanten anklagen, und der Senat seine Absetzung dekretiren; dann erscheint er vor den Geschwornen, welche ihm allein die Freyheit oder das Leben anerkennen können.«

»Dieß wirft ein helles Licht auf den Gegenstand, der vor uns liegt.«

»Indem die Europäer durch ihre Körper, die mit der Staatsgewalt bekleidet sind, ein richterliches Urtheil fällen ließen, wollten sie die Hochverräther strafen, welche Geburt, welchen Rang und welche Macht sie auch im Staate besitzen mochten. Um dazu zu gelangen, vereinigten sie für solchen Fall im Schooße eines politischen Körpers alle richterlichen Vorrechte. Der Gesetzgeber verwandelte sich dann in einen Magistrat, der das Verbrechen feststellt, die That prüft und bestraft. Indem ihm das Gesetz das Recht eines Richters gibt, legt es ihm auch alle seine Pflichten und alle Formen des gerichtlichen Verfahrens auf.«

»Wenn ein französisches oder englisches politisches Tribunal einem öffentlichen Beamten den Prozeß macht, und ihn verurtheilt, so nimmt es ihm schon durch diese Thatsache sein Amt, und kann ihn unwürdig erklären, künftig ein anderes wieder zu bekleiden; die Absetzung und das Interdikt einer Rehabilitation ist eine Folge des Urtheils, aber nicht das Urtheil selbst.«

»In Europa ist folglich ein solches Urtheil mehr eine gerichtliche, als eine Verwaltungshandlung; das Umgekehrte findet aber in den vereinigten Staaten Statt.«

»Zwar ist das Urtheil des amerikanischen Senats in der Form gerichtlich, und die Senatoren sind verpflichtet, sich der feyerlichen und herkömmlichen Prozeßform zu bedienen. Selbst in den Beweggründen des Urtheils wird die gerichtliche Weise beobachtet, und der Senat ist im Allgemeinen schuldig, zum Stoffe seiner Entscheidung ein Verbrechen des gemeinen Rechtes zu nehmen, aber im Gegenstande bleibt es eine Verwaltungsmaßregel.«

»Wäre es der Hauptzweck des amerikanischen Gesetzgebers gewesen, einen politischen Körper mit einer großen Richtergewalt auszurüsten, so würde er sein Verfahren nicht im Kreise der Staatsbeamten beschränkt haben; denn auch die gefährlichsten Feinde des Staates kann man außer der Beamtenklasse antreffen, besonders in Republiken, wo die Gunst der Parteyen oft die erste Macht ist, und oft um so mächtiger, weil man gesetzlich keine Macht ausübt.«

»Wenn der amerikanische Gesetzgeber der Gesellschaft das Recht hätte einräumen wollen, den großen Verbrechen durch die Abschreckungstheorie entgegen zu arbeiten, so würde er das ganze Kriminalrecht den Verfügungen des politischen Tribunals anheim gestellt haben. Aber er überlieferte solchem nur eine unvollständige Waffe, welche die gefährlichsten Verbrecher nicht zu erreichen vermochte, denn das Interdict der Unwürdigkeit, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, berührt denjenigen auf keine Art, welcher die Gesetze selbst umstoßen will.«

»Der Hauptzweck des politischen Urtheils ist in den vereinigten Staaten, denjenigen Staatsbeamten, welche einen üblen Gebrauch von ihrer Macht machen, solche zu entziehen, und zu verhindern, daß sie nicht wieder damit bekleidet werden können. Das Urtheil ist also eigentlich eine Verwaltungshandlung mit der äußerlichen Feyerlichkeit eines Richterspruches. Die Amerikaner schufen also etwas Gemischtes. Sie gaben der Absetzungskraft des Willens der Verwaltung alle Garantie eines politischen Urtheils, und nahmen solchem jede entbehrliche Strenge.«

Wenn man diesen Gesichtspunkt festhält, so schließt sich alles an einander. Man entdeckt dann, warum die amerikanischen Constitutionen alle Civilbeamte der Gerichtsbarkeit des Senats unterwirft, und davon die oft gefährlicheren Militärverbrecher ausnimmt.«

»Im bürgerlichen Beamtenstande gibt es kaum absetzbare Beamte. Einige sind unabsetzbar, andere haben ihre Aemter aus einem Auftrage, welchen man nicht widerrufen kann. Um ihnen die Macht zu nehmen, müßte man sie alle vor Gericht stellen. Aber das Militär hängt vom Haupte des Staates ab, welcher selbst ein Civilbeamter ist. Indem man das Haupt des Staates zur Strafe ziehen kann, trifft man alle anderen Beamten mit dem nämlichen Schlage. Dem Offizier kann man seinen Grad nicht nehmen, man entzieht ihm aber das Commando.«

»Vergleicht man nun das europäische System mit dem amerikanischen in den Wirkungen, welche beyde haben oder haben können, so bemerkt man eben so wesentliche Verschiedenheiten.«

»In Frankreich und in England betrachtet man das politische Urtheil als eine außerordentliche Waffe, deren sich die Gesellschaft nur bedienen muß, um sich in den Zeiten großer Gefahren zu retten.«

Man darf nicht läugnen, daß das politische Urtheil, wie man es in Europa versteht, das erhaltende Prinzip der Theilung

der Gewalten verletzt, und unaufhörlich das Leben und die Freyheit der Menschen bedroht.«

»Das politische Urtheil in den vereinigten Staaten verletzt nur mittelbarer Weise das Prinzip der Theilung der Gewalten. Es bedroht nicht die Existenz der Bürger, es schwebt nicht, wie in Europa, über alle Häupter, weil es nur diejenigen trifft, welche, als sie ein öffentliches Amt annahmen, sich im Voraus dessen Strenge in der Form der Verwaltung unterzogen.«

»Es ist zugleich weniger furchtbar und weniger kräftig. Auch betrachteten die Gesetzgeber der vereinigten Staaten dasselbe so sehr als das äußerste Mittel bey großem Parteykampfe, als wie ein Mittel der Regierung.«

»Aus diesem Gesichtspunkte erwogen, übt es vielleicht mehr wirklichen Einfluß in Amerika, als in Europa aus. Man muß sich aber bey den politischen Urtheilen nicht durch die scheinbare Milde der amerikanischen Gesetzgebung täuschen lassen. Zuerst muß man bemerken, daß in den vereinigten Staaten das Tribunal, welches diese Urtheile fällt, aus gleichen Elementen zusammengesetzt, und dem nämlichen Einflusse, als die anklagende Körperschaft, unterworfen ist, welches einen fast unwiderstehlichen Antrieb zum Geiste der Rache den Parteyen anbietet. Weil die politischen Richter in den vereinigten Staaten nicht so strenge Strafen, als die politischen Richter in Europa aussprechen können, so ist die Aussicht, von ihnen freygesprochen zu werden, geringer. Die Verurtheilung ist zwar weniger furchtbar, aber auch gewisser.«

»Die solche politische Urtheile begründenden Europäer wollten hauptsächlich die Strafwürdigen bestrafen, die Amerikaner wollten dagegen ihnen nur die Macht nehmen. Das politische Urtheil der Amerikaner soll mehr Verbrechen verhüten. Daher ist auch daselbst der Richter nicht an sehr bestimmte peinliche Definitionen gebunden.«

»Nichts ist auffallender, als die Unbestimmtheit der amerikanischen Gesetze, wenn sie die eigentlich politischen Verbrechen erklären. So sagt Abschnitt 4, Art. 1 der Constitution der vereinigten Staaten; »»Die Verbrechen, welche die Verurtheilung des Präsidenten begründen, sind Hochverrath, Bestechung oder andere große Verbrechen und Vergehen.«« Die meisten Verfassungen der einzelnen Freystaaten sind noch dunkler.«

»Die öffentlichen Beamten, sagt die Constitution von Massachusetts, sollen verurtheilt werden wegen ihres strafbaren Betragens und wegen ihrer schlechten Verwaltung. Alle Beamte, welche durch schlechte Verwaltung, Bestechung oder andere Ver-

brechen den Staat in Gefahr gesetzt haben, können nach der Constitution von Virginien durch die Kammer der Deputirten angeklagt werden. Es gibt Constitutionen, wie diejenige von Illinois, Maine, Connecticut und Georgien, welche gar kein Verbrechen specificiren, aber den Staatsbeamten eine unbegränzte Verantwortlichkeit auferlegen.«

»Was aber die amerikanischen Gesetze über diesen Gegenstand so furchtbar macht, das ist ihre Milde selbst.«

»Wir haben gesehen, daß in Europa die Absetzung eines Staatsbeamten und das wider ihn verfügte politische Interdict eine der Folgen der Strafen war, indeß dieses die Strafe selbst in Amerika ist. Daraus folgt, daß in Europa die politischen Tribunäle mit schrecklichen Rechten bekleidet sind, von denen sie bisweilen keinen Gebrauch zu machen wissen, und aus Furcht, zu viel zu strafen, bisweilen das Strafen gänzlich unterlassen.«

»Aber in Amerika scheuet man sich nicht vor einer Strafe, welche die Menschheit nicht seufzen läßt. Einen politischen Feind zum Tode zu verurtheilen, um ihm seine Macht zu nehmen, ist in Jedermanns Augen ein schrecklicher Meuchelmord; aber, seinen Gegner unwürdig zu erklären, die frühere Macht länger zu besitzen, und sie ihm zu entziehen, indem man ihm Freyheit und Leben läßt, das kann das ehrenvolle Resultat eines Parteyenkampfes seyn.«

»Aber dieses Urtheil, was sich so leicht aussprechen läßt, ist nichts desto weniger ein großes Unglück für diejenigen, wider welche es angewendet wird. Die großen Verbrecher werden ohne Zweifel seiner vergeblichen Strenge Trotz bieten. Gewöhnliche Menschen werden darin eine Fügung sehen, welche ihre Stellung zerstört, ihre Ehre verletzt, und sie zu einem schimpflichen Müßiggange verdammt, welcher schlimmer scheint als der Tod.«

»Es übt also das politische Urtheil in den vereinigten Staaten auf den Gang der Gesellschaft einen um so größeren Einfluß aus, da solches nicht sehr furchtbar zu seyn scheint. Es wirkt nicht unmittelbar auf die Regierten, macht aber die Mehrheit vollkommen zur Herrin der Regierenden; es gibt der Gesetzgebung nicht eine unermeßliche Macht, welche sie nur an einem kritischen Tage üben könnte: es läßt sie vielmehr eine gemäßigte und regelmäßige Macht ergreifen, deren sie sich täglich bedienen kann. Wenn die Kraft minder groß ist, so ist von der anderen Seite deren Gebrauch bequemer, und der Mißbrauch leichter.«

»Indem die politischen Tribunäle verhindert werden, gerichtliche Strafen auszusprechen, scheinen mir die Amerikaner mehr den schrecklichsten Folgen der gesetzgebenden Tyranney, als

der Tyranney selbst zuvorgekommen zu seyn, und ich weiß nicht, ob bey scharfer Erwägung aller Umstände das politische Urtheil, wie man solches in den vereinigten Staaten versteht, nicht die furchtbarste Waffe ist, welche man jemals der Mehrheit übergab.«

»Wenn die amerikanischen Republiken anfangen werden auszuarten, so dürfte dieß am leichtesten sich dadurch verrathen, wenn sich die Zahl der politischen Verurtheilungen vermehren wird.«

(Der Schluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. LXXXIV.

1) Dell' acquedotto e della fontana maggiore di Perugia, ragionamento accademico con note, illustrazioni ed un appendice di documenti inediti detto da Giov. Battista Vermiglioli. Perugia 1827.

2) Le sculture di Niccolo e Giovanni da Pisa e di Arnolfo Fiorentino che ornano la fontana maggiore di Perugia, disegnate ed incise da Silvestro Massari, e descritte da G. B. Vermiglioli. Perugia 1834.

Nr. 1. 2. Zu den Monographien, welche in den letzten Jahren für die Kunstgeschichte des italienischen Mittelalters Beyträge von Werth geliefert haben, gehören die zwey genannten Arbeiten Vermiglioli's. Wie man an den inneren, eigentlich historischen Gehalt solcher Werke keine zu großen Ansprüche machen soll, darf man auch durch eine häufig sehr manierirte Schreibart sich nicht abschrecken, durch einen Wust unverdauter, oft übel angebrachter Gelehrsamkeit sich nicht irre machen lassen. Auch dürfen die patriotischen Tiraden, oder eine etwaige Gleichstellung Raffael's mit Allan und Boizot (Nr. 1. S. 7) nicht befremden, einige wohlgemeinte Expectorationen gegen die ketzerischen Hohenstaufen, verbunden mit den stehenden Ausfällen gegen die sogenannte gothische Architektur nicht weiter verletzen. Dieß sind einmal Zugaben, ohne welche man im Römischen namentlich nicht leicht ein unser Gebiet berührendes Buch in die Welt sendet; glücklich, wenn man, wie hier, durch eine reiche Menge von Kupfertafeln und durch einige bedeutende, bis dahin unbekannte Urkunden entschädigt wird.

Der Brunnen in Perugia ist unter allen Monumenten der Stadt leicht dasjenige, welches von jeher am eifersüchtigsten bewacht, und des sorgfältigsten Schutzes werth gehalten wurde. Die Municipalstatuten erwähnen es immer mit besonderer Auszeichnung, als »costruita con artificio mirabile, ornata di scolture e di opere di statuaria bellissime,« als »primo decoro della patria,« als »opera mirabile« *). Schon vom Jahre 1254 an ging man damit um, von dem etwa drey Miglien entlegenen Monte Pacciano Wasser in die Stadt zu leiten; in weniger als zwanzig Jahren hatten darauf namhafte Architekten und Ingenieure mehrere Male die Quellen untersucht und erprobt, ehe man, so erzählen die Peruginer Topographen, den eigentlichen Bau des Brunnens unternahm. Dieß geschah nach ihnen im J. 1274, und nicht mehr als vier Jahre (1278, dieß wird später erhellen) waren

*) Im Stadtarchiv von Siena befindet sich unter den Statuten ein älteres, Nr 15 bezeichnet, das ganz ähnliche Details enthält. Da die Zusätze und Verbesserungen schon von dem J. 1355 beginnen, ist die Fonte Gaja natürlich nicht darin genannt; Jacob Vanni wird erwähnt.

nöthig, um ein so großes Werk zu vollenden. Gegen diese Combination, welche gemacht wurde, um die Notizen des Vasari im Leben der beyden Pisaner mit den hier angeführten Daten auszugleichen, kann man mit Grund Folgendes einwenden. Zuvörderst wird man Mühe haben, sich vorzustellen, daß der Bau der Wasserleitung begonnen, der Brunnen aber, die Hauptsache also, noch um zwanzig Jahre verschoben ward; ferner wird der Zeitraum von vier Jahren für die Aufführung eines so bedeutenden Werkes jedem leicht zu kurz scheinen, dem aus Urkundenstudium bekannt ist, wie namentlich im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert solche Unternehmungen durch die Berathungen städtischer Behörden in die Länge gezogen wurden. Eben so wenig endlich, als Vasari die Prätension hat, in so früher Zeit in Angaben von Jahreszahlen genau zu seyn, kann der Mangel an Urkunden um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts befremden. Es erhellt deutlich aus der an diesem Brunnen befindlichen, von Vermiglioli hier zuerst mitgetheilten Inschrift, daß Vasari von dem ganzen Monument nur eine höchst verworrene Kunde hatte. Von dem Silvestrinermönch, welcher die Wasserleitung gebaut haben sollte, weiß er den Namen nicht; dem Giovanni Pisano scheint er Brunnen und Bildwerk allein zuzuschreiben, ohne (was bey weitem wichtiger ist) des Niccola Pisano mit einer Sylbe zu gedenken.

Die Inschrift nun, welche unter den Figuren des zweyten Behälters herumläuft, lautet bey Vermiglioli so:

† 1) Aspice qui transis jocundum vive fontes
2) Si bene perspicias mira videre potes
3) Erculane pie laurenti state rogantes
4) Consuet latices qui super astra sedt
5) Et lacus et jura clusina quorum sint tibi cura.
† 6) Urbs Perusina patria gaude natus sit tibi frater
7) Benvegnate bonus sapientis ad omnia pronus
8) Hi... operis *structor* fuit iste per omnia *ductor*
9) Ibi... est laudandus benedictus nomine blandus
10) Ordine dotatus dedit hic et fine beatus
† 11) Nomina *Sculptorum* fontis sunt ista bonorum
12) ..... Bath *Nicolaus* ad oficia gratus
13) Est flos sculptorum gratissimus is qui proborum
14) Septuaginta (fort: annis) quatuor atque dabis
15) Est genitor primus genitus carissimus imus
16) Natus Pisani, sint molto tempore sani
† 17) Ingenio clararum *ductore* scimus aquarum
18) O... Bonensingna vulgant mente benningna
19) Ibi.... opus exegit sc... (fort: scilicet) ductilio quotidian... peregit
20) ..... enetiis natus Perusinus hi.... primatus
† 21) Fontes *complentur* super annis mille ducentis
22) Cui si non dampnes nomen dic esse *Johannes*
23) Tertius papa fuit *Nicola* tempore dicto
24) *Rodulfus magnus* induperator erat *).

*) Da die Inschrift über das Leben des Niccola Pisano Licht verbreitet, liegt alles daran, sie so genau als möglich zu besitzen. Bey einer Reinigung des Brunnens befreyte man die Buchstaben von dem Tuf, der sich hineingesetzt hatte. Massari nahm darnach ein Facsimile, das er Tav. LXXVI

Obwohl die Worte: »fontes complentur super annis mille ducentis,« für eine Zeitbestimmung ungewöhnlich vag sind, so gränzt doch das Pontificat Nicolaus III., welches nur vom November 1277 bis August 1280 dauerte, die Epoche der Vollendung so ziemlich ab. Ja, da unter Figuren des zweyten Behälters der Potesta Matteo Correggio aufgeführt wird, und dieser im J. 1278 in Perugia regierte, wird man berechtigt seyn, das J. 1278 als dasjenige zu fixiren, welches der Zwang des Verses vielleicht in den obigen Worten nicht bestimmter andeuten ließ. Als Architekten des Brunnens haben wir nach dem achten Verse Benvegnate zu erkennen, Niccola Pisano und seinen Sohn nach V. 11 — 16 als Bildhauer, und Boninsegna aus Venedig als Baumeister der Wasserleitung [1]. Benvignate kömmt auch sonst in Urkunden der Stadt vor, und ist namentlich durch den Dombau in Perugia bekannt geworden; von Boninsegna wissen wir, außer einigen in das J. 1277 fallenden Details, sehr wenig oder gar nichts; von den Pisanern wird weiter unten die Rede seyn. Nur so viel soll hier noch bemerkt werden, daß wenn Niccola im J. 1278 vier und siebzig Jahre zählte, er 1204 geboren seyn müßte [2]. Andere, auch sonst weniger bekannte Ingenieure, die theils beym Bau selber angestellt waren, theils bloß zu Rathe gezogen wurden, übergehe ich, da sie schon von Mariotti in seinen Lettere Pittoriche S. 23 u. folgd. angeführt sind. In der Folge wiederholt sich die Geschichte des Brunnens, wie bey alten und neuen Wasserleitungen, immer auf dieselbe Weise. Harte und schwere Strafen [3], welche für jedwede Beschädigung in den

---

mittheilt. In der Auflösung der Abbreviaturen ist Vermiglioli oft willkürlich, nicht immer glücklich gewesen. Nach einer Vergleichung, die ich zu wiederholten Malen an Ort und Stelle angestellt, werde ich die Berichtigungen angeben, und ausdrücklich bemerken, wo die Wörter durch Ausfüllung jetzt schon wieder unverständlich geworden sind. 1) vivo fontes gibt keinen Sinn; soll wohl vivere fontis heißen; v̄ivo F N T (nicht E) S ist geschrieben. 4) astra. Das Original hat ara, ohne Zeichen von Verkürzung. 6) pater ist des Reimes wegen zu lesen; PA ist geschrieben. 8) Hi ... natürlich hujus, und 9) hic; beyde Male im Original HI. 10) Darnach ist HC wohl nicht als hic, sondern, weil hunc nicht gelesen werden kann, als hoc zu verstehen. 12) Hier fehlt leider ganz und gar der Anfang; die zweyte Hälfte ist jetzt fast unleserlich. Ich sehe ... H. und glaube Nicolaus zu erkennen; dieß, schon durch den Reim bedingt, gibt Massari ganz deutlich. 14) Mit großer Mühe liest man noch Einzelnes zu Anfang; doch müßte es bey einer Reinigung leicht seyn, septuaginta zu erkennen; auf dabis bildet annis den nothdürftigen Reim. 15) Der Vers ist interessant, und dürfte andeuten, daß Giovanni die Inschrift, wenn nicht verfaßte, doch mit berieth. 17) Natürlich ductorem. 19) exegit *et* ductilis *q̄uotuar* peregit; quotidiana .... steht gewiß nicht da. Ob quattuor zu verstehen? etwa: vier Röhren. — 23) Das Original hat ternus und Nicolaus.

1) Die Worte structor et ductor (V. 8) lassen über den Antheil des Benvegnate, das ductor aquarum (V. 17) über den des Boninsegna keinen Zweifel. Und doch wirft Vermiglioli in merkwürdiger Confusion alles durch einander; S. IV (Nr. 2) entscheidet er sich denn, wahrscheinlich aus Patriotismus, dahin, daß dem Benvignate nicht allein ein Theil der Wasserleitung, sondern auch die Form des Brunnens zukomme; vergl. Nr. 1. p. 35.

2) Dem Herrn E. Förster in seinen »Beyträgen« u. s. w. scheinen die Arbeiten Vermiglioli's und der Antheil des Niccola an diesem Monumente gänzlich unbekannt zu seyn.

3) In einem wundervollen Statutencodex vom J. 1342, der sich im Stadtarchive von Perugia befindet, wird unter Anderm Folgendes bestimmt: E salcuno bugliera (f. buttera) en essa fonte pietra overo ferro

Statuten angedroht wurden, Zerstörung oder Vernachläßigung der Röhren, dadurch bewirkter größerer oder geringerer Mangel an Wasser, kostspielige Wiederherstellungen [1]), und zuletzt endlich die Freude des Volks, öffentliche Feste, welche das Wiedererscheinen des Wassers verherrlichten — bilden hier Epochen und Intermezzo.

Es erhebt sich der erste Behälter dieses Werks auf einer Basis von vier Travertin-Stufen, die nach oben zu sich pyramidalisch verjüngen. In polygoner Form hat er im Umfange fünf und zwanzig Seiten, die, wie jede durch eine kleine, cannelirte Halbsäule in zwey Hälften zerfällt, immer unter sich durch ein Säulenbündel von vier Schaften getrennt sind. Auf den viereckigen Tafeln dieser funfzig Abtheilungen befinden sich Sculpturarbeiten von carrarischem Marmor. Vermiglioli beschwichtigt ein selbsterregtes Bedenken, warum wohl die Pisaner, welche durch Studien nach griechischen Monumenten gebildet waren, statt dieser viereckigen Tafeln nicht Bogenform vorgezogen, dadurch, daß er meint, die Bögen hätten hier ja nichts zu tragen gehabt. Offenbar werden griechische Monumente mit römischen verwechselt, an denen z. B. an Sarcophagen der späteren Zeit doch die Bögen ebenfalls nichts mehr zu tragen hatten. Bey unserem Werke ließ man diesen Schmuck sicherlich deßwegen nicht zu, weil er nicht ins Ganze paßte, und man die kleinen Räume nicht unnöthiger Weise überladen wollte. — Den inneren Raum dieses Behälters füllen in vier Reihen zwey und funfzig Säulen von den verschiedensten Formen, theils sind sie gekuppelt, theils haben sie einen runden, theils einen eckigen, andere einen geriefelten, andere einen cannelirten, noch andere einen buntverzierten Schaft. Sie tragen, über den Rand des ersten Bassins hervorragend, einen kleineren zweyten Behälter [2]) von zwölf Seiten, die an eben so vielen Ecken immer mit einer caryatidenartigen Figur geschmückt sind. Zwey Drittel derselben löst sich ab, und ist sichtbar; die hintere Seite schließt sich der Hauptmasse an; bezeichnende und erklärende Inschriften sind über ihnen angebracht. Nicht, wie Vasari angibt, auf drey Figuren, sondern auf einer metallenen Säule vom reinlichsten Gusse (etwas über neun

---

overo leno (f. legno) overo altra cosa e rompera alcuna de le pietre overo alcuna de lemmageno sculpite en essa fonte overo alcuna canella overo colonda (f. colonna) overo catino en cento libre de denaro per nome di pena sia punito: e se la dicta pena pagare non podesse e prendere se podera a luie *la mano dericta se degga moczare*, ma se prendere non se podera sia sbandito dela cita e del contado en cento libre de denaro e retornare non possa per fino che non paghera el decto bando e niente meno tucto el danno degga mandare. — Ma se *femmina* sira la quale alcuno deglie caneglie spiraglio aprisse, *per tucta la Piassa del Comuno de Peroscia essere degga frustata.* — E niuno homo simelemente fare degga alcuna suczura englie grade dessa fonte overo entorno a esse grade *a tre passe* overo alcuna cosa socza overo puczulente bugliare ne pisciare overo cacare e chi contrafara sia punito per ciascuna fiada en diece libre de denare e chi pagare non podera la dicta pena per tucta la piacza se degga frustare. — Möchte der Archivar von Perugia, dem es an Liebe für die Geschichte seiner Vaterstadt nicht fehlt, Gelegenheit finden, dieses auch sprachlich so wichtige Manuscript zu publiciren. In dem innern Leben der italienischen Republiken bezeichnen die Statuten, die bildenden Künste und die Poesie die Stadien der Blüthe; eines oder das andere öffnet nur ein relatives Verständniß.

1) Man hat sie, wahrscheinlich übertrieben, auf 330,000 römische Scudi angeschlagen.

2) Durchaus das einzige Beyspiel der Art in Italien. Fabriano in der ankonitanischen Mark hat einen Brunnen, der dem unsrigen nachgebildet zu seyn scheint. Doch ist er ohne Bildwerke und ohne das zweyte Bassin.

Palmen im Durchmesser), erhebt sich ein bronzenes Becken, in welchem drey weibliche Figuren ebenfalls von Bronze stehen, eine Art von Najaden, in eine Tunica gekleidet, welche den Arm frey läßt, in der Form einem Diploidion ähnelt, und unter der Brust aufgenommen ist. Ihr Haupt krönt ein Diadem, den rechten Arm stützen sie in der Seite, der linke trägt scheinbar die Metallgruppe eines Greifen- und Löwenpaares. — Der erste Behälter ist ganz von carrarischem Marmor, mit der einzigen Ausnahme eines Theilchens am unteren Gurt, welcher aus blutrothem Marmor der Gegend besteht. Aus diesem Marmor sind fast alle Säulen gearbeitet, welche im Inneren dieses Catinos sich befinden, ganz wenige sind von Travertin. An dem zweyten Becken ist die Hauptmasse ebenfalls Marmor aus Carrara; die Tafeln der zwölf Abtheilungen aber bestehen aus einem Steine der Umgegend, Lacugnana genannt, der Architrav aus Travertin. Die Inschrift [1]) an einem Gliede des Capitells der Säule, welche schon Mariotti mittheilt, gibt uns das J 1278; das Bronzebecken ward nach einer ebenfalls von demselben Localschriftsteller publicirten Inschrift [2]) im J. 1277 von einem gewissen Rubeus (Rosso) gegossen, dem nach Mariotti auch Vermiglioli die obere Gruppe zuschreiben möchte [3]). Gegen diese Annahme aber scheint nicht allein die Stelle, wo die Inschrift angebracht ist (am Rande des Beckens), sondern noch mehr das bloße Me zu sprechen. Die Figuren gehören zu der Hauptzierde des ganzen Werkes, und wären, von Rosso herrührend, wahrscheinlich irgend wie in der Inschrift ausgezeichnet worden. Da nun Mariotti ferner von einer mit diesen Statuen im J. 1322 vorgenommenen Vergoldungsschrift, und die ziemlich handwerksmäßige Arbeit eher auf diese, als auf eine frühere Zeit hinweist, so wird anzunehmen seyn, daß dieser Schmuck erst um das Jahr 1322 hinzugefügt ward, als man die Wiederkehr des Wassers auf glänzende Weise feyern wollte [4]). Bis dahin konnte eine einfachere Röhre das Wasser aus dem Becken hinaufgeleitet, und das zierliche Ganze abgeschlossen haben.

---

1) T. D. Ma. D. Coeg. Et D. Emani. d. Saxofrato - tempore Domini Mathaei de Corigio et Domini Ermanni de Saxoferrato. — Also ein zweyter Beweis für 1278.

2) Rubeus *me* fecit anno domini MCCLXXVII indict. V tempore regiminis domini Geraldini de Buschettis Pote et Regiminis Domini Anselmi de Alzate Capit. populi magistri fuerunt hujus operis Pr. Bevegnate or. S. Bn. Ronsèg. So gibt Vermiglioli sie, sich rühmend, sie auf eine bessere Lesart zurückgeführt zu haben. Und doch weicht sie von der bey Mariotti (S. 25) eigentlich gar nicht, wenigstens in keiner Sache von Bedeutung, ab.

3) Cicognara (Vol. III. p. 217), der auch noch diese Najaden unter die Vase stellt, schreibt sie gewiß ohne allen Grund dem Giovanni Pisano zu. Der Styl der Bronzefiguren hat oft irre geführt; so hält z. B. v. Rumohr in seinen ital. Forschungen die Figur in Hochrelief an der Bronzethüre einer Seitenkapelle im Battisterium des Constantin (zu Rom) für gleichzeitig mit der Thüre, welche laut der Inschrift aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts ist. Die Figur wird wenigstens zwey Jahrhunderte jünger seyn; sie ist, dieß erkennt man noch deutlich, später eingelassen. — Eben so wenig sollte man, wie es doch noch fortwährend geschieht, bey dem Johannes Battista in der gegenüber liegenden Kapelle an einen florentinischen Künstler des funfzehnten Jahrhunderts denken. Ich las bey meinem letzten Aufenthalte in Rom an der Basis, welche zu der Figur zu gehören scheint: Joannes Valladier fece 1792. Ob diesem das Werk zukömmt, interessirt mich wenig; aber das weiß ich, daß es nicht von Donatello seyn kann.

4) Eine darauf bezügliche Inschrift am zweyten Bassin gibt Mariotti S. 18.

Die Reliefdarstellungen, welche die funfzig ersten Kupfertafeln enthalten, sind nicht deßwegen allein von entschiedener Wichtigkeit, weil die Pisaner Schule hier unter directem Einflusse ihres Gründers Niccola alles recapitulirte, was sie früher mehr in nicht immer leicht zu enträthselnden Bruchstücken versucht hatte, sondern namentlich deßwegen, weil sie in einer freylich noch durch Zufälligkeit und Willkür bedingten Zusammenstellung das wissenschaftliche, religiöse und politische Bewußtseyn ihrer Zeit verkörperte, Perugia's Beziehungen zu Kaiser und Papst, die Städte, welche ihm unterthan, die Heiligen, welche ihm besonderer Gegenstand der Verehrung waren, überhaupt die Lebensinteressen einer Municipalstadt zur Sprache brachte — Elemente, welche der größte Genius des vierzehnten Jahrhunderts um einige Decennien später zu einem großen philosophischen Ganzen umbildete und erweiterte. Es beginnt der Cyklus dieser Vorstellungen mit den Zeichen des Thierkreises und dem jedesmal dazu gehörigen Monat (bis Taf. 24), dem sich zwey Wappen (25, 26) und das Trivium und Quadrivium der Wissenschaften anschließen (bis 34); folgen dann, außer der Geschichte des Sündenfalls, noch vier alttestamentliche Darstellungen aus dem Leben Samson's und Goliath's (bis 44), unter sich durch die Einmischung dreyer äsopischer Fabeln getrennt (41, 42, 43) Vier Compositionen aus der Sage Romulus und Remus, und noch zwey andere äsopische Fabeln bilden den Schluß dieses sinnigen Ganzen. Da die Art und Weise der Darstellung nicht minder, als die Behandlung desselben über die Vertheilung der Arbeit an die einzelnen Künstler Licht verbreiten kann, auch die Auffassung der hier berührten und anderer diesen ähnlicher Gegenstände manches zu wünschen, noch mehr zu berichtigen überläßt, werde ich dem Verf. bey der Erklärung der Kupfertafeln näher im Einzelnen folgen.

Taf. I. Ein ältlicher Mann mit Bart und langem Haupthaare sitzt vor einem Feuer, das auf einer Art von antiker Ara brennt. Auf dem Schooße hält er mit der Rechten ein nicht mehr zu erkennendes Thier, in seiner Linken einen Becher in Form unserer Abendmahlskelche, in den links über ihm ein nackter Knabe Wasser aus einem Schlauche herabgießt. Sein Haupt bedeckt eine Mütze des dreyzehnten Jahrhunderts, wie wir es in dem berühmten Manuscripte in der vaticanischen Bibliothek (die Falkenjägerey betreffend, recht gut bey d'Azincourt; aus der Zeit Friedrich's II.) so häufig sehen; Vermiglioli will darin das Caputeum, Guglielmatum, Galerum oder Cappellum erkennen, die in den ungedruckten Statuten der Stadt genannt werden. Es ist der Winter; Ueberschrift: Aquarius.

Taf. II. Eine alte Frau, ohne besondere Attribute, nicht bezeichnet; muß der Januar seyn.

Taf. III. Pisces. Ein Alter angelt, auf einem Felsen sitzend, nach vorne geneigt. Fast wie ein Pilger gekleidet, mit einem platten Hute, wie man ihn am trasimenischen See wohl damals so gut, als noch jetzt zu tragen liebte, in Stiefeln. Der Korb steht neben ihm; oben links über ihm das Zeichen der zwey Fische.

Taf. IV. Februarius. Wohl ein Fischverkäufer, er ist im Fortschreiten, und blickt seitwärts, als habe er eben gehandelt. Zwey Fische hält er in der Rechten, in der Linken einen ganzen Korb voll. Ueber einem aufgeschürzten Untergewande trägt er eine Art von Chlamys, was allerdings, wie auch Vermiglioli vermuthet. eine Nachbildung antiker Muster seyn mag. Der Hut ist spitzer, mit aufgekrämpten Rand. An

der rechten Seite hängt an einem Bande eine Tonne herab, wie wir es bey Figuren des gewöhnlichen Lebens auch an antiken Statuen wahrnehmen. Kräftige, schwere Verhältnisse; das Ganze voll Leben.

V. Mit der Ueberschrift Socius, was einige Male wiederkehrt. Vermiglioli erklärt dieß auf sehr gelehrte Weise, als seyen die Zodiakszeichen Socii der Sonne genannt, und citirt, um dieß durch eine Auctorität zu belegen, Schelling's Gottheiten von Samothrake. Es wäre doch wohl bey weitem natürlicher, in dem Worte Socius die bloße Uebersetzung des italienischen compagno zu erkennen, wodurch man bey den zwey zusammengehörigen Darstellungen das Gegenstück, Pendant, bezeichnen wollte. Es sitzt hier ein ausgewachsener, aber bartloser Mann auf einem Felsen, schlägt das linke Bein über das rechte Knie, und reinigt sich mit einem Messer oder ähnlichem Werkzeuge die Füße von den Schwielen, welche das Tragen schwerer Schuhe ihm im Winter verursacht haben konnte. Die Composition ist, wie der Gegenstand, höchst naiv; daß ihm ein Dornauszieher vorschwebte, ist kaum möglich, weil antike Darstellungen der Art damals schwerlich bekannt waren. Er ist in die Tracht seiner Zeit gekleidet, ein langes Untergewand und ein Obergewand, das auf der rechten Schulter durch zwey Spangen befestigt ist. Der bloße Kopf zeigt das in schönen Massen behandelte Haar; links über ihm ist der Widder sichtbar.

VI. Martius. Ein junger Mensch beschneidet einen kahlen Baum; Tracht des dreyzehnten Jahrhunderts; schön componirte Profilgestalt von guten Verhältnissen.

VII. Taurus. Eine schreitende männliche Figur von kräftigem Wuchs, jugendlich schön, mit gelocktem, blumengeschmücktem Haare, in bis übers Knie herabgehendem Unter- und hinten herabhängendem Obergewande, das, auf der rechten Schulter befestigt, die linke Seite etwas bedeckt, sonst den ganzen Körper frey läßt. Fürstentracht der Zeit, wie in italienischen Manuscripten des dreyzehnten Jahrhunderts häufig vorkömmt. Da die Figur männlich, und nicht weiblich ist, wie Vermiglioli angibt, läßt sich an keine Nachbildung einer Flora denken; in der rechten Hand trägt sie Blumen, in der linken einen Zweig. An der rechten Seite der Stier als Zeichen des Thierkreises.

VIII. Aprilis. Da ja die Bildung der Flora überhaupt zweifelhaft bleibt, kann man bey dieser Figur höchstens an eine Abundanza denken, deren Attribute in der Linken das Füllhorn, in der Rechten ein Korb mit Blumen sind. Das Ganze sieht allerdings aus wie Nachbildung einer römischen Figur der späteren Kaiserzeit. Eine der unbedeutenderen Compositionen.

IX Gemini. V. meint, die Zwillinge seyen durch Reiter vorgestellt, weil Castor und Pollux im Zodiakszeichen Zwillinge sind. Daß sie dieß im Zodiak sind, ist ganz einfach, daß aber hier im May zwey Reiter genommen sind, liegt doch wohl in der Jahreszeit und in der Natur der Sache. Auch kehrt dieß ja bey anderen Bildwerken ganz so wieder. Dieser hier hat Blumen im Haare und in der Linken, was sehr bestimmt auf den May deutet, und an Castor und Pollux nicht denken läßt. Kleidung der Falkenjäger aus dem dreyzehnten Jahrhundert, wie wir sie aus der genannten Handschrift kennen, in welcher überdieß auch schon Falkenjäger zu Pferd vorkommen. Sehr merkwürdig links in der Ecke zwey Köpfe auf einem Knabenrumpfe.

X. Majus. Eine Dame zu Pferde, in der Tracht ihrer Zeit, mit dem Falken auf der linken Hand, in der Rechten das Lugoro oder

Ludoro, womit man den Falken zurückrief. Unter dem Pferde der Hund, der das Wild aufjagte. Der Führerin gemäß geht das Pferd einen ruhigen Schritt, während der Reiter in der Composition, und namentlich in der Führung des Pferdes entfernt an die Basreliefs vom Parthenon erinnert. Sie sieht offenbar nach ihrem Gefährten zurück. Die Sache ist so einfach und so aus der Wirklichkeit gegriffen, daß es sehr übel angebrachte Gelehrsamkeit zeigt, hier an bestimmte griechische oder lateinische Münzen zu denken.

XI — XIV. Die gewöhnlichen Darstellungen, welche im Juny und July die Beschäftigungen bey der Ernte, Kornschneiden, Reinigen u. s. w. bezeichnen.

XV. Mit Feigen, die ein Alter vom Baume pflückt, hat er schon einen Korb gefüllt; links über ihm als Zodiakszeichen eine kleine, nackte, weibliche Figur.

XVI. Eine Bäuerin in ähnlicher Beschäftigung, auf einem Felsen sitzend, sehr kräftige Gestalt. Augustus.

XVII, XVIII, XIX, XX [1]). Unter Libra und Scorpius fällt die Weinlese. Vorstellungen der Art kehren mit geringen Modificationen stets wieder; nur XVII hat etwas Eigenthümliches in einem Alten, der Trauben austritt in einem Gefäße, und in der Linken einen großen Knittel hält, mit dem er sich wieder herausarbeitet. Sehr schönen Motiven der Art begegnet man hin und wieder auf antiken Reliefs des besseren Styls.

XXI. Sagittarius, als Centaur aufgefaßt. Ein Alter, hochaufgeschürzt, mit einer Kappe auf dem Haupte, fängt zu pflügen an. Der Pflug so einfach, wie man sie heut zu Tage noch in Griechenland trifft.

XXII. November. Ein kräftiger, junger Mann (die Kappe des dreyzehnten Jahrhunderts wird Vermiglioli über das Geschlecht zweifelhaft gemacht haben) ist im Säen begriffen, mit der Rechten wirft er das Korn aus, mit der Linken hält er es in seinem Gewande. Schön gezeichnete und erfundene Figur.

XXIII. Capricornus. Die hochaufgenommene Kleidung, die zurückgeschlagenen Aermel, die Kappe, welche am Hinterkopf zurückgelegt ist, bezeichnen einen Jüngling, der einem herabhängenden Schwein den Leib aufschneidet. Das Blut läuft aus dem Maule des Thieres in ein unter demselben befindliches Gefäß. Ueber der ausgezeichnet schön componirten Figur ist links ein kleiner Steinbock sichtbar.

XXIV. Dezember. Ein bärtiger Alter trägt das geschlachtete Schwein auf dem Rücken davon, während ein Hund zu ihm hinaufspringt. Der Stich gibt von dieser sehr naturgetreuen Darstellung keinen richtigen Begriff [2]).

---

1) Vermiglioli nimmt hier eine Versetzung der Tafeln an, und vermuthet, gewiß mit Unrecht, folgende Ordnung: XX, XVIII, XVII, XIX. Wozu zwey Zeichen des Thierkreises, Wage und Scorpion, zusammenbringen?

2) Ich bringe in Bezug auf das Schlachten aus dem schon genannten Statut von Perugia Folgendes bey: Item nullus macellator, nec aliquis alius a kalendis mensis Maji usque ad festum omnium sanctorum emat vel scrofam vivam vel mortuam causa revendendi in dictis mensibus existentibus a kalendis mensis Maji usque ad festum omnium Sanctorum: et quis macellabit seu vendet dictas carnes scrofinas seu de ipsis minuatim vel alio modo in dictis mensibus, solvat Comuni Perusiae nomine penae pro vice qualibet lib. X den. nihilominus Potestas et Capitaneus et major Sindicus Comunis Perusiae, et quilibet alius officialis scrofam seu carnes ipsius a contrafaciente teneatur accipere pro Comuni. — Svellam autem vel porchettam assatam sine ulla pena quilibet vendere possit.

XXV. Leo. Ein sitzender Löwe, kräftig gezeichnet und besser modellirt, als der Stich hier vermuthen läßt. Wohl nach der Natur gearbeitet, da der Magistrat von Perugia so gut, als der von Florenz, Löwen unterhalten mußte.

XXVI. Ein sitzender Greif, ebenfalls schön gearbeitet; Wappen Perugia's.

XXVII. Gramatica (sic). Eine edle Matronengestalt läßt die linke Hand auf der Schulter eines vor ihr stehenden, auf ihrem Schooße in eine Tafel schreibenden Knabens ruhen, der in Stellung und Ausdruck ängstlich bemüht ist. Sie geht ihm mit den Fingern der rechten Hand auf der Tafel voran. Der Kopfputz macht sie als eine mehr ideelle, der unmittelbaren Wirklichkeit entrückte Figur kenntlich

XXVIII. Dialetica. Eine Alte in einfacher, massenhafter Gewandung, ihr Kopf mit einem Tuche bedeckt, das shawlartig umgeschlagen ist. Würdige, ernste Gestalt, in der Hand zwey Schlangen, die auf Klugheit und Verschlagenheit beym Disputiren zu beziehen sind.

XXIX. Alte, matronenhafte Figur, Rectorica, liest in einem Buche, das auf einem Pulte vor ihr aufgeschlagen liegt. Der Stab in der Rechten soll, nach Vermiglioli, »die Macht andeuten, welche die Rhetorik auf die Gemüther ihrer Zuhörer ausübt;« ob nicht bloß ein Stab, der beym Unterricht nöthig war? Der Knabe vor ihr in verehrender, aufmerkender Stellung, etwas älter, als der bey der Grammatica. Der Stich sehr mißlungen.

XXX. Arismetrica. Eine sitzende weibliche Figur, wie die andere in Matronenhaltung, rechnet mit der aufgehobenen Linken dem Knaben vor, während ihre Rechte auch nachfolgt; ähnliches thut der junge Knabe vor ihr, die durch die Rechte gestützte linke Hand erhebend. Die Stellung in den Knaben ist überaus hübsch, und überall verschieden aufgefaßt; in den Gewändern ist dieß auch mehr oder minder individuell modificirt. Von dem unbedeckten Haupte des hier genannten hängen Locken herab; die Hauptfigur ähnelt der Rhetorica.

XXXI. Geometria. Schlanke weibliche Figur, mit Diadem in den Haaren, nach vorne gebeugt, in Begriff, mit beyden Händen einen Zirkelschlag zu machen. Das rechte Bein ist über das linke Knie geschlagen; Gewandung mehr römisch, die Tunica zu sehen. Naiv und einfach componirt.

XXXII. Musica. Eine sitzende Matrone in einem unter der Brust vortrefflich aufgegürteten Untergewande, hält auf dem Schooße ein Saiteninstrument, und schlägt mit einem Hammer an Glocken, die ihr zur Rechten, fünf an der Zahl, aufgehängt sind. Eine ähnliche Art, die Musik darzustellen, sieht man an dem ersten Pfeiler der Fassade in Orvieto, wo Tubalkain damit beschäftigt ist.

XXXIII. Astronomia. Eine majestätischere, prächtiger als die übrigen bekleidete, bediademte Figur, en face aufgefaßt, während die anderen mehr oder minder in Profil sind. Das Haupt wendet sie nach einer Weltkugel, die sie in der Rechten erhoben hält. Ein Vorhang ist hinter ihr ausgebreitet, auch dieß, um ihr eine Hauptstelle in diesem Quatrivium einzuräumen.

XXXIV. Fylosofia Mit Recht als Königin der Wissenschaften dargestellt, mit Krone und Zepter, die Weltkugel in der Linken, auf einem von Löwen getragenen Thron, in schwerer, mit Fransen besetzter Gewandung, en face; hinter ihr ein noch größerer Teppich, als hinter der Astronomie. Das Oberkleid eine Art von Gürtelgewand, reich

mit Blumen geschmückt. Ist darunter das Pflanzenreich angedeutet, so ward hier eine tiefe Anschauung Raffael's anticipirt *).

XXXV, XXXVI. Zwey auf Felsen stehende Adler mit ausgebreiteten Flügeln, in kämpfender Stellung. Ueber XXXVI steht Boni Johannis *et* scultor hujus operis, nicht est, wie Vermiglioli in Nr. 1 gibt, noch weniger scultoris. Johannes hat nach ihm den Adler, weil sie Wappen seiner Geburtsstadt Pisa waren. Bey der Eifersucht, welche die italienischen Republiken im Mittelalter beherrschte, ist sehr die Frage, ob der Stadt Perugia mit diesen Adlern von Pisa gedient gewesen wäre. Der Rodulfus Magnus *Induperator*, wie ihn die Inschrift nennt, wird natürlich durch sie vertreten.

XXXVII. Eva decepit Adam.

XXXVIII. Die Hand befiehlt Adam zu fliehen, der zurückblickt, und, auf die Eva weisend, sagt: Eva fecit me peccare (so die Ueberschrift, nicht fecit me peccatorem). Er sowohl als Eva bedecken sich die Blöße mit Feigenblättern. Sehr ruhig gehaltene Composition, wohlgezeichnete Figuren, die man im Stiche kaum wieder erkennt.

XXXIX, XL. Geschichte Samson's. Auf der ersten Tafel reißt »Sanson fortis« dem Löwen den Rachen auf, dem er, das rechte Bein anstemmend, das linke Knie in den Rücken drückt. Das Haar wallt in Massen tief auf den Rücken hinab; seiner ganzen Haltung und seinen Mienen sieht man die Anstrengung an. Untergewand aufgeschürzt, Chlamys auf der rechten Schulter befestigt. Unwillkürlich denkt man hier an das Vorbild einer Mithrasdarstellung. — Sanson — Daida ist das Pendant bezeichnet. Sie sitzt aufrecht auf einer Art von Ruhebett, ihr zu Füßen Samson, dessen Kopf, auf seine Hände gestützt, auf ihrem rechten Knie ruht. Sein langes, in großartigem Style behandeltes Haar hält sie mit der Linken, und führt mit der Rechten die große Schere. Seine Gestalt kömmt hier in die Enge; man sieht, wie wohl verstanden auf so kleinem Raume die Gruppen vermieden wurden. Diese beyden Darstellungen schließen sich den genannten und anderen noch folgenden alttestamentlichen Geschichten an, ohne daß man nöthig hat, hierin eine Anspielung auf die politischen Factionen des dreyzehnten Jahrhunderts zu erkennen.

XLI. Si vis ut timeat leo. Der Löwe, der alt geworden ist, und von Esel, Eber und Stier verspottet wird, ruht abgemagert unter einem Baume, seinen Kopf links abwendend.

---

*) Die Philosophie gehört eigentlich nicht in das Quadrivium. Dieselbe Darstellung der Wissenschaften kehrt bey ganz ähnlichen Typen unten am Fuße der mittleren Säule des Pulpitums von Siena wieder. Da dieß, wie manches andere an diesem Werke, dem Herrn E. Förster in seinen schon genannten »Beyträgen« unverständlich blieb, lasse ich sie hier folgen: 1) Grammatica mit einem Knaben, der auf ihrem Schooße steht und liest. 2) Altes Weib, mit einem Schleyer auf dem Haupte, wahrscheinlich (die Figuren sind stark beschädigt) mit zusammengelegten Händen, Dialectica. 3) Die linke Hand der Frau auf der Brust, die rechte auf einem geöffneten Buche, das ihr im Schooße liegt. Rhetorica. 4) Außerordentlich prächtig mit vielem Schmuck bekleidete Figur, in der Linken das Füllhorn mit Flammen; Philosophie. 5) Beyde Hände wie zum Demonstriren und Vorrechnen geöffnet, Das Gewand auf der linken Seite vom Halse bis auf die Brust offen. Arithmetica. 6) Einen Kasten in der Linken haltend, worin Geräthe zu liegen scheinen; Geometria. 7) Die Musik, spielt mit der Rechten ein Saiteninstrument. 8) Die Astronomie, der Kopf auf die linke Seite zurückgelehnt, blickt hinauf nach einer runden Fläche, welche die Weltkugel oder ähnliches vorstellt.

XLII. Verbera catulum. Der Hund, im Dienste seines Herrn alt geworden, wird von demselben gepeitscht.

XLIII, XLIV. Während David (Davit), eine jugendlich kräftige Gestalt, ausschreitet, mit der Rechten die Schleuder emporhebt, und den Stein in derselben mit der Linken zurecht zu legen scheint, liegt Goliath (XLIV Golia) schon hingestürzt, in Begriff, das Leben zu verhauchen. Die Rechte ruht schon kraftlos in seinem Schooße, die Linke stützt, nachlassend und schwach, noch für einen Augenblick den nach dieser Seite zusammenbrechenden Körper: der Kopf sinkt vorne über — die Beine liegen lang ausgestreckt, ohne Leben da. Er ist kolossal gehalten, so daß die Beine keinen Platz finden. Die Rüstung etwa in der Weise, wie es im A. T. verzeichnet ist, doch mit Küraß und Helm; das Ganze wohl einem sterbenden Fechter auf antiken Reliefs nachgebildet.

Folgen vier Vorstellungen aus dem Leben Romulus und Remus. In sehr hübscher Stellung, mit einfach übergeschlagenen Beinen, sitzt Romulus (XLV) da, in der Tracht der Vogelsteller des dreyzehnten Jahrhunderts, und spricht, in der Linken einen Geyer oder Adler. — In ähnlicher Tracht, in etwas bewegterer Stellung, sitzt Remus, ihm zugewandt. Den Vogel hält er auf der Linken, die Rechte wie zum Schlagen etwas geballt auf dem Rücken (XLVI). In seinem Gesichte scheint Zorn, in dem des Romulus eher Freude zu liegen. — LXVII. Lupa qui nutrivit Romulum et Remulum (sic). Die Wölfin sitzt auf den Hinterfüßen, und sieht sich um nach dem Feigenbaume; das eine Kind kniet und will saugen, das andere, auf einem Steine sitzend, wendet sich ihm zu. Sein aufgesperrter Mund kann andeuten, als schreye es heftig, weil das andere ihm seinen Antheil vorwegzunehmen droht — eine Anspielung auf den Bruderzwist, wie die vorhergehenden das Augurium auf Palatin und Aventin versinnlichen.

XLVIII. Mater Romuli Remuli. Rhea Silvia trägt ein bis aufs Knie herabgehendes Gewand im Schnitte des dreyzehnten Jahrhunderts, sitzt auf einem Altare, auf welchem Feuer zu brennen scheint, und hält mit der Rechten und auch in der Linken ein aus Weidenruthen geflochtenes Sieb, wohl um anzudeuten, daß Vestalinnen wie das Feuer zu bewachen, so auch ihre Unschuld zu bewahren hatten. Wasser in einem Siebe aus der Tiber gebracht, rettete bekanntlich die Vestalin Tuzia. Vermiglioli vermuthet wohl mit Recht, daß die Tafeln so zusammen gehören: LXVIII, XLVII nnd XLV, XLVI.

XLIX, L. Zwey äsopische Fabeln: Quando grus evulsit os de gurgite lupi. Der Wolf sitzt; der storchähnliche Kranich steckt ihm den Schnabel in den wenig geöffneten Rachen hinein. — L. Quando lupus comedit Agnum .... (hier fehlt). Der Wolf von nicht besonderer Arbeit kömmt den Berg herab, von welchem die Quelle herunterfließt. Das Lamm wendet sich nach ihm um, und bietet sich so dem Rachen des Wolfs als willkommene Speise dar *).

Es ist gewiß Absicht darin zu erkennen, daß die Gegenstände des ersten Beckens mehr allgemeinen als individuellen Beziehungen gehören.

---

*) Zu den ältesten Darstellungen der Art rechne ich drey Reliefs im Architrav einer Seitenthür des Doms von Modena, denen man die wunderlichsten Beziehungen unterzulegen pflegt. 1) Zwey Hühner tragen auf einer um ihren Hals befestigten Unterlage einen Fuchs davon. 2) Zwey Störche, der eine mit zurückgelegtem, der andere mit nach vorne gebogenem Halse, Schlangen fressend. 3) Einem Fuchse steckt eine Gans Kopf und Hals in den Rachen.

Dem schauenden Auge örtlich näher gerückt, war auch das Verständniß jedem erschlossen, eben weil es vielfacher Deutung fähig blieb. Anders ist es nun am zweyten Behälter (Taf LI — LXXIV), wo Local-Interessen vorzugsweise den Vorwurf hergeben Concepirt wurde beydes gewiß in Einem Geiste, wenn auch die Verwirklichung des Einzelnen mehreren Künstlern überlassen werden mußte. Viele der nun folgenden Figuren sind versetzt, und stimmen nicht zu den über ihnen angebrachten Inschriften. — Dieß ist gleich beym Moses (LI) der Fall, welcher Heuxlistes bezeichnet ist. Er ist als Gesetzgeber mit der Tafel in der Linken, mit dem Stabe in der Rechten dargestellt. Nach der zu ihm gehörenden Inschrift: Moyses cum virga et lege, denkt man eher an den Stab, welcher Wasser aus dem Felsen schlug, als an das bloße Zepter. Schwere und schwer bekleidete Figur mit den zwey Hörnern.

LII. Ebenfalls versetzt ist die zweyte Figur, welche die Ueberschrift hat: Nobilis miles Matheus de Corigia. Er war, wie angeführt, Podesta in Perugia, als am 13. Februar des Jahres 1278 das Wasser zum ersten Male in die Stadt geleitet wurde. Ihn ziert die Tracht seiner Zeit, die Kopfbedeckung, welche das Mittelalter Mortaco hieß. Der Stab in seiner Rechten ist Zeichen seiner Würde, der Handschuh in seiner Linken Andeutung seines höheren Ranges.

LIII Angelus Numptius nobilis. Der Erzengel Michael, in Rüstung und Chlamys, mit langem Haupthaare, ohne Kopfbedeckung; das Schwert in der Rechten, in der Linken die Scheide desselben. Wahrscheinlich ehemals einer der Protectoren Perugias, und als solcher hier. Schlanke, schöne Figur; die Schenkel sind neu.

LIV. Heulixstes Perusiae conditor urbis. Diesen Heulixstes nimmt das Mittelalter für einen trojanischen Helden, und für den Erbauer der Stadt Perugia. Hier erscheint er in der Tracht des Adels, wie sie im dreyzehnten und in den zwey folgenden Jahrhunderten gewöhnlich war. Das Buch in seiner Linken deutet vielleicht auf den Codex der Gesetze; die zwey ersten Finger der Rechten sind wohl nicht zum Segen, sondern zur Rede erhoben. Auf dem Kopfe eine kleine Mütze mit aufgekrämptem und ausgeschnittenem Rande.

LV. Melchisedec sacerdos domini; neu.

LVI. Nobilis miles domini ecce Agnus Dei. Johannes der Täufer, mehr nach der älteren Auffassungsweise in Toga; würdige, langbärtige Figur. Die Worte: ecce Agnus etc., bezeichnen die Geberde sehr deutlich, so daß an Segnung nicht zu denken ist.

LVII. Rex Magna (sic). Wohl Rudolph von Habsburg; ein bärtiger Alter, ohne Krone und Hauptbedeckung. Die große, weite Gewandung fällt über die vorne zusammengelegten Hände herab; eine Art von Beinkleidern, die unten über dem Fuße befestigt sind, bedeckt den unteren Theil des Körpers.

LVIII. Hermannus de Sassoferrato, Capitano im J. 1278. Der Taf. LII sehr ähnlich, doch mit Pelzkragen und Hermelin.

LIX. Victoria.... Die andere Hälfte der Inschrift fehlt. Ungeflügelt, überhaupt ganz in der Tracht der Zeit; von den zwey über einander herabgehenden Gewändern namentlich das obere in schönen, mehr malerischen Massen. Vom Haupte wallt hinten ein Schleyer mit einer großen Troddel herab; Fransen zieren das etwas kürzere Obergewand; die Mütze hat die Form einer breitgedrückten, neugriechischen Berretta.

LX. Sctus Petrus Apostolus. Der Typus ja seit Jahrtausenden ausgebildet; wie sollte denn der Künstler gerade die Beschreibung des Nicephorus vor Augen gehabt haben?

LXI. Ecclesia Romana. Eine im Profil links gewandte Matrone hält in beyden Händen das Modell einer kleinen Kirche; in Tunica und befransiter Toga.

LXII. Roma gentium. Der Philosophie sehr ähnlich, namentlich in dem geputzten Untergewande. Der Mantel, das gekrönte Haupt bedeckend, ist auf der Brust durch einen Gorgonenkopf befestigt, so aber, daß Brust und Untergewand frey bleiben, und nur der Schooß verhüllt wird. Sie sitzt auf einem Löwenthrone, in der Linken das Zepter, in der Rechten die (neue) Weltkugel [1]. Durchaus eigene Erfindung, erinnert in keiner Beziehung an die fast immer gewöhnlichen Darstellungen der antiken Roma.

LXIII. Clericus excelsa, unverständlich. Volles, rundes, jugendliches Gesicht, Bescheidenheit im Ausdrucke, Demuth in den über einander gelegten Händen; langes, am Halse anschließendes Gewand, mit zwey weiten Aermeln. Eine Figur, die an anderen Werken des Niccola wiederkehrt.

LXIV. Scs. Paulus Doctor caput mundi. Der gewöhnliche Typus.

LXV. Divinitas beati Laurentii. Er ist hier dargestellt, wie er von den Peruginern besonders verehrt war, als Bewohner des Himmels. Die Rechte emporhebend, blickt er hinauf, in Betrachtungen versunken. Das Buch in der Linken bezeichnet ihn als Diakonen; das reiche Obergewand bedeckt auch seinen Kopf, in der Art etwa, wie die römischen Kaiser auf antiken Reliefs bey Opfern sich zu tragen pflegen.

LXVI. Sct. Laurentius bonum opus operatus est (so, nicht, wie V. hat, bonis operibus, ist die Abbreviatur zu lösen). Die Verzierungen, welche im Diakonengewande angebracht sind, kehren in der Pisaner Schule in Orvieto, an einem Monumente in Perugia und sonst an anderen Stellen wieder.

LXVII. Donnina Clusii ferens granum Perusiae. Eine Localgottheit mit Aehren in der Linken, Chiusi's Fruchtbarkeit und Perugia's ehemalige Herrschaft über Clusium bezeichnend.

LXVIII. Augusta Perusia et fertilis de omnibus his. Auf einem Throne sitzende Matrone mit unbedecktem Haupte, von dem vorne zwey Locken herabhängen. Die Tunica reicht eben über die Elbogen, die Toga läßt den Obertheil des Körpers frey, bedeckt die untere Hälfte in weiten Partien. Horn des Ueberflusses in den Händen.

LXIX. Domina laci ferens pisces Perusie. In der ganzen Auffassung LXVII sehr ähnlich. ohne Rückblick auf die unbekleideten Flußgötter der Alten [2]. Die Fische hält sie in der Rechten.

---

1) Vermiglioli benützt diese Gelegenheit, um die Anhänglichkeit Perugia's an den päpstlichen Stuhl zu rühmen, und unsere Kaiser mit den Titeln von »perfido« (Manfred), crudele ed indespettito (Friedrich Barbarossa) zu beehren. Die oben genannten Darstellungen beweisen sehr deutlich, daß die älteren Peruginer nicht so kleinlich dachten.

2) Fazio degli Uberti beschreibt in seinem bekannten Gedichte den trasimenischen See also: Il suo contato un ricco laco serra, il quale è si fornito di buon pescie, che assai ne manda fuor della sua terra, per fiume alcuno che v'entre non crescie, la sua acqua è chiara come de fontana, e non si vede ancora dove la escie. — Daß diese Figur sich hier befindet, verdanken wir vielleicht einer Begebenheit, die im J. 1277 vorfiel, und von Pellini,

halten sind, aus einer gewissen Entfernung gesehen, den Blick durch Schlagschatten u. dgl. verwirren, und weder das Architektonische, noch das Bildnerische der einzelnen Kunstwerke für sich hervortreten, eben so wenig aber auch das Eine dem Anderen so unterordnen lassen, daß es den Totaleindruck eines vollendeten Ganzen gewährt. Die Sachen aus der Zeit des Phidias, in Athen an Ort und Stelle gesehen, können darüber am einfachsten belehren. Bey einer Fernansicht bietet sich dem Beschauer bey der vollendetsten Ausführung der einzelnen Glieder und Theile der ungestörteste Gesammteindruck dar, welcher unmittelbar zwingt, im Einzelnen und in der Nähe das hohe Gefühl und die Liebe zu bewundern, mit welcher auch das scheinbar Unbedeutende hier gethan ward [1]).

Um die Figuren des zweyten Beckens steht es anders; an ihnen scheint mir weder Modell noch Ausführung des Niccola mehr zu erkennen. Vieles verräth eine sehr gewöhnliche Auffassung, alles eine nachläßigere und flüchtigere Behandlung. Freylich waren es nicht die Leiden der Kreuzigung oder die Schrecknisse des jüngsten Tages, welche hier der Phantasie des Giovanni den stets willkommenen Vorwurf boten, auf der anderen Seite aber band und störte ihn eben so wenig die Erinnerung an antike Vorbilder. Mehrere dieser Gestalten gehörten für die unmittelbarste Beobachtung des Lebens, andere fielen der Tradition anheim, welche, was an ihnen altchristlich oder antik war, mit mittelalterlichen Formen ausgestattet hatte; noch andere endlich blieben ganz der Willkür und dem Gutdünken des Künstlers überlassen. Und obwohl Giovanni also in seinem Elemente war, und Gelegenheit fand, sich hier zum ersten Male an einem umfangreichen Werke zu versuchen, steht doch der obere Behälter dem anderen so bedeutend nach, daß wohl nicht allein die Unerfahrenheit des Künstlers dafür eine genügende Entschuldigung seyn kann. Die Worte der Inschrift (V. 21, 22): Fontes *complentur* super annis mille ducentis, Cui si non dampnes nomen dic esse *Johannes* [2]), deuten wahrscheinlich an, daß Niccola 1278 nicht mehr zugegen war, gewiß aber, daß Johannes gerade bey der Beendigung des Werks thätig gewesen. Und doch wird man geneigt seyn, eher einen bloßen Steinmetzen, als einen Bildhauer von Fach in diesen Figuren zu erkennen, und außer Arnolfo di Cambio noch andere Schüler des Niccola sich dabey thätig zu denken. Daß Arnolfo an dem Brunnen gegen die Zeit seiner Beendigung Theil hatte, haben die Peruginer Lokalschriftsteller nach dem von Mariotti publicirten Schreiben des Königs Karl von Neapel vermuthet, in welchem dieser der Republik Perugia auf ihre Bitte den Arnolfo für diesen Zweck überläßt, und ihm die Erlaubniß ertheilt, den für den Bau nöthigen Marmor (darum hatten die Peruginer ebenfalls gebeten) mit sich zu führen. Da aber der Brief vom 10. September 1227 datirt, blieb dem Arnolfo

---

1) Daß Giovanni nur Einzelnes von diesen Reliefs zukömmt, beweist Tafel 35, wo der Adler ausdrücklich mit seinem Namen bezeichnet ist. Man würde dieß nicht gethan haben, wenn noch viele andere Werke dieses Kreises von ihm herrührten. An sich war es natürlich, daß er bey einem Werke, das unter seine frühesten gezählt werden muß, dem Vater sich unterordnete, zumal da es auf die schwierige Behandlung des Basreliefs ankam, dessen Gesetze ihm nie klar werden sollten.

2) Die Art, wie hier wieder der Johannes aufgeführt wird, bestätigt meine oben (in Bezug auf V. 15) ausgesprochene Vermuthung, daß er an der Inschrift selbst wahrscheinlich unmittelbar Theil hatte. — Vasari muß diesen Vers gekannt haben.

kaum Zeit übrig, sich noch besondere Verdienste um den Brunnen zu erwerben. — Verdienste, die, wären sie überhaupt von Bedeutung gewesen, bey der Berühmtheit, welche der Künstler schon in weiter Fremde erlangt hatte, in der langen Inschrift gewiß neben Niccola und Giovanni eine Erwähnung gefunden hätten.

* * *

Außer den angeführten 74 Kupfertafeln enthält das Werk noch folgende: 1) Das Nymphen- und Greifen-Paar in größerem Maßstabe. 2) Facsimile der Inschrift. 3) Plan des Brunnens. 4) Details, Säulchen, Capitelle u. s. w. 5) Details der einzelnen Abtheilungen in größerem Maßstabe. 6) Aufriß des Ganzen. — Es sind Umrisse mit leichter Andeutung der Schatten; der Styl des Werkes läßt sich aus ihnen nicht auf genügende Weise erkennen. Dr. Gaye.

Zwey Medaillen auf den Freyherrn Vincenz von Muschinger, Herrn von Gumpendorf und Rosenburg 2c. in Oesterreich.

Vom k. k. Custos Joseph Bergmann.

Schon vor einem Jahrhunderte hat Köhler S. 345 des siebenten Bandes seiner historischen Münzbelustigungen eine höchst seltene goldene Medaille auf Vincenz von Muschinger in getreuer Abbildung und ziemlich genauer Beschreibung mit dem Nachtrage S. 423, und eine andere silberne Herr Isidor Löwenstern, der hier eine ausgezeichnete Sammlung von schönen und ausgewählten Stücken besitzt, in Kaltenbäck's österreichischer Zeitschrift 1835, S. 279, mit einigen Notizen über diese Familie mitgetheilt. Letzterer hält es für wünschenswerth, daß über diese österreichische Familie nähere Nachrichten gefunden werden.

Da der treffliche Köhler, wie auch Herr Löwenstern die zwey Buchstaben D — H, die neben dem das Wapenschild umgebenden Laubwerke zu beyden Seiten sehr klein eingegraben, und zur Erklärung des Ganzen — besonders der Buchstaben »V. M P.« — nicht ohne Bedeutung sind, übersahen, so wollen wir, um den Lesern das lange Nachschlagen zu ersparen, die Medaille abermals beschreiben.

Av. Umschrift: VINCENT.ius MVSCHINGER. IN GVMP.endorf ET ROSENB.urg; und unten: CAESARVM CONSILIARIVS (1)618. Im Felde über dem Wapen sind die bisher ungedeuteten drey Buchstaben V. M. P., und unten zu beyden Seiten des ovalen, mit allerley Zierathen eingefaßten, und später zu erklärenden Wapenschildes die kleinen Lettern D — H, welche wir V incentio M.uschinger P.atrono (dicat) D. H. (Chiffre des Medailleurs) zu erklären versucht werden.

Rückseite. Umschrift: EQVITVM. PATRONVS; unten: S.anctus GEORGIVS. St. Georg, in ritterlichem Schmucke zu Pferd, durchbohrt mit seiner Lanze den unter ihm sich windenden Lindwurm (bey dessen Schuppen am Hintertheile man wieder die Chiffre D H, wie auf der Vorderseite, kaum sehen kann); vor des Pferdes gehobenen Vorderfüßen kniet auf einem Felsen die gekrönte h. Margaretha, um Hülfe flehend, ganz ähnlich, wie auf den sogenannten Kremnitzer und Schemnitzer St. Georgen-Thalern; vgl. Madai I. N. 2379 und Köhler XXI. S. 105.

Größe: 1" 6''' Wiener Maß; das im k. k. Münzkabinete und auf das Beste erhaltene Stück von sehr schönem Gepräge wiegt neun, das Köhler'sche Exemplar zwölf Ducaten.

Da auf einem Silberstücke von Kremnitz mit dem h. Georg H als Zeichen des Medailleurs in jener Zeit vorkömmt, und auch Vorstellung und Typus der Rückseite den Ursprung dieser Medaille in der genannten ungrischen Bergstadt andeuten; so führt dieß mich auf den Gedanken, daß dieser DH Medailleur in Kremnitz gewesen sey, und dieses Stück dem k. k. Hofkammerrathe und Münzwardeine von Muschinger, seinem mächtigen Vorgesetzten und Gönner, dedicirt habe.

Die andere Medaille auf Vincenz von Muschinger, ein Originalguß in Silber von Thalergröße, wiegt $1^{10}/_{16}$ Loth Wiener Gewichtes, und befindet sich im Besitze des Herrn Löwenstern.

Av. Den Rand umgibt ein Lorberkranz, und zwischen zwey Kreislinien ist die Umschrift: VINCENTZ. MVSCHINGER. R:ömischer K:aiserlicher M:ajestät RATH. Im Felde das schräg rechts gelehnte Wapenschild mit den drey doppelten Lilien.

Rückseite. Der Rand wie auf der Vorderseite mit einem Lorberkranze. Im Felde: Ein im Neste stehender Pelikan öffnet seine Brust den Jungen, und in der Mitte des korbähnlichen Nestes sind V und M (Vincentius Muschinger) in einander verschlungen, und zwischen zwey Kreisen lautet die Umschrift: SIC. HIS. QVI † † (Blumenkreuze) DILIGVNT † = er (d. i. Vincenz M.) öffnet sein Herz so denen, die ihn lieben, wie der Pelikan sich seinen Jungen. — Seine Devise war ein auf einem Anker stehender Pelikan, wie er auch auf einem schönen Kupferstiche von K. Rudolph's II. Kupferstecher Aegidius Sadeler, Prag 1611, erscheint. Um M.'s Bildniß ist die Umschrift: VINCENTIVS MVSCHINGER IN GVMPENDORFF. RVDOL.phi II. IMPERAT.oris ET MATTHIAE. II. REG.is HVNG.ariae ET BOHE.miae CONSILIARI9. CAM.erae AVLICAE. NEC NON MAXIMIL.iano ARCHID.uci AVST.riae A CONSIL.iis. Ferner zeigt dieser, in der k. k. Hofbibliothek und in der reichen Sammlung Sr. kaiserlichen Hoheit, des Herrn Erzherzogs Karl, befindliche Kupferstich M.'s Wapen und Wahlspruch »Constanter.«

Ueber die Familie von Muschinger kann ich nun durch die dankwerthe Mittheilung des Herrn Joseph Markl, Beamten der niederösterreichischen Stände, und nach genauer Ansicht der v. Muschinger'schen Grabstätte im hiesigen Schottenstifte Folgendes beybringen:

In dem vor etlichen Jahren neu gebauten Mausoleum des Schottenstiftes gehört diesem Geschlechte das zweyte Monument links von der Thüre in die Kirche an der Kirchenmauer. Dasselbe ist viereckig, 6' 2" hoch und 3' 4" breit, in den vier Ecken sind behelmte Wapenschilde, und innerhalb eines Kreises in vierzehn Zeilen die Worte:

NOBILIB.us
MVSCHINGER.
IN TVRC.arum OBSID.ione VRB.is VIENN.ae ALIISQ.ue OFFI-
C.iis PVBL.icis
DE PATR.ia BENEMER.itis HIC. SEPVLT.is
WILHELMO PROAVO, SIGISMVNDO PROPATRVO,
IOANNI PATRVO MAG.no SYLVESTRO AVO VINCENTIO Pro
PATR.ui FIL.io

SYLVESTRO PATRI. CATHARINAE GOESELIAE MATRI.
ProPARENT.ibus DVLCISS imis
VINCENTIVS MVSCHINGER
IN GVMPENDORF RODOL.pho II. ROM.anorum IMP.eratori
AVG.usto A CONSIL.iis
ET. SECR.etarius CAM.erae AVL.icae VNA. CVM. CONIVGE
SVAVISS.ima
MARGARETHA KHEMPTNERIA
P.ie P.osuit
ANNO M.DC.V. CAL. MAII.

Diese letzte Zeile ist einer doppelten Auslegung fähig, je nachdem man V zu MDC oder zu CAL. zieht; im ersteren Falle ist es 1605 am 1. May Calendis Maii — im anderen 1600 am 27. April quinto Calendas Maii. Baron v. Hormayr in seiner Geschichte Wiens (Jahrg. II. Bd. II. S. 186) nimmt die erstere, und Herr Markl nach dem ständischen Archive — daher wohl richtiger — die letztere an.

Aus dieser Inschrift läßt sich folgender Stammbaum der v. Muschinger zusammenstellen:

N.

Wilhelm (proavus) — Sigmund (propatruus)

Wilhelm: Johann (patruus magnus); Sylvester (avus)
Sigmund: Vincenz (propatrui filius)

Sylvester (avus): Sylvester (pater), Gem. Katharina Gösel.

Sylvester (pater): Vincenz (fundator sepulchri), Hofkammerrath ꝛc. † 1628. Gem.: Margaretha Kemptnerin. — zwey Brüder u. eine Schwester (laut Testament)

Vincenz: Katharina, Gem. Peter Ernst Graf v. Molart. — Martha Elisabeth, † 1639, Gem. Ferd. Graf v. Kurtz v. Senftenau. — Anna Polyrena, Aebtissin, † 1646.

Hieraus ersieht man, daß die Muschinger ein bey der Türkenbelagerung 1529 und durch andere öffentliche Dienste um Wien wohlverdientes Geschlecht waren.

Der ältere Vincenz Muschinger erkaufte von Margaretha von Scherfenberg Meisterin und dem Conventgemein des Klosters Pulgarn die Gülte zu Gumpendorf, nun einer volkreichen Vorstadt Wiens, am 3. Oct. 1540. Derselbe besaß (nach Herrn Markl's Mittheilung) im J. 1550 einige Gülten und Gründe an der Wien, das untere Gatterholz (bey Untermeidling), welche 1582 Sylvester M. inne hatte, der zuerst am 24. Jänner des genannten Jahres, und dann 1598 an Herrn Martin, Propst von St. Dorothea in Wien, Theile seiner Gülte verkaufte, wobey ihm noch 27 Unterthanen blieben.

Unser Vincenz von Muschinger zu Gumpendorf ließ mit seiner Gemahlin Margaretha, geb. Kemptnerin, seinen Voraltern den oben beschriebenen Grabstein vom Jahre 1600 oder 1605, und im J. 1615 das Familienmonument bey den Schotten *)

*) Auf dem Fußboden des dortigen neuen Mausoleums ist ein 5′ 6″ hoher

setzen, auf welchem ersteren er sich K. Rudolph's II. Rath und Hofkammersekretär nennt; am 26. Sept. 1607 wurde er unter die neuen Ritterstandsgeschlechter aufgenommen. Im J. 1611 war er nach oben beschriebenem Kupferstiche schon kaiserlicher und königlicher Hofkammerrath und des Erzherzogs Maximilian's III. Rath. Am 27. Juny 1613 verkaufte er von seinem Gumpendorf eine Mühle, die Pierpräuerin genannt, sammt sieben Unterthanen an Leonhard Hiebner; war Ausschuß des Ritterstandes bey dem Erbhuldigungs-Ceremoniels-Congreß der n. österr. katholischen Herren Stände im J. 1620, und hatte als kaiserlicher Münzwardein auf K. Ferdinand's II. Befehl im Vereine mit dem Kammerpräsidenten (von 1623 bis 1630) Anton Wolfradt (armer Aeltern Sohne aus Köln, geb. 1581, Abte zu Kremsmünster und erstem Fürst-Bischofe zu Wien, † 1 April 1639) das äußerst bedenkliche Geschäft, jene Mittel zu berathen, wodurch sowohl dem in der damaligen Kipper- und Wipperzeit allgemein überhand genommenen Münzverderbnisse Einhalt gethan, als auch ein im Gehalte und Gewichte verbesserter Münzfuß begründet und aufrecht erhalten werden sollte, was denn auch ausgeführt wurde. S. Ulrich Hartenschneider's Darstellung von dem Stifte Kremsmünster. Wien 1830, S. 142, im II. Bde. der dritten Abtheilung der kirchlichen Topographie von Oesterreich.

Ohne Zweifel hat die heutige Münzwardeingasse in Gumpendorf, dessen Grundgericht noch die drey doppelten Lilien der Familie von Muschinger führt, von diesem Münzwardeine ihren Namen. Die Pfarre zu Gumpendorf, die dem ehemaligen obderennsischen Stifte Baumgartenberg gehörte, wurde im J. 1571 dem Schottenabte Johann Schröttel übergeben, und später diesem Stifte, dem sie noch gehört, gänzlich überlassen; daher die v. Muschinger'sche Grabstätte bey den Schotten.

Schon im Jahre 1614 hatte er die jetzt den Grafen v. Hoyos gehörige, und einst weit besungene Rosenburg bey Horn am Kampflusse vom Cardinal Franz von Dietrichstein gekauft. Mit M. beginnt fur diese Rosenburg eine neue Periode der Vergrößerung und der Verschönerung. Er gab ihr einen dritten Hof, baute neben dem Lustgarten bedeckte Gänge und Gallerien, und gestaltete so einen großen Hof, den man den Turnierplatz nannte, vermuthlich von seiner ehemaligen Bestimmung noch vor der gemauerten Einfassung. Ferner erhielt er, der in den protestantischen Wirren jener Zeit dem K. Ferdinand II. treu anhing, von diesem die zwey Stunden von der Rosenburg entfernte Herrschaft St. Marein, die dem Kaiser von dem Rebellen Artstetter anheim gefallen war. Im J. 1623 losete er die von den Freyherren von Puechheim zur kaiserlichen Kammer confiscirte Stadt und Herrschaft Horn ein, und bekam damit die Vogteyherrlichkeit über die Pfarre Horn, mit der beygefugten Bedingung, daß er die Lehen und Güter der Kirche nicht antaste, und keinen akatholischen Gottesdienst gestatte. S. v. Hormayr's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, München 1831, S. 199 und 200.

---

und 3' 2'' breiter Grabstein mit folgender Inschrift auf den vier Seitenrändern: »MONVMENTVM — FAMILIAE — MVSCHINGERORVM — ANNO. M.DC.XV.« In der Mitte dieses Steines ist innerhalb eines Kreises das v. Muschinger'sche Wapen, und über dem Kreise in einer Zeile: »REQVIESCANT IN PACE,« und unter demselben: »VIVANT AETERNVM DEO.«

Muschinger wurde wegen seiner langjährigen Verdienste in den Freyherrnstand erhoben, und den 26. März 1627 dem niederösterreichischen Herrenstande einverleibt. Seine Gemahlin Margaretha war die Erbin von Gars, einer Herrschaft südlich von Horn am Kamp.

Vincenz Freyherr von Muschinger, der vor dem 18. November 1628 — an welchem Tage ein Decret an weiland Vincenz v. M.'s Erben erlassen ist — ohne männliche Nachkommen starb, verordnete in seinem Testamente (Horn, dd 29. December 1627), seinen Leib in der Kapelle bey den Schotten zu seinen Vorältern zu begraben, und stiftete zu einem ewigen Jahrtage und wochentlich zwey Seelenmessen die jährlichen Interessen von 2000 Gulden, auch ist die Kapelle mit einem Altare und Ornate zu versehen; dann große Vermächtnisse an Spitäler und Kirchen, als:

a) Dem Bürgerspitale durch fünf Jahre jährlich 500 fl. = 2500 fl.
b) Dem Spitale im Klagbaum (Vorstadt Wieden) . . 100 »
c) » » zu St Marx . . . . 100 »
d) Zum Baue der Paulaner . . . . 500 »
e) » » » Barfüßer . . . . 500 »
f) » » » Kapuziner . . . . 500 »
g) » » » Karmeliter . . . . 500 »
h) Pro congregatione B. Mariae Virginis im Profeßhause zu Wien, um seiner in h. Messen zu gedenken . . 500 »

Zusammen 5200 fl.

Seinem Enkel, Joseph Ernst v. Molart, gibt er sein Jus und Gerechtigkeit auf die Herrschaft Drosendorf, sie soll bey dem Molart'schen Namen und Stamme verbleiben; einer Enkelin Molart 50,000 Gulden; seiner Frau versichert er auf der Herrschaft Gars 20,000 Gulden frey und ledig, dann bleibt ihr sein Gegengut bis zum Falle einer abermaligen Heirat (war sie etwa seine zweyte Frau?), sein Freyhaus soll ihr Witwensitz seyn; seinem leiblichen Bruder 5000 fl. zum Anlegen, er genieße die Interessen, nach dessen Tode ad pios usus; seinem Bruder in Frankreich 3000 fl., dem zu St. Georgen (in Ungarn) 1000 fl., und der Schwester 200 fl. zum Gedächtniß; dem Diener Gattermayer wegen seiner Kinder 500 fl Diese sämmtlichen Legate machen 86,900 Gulden, wahrlich eine große Summe in jener geldarmen Zeit des dreyßigjährigen Krieges!

Zu Haupterben ernennt er seine zwey Töchter, die verehelichten; denn die jüngste, Anna Polyxena, war von 1628 bis nach 1646 Aebtissin des uralten Frauenstiftes der Canonissinnen S. Augustin. Lateran. am alten Fleischmarkte zu Wien.

Diese, welche Marian Fidler in der Geschichte der österr. Klerisey (im letzten Bande des vierten Theiles S. 53) und nach ihm Freyherr v Hormayr in seiner Geschichte Wiens (im Jahrg. II. Bd. II. Heft 3. S. 68) irrig Gräfin statt Freyin von Muschinger nennen, begann die Erweiterung ihres Klosters 1630, welche die Aebtissin Augustina, Gräfin von Traun und Abensperg, vollendete, so daß funfzig Chorfrauen mehr wohnen konnten, indem sich die Magdalenerinnen, deren Kloster durch die Türken 1529 zerstört wurde, damit vereinigten.

Katharina vermählte sich mit Peter Ernst, erstem Grafen von Molart, und K. Ferdinand's II. Kämmerer, wodurch Gumpendorf und das Schloß Rosenburg an dieses Geschlecht kam.

Martha Elisabeth hielt am 23. Jänner 1627 im Schlosse zu Horn mit Ferdinand Freyherrn (seit 26. Juny 1638 Reichsgrafen) Kurtz v. Senftenau, nachherigem Reichs-Vicekanzler, ihr Beylager, und brachte ihm die ererbte Stadt und Herrschaft Horn sammt den incorporirten Gütern zu. Dieser nennt sich daher S. 152 des seltenen Status particularis Regiminis Ferdinandi I. Viennae 1637: Herr der Herrschaften Horn, Gars, Kotzen und Moldt, Sr. kaiserlichen Majestät, wie auch der Königin von Ungarn und Böhmen geheimer und Reichshofrath und Kämmerer. Er starb am 24. März 1650, und ruht in der St. Lorenzenkirche zu Wien, wo die jüngste seiner sieben Töchter, Johanna, dem Beyspiele ihrer mütterlichen Tante Anna Polyxena folgend, den Schleyer genommen hatte.

Das freyherrlich Muschinger'sche Wapen ist: Ein schwarzer Schild, den eine bis an den oberen Rand aufsteigende goldene Spitze theilt, auf der eine schwarze Doppellilie steht, oben im schwarzen Grunde zu beyden Seiten der besagten Spitze gleichfalls eine goldene Doppellilie. Oben prangen zwey gekrönte offene Helme, auf dem zur Rechten sind zwey aufrecht gestellte schwarze Büffelhörner und eine goldene Doppellilie dazwischen, auf dem zur Linken aber zwey halb silberne und halb blaue Adlerflügel, mitten dazwischen steht ein bräunlicher Holzstock eines abgehauenen Baumes (daher Köhler irrig: Blumenstängel) mit zwey fünfeckigen Sternen zu dieses Strunkes rechter und einem gleichen Sterne in der Mitte der linken Seite auf besagter Medaille. Die Helmdecke ist rechts von Gold und schwarz, links blau und von Silber. S. auch Fürsten's Wapenbuch III. S. 69. Auch am Altare der linken Abseite in der Bergkirche zu Gars sieht man noch dieses Wapen.

So bewahrt das reiche k. k. Münz- und Antikenkabinet einen großen, zum Theil unbekannten Schatz an den schönsten und seltensten Denkmünzen auf berühmte und ausgezeichnete Oesterreicher, besonders des sechzehnten Jahrhunderts, die ich nach und nach mit biographisch-historischen Notizen mitzutheilen gedenke.

Beschreibendes Verzeichniß der Portraite des allerdurchlauchtigsten Kaiserhauses auf geschnittenen Steinen im k. k. Münz- und Antikenkabinete, in chronologischer Ordnung.

Es dürfte denen, welchen Wissenschaft und Kunst am Herzen liegt, nicht unmerkwürdig seyn, zu wissen, welche Portraite vom allerdurchlauchtigsten Kaiserhause auf geschnittenen Steinen im k. k. Münz- und Antikenkabinete aufbewahrt werden; dieselben stellen zugleich die Fürsten vor, welche den seltensten und schönsten Schmuck der Kunst, die großen antiken Caméen, gesammelt haben, die in dem reichen Kranze der Kunstwerke der Monarchie vielleicht den ersten Platz einnehmen.

Um die Chronologie der Portraite sich um so leichter vergegenwärtigen zu können, schien es mir gut, der Beschreibung derselben zwey genealogische Tabellen beyzugeben, auf denen bey den meisten Fürsten die Begräbnißstätten bemerkt sind, von denen so viele für die bildenden Künste lehrreiche Monumente liefern, und durch ihr Vorhandenseyn auf

m H

ekr. 31. Tafel *). II. Agnes.

olph II | mentina, | Jutha,
1290. | G. Gem. Karl | † 1297. Gem. Wenzel
ell von Ungarn. | von Böhmen.

a, geb.

A
Herz. 1298,
te Gem.

III. (mit
g Oesterr
1) Elisab
7., Burg
). Albrec

t IV. (de | mit der leeren Tasche),
1377, † | 1411 in Tyrol,
| aß und Helvetien,
| 1439.

n 1437, | mund,
König | erlischt die tyrolische
abeth, | Die Länder fallen
| ximilian.

an von Lothringen, geb. 8. Dezember 1708, folgt seinem Vater Peter 1729, 3. Sept. 1745, † 18. Aug. 1765.

Ferdinand Karl,
d. und General-Kapitän der
ardie bis 1796, geb. 1. Juny 1754,
Dez. 1806. Gemahlin Beatrix
Este, Herzogin von Modena,
verm. 1771, † 1829.

Maria Antonia,
geb. 2. Nov. 1755,
† 16. Oct. 1793.
Gem. Ludwig XVI.,
König von Frankreich.

Maximilian,
geb. 8. Dez. 1759, Hoch-
und Deutschmeister,
Churfürst zu Köln.
† 27. July 1801.

---

nd,
r 1781.
, Civil-
ouverneur
zien.

Maximilian,
geb. 14. July 1782,
k. k. F. Z. M., Hoch-
meister des deutschen
Ordens.

Karl,
Primas von Ungarn,
geb. 2. Nov. 1785,
† 2. Sept. 1809.

Maria Ludovica,
geb. 14. Dez. 1787,
verm. 6. Jänner 1808
mit Kaiser Franz I.,
† 7. April 1816.

---

nd Karl Victor,
. 21. July 1821.

Maria Beatrix,
geb. 13. Febr. 1824.

Johann,
Feldmarschall,
geb. 20. Jänner
1782.

Rainer,
Vicekönig von Italien, Ge-
neralfeldzeugmeister, geb.
30. Sept. 1783, vermählt
28. May 1820 mit M. Elisa-
beth, Prinzessin v. Savoyen-
Carignan.

Ludwig,
Generalfeld-
zeugmeister,
geb. 13. Dez.
1784.

Rudolph,
Cardinal und
Erzbischof von
Olmütz, geb.
8. Jänner 1788,
† 23. July
1831.

M. Carolina,
geb. 6. Febr.
1821.

Adelheid Franziska,
geb. 3. Juny
1822.

Leop. Ludw.,
geb. 6. Juny
1823.

Ernst,
geb. 8. Aug.
1824.

Sigismund,
geb. 7. Jäner
1826.

Rainer,
geb. 11. Jäner
1827.

Heinrich,
geb. 9. May
1828.

Maximilian,
geb. 16. Jäner
1830.

dem weiten Länderkreise von Ungarn, Oesterreich, Böhmen, Schweiz, Schwaben, den Niederlanden bis Spanien die Herrschaft der Häuser Habsburg und Habsburg-Lothringen bezeichnen.

Den Anfang macht eine goldene, überaus prächtige und kostbare, wahrscheinlich für das goldene Vließ Kaiser Ferdinand des Dritten bestimmte Kette mit 49 in Muscheln erhoben und künstlich geschnittenen Brustbildern der Kaiser und Fürsten des Erzhauses Oesterreich von Rudolph v. Habsburg angefangen bis Ferdinand den Dritten und dessen Bruder Leopold Wilhelm einschließlich. Jedes in ovaler Form aus Muschel geschnittene Bildniß ist mit einer goldenen, emaillirten und mit acht Rubinen gezierten Fassung umgeben, und mißt in der langen Achse 8¼''', in der kurzen 6½'''. Auf der ebenfalls emaillirten Gegenseite findet sich das jedem Fürsten eigenthümliche Wappen in erhobener Arbeit. Jedes Portrait wird von dem anderen durch ein, einen Feuerstein und zwey Flammen vorstellendes, Zwischenstück getrennt, nämlich durch eine kleine, mit einer goldenen, emaillirten und mit zwey Rubinen besetzten Fassung gezierten Muschel, welche von ovaler Form, in der langen Achse 4¼''', in der kurzen 3¾''' mißt, worauf die von jedem Fürsten gewählten Sinnsprüche und Sinnbilder geschnitten sind.

1. V. [1]). RUDOLPI. HABSP. ROM. IMP. Das vorwärts gewendete, bärtige Brustbild des Kaisers mit der Krone auf dem Haupte.
   R. [2]). Der Doppeladler mit den Nimben und der Hauskrone, auf der Brust der Löwe von Habsburg.
   ZSt. [3]). VTRVM LVBET. Ein Arm, der einen Palmzweig und ein Schwert hält.
2. V. HARTMAN. RUDOLPI. IMP. FILI. Dessen vorwärts gewendetes Brustbild.
   R. Der Löwe von Habsburg.
   ZSt. VIRES AQIRIT EUNDO. Ein Strom.
3. V. ALBERTI. RUDOLPI. FIL. R. IMP. Links gewendetes gekröntes Brustbild.
   R. Der einfache gekrönte Adler mit dem Querbalkenschilde von Oesterreich.
   ZSt. FUGAM. VICTORIA. NESCIT. Eine Hand mit einem Feldzeichen.
4. V. RUDOLPH. II. MITIS. ALBERT. FIL. Das vorwärts gewendete Brustbild.
   R. Wappen von Habsburg und Schwaben.
   ZSt. VI. PARVA. NON. INVERTIT. Elephant.
5. V. JOANNIS. RUDOLP. II. FIL. Brustbild mit dem gehobenen Schwerte in der r. Hand.
   R. Die drey Löwen von Schwaben.
   ZSt. DISTINQUENS. ADMONET. Eine Uhr.
6. ALBERT. II. ALBERTI FIL. Rechts gewendetes Brustbild mit einem Helme auf dem Haupte.
   R. Das Wappen von Oesterreich und Pfirt.
   ZSt. AT HIC. VIRVM AGIT. Zwey Füße, von welchen einer auf Stelzen.

---

1) V. bedeutet Vorderseite. 2) R. bed. Rückseite. 3) ZSt. Zwischenstück.

7. V. LEOPOLD. ALB. FIL. Brustbild mit dem Erzherzogshute.
R. Das Wappen von Oesterreich und Elsaß.
ZSt. AEQVA DIGNOSCIT. Senkbley.
8. V. OTTO. ALBERT. C. FIL. Brustbild mit Blumen bekränzt.
R. Wappen von Oesterreich und Tyrol.
ZSt. VNQVIBVS ET ROSTRO ATQUE ALIS ARMATUS IN HOSTEM. Greif.
9. V. HEINRIC... C. FIL. Brustbild.
R. Wappen von Oesterreich und Steyermark.
ZSt. AD SALUTEM ILLVSTROR. Weinrebe, von der Sonne beschienen.
10. V. FRIDERICI. AC. F. ROM. IMP. Gekröntes Brustbild.
R. Einfacher gekrönter Adler mit dem Herzogsschilde von Oesterreich.
ZSt. ADHUC STAT. Zwey Füße und eine Keule.
11. V. RUDOLPH III. A. I. C. FIL. Brustbild.
R. Wappen von Burgau.
ZSt. ALIENAE. VOCIS. AEMUL. Papagey im Käfig.
12. V. LEOPOLD III. ALB. II. FIL. Geharnischtes Brustbild.
R. Wappen von Oesterreich und Montfort-Feldkirch.
ZSt. VIRTVTI NIHIL INVIVM. Zwey Felsen.
13. V. RUDOLP IIII. A. F. Brustbild mit dem Herzogshute.
R. Wappen von Oesterreich und Tyrol.
ZSt. INSIPIENS SAPIENTIA. Fuchs.
14. V. ALB. ALBERTI. FIL. Brustbild mit dem Zopfe.
R. Wappen von Oesterreich und Steyermark.
ZSt. NON ASPICIT NON ASPICITUR. Globus.
15. V. FRIDERIC. IIII. ALBERTI. FIL. Brustbild.
R. Wappen von Oesterreich und Burgau.
ZSt. TELUM VIRTUS FACIT. Ein Arm hält einen Dreschflegel.
16. V. ERNEST. LEOPOL. III. FIL. FER. Brustbild mit Helm.
R. Wappen von Unter- und Oberösterreich.
ZSt. NUNQUAM EAT EM (sic). Mond.
17. V. WILHELM . . . POLD III. FIL. Brustbild mit dem Erzherzogshute.
R. Wappen von Oesterreich und Triberg in Schwaben.
ZSt. ARS VINCIT NATURAM. Ein in die Falle (?) gegangener Löwe.
18. V. FRIDERIC. V. LEO. FIL. Brustbild mit dem Erzherzogshute.
R. Wappen von Oesterreich und Sonnenberg in Vorarlberg.
ZSt. QVIESCIT IN SVBLIMI. Feuer auf einem Altare.
19. V. SIGISMVND. F. V. FIL. Brustbild mit dem Erzherzogshute.
R. Wappen von Oesterreich und Görz
ZSt. DIVITUS (sic) OMNIA PA(R.)ENT. Gefäße mit Münzen.
20. V. LEOPOLD. IIII. LEOPO. III. FIL. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Wappen von Oesterreich und Friaul.
ZSt. FIDA CONIVNCTIO. Zwey Tauben.
21. V. ALBERT. IIII. ALB. III. FIL. Brustbild mit Mütze.
R. Wappen von Oesterreich und Tyrol.
ZSt. PAVLATIM. Bohrer.

22. V. FRIDERIC. VI. ER. FIL. ROM. IMP. Gekröntes Brustbild.
R. Doppeladler mit Krone.
ZSt. HIC REGIT. ILLE TVETVR. Arm aus den Wolken, ein Schwert haltend.
23. V. ALBERT. VI. ER. FIL. Brustbild mit dem Erzherzogshute.
R. Wappen von Oesterreich und der windischen Mark.
ZSt EXILIT. QVOD. DELITVIT. Zwey Feuersteine die Feuer schlagen.
24. V. ALBERT. V. A. F. ROM. IMP. Gekröntes Brustbild.
R. Einfacher Adler mit Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Ungarn.
ZSt. FIDE. ET. CONSTANTIA. Hund.
25. V. LADISLAVS. A. V. R. FIL. Gekröntes Brustbild.
R. Die Wappen von Ungarn und Böhmen.
ZSt. LATET ALVEVS. Ein sich auf seine Urne stützender Flußgott.
26. V MAXIMILIAN. ROM. IMP. Gekröntes Brustbild.
R. Doppeladler mit Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. PER. TOT. DISCRIMINA. Ein Rad durch Dornen und Disteln.
27. V. PILIP. I. MAXIMIL. I. FIL. Brustbild mit Hut.
R. Die Wappen von Burgund und Oesterreich.
ZSt. QVI VOLET. Turnierritter.
28. V. CAROLVS V. ROM. IMP. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Doppeladler mit Krone, und die Wappen von Oesterreich und Castilien.
ZSt. PLVS VLTRA. Die beyden Säulen von Europa und Afrika.
29. V IOHANN. DE AVSTR. CAROL. V. FIL. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. MACVLA CAREIS (wahrscheinlich soll es heißen CARENS). Ein Ring mit einem spitz zugeschliffenen Steine.
30. V. PHILIP II. C. V. FIL REX. HISP. Brustbild mit Mütze.
R. Die spanisch-indischen Wappen.
ZSt. NON SVFFICIT ORBIS. Ein Pferd, über die Weltkugel springend.
31. V. PHILIP. III. A. REX. HISP. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Wappen von Spanien und Indien (etwas beschädigt, auch ein Rubin weggefallen).
ZSt. AD VTRVMQVE. Ein schreitender Löwe mit dem Kreuze und der Lanze
32. V. PHILIPP. IIII. AVST ... I .. AR. INDI. REX. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Wappen von Spanien.
ZSt. SPES FVTVRI. Anker und Krone.
34. V. FERDI. ROM. IM. Brustbild mit einer Mütze.
R. Doppeladler mit der Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
(Hier fehlt die Abtheilung und Verbindung, worauf der Wahlspruch und das Sinnbild. Wahrscheinlich war hier das Ordenszeichen des goldenen Vließes befestigt.)

35. V. ANDR. F. FIL. EPIS. Brustbild mit dem Pirette.
R. Wappen von Oesterreich.
ZSt. IACTOR NON MERGOR. Ein Faß, welches auf dem Wasser schwimmt.
36. V. CAROL. FERDINANDI. I. FIL. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Wappen von Oesterreich.
ZSt. AD ME REDEO. Schlange der Ewigkeit.
37. V. MAXIMILI. II. R. IMP. Brustbild mit Mütze.
R. Doppeladler mit der Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. DEVS PROVIDEBIT. Adler auf der Weltkugel.
38. V. RVDOLPH. II. ROM. IMP. Belorbeertes Brustbild.
R. Doppeladler mit der Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. FVLGET. CAESARIS. ASTRVM. Adler über dem Steinbocke.
39. V. ERNEST MAXIMILIAN. II. FIL. Brustbild ohne Bedeckung.
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. PLVS REDDIT. Vierfache Kornähre.
40. MATHI ROM. IMP. Belorbeerter Kopf.
R. Doppeladler mit Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. CONCORDI LVMINE MAIOR. Adler, der gegen die Sonne fliegt.
41. V. MAXIMILIA. A. A. MAXIMILIAN. II. FIL, Brustbild
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. MILITEMVS. Lager.
42. V. ALBERT. MAXIMILIAN. II. FIL. Brustbild.
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. PVLCHRVM CLARESCERF VTROQVE. Hand aus den Wolken mit Schwert und Palmzweig.
43. V. CAROL. ARCHIDVX. AVSTRI. Brustbild.
R. Wappen von Oesterreich.
ZSt. RECTO TRAMITE. Aufwärts fliegender Adler.
44. V. FERDINAND. II. ROM. IMP. Brustbild.
R. Doppeladler mit Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. LEGITIME CERTANTIBVS. Krone.
45. V. MAXIMILIAN. ERNEST. C. F. I. Brustbild.
R. Wappen von Oesterreich.
ZSt. HAVSTA CLARIOR. Aus dem Felsen strömendes Wasser.
46. V. LEOPOLDVS. ARCHIDVX. A. Brustbild.
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. PIETAS AD OMNIA VTILIS. Gott Vater auf Wolken, unten Pelikane.
47. V. CAROL. C. F. II. ARC. AVST. Brustbild.
R. Das Wappen von Oesterreich.
ZSt. RECEPTVM EXHIBET. Brennspiegel.
48. V. FERDINAND. III. ROM. IMP. SEMP. AVG. Brustbild.
R. Doppeladler mit Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Oesterreich und Burgund.
ZSt. FIRMAMENTA REGNORVM. Kreuz, Wage, Zepter, Schwert.

49. V. LEOPOLD. WILHELM. ARCHIDVX. Brustbild.
R. Das Wappen von Oesterreich.
3St. TIMORE DOMINI. Innerhalb eines Kranzes.

50. V. CAES. MAXIMILIANVS. SEMPER. AVG. 1516. Brustbild des Kaisers Maximilian mit der Krone auf dem Haupte, der Mantel war vergoldet.
R. Kaiser Maximilian zu Pferde in voller Rüstung (auf vergoldetem Silber eingegraben).
Zirkelrund. Camée. 4" 3''' Durchmesser. Kellheimerstein.

51. Brustbild des Kaisers Maximilian.
Camée. 8 1/3''' h., 7''' br. Chalced. Goldener Ring.

52. Kopf des Erzherzogs Philipp des Schönen, Sohnes Kaiser Maximilian I., mit einer Mütze bedeckt, mit langen Haaren; vortreffliche Arbeit! Dieser Stein hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Bilde n. 10 u. 69 in der k. k. Ambraser-Sammlung, daß ich keinen Anstand nehme, diesen ausgezeichneten Stein nach dem genannten Bilde Philipp den Schönen zu benennen, ja man könnte glauben, auf Nro. 69 stecke Philipp den Ring mit dem nachfolgenden Steine an seinen Finger.
Camée. Onyx. 5 1/2''' hoch, 4 1/2''' breit. Goldener Ring.

53. Brustbild der Johanna von Castilien und Arragonien, mit langen Haaren, über welche eine Stirnbinde gezogen, ganz ähnlich dem merkwürdigen Bilde im Bilderzimmer der k. k. Ambraser-Sammlung n. 68 (die k. k. Ambraser-Sammlung von Alois Primißer. Wien 1819. S. 95), wozu geschrieben: Madame Jehanne de Castille. Ich finde gleichfalls die größte Aehnlichkeit des Portraits auf diesem wunderschönen Steine mit jenem prächtigen Bilde der Johanna von Arragonien von Raphael von Urbino gemalt, von dem drey Exemplare vorhanden sind; eines war im Besitze des Grafen Fries zu Wien, wurde, laut gefälliger Mittheilung des Herrn J. D. Böhm, k. k. Kammermedailleur, an Baron Puthon zu Wien um 1000 Dukaten, und von diesem um denselben Preis an Baron Speck zu Leipzig abgetreten; ein zweytes Exemplar ist in Paris, von Cherard gestochen, ein drittes zu Rom. — Eben so vortreffliche Arbeit, wie die vorige. Die Behandlung ist so ähnlich, daß beyde Köpfe gewiß von einem und demselben Künstler geschnitten sind, und daß deßhalb die Vermuthung nicht ungegründet seyn dürfte, diese beyden Köpfe seyen zur Zeit der Vermählung, also um das Jahr 1496, geschnitten worden. Sie sind wahre Vorbilder guter Kunst, wie es auch die Gemälde, Medaillen und andere Kunstwerke dieser Zeit sind. — Noch ein ähnliches Portrait der Johanna ist mit dem vom Maler dazu geschriebenen Namen in Nr. 138, Zimmer X der k. k. Ambraser-Sammlung.
Camée. 6 1/2''' h., 5''' br. Onyx. Goldener Ring.

54. Brustbilder Kaiser Carl V.?, seiner Gemahlin Isabella? und deren Sohnes Philipp?. Das Brustbild des Fürsten ist mit einem Helme bedeckt, auf dessen Schirm eine Maske angebracht, an der Seite drey Kornähren; die Brust ist mit dem goldenen Vließe geschmückt; vom Haupte der Fürstin wallt ein sehr langer Federschmuck herab, des Knaben Kopf ist mit einem Helme bedeckt, auf dessen Schirm eine Maske mit einer Krone. Unter obiger, mir zweifelhafter Benennung, von Alexander Albani Kaiser Carl VI. verehrt.

Gestochen: Herrgott. M. A. D. A. Pinacotheca, T. LI. 3. p. 194. Die dort abgebildete Fassung ist nicht mehr vorhanden.

Camée. 2″ 3/4‴. 1″ 6‴. Agath.

55. V. Brustbild Kaiser Carl V. Vorzügliche Arbeit und sehr schöne Fassung von Gold emaillirt, mit vier Rubinen.

R. Der Doppeladler, gravirt, mit der Krone. Auf dem Herzschilde die Wappen von Kastilien und Oesterreich, die beyden Säulen PLVS VLTRA. Der Vließorden schließt alles ein.

1″ 1‴. 11½‴ Onyx, Chalcedon und Amethyst.

56. Brustbild Kaiser Carl V. mit beyden auf einem Polster ruhenden Händen. Den Kopf bedeckt ein sehr niederes Barett. Den Hals umgibt eine kleine stehende Halskrause, welche mit dem mit Edelsteinen besetzten Kragen des Unterwamses umfangen wird. Vom Halse hängt auf die Brust an einem zusammengerollten Bande der Orden des goldenen Vließes. Ueber diesem Unterwams ist ein Theil eines glatten, auf der Brust offen gelassenen und mit Knöpfen besetzten Ueberwamses sichtbar, und über diesem ein faltenreicher, mit hocherhobener Stickerey verzierter Mantel, mit einem sehr breiten, glatten, umgelegten Kragen. Die Stickerey der Bekleidung des rechten Armes ist mit sechs kleinen Rubinen besetzt. Die r. H. hält zwey lange, gefaltete Handschuhe. 5″4‴. 4″11‴. Alabaster?

57. KAROLVS. V. IMP. N. In gefärbtes Glas vertieft geschnittener Kopf Kaiser Carl V. Schrift, Mütze, Bart, Halskragen sind gold-, das Kleid hyacinthfarbig.

Intaglio 6‴ hoch, 5¼‴ breit. Glas. Goldener Ring.

58. Brustbild Kaiser Carl V.

Camée. 6⅓‴ h., 5½‴ br. Chalcedon. Goldener Ring.

59. K. CAROLVS. K. FERDINANDVS K. MAXIMILIANVS. MDXXXX. Die Brustbilder der Kaiser Maximilian I., Carl V., Ferdinand I., vortrefflich geschnitten. PLVS VLTRE. Die beyden Säulen von Europa und Afrika, zwischen ihnen die Krone. Obschon nur von Holz, kömmt dieser Gegenstand doch durch seine ausgezeichnete Arbeit einem Edelsteine gleich.

Erhobene Arbeit. Zirkelrund. 3″ Durchmesser. Buchsbaum.

60. Brustbild Kaiser Carl V. und König Ferdinand I.

Camée. 10¾‴ hoch, 7½‴ breit. Chalcedon. Goldener Ring.

61. V. FERDINANDVS. D. FAV. CLE. (Divina favente clementia) EL. RO. IMP. SEMP. AVG. AC. GER. HVNG. BOHE. REX. ETC. Vorwärts gewendetes, mit dem goldenen Vließe geschmücktes Brustbild des Kaisers Ferdinand I, in der linken Hand ein Buch, worauf 1561.

R. Vier auf einander gelegte Schilde. Der kleinste, der Herzschild: Tyrol und Habsburg; auf dem zweyten: Oesterreich, Burgund, Castilien, Leon, Navarra, Sicilien, Neapel, Granada; auf dem dritten: Alt-Ungarn und Böhmen; auf dem vierten der kaiserliche Doppeladler. Das Ganze mit der Kette des goldenen Vließes umgeben. Den vierfachen Schild hält rechts und links eine Heilige, in der rechten Hand einen Palmzweig; über dem Schilde schweben zwey Engel, mit der Krone, welcher sie einen Kranz aufsetzen. Vortreffliche Arbeit.

Camée. 1″ 10¾‴ hoch, 1″ 6½‴ br. Kellheimerstein.

62. FERDI. ER. IMP. Vorwärts gewendetes Brustbild Kaiser Ferdinand I., mit einer Mütze bedeckt.

Camée. 6¾‴ hoch, 5¾ breit. Muschel. Goldener Ring.

63. MASE. D. G. IMP. SE. AVG. (Maximilianus secundus. D. g. imperator semper Augustus). Brustbild Kaiser Maximilian II.?
Camée. 6''' hoch, 5³/₄''' breit. Stahlring.

64. V. Brustbild Mariens im ³/₄ Profile, vorwärts gewendet. Vortreffliche Arbeit.
R. MRA (Maria) CAROLI. V. FILIA. MAXIMIL. IMPERATOR. CONIVX. MDLXVI.
Emaillirte, sehr geschmackvolle goldene Fassung. 1'' 7¹/₄'''. 1'' 3³/₄'''. Chalcedon.

65. Brustbild Kaiser Rudolph II.
Camée. 11''' h., 8²/₂''' br. Silber und vergoldeter Ring.

66. R. II. (Rudolphus II.) Belorbeerter Kopf Kaiser Rudolph II.
Camée. 1'' 10''' h., 1'' 8''' br. Onyx.

67. Mit dem goldenen Vließe geschmücktes Brustbild Kaiser Rudolph II. Auf der sehr geschmackvollen goldenen und emaillirten Fassung R. II. Auf dem Arme O. M. (wahrscheinlich Ottavio Misuroni, mehrere Misuroni wurden von Kaiser Rudolph als Steinschneider verwendet). Vorzügliche Arbeit, ein Seitenstück zur Maria, der Gemahlin Maximilians II.
Camée. 1'' 6''' h., 1'' größte Breite. Chalcedon.

68. V. MATHIAS. ROM. IMP. AVG. REX. HVNG. BOE. Brustbild.
R. FIRMATVM. COELITVS. OMEN. Ein Adler, der gegen die Sonne aufblickt. Krone, Globus mit dem Kreuze, Zepter und Schwert.
1'' 6''' hoch, 1'' 3''' breit. Perlmutter.

69. Brustbild des Erzherzogs Maximilian, Hoch- und Deutschmeister, auf dem Arme: CDF. Goldene Fassung.
Camée. 1' 8'' hoch, 1'' 2¹/₃''' breit. Chalcedon-Onyx.

70. Brustbild Kaiser Ferdinand II. innerhalb eines Lorbeerkranzes, von eilf Brustbildern seiner Vorfahren, die Kaiser waren, umgeben. Hängt an einem goldenen Kettchen.
1'' 2¹/₄'''. 11'''. Muschel.

71. V. FERDI. III. D. G. ROM. IMP. SA. HV. BO. REX. Brustbild.
R. FIRMAMENTA. REGNORVM. Ein Adler hält das Kreuz mit der Wage im Schnabel, mit den Krallen Schwert und Zepter, unten das Wappen von Oesterreich. Ist zum Oeffnen, innen emaillirt. Goldene, mit 21 Granaten gezierte Fassung.
Camée. 1'' 4¹/₂''' hoch, 1'' 3¹/₄''' breit. Muschel.

72. Belorbeertes Brustbild Kaiser Ferdinand III. S. F.
Intaglio. 1'' 8''' hoch, 1'' 1¹/₂''' br. Krystall.

73. V. FERDI. III. D. G ROM. IMP. S. A. G. H. B. REX. Belorbeertes Brustbild.
R. Das kaiserliche Wappen, worauf der gekrönte, aber einfache Adler, umgeben von zwölf Brustbildern. Zum Oeffnen. Innerhalb auf der Rückseite des kaiserlichen Wappens emaillirt: eine Landschaft, worin ein Kind, auf einem Todtenkopfe sitzend, Seifenblasen macht, vor sich die Sanduhr. Muschel: Gold und emaillirte Fassung, deren Vorderseite von zehn Diamanten und die Rückseite von zehn Rubinen umgeben ist.

74. Belorbeertes Brustbild Kaiser Ferdinand III. G. F.
Camée. 1'' 4¾''' hoch, 1'' 1''' breit. Onyx.

75. Brustbild Kaiser Ferdinand III. (Rückwärts eingeritzt: Georg Schweigger, Bildhauer in Nürnberg. 1643.)
Camée. Zirkelrund, 3'' 3¾''' Durchmesser. Kellheimerstein.

76. FERDINAND. III. ROM. IMP. SEMPER. A. Belorbeertes Brustbild des Kaisers, 9½''' hoch, 7¾''' breit, umgeben von einem Kranze von zwanzig Rubinen (einer ist ausgefallen), welchen wieder ein Kranz von Brustbildern der zwölf Kaiser, Ferdinand III. Vorfahren, umgibt, jedes 4½''' hoch, 3¾ breit.

RVDOLPVS. I. ROM. IMP.
ALBERTVS II (sic) ROM. IMP.
ALBERTVS II ROM. IMP.
FRIDERICVS I. ROM. IMP.
FRIDERICVS IIII. ROM. IMP.
MAXIMILIAN. I. ROM. IMP.
CAROLVS. V. ROM. IMP.
FERDINANDVS. I. ROM. IMP.
MAXIMILIANVS. II. ROM. IMP.
RVDOLPHVS. II. ROM. IMP.
MATHIAS. II. (sic) ROM. IMP.
FERDINAND. II. ROM. IMP.

Das Ganze ist mit zwölf Diamanten eingefaßt. Auf der zu öffnenden Rückseite des Brustbildes Ferdinand's III. ist dessen Wahlspruch FIRMAMENTA REGNORVM. Die Sinnbilder, das Kreuz, an dem die Wage, Zepter und Schwert. Camée. Türkise.

Auf der Rückseite des Ganzen sind auf einer Muschel geschnitten: Der einfache Adler, über dem die Krone schwebt, auf der Weltkugel stehend, auf der S. P. Q. R. geschrieben, welche den Schluß von 112 außerordentlich fein geschnittenen Wappen macht, aus deren die obersten Oesterreich und Castilien, Ungarn und Böhmen sind; dann kommen die der Churfürsten u. s. w. Ein Kreis von 38 Rubinen umgibt das Ganze. Dieser Deckel ist zu öffnen, auf der Kehrseite ist der Doppeladler mit dem kaiserlichen Wappen auf der Brust. 1'' hoch, 4½''' breit.

Auf der Rückseite des Ganzen ist auf blauem, 1'' 7½''' hohen, 1'' 4''' breiten Email-Grunde: MARIA. ROM. CESARIAE. INFAN. HISP. Das Brustbild der Kaiserin. Gold emaillirte Fassung. 1'' 4½''' hoch, 1'' 2''' breit. Muschel.

77. FERDINAND. III. ROM. IMP. S. AV. Brustbild Kaiser Ferdinand III., umgeben von zwölf Brustbildern der Kaiser, seiner Vorfahren, über demselben der einfache Adler, über dem die Krone schwebt. 1'' 4¾''' hoch, 1'' 1''' breit. Im äußeren Rande zwischen zwölf Rubinen die Wahlsprüche der zwölf Kaiser auf kleinen, achteckig geformten Stückchen, jedes 2¾''' hoch, 2¾''' breit. Unten hängen die Wappen von Oesterreich, 3¼''' hoch, 2¾''' breit, Ungarn und Böhmen in gerundeter, oben in einen Spitz auslaufender Form. Die Muschel ist zum öffnen. Auf der Rückseite: FIRMAMENTA REGNORVM. Das Kreuz, an dem die Wage hängt, mit Schwert und Zepter. Auf der Rückseite eine Muschel, worauf Ferdinand III. als Commandirender zu Pferd, im Hintergrunde die Stadt Frankfurt. Gold und emaillirte Fassung.
Camée. 1'' 4½''' hoch, 1'' ½''' breit. Muschel.

78. FERDINAND. III. D. G. ROM. IMP. S. A. G. HV. BO. REX. Belorbeertes Brustbild, 1" 11‴ hoch, 1" 2½‴ breit, aus Korallen geschnitten, umgeben von den zwölf Brustbildern seiner Vorfahren, die Kaiser waren, auf kleinen, runden Stückchen Muschel geschnitten, jedes 3‴ im Durchmesser, zwischen jedem ein Diamant; unten hängt eine tropfenartig geformte Muschel, 6¾‴ h., 5‴ br., mit dem kaiserlichen Doppeladler, worauf das Wappen, tiefer eine Perle.

Die Koralle ist zu öffnen, auf der Rückseite derselben: FIRMAMENTA REGNORVM. Der Adler mit dem Kreuze, woran die Wage hängt, Schwert und Zepter zwischen den Wagschalen, die Krone auf den auf Muscheln geschnittenen Wappen von Ungarn und Böhmen.

Diesem Wahlspruche und Sinnbilde gegenüber ist noch im Innern auf 1" 11¼‴ hohem, 1" 2¾‴ breitem blauen Email-Grunde: MARIA. DE AVSTR. ROM. IMP. INFAN. HISPAN. Das Brustbild der Kaiserin auf Muschel geschnitten; 1" 5‴ h., 1" br.

Auf der Rückseite: LEOPOLD. WILHELM. D. G. ARCHIDVX. Dessen Brustbild auf Muschel geschnitten, umgeben von seinem Wahlspruche und Sinnbildern, ferner mit Rüstung und Waffen aus Korallen geschnitten; die ganze Rückseite ist eingefaßt mit den zwölf auf runden Muschelstücken geschnittenen Wahlsprüchen und Sinnbildern der Kaiser, Vorfahren Ferdinand's III. (dieselben sind auf den Rückseiten der Büsten, aber nicht in Uebereinstimmung, angebracht). Zwischen denselben immer ein Rubin.

Caméen. Korallen und Muscheln.

79. Brustbild Ferdinand III.

Camée, 9½‴ hoch, 6½‴ breit. Lazurstein. Goldener Ring.

80. Ring von Koralle (gebrochen), auf dessen Hauptseite im Doppeladler das Portrait Kaisers Ferdinand III. in Türkis geschnitten, mit beygesetztem Namen; dann folgen die Portraite seiner zwölf Vorfahren, die Kaiser waren (einer fehlt), sämmtlich in Türkis geschnitten.

81. Aehnlicher Ring von Koralle. Der Kopf Ferdinand's III. in Türkis; seine zwölf kaiserlichen Vorfahren in Muschel.

82. V. Brustbild Leopold Wilhelms, Erzherzogs von Oesterreich, Hoch- und Deutschmeister, vortrefflich in Wachs modellirt und auf Kupfer aufgelegt.

R. Ein Kreuz, auf demselben ein fliegendes Band mit dem Wahlspruche des Erzherzogs: TIMORE DOMINI, am Fuße des Kreuzes: Löwe und Lamm.

Camée. 1" 8‴ hoch, 1" 3¼‴ breit. Wachs auf Kupfer.

83. Der kaiserliche Doppeladler mit den Nimben, innerhalb welcher Kronen auf den Köpfen des Adlers. Die Kronen bilden die zwey Städte, rechts ROMA, links CONSTANTINOPOLIS, zwischen den Köpfen schwebt die Weltkugel, worauf das Kreuz. Auf dem rechten Kopfe und Halse des Adlers unter der Krone der Stadt Rom stehen: FRANKREICH, ENGLAND, HISPANIA, ITALIA, auf der Zunge des Adlers: PARIS. Auf dem linken Kopfe des Adlers unter der Krone der Stadt Constantinopel: DENEMARK, POLEN, HVNGARN, GRAECIA, auf der Zunge des Adlers: ATHEN. Wo die Hälse des Doppeladlers sich entfernen, sind angebracht das Wappen mit den über einander gelegten Schlüs-

sein, quer überschrieben: S. P. Q. R., mit dem Vließorden umgeben, rechts das Wappen von Ungarn, links von Böhmen. Es folgen ferner auf den Flügeln des Adlers die Wappen der Churfürsten; der Körper, die Federn der Flügel und des Schweifes, die Füße sind mit Wappen bedeckt, welche alle sehr nett und zierlich erhoben geschnitten sind; in die Zwischenräume der Federn sind die Namen von Ländern geschrieben, 1" 11¼"' hoch, 1" 4½"' breit. Unten hängt eine zweyte Muschel, in gerundeter, oben zugespitzter Form, 6"' hoch, 4⅔"' breit, mit dem kaiserlichen Wappen, worauf der einfache Adler steht, über welchem die Krone schwebt. Oben auf der Schleife sind die zwölf Wahlsprüche und Sinnbilder der zwölf Kaiser, Vorfahren Ferdinand's aus dem habsburgischen Hause, auf zwölf achteckig geformten Muschelstückchen geschnitten, jedes 2¾"' hoch, 2½—¾"' breit, so daß auf der Vorderseite im Ganzen auf dem Körper des Adlers 29 Wappen, auf dem Flügel rechts 64, auf dem Schweife 9, auf dem Flügel links 64, zusammen mit dem unten hängenden des Kaisers 167 Wappen angebracht sind.

Die Muschel ist zum Oeffnen, innerhalb derselben ist auf Muschel geschnitten: LEOPOLD. GVILIELM. D. G. ARCHIDVX. AVS Das Brustbild des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Hoch- und Deutschmeisters, umgeben von den Gegenständen seiner Rüstung; oben das Kreuz, die Marterwerkzeuge, das Auge Gottes und ein fliegendes Band, worauf sein Wahlspruch: TIMORE DOMINI. Unten seine Sinnbilder: Löwe und Lamm; ferner Kanonen, Kugeln, Trommeln. Das Ganze ist goldene, schwarz emaillirte Fassung und Email-Gemälde mit Blumen.

Camée. 1" 11¼"' hoch, 1" 4¾"' breit. Muschel.

84. Brustbild Kaiser Leopold I. mit dem Lorbeer. Goldene Fassung.
Camée. 2", 1" 9"'. Agath auf Heliotrop.

85. Brustbild Kaiser Leopold I. mit dem Lorbeer. VOGT FECIT. Weiß und schwarz emaillirte, mit acht großen Diamanten gezierte Fassung.
Camée. 1" 3½"' hoch, 1" 1¼"' breit. Smaragd.

86. Brustbild Kaiser Joseph I.
Camée. 9"' hoch, 8"' breit. Krystall. Silberner Ring.

87. Brustbild Kaiser Franz I. vom Lorbeer umgeben, von L. S (Luigi Siries) geschnitten.
Intaglio. 1" 7¾"' hoch, 1" 3¾"' breit. Chalcedon.

88. Brustbild der Kaiserin Maria Theresia, mit einer kleinen Krone auf dem Haupte, von L. S. (Luigi Siries) geschnitten.
Intaglio. 1" 7¾" hoch, 1" 4"' breit. Chalcedon.

89. Die einander gegenüber gestellten Brustbilder Kaiser Franz I. und Maria Theresia, von L. S. (Luigi Siries) geschnitten.
Onyx. 11"' hoch, 1" 3"' breit.

90. Kaiser Franz I. und die Kaiserin Maria Theresia sitzend, vor ihnen stehen die zwölf, im Jahre 1755 lebenden Prinzen und Prinzessinnen, Kinder des kaiserlichen Paares, nämlich: Maria Anna, Joseph (dann Kaiser Joseph II.), Maria Christina, Maria Elisabeth, Karl Joseph, Maria Amalia, Peter Leopold (dann Kaiser Leopold II.), Johanna Gabriela, Maria Josepha, Maria Carolina, Ferdinand Karl, Maria Antonia. Das Ganze umgeben vom Zodiakus oder den zwölf Himmelszeichen.

R. Ein Lorbeerkranz, dessen beyde Enden ein geflügelter Genius hält, während unten die Gerechtigkeit mit Schwert und Wage auf einen Cubus gestützt, ein Füllhorn zu ihren Füßen. Innerhalb des Kranzes.

AVSTRIACAE STIRPIS
AVITO. NEXV
LOTHARINGO. HABSBVRGO
IN FRANCISCO. ET. MARIA THERESIA
INSTAVRATO
FILIIS. IV. FILIABVS. VIII. SVPERSTIT.
FECVNDITAS. AVGVSTA
AN. SAL. CIↃ. ↃICCCLV.
IOS. DE. FRANCE CVRAV.
LVD. SIRIES. SCALPS. FLOR.

Camée. 3″ 3½‴ hoch, 4″ 7½‴ breit. Onyx.

91. Kopf Kaiser Franz I.
Camée. 5½‴ hoch, 4‴ breit. Muschel. Goldener Ring. Email mit 16 Diamanten.

92. Brustbild der Kaiserin Maria Theresia mit dem Witwenschleyer.
Camée. 9¼‴ hoch, 8‴ breit. Karneol. Goldener Ring.

93. Brustbild der Kaiserin Maria Theresia mit dem Witwenschleyer, von Abrahain geschnitten, mit vielen kleinen Rauten umgeben.
Camée. 1″ 10‴ hoch, 1″ 6½‴ breit. Onyx.

94. Brustbild Kaiser Joseph II. innerhalb eines Lorbeerkranzes, von Toricella in Rom geschnitten, vom Kaiser aus Italien mitgebracht (nicht ausgezeichnete Arbeit).
Camée. 1″ 8¾‴ hoch, 1″ 3‴ breit. Chalcedon.

95. Kopf Kaiser Joseph II., von S (Simon) geschnitten.
Camée. 8″ hoch, 5½ breit. Chalcedon. Goldener Ring.

96. Brustbild Kaiser Joseph II., von I. P. (Johann Pichler) vortrefflich geschnitten.
Camée. 1¼‴ hoch, 10‴ breit. Chalcedon. Goldener Ring.

97. Kopf Kaiser Joseph II.
Camée. 11½‴ hoch, 9¾‴ breit. Kellheimerstein. Silber und vergoldeter Ring

98. Belorbeerter Kopf Kaiser Leopold II., von Salomon Abraham geschnitten
Camée. 1″ 2½‴ hoch, 1″ breit. Chalcedon.

99. Brustbild des Erzherzogs Carl, von Irbach geschnitten. Goldene Fassung.
Camée. 1″ 5‴ hoch, 1″ ½‴ breit. Jaspis.

100. Kopf Kaiser Franz I. BOEHM. F.
Intaglio. 10¼‴ hoch, 8‴ breit. Karneol. Goldener Ring.

101. Kopf Kaiser Franz I. CERBARA.
Intaglio. 7¾‴ hoch, 5½‴ breit. Karneol. Silberner Ring.

102. Brustbild Kaiser Franz I. mit Lorbeer und Paludamentum. BELTRAMI. Von diesem ausgezeichneten Künstler auf Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin Carolina Augusta nach der vortrefflichen Büste des Professor Schaller dieses Jahr gearbeitet, und für die Sammlung der geschnittenen Steine bestimmt, worin es zu den schönsten der Art gehört.
Camée. 2″ 4‴ hoch, 1″ 3‴ breit. Lagenchalcedon.

Joseph Arneth.

Hammer-Purgstall's morgenländische Handschriften.

Als Seitenstück zu dem im neunten Bande seiner Geschichte des osmanischen Reichs gelieferten Verzeichnisse der Sammlung zweyhundert orientalischer Manuscripte über osmanische Geschichte.

(Fortsetzung.)

B. Persische Werke.

a) Werke in Prosa.

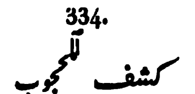
333.

رصاد العباد من البدا الى المعاد

d. i. Sternwarte der Diener, vom Orte des Beginnens bis zu dem der Rückkehr, vom Scheich Nedschmeddin Ebubekr Abdallah B. Mohammed B. Schahder el-Esedi er-Rasi, gest. i. J. 654 (1256), ein Schüler des Scheichs Nedschmeddin el-Kubra, des Stifters des Ordens der Derwische Kubrewi, gest. i. J. 618 (1221), ist der Verfasser eines Commentars über das Bahrol-Hakaik, d. i. das Meer der Wahrheiten. Nach dem Märtyrtode, welchen sein Lehrer und Meister, der große Nedschmeddin, unter dem Schwerte der Mongolen gestorben, wanderte sein Schüler Nedschmeddin, beygenannt Daje, d. i. die Amme, von seiner Vaterstadt Rei aus, um Schutz und Ruhe in dem damals noch von den Mongolen verschonten Gebiete der Seldschuken Rums zu suchen; er ließ sich zu Malatia nieder, und widmete das vorliegende Werk dem Sultane Rum's, Keikobad, dem Sohne Keichosrew's, des Sohnes Kilidsch Arslan's, welchem er es zu Kaißarije darbrachte. Er ist der erste mystische Schriftsteller von Belang, welcher persisch schrieb, indem die früheren Werke persischer Mystiker, einige kleine Abhandlungen abgerechnet, alle arabisch geschrieben waren. Sein Werk ist in fünf Hauptstücke, und jedes derselben in Abschnitte eingetheilt, wie folgt. Erstes Hauptstück: Einleitung des Werkes. 1) Abschnitt: Von dem verborgenen Nutzen des Wortes der Männer des Pfades (Tarikat) und des Wallens (Soluk). 2) Von dem, was den Verfasser veranlaßte, dies Werk persisch zu schreiben. 3) Von der Methode, die er befolgte. Zweytes Hauptstück: Von dem Beginne der bestehenden Dinge, in fünf Abschnitten. 1) Von der Natur der Geister, ihren Stufen und ihrer Kenntniß. 2) Auslegung der überirdischen Welt. 3) Von dem Entstehen der verschiedenen Welten. 4) Von dem Beginne der Schöpfung des Menschen. 5) Von dem Anhängen des Geistes an die Form des Leibes. Drittes Hauptstück: Von den Nahrungsquellen des Volkes, in zwanzig Abschnitten. 1) Von dem Schleyer des menschlichen Geistes, womit ihn die Form verhüllt. 2) Von der Anhänglichkeit des Geistes an die Form, und dem Nutzen, der daraus entsteht. 3) Von der Nothwendigkeit der Propheten, um die Erziehung des Menschen zu vollenden. 4) Von den Religionen und dem Siegel des Prophetenthums in Mohammed Mustafa. 5) Von der Anordnung der menschlichen Form nach der Regel des Gesetzes. 6) Von der Zusammensetzung der menschlichen Seele und ihrer Erkenntniß. 7) Von der Reinigung

des Herzens durch die Wahrheit und Erkenntniß. 8) Von der Befreyung des Geistes durch die Wahrheit und Erkenntniß. 9) Von der Nothwendigkeit eines Scheichs zur Anleitung des Menschen auf dem Pfade. 10) Von der Stäte (Würde) des Scheichs und seinen Eigenschaften. 11) Von den Eigenschaften, Bedingnissen und Sitten des Jüngers. 12) Von der Nothwendigkeit der Wiederholung der Formel: Es ist kein Gott als Gott. 13) Von der Art und Weise, die Erwähnung des Namens Gottes zu vollziehen. 14) Von der Nothwendigkeit, daß der Scheich dem Jünger die Erwähnung des Namens Gottes eingebe. 15) Von der Nothwendigkeit der Abgeschiedenheit (Chalwet) und ihren Bedingnissen. 16) Von einigen verborgenen Dingen, und dem Unterschiede zwischen Schlaf und Traum. 17) Von den Anschauungen (Muschahedat) der Lichter und den Arten derselben. 18) Von den Enthüllungen (Mukjaschefat) und den verschiedenen Arten derselben. 19) Von der Verklärung (Tedschelli) des Wesens und den Eigenschaften der Herrschaft. 20) Von der Gelangung zur Herrschaft (Chodawendi) ohne Verbindung und Trennung. Viertes Hauptstück: Von der Seele der Tugendhaften und Lasterhaften, in vier Abschnitten. 1) Von der Rückkehr der bösen drängenden Seele (Sewwame). 2) Von der Rückkehr der eingebenden Seele (Molhime). 3) Von der beruhigten Seele (Mutmine). 4) Von der gebietenden (bösartigen) Seele (Amarre). Fünftes Hauptstück: Von dem Wallen (Soluk) der verschiedenen Völker, in acht Abschnitten. 1) Von dem Wandel der Könige. 2) Von dem Zustande der Könige und ihrem Benehmen gegen alle Arten ihrer Unterthanen. 3) Von dem Wandel der Wesire, der Herren der Feder und der Stellvertreter der Könige (Newwab, d. i. Nabobe). 4) Von dem Wandel der Mufti und Richter. 5) Von dem Wandel der vermöglichen und reichen Leute. 6) Von dem Wandel der Reise, d. i. Vorsteher der Dörfer, und dem der Pächter. 7) Von dem Wandel der Kaufleute. 8) Von dem Wandel der Handwerksleute. Ein Quartband von 226 S. großes, altes, persisches Reschi, geschrieben i. J. 685 (1285), also eine bald sechsthalb Jahrhunderte alte, höchst kostbare Handschrift.

334.



d. i. die Enthüllung des Verhüllten, vom Scheich Ali B. Osman B. Ebi Ali el-Ghasnewi, dessen Biographie im Nefhat die 377ste. Ein Schüler des Scheich Ebulfasl Mohammed B. el-Hasan es-Serchasi (Nefhat Nr. 351). Ein Querquartband von 242 Blättern, in folgende Hauptstücke eingetheilt. 1) Festsetzung der Wissenschaft. 2) Von der Armuth. 3) Von dem Mysticismus (Taßawwuf). 4) Vom Tragen der Kutte (Rikaa). 5) Von dem Unterschiede der Ssofi. 6) Vom Schimpfe. 7) Von den Jüngern des Propheten. 8) Von den Wunderwerken der Glieder des Prophetenthums. 9) Von den Imamen unter den Jüngern des Propheten. 10) Von den späteren Imamen bis auf den heutigen Tag, der letzte ist Ebul Hasan Ali Ibrahim el-Khasri. Diese Kunden von Scheichen sind eine der Hauptquellen des Nefhatol-ins Dschami's, welcher das Keschfol Mehdschub häufig anführt. 11) Von den späteren Imamen. 12) Von den späte-

ren Männern des Tassawwuf. 13) Von ihren Worten, Erzählungen, Zeichen und Schmähungen. 14) Vom Rausche und der Trunkenheit. 15) Von den verschiedenen Secten der Ssofi. Hierauf verschiedene Worte (Kelam) und Enthüllungen (Keschf) über den a) Geist, b) die Vereinheitung, c) des Glaubens, d) der Reinigung, e) des Gebetes. 16) Von der Reue. 17) Von der Liebe. 18) Von der Freygebigkeit. f) Enthüllung der Faste, g) des Almosens. 19) Vom Hunger. h) Enthüllung der Wallfahrt. 20) Von den Anschauungen. i) Neunte Enthüllung vom Gespräche und dessen Manieren. 21) Von dem, was zum Gespräche gehört. 22) Ueber denselben Gegenstand. 23) Vom Aufstehen beym Gespräche. 24) Von der Reise und den Manieren derselben. 25) Von den Manieren des Essens. 26) Von den Manieren beym Gehen. 27) Vom Schlafe auf der Reise und in der Ruhe. 28) Von den Manieren des Redens und Schweigens. 29) Vom Fragen und Unterlassen desselben. 30) Von den Manieren in der Abgeschiedenheit und Begeisterung (Tedschchrid u terwih). k) Zehnte Enthüllung: Von ihrer Terminologie und den Gränzen ihrer Wörter; ist nicht die Erklärung einzelner Wörter, sondern ganzer Redensarten, wie: Die Zeit ist ein schneidendes Schwert; zieh deinen Rock aus und wirf deinen Stab weg. Hierauf die Erklärung der einzelnen Koransausdrücke, wie die Enthüllung (Mokjaschafet), die Anschauung (Moschahedet), die Zusammenfassung (Kabs) und Ausdehnung (Bast), die Unterredung im Mondscheine (Mosameret) und das Ueberliefern (Mohaderat), die augenscheinliche Wissenschaft (Ilmol-jakin) und die Wesenheit der Evidenz (Ainol-jakin), die Wissenschaft (Ilm) und die Kenntniß (Maarifet), das Gesetz (Scheriaat) und die Wahrheit (Hakikat), die Läugnung und Behauptung (Nefi we isbat), die Wahrheit (Hakk, als Unterschied von Hakikat), die aufsteigenden Gedanken (Chatirat), die Verwischung (Thams) ohne sinnliche Spuren, die mit Zurücklassung sinnlicher Spuren (Rems), die Anhänglichkeiten (Alaik), die Mittel (Wesaith), der Ueberschuß (Sewaid), das Vertrauen des Herzens (Moldscha), das Universum (Küllijet), die Erleuchtungen (Lewaih), die Ausstrahlungen (Lewamii), die Oriente (Tawalii), die Erscheinungen (Tawarik), die Huld (Latifet), das Geheimniß (Sirr), die Verheimlichung (Nedschwa), der Wink (Ischaret, Ima), das Einströmen der inneren Stimme (Warid), die Scrupulosität (Ischtibah), die Unruhe des Herzens (Insiadsch). Weitere Definitionen: Die Welt (Alem), das in der Zeit Entstehende (Mohaddis), das von Ewig Bestehende (Kadim), das Anfangslose (Ebed), das Wesen (Sat), die Eigenschaft (Ssiffet), der Name (Ism), die Benennung (Tesmijet), die Läugnung (Nefi), die zwey sich einander bedingenden Seelen (Schejan), die Entgegengesetzten (Siddan), die Anderen (Ghairan), die Substanz (Dschewher), das Accidens (Arf), der Körper (Dschism), die Frage (Sual), die Antwort (Dschewab), die Schönheit, die Häßlichkeit, die Blödigkeit, die Ungerechtigkeit, die Gerechtigkeit, das Reich, die Aufwallungen des Gemüths (Chawathir), das Einfallende (Wakii), die Wahl (Ichtijar), die Prüfung (Ichtibar), das Unglück, die Verklärung, das Begehren nach Gott (Schorud), der Mangel (Kußur), die Reinigung durch Gott (Ißtinan), die Selbstreinigung (Ißtifa), Gottes Uebergewalt (Ißtilam), Herzensschleyer (Rëin), was schleyerlos (Ghair),

Verstellung (Teblis), der Trank (Schorb), d. i. die Süßigkeit des Gehorsams. l) Die eilfte Enthüllung: Von dem musikalischen Reigen (Simaa) und seinen verschiedenen Bedeutungen. 31) Von dem Reigen des Korans, 32) des Gedichts. 33) Von dem der Körper und Töne. 34) Von den Geboten des Reigens. 35) Von den abweichenden Meinungen über den Reigen. 36) Von den Graden des Reigens. 37) Von der Abwesenheit der Geister aus Sehnsucht (Widschd). 38) Vom Tanze. 39) Von den außernatürlichen Werken (Charak). 40) Von den Manieren des musikalischen Reigens.

335.



d. i. der Abschnitt der Anrede, von Mohammed Hafis B. Mohammed el-Hafisi, dem Sohne Obeidallah's, des Nakschbenden aus Bochara; berühmt unter dem Namen Chodscha Parsa, gest. i J. 865 (1460); auch Verfasser des Mesalikol aarifin, d. i. die Pfade der Kundigen. Ein sehr großer Quartant von 180 Blättern, ohne Methode und Eintheilung in Hauptstücken.

336.

درّ المجالس

d. i. die Perle der Versammlungen, von unbekanntem Verfasser, in der besten, ächt persischen Taalik des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben, 192 Bl. Quart, in 33 Hauptstücken. 1) Von der Erschaffung des großen (Mehter) Adam, über welchen Anwünschung und Heil! 2) Von der Vortrefflichkeit und Freygebigkeit Abrahams, über welchen Heil sey! 3) Von der Vortrefflichkeit Jethro's, 4) des Moses, 5) Salomon's, 6) des Herrn Jesus, 7) des Herren der Gottesgesandten und des Schlußsteines der Propheten Mohammed, des besten der Menschen. 8) Von der Zufriedenheit des Vaters und der Mutter mit dem Sohne. 9) Von der Trefflichkeit (dem Verdienste) der Wunder, welche der Prophet (in der Schlacht Bedr) erhielt. 10) Von den Bitten des Lehrers (Chodscha) der Welt (Mohammed). 11) Erzählungen von Ali, dem Fürsten der Rechtgläubigen. 12) Von Maria der Koptin, der Sclavin des Propheten. 13) Von dem Verdienste der Jünglinge, welche schön und keusch wie Jusuf. 14) Von dem Verdienste Chalid's, des Sohnes Welid's (des Feldherrn Ebubekr's). 15) Von dem Verdienste Belal's, des Gebetausrufers des Propheten. 16) Von der Trefflichkeit des Rathes, welchen der weise Lokman seinem Sohne ertheilt. 17) Erzählung von dem Götzendienste und der Annahme des wahren Glaubens. 18) Die Erzählung von Sultan Edhem, dem großen mystischen Scheiche. 19) Von dem Verdienste des freygebigen Weibes und des geizigen Mannes. 20) Von Aser, dem Bildhauer der Götzenbilder, dem Vater Abraham's. 21) Von dem Papagey, der eine Person an dem Hofe Salomon's vorstellte. 22) Erzählung von Hasan von Beßra. 23) Erzählung vom verworfenen Satan, der am jüngsten Tage mit den Völkern des Propheten streiten wird. 24) Erzählung vom Padischah Nischabur's. 25) Er-

zählung vom Meister Chodscha Rebii Dschesam. 26) Erzählung vom Chodscha Sofjan Sewri, 27) vom Scheich Nuri, 28) vom Scheich Bersisa, und wie es sich mit ihm verhält. 29) Von der Vortrefflichkeit des Mondes Ramasan. 30) Von der Vortrefflichkeit des gebenedeiten Hauses (der Kaaba). 31) Von dem Märtyrtode der beyden Emire Hasan und Husein. 32) Erzählung vom Sultane Ebu Said. 33) Vom Paradiese.

337.

مجالس العشاق

d. i. die Versammlungen der Liebenden, von Sultan Husein B. Sultan Mansur B Baikara B. Omer Scheich B. Timur, dem Ururenkel des großen Eroberers, aus dessen Geblüte er nicht der einzige Schriftsteller, indem sein Großvater Baikara nicht nur großer Beschützer der Wissenschaften, sondern selbst Dichter, der Prinz Sam Mirsa die Biographien der Dichter, Sultan Bebr, der Stifter der Dynastie der Großmogolen in Indien, seine eigenen Denkwürdigkeiten schrieb, und Ulugbeg seinen Namen auf immer in den Jahrbüchern der Sternkunde verherrlichte In 75 Gesellschaften: 1) Dschaafer Ssadik, 2) Sulnun, 3) Ibrahim Edhem, 4) Bajesid Bestami, 5) Husein B. Manßur Halladsch, 6) Ebul Hosan Charkani, 7) Ebu Said, 8) Abdallah Anßari, 9) Aarif Sirr Dschemali, 10) Senaji der Dichter, 11) der Scheich Ainul-Kudhat, d. i. das Aug der Richter. 12) Ahmed Dscham Sendepil, 13) Ewhadeddin Kermani, 14) Ewhadi Kermani, 15) Schihabeddin Suhrwerdi, 16) Seaadeddin von Hama, 17) Sufi, 18) Medschdeddin von Bagdad, 19) Nedschmeddin Kubra, 20) Scheich Ssanaan, 21) Chodscha Hasan, 22) Attar, 23) Ibnol Faradh, 24) Mohijeddin Arabi, 25) Schems Tebrisi, 26) Nedschmeddin Rasi, 27) Seifeddin Bachersi, 28) Asis Nesefi, 29) Kaijumi, 30) Fachreddin Iraki, 31) Saadi, 32) Huseini, 33) Mahmud Schebistani, 34) Emir Chosrew von Dehli, 35) Husein Achlaki, 36) Ali Hamdani, 37) Chodscha Behaeddin Nakschbendi, 38) Mahmud Purjar, 39) Lutfallah von Nischabur, 40) Hafis, 41) Saadeddin Tesftasani, 42) Seid Scherif Dschordschani, 43) Mewlana Mohammed, 44) Kemal Chodschendi, 45) Emir Machdum, 46) Ischet, 47) Kasimolenwar, 48) Amadeddin Nesmin, 49) Husein Chuaresmi, 50) Scherefeddin Ali, 51) Emir Seid Hekimi, 52) Scheichsade Omer, 53) Seineddin Hafi, 54) Chodscha Obeidallah, 55) Dschami, 56) Ibrahim B. Suleiman, 57) Sulkarnein, 58) Nisami, 59) Kais Aamiri (Medschnun), 60) Chosrewschah Ibn Kaißar, 61) Mahmud Sebuktigin, 62) Dschelaledin Melekschah, 63) Mohammed Melekschah, 64) Emir Seid Ismail Kelegi, 65) S. Mohammed B. Melekschah, 66) Sindschar B. Melekschah, 67) Ibrahim Sultan, 68) Baisankor, 69) Pir Budak Dschihanschah, 70) Sultan Jakub, 71) Ebu Nedschch Dschesari, 72) Hasan, 73) Scheich Aseri, 74) Newasi Mir Alischir, 75) Kalender Sipahi. Alle diese als mystische Liebende aufgeführt. Gutes Taalik, 244 Bl. Octav. Ohne Angabe des Datums der Schrift und des Namens des Schreibers.

338.

لمعات آلانوار

d. i. die Ausstrahlungen der Lichter, in sieben und zwanzig Ausstrahlungen göttlicher Liebe, ohne Namen des Verfassers, Schreibers, ohne Angabe des Ortes und der Zeit der Abschrift. 20 Bl. Kleinquart.

339.

زبدة الحقايق فى كشف الدقايق

d. i. die Blüthe der Wahrheiten in Enthüllung der Feinheiten, von Ainol Kudhat, dem Richter von Hamdan. Hamadani, d. i. von Hamdan gebürtig, heißen mehrere in der arabischen Geschichte berühmte Männer: 1) Abdol Dschebber der Irrlehrer (Motesali); 2) Jusuf Hamadani, der große Philologe, gest. 398 (1007), der erste Verfasser von Makamat. Dschami hat in seinen Nefhat die folgenden: 3) Ebubekr Hamadani (Nr. 244); 4) Ebul Husein B. Dschadham Hamadani, dessen Name Ali B. Abdallah, gest. 414 (1023), im Nefhat Nr. 337; 5) Jusuf Hamadani, mit dem obigen Philologen nicht zu vermengen, gest. 635 (1140), im Nefhat Nr. 432; 6) Berke Hamadani der Scheich, im Nefhat Nr. 455; 7) Emir Seid Ali B. Schihabeddin B. Mohammed al-Hamadani, gest. 786 (1384), der Verfasser von Commentaren zu den Siegelsteinen Mohijeddin Arabi's, zur Taijet des Ibnol Faradh, eines Commentars zu den Namen Gottes, und Verfasser des Geheimnisses des Punktes; vermuthlich auch der des vorliegenden Werkes, da Dschami keinen der anderen als Schriftsteller nennt. Zehn Jahre später als derselbe starb 8) Ebu Nasr Mohammed B. Abderrahman el-Hamadani, der Verfasser der obenerwähnten Siebner. Endlich erwähnt Herbelot noch zweyer Hamadani: 9) Ali B. Ahmed's des Astrologen, und 10) Ebul Hasan Mohammed B. Abdolmelek Hamadani's, gest. 521 (1123), des Verfassers einer Geschichte der Wesire Aegyptens und einer anderen Unwanessijer, d. i. der Titel der Legenden. Das obige Werk, ein Quartband von 63 Blättern.

340.

ده قاعده

d. i. die zehn Regeln des beschaulichen Lebens. 1) Die Reue; 2) und 3) fehlen; 4) die Genügsamkeit; 5) die Einsamkeit; 6) die Erwähnung der Namen Gottes; 7) die Wendung zu Gott; 8) die Geduld; 9) die Betrachtung; 10) die Ergebung. Im schönsten Taalik geschrieben i. J. 980 (1572), im goldenen Zeitalter persischer Kalligraphie. 16 Bl. Octav.

341.

مجموعه حكايات

d. i. Sammlung (erbaulicher) Geschichten, ohne Namen des Verfassers und Schreibers, in großem, schönen Taalik, so groß, daß

nur sieben Zeilen auf dis Seite (Kleinfolio) gehen; das Papier weiß, der Rand grün, mit schmalen und breiten Goldrahmen eingefaßt, 20 Bl. Nach denselben folgt auf gelblich rothem Papier, dessen Rand sehr schön marmorirt, eine ethische Abhandlung von neun Blättern, geschrieben von Mohammed Scheref. Die blaue Marmorirung des handbreiten Randes ahmt bald Wolken und Wogen, bald Berge und Straßen, bald Ströme und Seen nach, ein herrliches Muster von persischer Schönschreibe- und Randverzierungskunst; die Schrift ausgezeichnet schönes Taalik, kleiner und schöner, als die vorhergehende Hand, neun Zeilen auf der durch den handbreiten Rand zum großen Octav verengten Folioseite. 15 Bl. Der Einband goldene Arabesken von Bäumen, Vögeln, Thieren auf braunem Grunde.

342.

الهي نامه

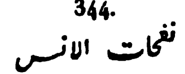
d. i. das göttliche Buch, vom Scheich Dschabir Anßari. 17 Blätter Octav, schöne Taalik, geschrieben zu Constantinopel von Scheichi aus Kerman. Hierauf folgt eine andere Abhandlung desselben Verfassers von Bl. 18 — 24, dann das Register des Inhalts des Werkes Tohfetol-Wusera, d. i. Geschenk für Wesire, in 30 Hauptstücken, Bl. 24 — 29, und endlich die beyden letzten Blätter das Flehen (Munadschat) zu Gott Seid Ali Hamadani's. Schöne Taalik mit untermischten Goldzeilen.

343.

نصيحت

d. i. der Rath Chocha Abdallah Anßari's, gegeben dem Nisamolmülk von Tus. Nur vier Blätter Klein-Octav, schönes Taalik.

344.



d. i. die Hauche der Menschheit, vom großen Dichter Dschami, gest. i. J. 898 (1492), auch als die Hauche der Vertraulichkeit übersetzt. S. de Sacy rechtfertigt diese vielleicht richtigere Uebersetzung durch die Definition des Wortes Ins aus dem Awarifol-Maarif Suhrwerdi's in den Auszügen, welche er hiervon in den Notices et extraits des mscts du roi gegeben; verfaßt i. J. 881 (1476). Die Einleitung handelt von dem Wesen der Mystik und die Eintheilung der Ssofis unter den folgenden Hauptstücken: 1) Von der Heiligkeit (Welajet, nicht Wilajet, wie S. de Sacy ausspricht (denn das letzte heißt Land) und von dem Heiligen (Weli). 2) Von der Erkenntniß (Maarifet), dem Erkennenden (Aarif), dem unvollkommen Erkennenden (Moteaarif) und dem Unwissenden (Dschahil). 3) Vom vollkommenen Mystiker (Ssofi), dem unvollkommenen (Moteßawwuf), dem sich dem Tadel der Menschen aussetzenden (Melameti) und dem Santone (Fakir) und ihrem Unterschiede. 4) Von der Verein-

heitung (Tewhid) und den verschiedenen Graden derselben. 5) Von den verschiedenen Classen der Heiligen 6) Unterschied zwischen den Wundern (Mudschisat) der Propheten, den Wundern der Heiligen (Keramat) und den Teufelswundern (Jstidradsch). 7) Von der Erhärtung mittels Beweise der Wunder der Heiligen. 8) Von den verschiedenen Wundern der Heiligen (Keramat) und den außerordentlichen Erscheinungen (Charaikol-aadat). 9) Von der Zeit, wo die Ssofi zuerst mit diesem Namen benennt wurden. Diese Einleitung ist von S. de Sacy in den Notices et extraits übersetzt und im Texte kund gemacht worden, im letzten aber allein (und folglich für Nicht-Orientalisten unzugänglich) die Liste von 606 Mystikern, von welchen das Nefhat Kunde gibt. Dieselbe folgt hier übersetzt, und nicht nur mit den von S. de Sacy, sondern auch mit den der Handschrift von Dresden, deren Inhaltsverzeichniß ich Hrn. Professor Flügel verdanke, verglichen mit der Angabe der Sterbejahre, wo dieselben von Dschami angegeben sind.

1) Ebu Haschim, der Pol der Pole, gleichzeitig mit Ebu Sofjan Seini, der i J. 161 (777) gestorben. 2) Sul Nun der Aegypter, gest. i. J. 245 (859). 3) Jsrafil. 4) Ebul-Eswed von Mekka 5) Ebul-Eswed er-Raji. 6) Ebu Jaakub Haschimi. 7) Welid B. Abdallah es-Saka, gest. 326 (937). 8) Fodheil B. Ajadh, gest. 187 (803) 9) Jusuf Esbath. 10) Moaruf Kerchi. 11) Ebu Suleiman Darani, gest. 215 (830). 12) Daud B. Ahmed ed-Darani. 13) Ebu Suleiman Daud B. Naßr et-taji. 14) Jbrahim. 15) Jbrahim B. Saad el-Alewi el-Huseini. 16) Ebul-Haris el-Ewlasi. 17) Jbrahim Sidenbe von Herat. 18) Jbrahim Robathi. 19) Jbrahim Atrusch. 20) Jbrahim eß-ßajjad von Bagdad. 21) Jbrahim Adscherri der Kleine. 22) Jbrahim Adscherri der Große. 23) Mohammed B. Chalid el-Adscherri. 24) Jbrahim B esch-Schemmas von Samarkand. 25) Feth B Ali von Moßul 26) Feth B Schachrew von Merw. 27) Beschr B. el-Haris B. Abderrahman el-Hafi, gest. 272 (885). 28) Beschr et-Tabrani. 29) Kasim Harbi 30) Schakik B. Jbrahim von Balch. 31) Daud von Balch. 32) Haris B. el-Esed el-Mohasibi. 33) Ebu Turab von Nachscheb. 34) Ebu Turab er-Remli. 35) Ebu Hatim Attar. 36) Terri B el-Moghalles es-Sakati, gest 253 (867) 37) Ali B. Abdol Hamid el-Ghadhairi. 38) Ebu Dschaafer es-Semak. 39) Ahmed B. Chadrujet von Balch 40) Jahja B. Moaf von Rei. 41) Chalef B. Ali. 42) Ebu Jesid Bestami, gest 261 (874). 43) Ebu Ali Sindi. 44) Ebu Hafß Haddad, gest. 265 (878). 45) Ebu Mohammed Haddad. 46) Salem B Mohammed. 47) Ebu Mesahim von Schiraf. 48) Abdallah Mehdi Bawerdi. 49) Hamdun Kaßßar. 50) Ebul Hasan el-Barusi. 51) Manßur B. Ammar. 52) Ahmed B. Aaßim von Antiochien. 53) Mohammed B Manßur von Tus 54) Ali von Akka. 55) Hatim B. Unwan el-Aßam, gest. 237 (851). 56) Ahmed B. Ebil-Hawari. 57) Ahmed B. Ghobeik B. el-Antaki, des Ahmed von Antiochien. 58) Sehl B. Abdallah der Schuster, gest. 238 (852). 59) Abbas B. Hamsa von Nischabur. 60) Abbas B. Jusuf esch-Scheli. 61) Abbas B. Ahmed el-Esedi der Dichter. 62) Ebu Hamsa aus Chorasan, gest 290 (902). 63) Ebu Hamsa von Bagdad, gest. 289 (901). 64) Hamsa B. Abdallah el-Alewi el-Hoseini. 65) Ebu Said Charraf, beygenannt der Mond der Ssofi, gest. 280 (893). 66) Achnef von Hamadan. 67) Ebu Schoaib el-Mokaffaa. 68) Ham-

mad Karschi. 69) Ebul-Husein Nuri, gest. 295 (907). 70) Dschoneid, der Herr der Nation, gest. 299 (911). 71) Ebu Dschaafer el-Kereni. 72) Kehmesch B. el-Hosein von Hamadan. 73) Amru B. Osman von Mekka, gest. 296 (908). 74) Schah Schudschaa aus Kerman, gest. 276 (889). 75) Ebu Osman von Hiri, gest. 298 (910). 76) Sekeria B Delweite, gest. 298 (910). 77) Sekeria B. Jahja von Herat. 78) Seijad der Große von Hamdan. 79) Ebu Osman Maghribi, gest. 373 (983). 80) Ebu Thalib von Achmim. 81) Talhir B. Mohammed B. eß-ßabbah en-Neili, gest. 302 (914). 82) Ebul Abbas B. Mesruk, gest 299 (911). 83) Ebul-Abbas Mewsun von Bagdad. 84) Ebu Abdallah el-Maghribi, lebte noch i. J. 120 (737). 85) Ebu Abdallah von Nebadsch (einem Dorfe in der Wüste Baßra's, auf dem Wege nach Mekka). 86) Ebu Abdallah von Antiochien. 87) Memsched von Deinewer, gest. 299 (911). 88) El-Hasan B. Ali el-Mesuhi. 89) Ahmed B. Ibrahim el-Mesuhi. 90) Nujem B. Ahmed B. Jesid B. Nujem. 91) Jusuf B. el-Hosein von Rei, gest. 344 (935). 92) Abdallah B. Hasir. 93) Sabib el-Chabbas, d. i. der Bäcker. 94) Ebu Sabit von Rei. 95) Semnun B. Hamsa el-Muhibb, d. i. der Liebende, el-Kjasiab, d. i. der Lügner. 96) Sehrun el-Maghribi. 97) Aarun B. el-Wessabe. 98) Meimun el-Maghribi. 99) Saadun Medschnun. 100) Atha B. Suleiman. 101) Ali B. Sehl B. el-Esher. 102) Mohammed B. Jusuf B. Meadan el-benna, d. i. der Architect. 103) Mohammed B. Fasil. 104) Sehl B Ali von Merw. 105) Ali B. Hamsa von Ißfahan el-Halladsch, d. i. der Wollkrämpler. 106) Ali B. Schoarib es-Sakka, d. i. der Wasserträger. 107) Ali B. Mowaffik von Bagdad. 108) Ebu Ahmed el-Kalansi, gest. 290 (902). 109) Ebul-Gharib von Ißfahan. 110) Ebu Abdallah el-Kalansi. 111) Ebu Abdallah el-Dschela. 112) Ebu Abdallah el-Chakani. 113) Ebu Abeidallah el-Besri. 114) Ebu Abdallah es-Sedschesi, d. i. aus Sedschistan, beygenannt Allametol-ewlia, d. i. der Hochgelahrte der Heiligen. 115) Ebu Abdallah el-Hoßri. 116) Dschaafer B. el-Moberkaa. 117) Ali B. Pindar B. el-Hosein von Ssairef, gest 359 (969). 118) Mohammed B. el-Fadhl von Balch, gest. 319 (931). 119) Mohammed B. Ali el-Hekim von Tirmed. 120) Ali B. Bekkjar. 121) Ebu Abdallah von Abadan. 122) Ebu Abdallah aus Hadhramut. 123) Ebu Abdallah es-Salimi. 124) Ebu Thalib Mohammed B. Ali B. Atijet el-Harisi von Mekka, gest. 386 (996). 125) Ebu Abdallah Tschewpare von Hemdan. 126) Ebubekr el-Werrak, d. i. der Papierhändler von Tirmed. 127) Ebul-Kasim von Rei 128) Ebul-Kasim el-Hekim von Semerkand. 129) Bekr von Soghd. 130) Ssalih B. Mektum. 131) Ebuser von Tirmed. 132) Haschimi von Soghd. 133) Mohammed B. el-Hasan el-Dschewheri, d. i. der Juwelier. 134) Ebubekr Kosaji von Deinewer. 135) Ebu Ali von Dschewsdschan. 136) Mohammed und Ahmed, die Söhne Ebul-Werdi's. 137) Tahir Mokaddesi. 138) Ebu Jakub von Sus. 139) Ebu Jakub von Nehrdschur. 140) Ebu Jakub es-sejiat, d i. der Oelhändler. 141) Ahmed B. Weheb. 142) Ebu Jakub Mesabili. 143) Ebu Jakub Aktaa. 144) Ebu Jakub B. Sesi. 145) Ebu Jgkub Meskuri. 146) Ebu Jakub Meidani. 147) Ebu Jakub el-Charrath, d. i. der Drechsler von Askalon. 148) Ebu Jakub Kuseni (nach der Dresdner Handschrift Kuraji). 149) Chair Nessadsch, d. i. der Weber. 150) Mahfus J. Mahmud. 151) Mahfus J. Mohammed. 152) Ibrahim el-Chawaß. 153) Ib-

rahim B. Isa. 154) Ibrahim B. Sabit. 155) Ebu Mohammed Dschoreiri. 156) Ghanim B. Saad. 157) Ghailan von Samarkand. 158) Ghailan el-Moweswes. 159) Ebul-Abbas J. Atha, gest. 309 (921). 160) Ebu Ssalih el-Mosein. 161) Ebul-Abbas Ersisi. 162) Ebul-Abbas Deinweri. 163) Ebul-Abbas Ahmed B. Jahja von Schiras 164) Ebul-Abbas Bawerdi. 165) Ebul-Abbas Berdaai. 166) Ebul-Abbas Seijari. 167) Abdul-Wahid B. Ali es-Seijari. 168) Ebul-Abbas Suhrwerdi, der erste der vier berühmten Mystiker dieses Namens. 169) Ebul-Abbas von Nehawend. 170) Achi Ferredsch von Sendschan, gest. 457 (1064). 171) Ebul-Abbas von Nesa, gest. 305 (917). 172) Ebul-Abbas Soreik. 173) Ebul-Abbas Hamsa B. Mohammed. 174) Husein Manßur el-Halladsch, d. i. der Wollkrämpler von Beidha. 175) Abdol-Melek Iskjaf, gest. 309 (921). 176) Ibrahim oder nach anderen Ahmed B. Fatik. 177) Faris B. Isa von Bagdad, gest. 338 (949) 178) Ahmed B. Husein B. Manßur el-Halladsch. 179) Ebu Manßur Giawkjulah. 180) Ebu Emru von Damaskus, gest. 329 (932). 181) Mohammed B. Hamed von Tirmed. 182) Abdallah B. Mohammed. el-Chairas. 183) Neban B. Mohammed el-Hammal, gest. 323 (934). 184) Ishak B. Ibrahim el-Hammel. 185) Neban B. Abdallah. 186) Scheiban B. Ali. 187) Ebul Hasan B. Mohammed el-Mosaini, gest. 328 (939). 188) Ebul Hasan eß-ßaigh von Deinewer 189) Ebul-Hasan eß-ßabihi. 190) Ebul-Hasan Sojuthi. 191) Ebul-Hasan B. Schaare. 192) Ebu Hamed es-sendschi, bekannt als Ibnes-sendschi. 193) Ibrahim B. Daud el-Kaßßar, d. i. der Walker. 194) Ebu Dschaafer. 195) Ebu Dschaafer Sumani (der von Sumenat?). 196) Ebu Dschaafer Ssaidelani. 197) Ebu Dschaafer Ahmed B. Hamdan B Ali B. Sinan. 198) Ebu Dschaafer el-Farghani. 199) Ebu Dschaafer Samani. 200) Ebu Dschaafer Haddad. 201) Ebu Dschaafer Moas der Aegypter. 202) Ebu Abdallah el-Berki. 203) Ebu Dschaafer el-Machdum. 204) Ebu Dschaafer Damanhani. 205) Ebul Husein el-Werrak, d. i. der Papierhändler. 206) Ebul-Husein ed-Derradsch, gest. 320 (931). 207) Bokeir ed-Derradsch. 208) Ebul-Husein Sellami. 209) Ebul-Husein Meleki. 210) Ebul-Husein Haschimi. 211) Ebubekr von Wasith. 212) Ebubekr Sekkak der Große. 213) Ebubekr Sekkak der Kleine. 214) Ebubekr Keltani, gest. 322 (923). 215) Ebubekr Ethai Hadschsi. 216) Ebubekr Schakkak. 217) Ebubekr Schobli, gest. 334 (945). 218) Ebubekr Jesdani el-Ormewi, d. i. von Orumije. 219) Ebubekr Ssaidelani. 220) Ebubekr el-Chabbas, d. i. der Bäcker von Bagdad. 221) Ebubekr B Isa el-Mothawii. 222) Ebubekr B. Tahir von Ebher, gest. 330 (941). 223) Ebubekr B. Ebi Saadan. 224) Ebubekr Aathusi, gest. 345 (956). 225) Ebubekr Sekkjak. 226) Ebubekr Sakka, d. i. der Wasserträger. 227) Ebubekr el-Meßri. 228) Ebubekr ed-Dokki, geb. 329 (940), gest. 399 (1008). 229) Ebubekr Timistani, gest. 340 (951). 230) Ebubekr Ferra, d. i. der Pelzhändler, gest. 370 (980). 231) Ebubekr esch-Schobhi. 232) Ebubekr von Tarsus, gest. 374 (984). 233) Ebubekr von Sus, gest. 380 (990). 234) Ebubekr Schebgir. 235) Ebubekr Dschewsaki. 236) Ebubekr er-Rasi, d. i. von Rei. 237) Ebubekr Mosid, gest. 364 (974). 238) Ebubekr Koßairi. 239) Ebubekr Mewasini. 240) Ebubekr Eschnam. 241) Ebubekr Moghaseli. 242) Ebubekr Katii. 243) Ebubekr von Hamadan. 244) Ebubekr von Keschs. 245) Ebubekr B. Daud

von Deinewer 246) Ebubekr B. Ali von Rudbar, gest. 321 (933). 247) Ebu Ali es-Sakesi, gest. 328 (939). 248) Ebu Ali der Sekretär der Aegypter. 249) Ebu Ali Meschtuli. 250) Ebu Ali von Rei. 251) Ebu Ali Chairan. 252) Ebu Ali von Serdschan. 253) Abdallah B. Mohammed, bekannt als Mortaaisch, gest. 328 (939). 254) Abdallah B. Mohammed B. Menasil. 255) Abdallah Haddad, d. i. der Schmied von Rei. 256) Abdallah B. Ißam ol-Mokaddesi. 257) Abdallah Nebadani. 258) Ebul-Chair et-Teinani. 259) Ebul-Chair Habeschi, gest. 383 (993) 260) Ebul-Chair von Askalon. 261) Ebul-Chair von Himß. 262) Ibrahim B. Scheiban von Kermanschah oder Keirmisin, gest. 337 (948). 263) Ebu Jesid Morghsi aus Chorasan 264) Ahmed B. el-Mowelled eß-Ssofi, gest. 342 (953). 265) Ibrahim el-Dschili, d. i. aus Dschilan. 266) Ibrahim aus Behistan. 267) Ibrahim von Morghainan. 268) Ibrahim Neruje. 269) Mosaffer von Kermanschah. 270) Ebul-Hasan B. Neban. 271) Ebul-Husein B. Hind el Harsi. 272) Ebul-edjan. 273) Ebu Dschaafer Mohammed B. Ali von Neka, bekannt als Mohammed Ghalathan. 274) Ebu Saaid el-Aarabi. 275) Ebu Amru es-sudschadschi, d. i. der Glaser, gest. 348 (959). 276) Ibrahim B. Jusuf B. Mohammed es-sudschadschi. 277) Dschaafer B. Mohammed B. Noßair el-Chuldi el-Chawwaß, gest. 348 (959). 278) Ebul-Hasan eß-ßofi von Fuschendsch, gest. 348 (959). 279) Bundar B. el-Hosein B. Mohammed B. el-Mohelleb von Schiras. 280) Ebu Amru B. Nedschid, gest. 365 (975). 281) Abdallah B Mohammed B. Abderrahman von Rei esch-Schaarani, gest. 353 (964). 282) Ebul-Hosein von Seirwan. 283) Ebul-Hosein el-Korasi, gest 380 (990). 284) Ebu Suleiman Neili. 285) Ebu Suleiman Chawwaß Maghribi. 286) Ebul Kasim von Naßrabad, gest. 372 (982). 287) Ebubekr Bidschali von Rei. 288) Ebubekr Falisuban, gest 370 (980). 289) Ebul-Husein el-Hoßri, gest. 372 (981). 290) Ebul-Husein B. Simun. 291) Ebu Nesr Chabbas, d. i. der Bäcker, und Ebul-Husein Suhan Eseheri. 292) Scheich Ahmed von Harran. 293) Dschehm von Raka. 294) Ebul-Hosein von Orumije. 295) Ebu Abdallah B. Chafif von Schiras. 296) Ebul-Chair Malihi. 297) Ebubekr esch-Schaarani. 298) Ebu Mohammed et-Aataidi. 299) Dschaafer el-Haja, gest. 341 (952). 300) Hischam B. Abdan. 301) Ebu Moharris 302) Abderrahim von Ißtachr. 303) Muamil el-Dschaßßaß 304) Al B. Scheluje. 305) Ebubekr el-Uskjaf. 306) Ebu Dhohak 307) Ebu Mohammed el-Chaffaf, d. i. der Schuhflicker. 308) Husein B. Hamuje und sein Freund Ebu Dschaafer el-Harrar von Ißtachr 309) Abdallah el-Kaßßar, d. i. der Walker 310) Ibrahim el-Motewekkil 311) Ebu Thalib Chasredsch B. Ali. 312) Ebu Ali Waridschi. 313) Ebulfadhl Dschaafer el-Dschordi. 314) Ebul-Kasim el-Kaßri. 315) Abdolasis Bohrani. 316) Ebul-Hosein Hekimi. 317) Ebu Ali Husein B Mohammed el-Akkjar. 318) Scheich Ishak Ibrahim B. Schehrijar von Kjarsuni. 319) Scheich Rusbehan Bakali. 320) Scheich Ebul-Hasan Kerduje. 321) Scheich Abdallah Beliani. 322) Dschemaleddin Mohammed B. Kelendschar 323) Musa B. Osman von Dschiroft. 324) Chodscha Hasan von Kerman. 325) Mere von Nischabur. 3 6) Ebu Abdallah von Toroghand (in der Dresdner Handschrift von Toroghbeg), gest 350 (961). 327) Ebu Abdallah von Rudbar, gest. 369 (979). 328) Ebu Abdallah Manek. 329) Ebu Abdallah Duni 330) Ebu Abdallah el-

Mola (fehlt in der Dresdner Handschrift). 331) Ebu Abdallah al-Mokri, gest. 366 (976). 332) Ebul Kasim el-Mokri, gest. 378 (988). 333) Ebu Mohammed er-Rasibi. 334) Ebu Abdallah von Deinewer. 335) Ebul-Hosein von Seiriwan 336) Ebul-Husein B. Dschehdham von Hamadan, gest. 414 (1022). 337) Ebul-Husein Tharsi. 338) Ebul-Husein Seregi. 339) Scheich Mohammed Sachiri. 340) Scheich Ahmed Dschowalker, d. i. der Sackmacher. 341) Ebul-Mosaffer von Tirmed. 342) Ebul-Husein Haddid von Herat. 343) Emirdscha Sifalforusch, d. i. die Topfverkäufer, gest. 347 (958). 344) Scherif Hamsa Okaili. 345) Aarif Aijar. 346) Ebul-Husein Salbeh Ibrahim, gest. 473 (1083). 347) Scheich Omran Sulusi. 348) Ebul-Husein Merw von Rudbar. 349) Ebu Hamid Dostan. 350) Bab Morghani (Baba Ferghani). 351) Ebu Manßur Mohammed Moammer Ahmed von Ißfahan. 352) Ebu Naßr Serradsch, d. i. der Sattler. 353) Scheich Ebulfadhl Ibn Hasan von Serchas. 354) Chalus von Nischabur. 355) Scheich Abul Kaßßab von Amrul. 356) Scheich Chunred Naßr. 357) Scheich Ebu Ali Schah, gest. 424 (1032). 358) Ebu Ali Dekkak, gest 450 (1058). 359) Ebu Ali Schebbuni von Merw. 360) Scheich Ebul-Kasim Beschr Jasin, gest. 308 (920). 361) Scheich Lokman von Serchas. 362) Scheich Mohammed Kaßßab, d. i. der Fleischer von Amul. 363) Scheich Ebul-Hasan Charkani, gest. 425 (1033). 364) Scheich Abdallah ed-Dasitani, gest. 417 (1026). 365) Scheich Ebu Said Ebul-Chair. 366) Scheich Ebul-Kasim Gurgani. 367) Chodscha Mosaffer B. Ahmed B. Hamdan 368) Maaschuk von Tus. 369) Emir Ali Abu. 370) Scheich Abderrahman es-Sollemi, gest. 597 (1200). 371) Husein B. Mohammed B. Musa es-Sollemi, gest 340 (951). 372) Ebu Sehl eß-ßaaluki, gest. 369 (979). 373) Scheich Ebul-Kasim Koscheiri, gest. 465 (1072). 374) Scheich Ebul-Abbas Schakani. 375) Ebulfasl Mohammed B. el-Hasan von Chatlan. 376) Ali B. Osman B. Ebi Ali el-Dschelaji el-Ghasnewi. 377) Chodscha Ahmed Hamidi von Serchas. 378) Edib Komendi. 379) Ebul-Hasan Munschi. 380) Scheich Ahmed Nedschdschar von Astrabad. 381) Scheich Ebu Siraa von Rei. 382) Scheich Ebu Seraa von Irdebil, gest. 405 (1014). 383) Ebu Abdallah, berühmt als Babuni. 384) Scheich Abdallah Bakju, gest. 422 (1030) 385) Scheich Mumin von Schiras. 386) Ebu Ishak von Damaskus. 387) Chodscha Ebu Ahmed Abdol Tschaschti, gest. 260 (873). 388) Chodscha Mohammed B. Ebi Ahmed el-Tschaschti, gest. 411 (1020). 389) Chodscha Jusuf B. Mohammed B. Semaan, gest. 459 (1266). 390) Chodscha Mewdred Tschaschti, gest. 527 (1132). 391) Chodscha Ahmed B. Mewdud B. Jusuf el-Tschaschti, gest. 507 (1113). 392) Ebul-Welid Ahmed B. Ebir-ridscha, gest. 232 (914). 393) Ebu Ismail Abdallah B. Ebi Manßur Mohammed el-Anßari von Herat, gest. 396 (1005). 394) Chodscha Jahja B. Ammar esch-Scheibani. 395) Scheich Ebu Abdallah Theki, gest. 416 (1025). 396) Ebul-Hasan Boschra Sindschar. 397) Kjakja Abul-Kaßr von Bost. 398) Kjakja Ahmed Seinbul. 399) Ebu Manßur Mohammed el-Anßari, gest. 430 (1038) 400) Ebu Manßur Suchte. 401) Scheich Ahmed Tschaschti und sein Bruder Chodscha Ismail Tschaschti. 402) Scheich Ahmed Dschami. 403) Scheich Ebu Selma Bawerdi. 404) Ebu Ali Keijel. 405) Ebu Ali Serger, d. i. der Goldschmied. 406) Ebu Ali Buteker, d. i der Schmelztiegelmacher. 407) Ebu Naßr Kaßani. 408) Scheich Ismail von Naßrabad.

409) Scheich Ebu Manßur Kjarser. 410) Ismail Debbas von Dschiroft. 411) Ebu Saaid Moaallim. 412) Scheich Mohammed Ebu Haffar Kjurti. 413) Scheich Aamir. 414) Scheich Ahmed Kjusani. 415) Ebul Hasan en-Nedschdschar, d. i. der Schreiner. 416) Scheich Ebul-leis von Fuschendsch. 417) Mohammed B. Abdallah Kjarser von Herat. 418) Korbendsch. 419) Chodscha Chairdscha. 420) Ebu Abdallah Ahmed B. Abderrahman B. Naßr el-Molini. 421) Ebu Naßr B. Ebi Dschaafer B. Ebi Ishak von Herat, gest. 500 (1106). 422) Medschdeddin Thalibe. 423) Ebu Abdallah Muchtar B. Mohammed B. Ahmed von Herat, gest. 277 (390). 424) Ebuser Busdschani, gest. 387 (997). 425) Scheichol-islam Ahmed en-Namiki, geb. 446 (1049), gest 536 (1141). 426) Scheich Ebu Tahir. 427) Scheich Ebu Ali Farmedi. 428) Scheich Ebubekr B. Abdallah von Tus en-Nessadsch, d. i. der Weber. 429) Mohammed B. Ghasali, gest. 505 (1112). 430) Ahmed Ghasali. 431) Chodscha Jusuf von Hamadan, gest. 555 (1160). 432) Chodscha Abdol-Chalik von Ghidschdewan. 433) Chodscha Aarif Riwkerwei. 434) Chodscha Mahmud Indschir Faghnewi. 435) Chodscha Ramiteni. 436) Chodscha Mohammed Baba Nemasi. 437) Seid Emir Kelal. 438) Kosem Scheich. 439) Chalil Aba. 440) Chodscha Behaeddin Nakschbendi. 441) Chodscha Alaeddin Attar, der große Dichter, gest. 820 (1417). 442) Chodscha Mohammed Parsa, gest. 822 (1429). 443) Chodscha Ebu Naßr Parsa, gest. 865 (1460). 444) Chodscha Hasan Attar, gest. 826 (1422). 445) Mewlana Jakub Dscharchi. 446) Mewlana Nisameddin Chamusch. 447) Chodscha Abdallah Imami. 448) Mewlana Saadeddin Kjaschghari, gest. 860 (1455). 449) Chodscha Obeidallah der Nakschbende. 450) Ebul-Hasan von Bost. 451) Hasan Sekjak von Semnan. 452) Mohammed B. Hamuje von Dschuwein, Verfasser des Selwetet-talibin, d. i. des Trostes der Begehrenden. 453) Ainolkodhat, d. i. die Wesenheit oder die Quelle der Richter, von Hamadan, dessen Namen Ebulfadhail Abdallah B. Mohammed el-Miandschi, Verfasser des Subdetol-Hakaik, d. i. der Ausbund der Wahrheiten, und mehrerer mystischer Abhandlungen. 454) Berke von Hamadan. 455) Fethe. 456) Siaeddin Ebu Nedschib Abdol-Kahir es-Suhrwerdi, Verfasser des Edebol-Muridin, d. i. der Manieren der Jünger des beschaulichen Lebens und des Fürstenspiegels Ssalaheddin's, gest. 563 (1167). 457) Ammar Jasir. 458) Ruf Behan der Große, der Aegypter. 459) Ismail Kaßri. 460) Nedschmeddin el-Kubra, gest. 618 (1221). 461) Medschdeddin von Bagdad. 462) Seaadeddin von Hama, Verfasser des Buches des Geliebten und des Sedschendschel ol-erwah, d. i. des Spiegels der Geister, gest. 650 (1252). 463) Seifeddin Bachersi. 464) Ainess-seman, d. i. die Quelle der Zeit, ist Dschemaleddin aus Gilan. 465) Baba Kemal Dschindi *). 466) Scheich Nedschmeddin von Rei, bekannt unter dem Namen Daje, d. i. die Amme, der Verfasser des Mirßadol Ibad, d. i. der Sternwarte der Diener, und des Commentars zum Meere der Wahrheiten, gest 654 (1256). 467) Risaeddin Ali Lala von Ghasna. 468) Dschemaleddin Ahmed Dschurfani, gest. 669 (1270). 469) Nureddin Abderrahman von Isfe-

* Hier bringt die Dresdner Handschrift den Chodscha Ebul-Wefa, dessen in diesem Artikel im Vorbeygehen Erwähnung geschieht, in besonderer Rubrik ein, und von hier an laufen die Nummern derselben mit denen meiner Handschrift wieder gleich fort.

rain Kesriki, geboren 639 (1241). 470) Ebul-Mekjarim Roknneddin B. Alaeddewlet Ahmed B. Mohammed el-Bejabanki, gest. 736 (1335). 471) Achi Ali der Aegypter. 472) Nedschmeddin Mohammed B. Mohammed el-Edkjani, gest. 778 (1316). 473) Achi Mohammed von Dehistan. 474) Ebul-Berkjat Takijeddin Ali ed-Dosti von Semnan. 475) Emir Seid Ali Ben Schihab B. Mohammed vom Hamadan, Verfasser der Geheimnisse des Punktes, eines Commentars der Namen Gottes, der Siegelringsteine, der Chamrije des Ibnol Faradh und anderer mystischer Werke, gest. 786 (1384). 476) Abdallah Ghardschistani. 477) Baba Mahmud von Tus. 478) Achi Ali Kotlogh Schah. 479) Behaeddin Hafis Omer von Ebrdih. 480) Mewlana Fachreddin von Luristan, gest. 820 (1417) 481) Schah Ali Ferahi. 482) Scheich Mohammed Ferahi. 483) Behaeddin Omer, gest. 857 (1453). 484) Mewlana Schemseddin Mohammed Esed, gest. 864 (1459). 485) Behaeddin Weled, gest. 613 (1216), Vater Dschelaleddin Rumi's. 486) Seid Burhaneddin Mohakkik. 487) Mewlana Dschelaleddin Mohammed von Balch, wo er i. J. 604 (1207) geboren, gest. 672 (1273), der Verfasser des Mesnewi, welchem dessen Sohn Sultan Weled das Rebabname nachgeahmt. 488) Mewlana Schemseddin Mohammed B. Ali B. Melekdad von Tebris, der Freund Dschelaleddin's. 489) Ssalaheddin Feridun von Konia, bekannt als Serkjub, d. i. der Goldschlager, der Schwiegervater Sultan Weled's. 490) Hosameddin Hasan B. Mohammed B. el-Hosein B. Achi der Türke. 491) Sultan Weled, der Sohn Dschelaleddin Rumi's, Verfasser des dem Mesnewi nachgeahmten großen mystischen Gedichtes Rebabname. 492) Dschehaleddin Suhrwerdi, Neffe Ebu Nedschib Suhrwerdi's, Verfasser eben so vieler mystischer Werke, als der von Sselaheddin hingerichtete Schihabeddin Jahja Suhrwerdi philosophische verfaßte; die berühmtesten sind: das Awarif, das Reschfon-nassais (welche beyde oben unter den Nummern 267 und 296 vorgekommen), das Aalamet-takka, d. i. die Zeichen der Tugend und anderer, gest. 539 (1144). 493) Nedschebeddin Ali B. Bosghasch von Schiras, gest. 678 (1279). 494) Sahereddin Abderrahman B. Ali B. Bosghosch, gest. 716 (1316). 495) Mohammed Jemeni. 496) Ibrahim Medschsub. 497) Dschemaleddin Luri. 498) Schemseddin Ssaffi. 499) Nureddin Abdeß-ßamed Nathansi. 500) Iseddin Mahmud el-Kjaschi, der Commentator des Awarif und der Faradhijet. 501) Kemaleddin Abderresak Kjaschi, Verfasser vieler Commentare und Exegesen, besonders berühmt durch die Ißtilahateß-ßofije und dem Commentar zu den Stationen der Wallenden (beyde oben unter den Nummern 316 u. 292). 502) Nureddin Abderrahman der Aegypter. 503) Saineddin Ebubekr el-Chawafi, gest. 838 (1434). 504) Emir Kiwameddin von Sendschan, Verfasser des Dschunin el-Jemenun, d. i. die Raserey der Jemener. 505) Schemseddin Mohammed el-Kjusi el-Dschami, gest. 863 (1458). 506) Mewlana Seineddin Ebubekr Taibadi, gest 791 (1389). 507) Dschelaleddin Mahmud Sahid (der Einsiedler) Merghani. 508) Mewlana Dschelaleddin Ebu-Jesid Burani. 509) Mewlana Sahireddin Chalweti. 510) Sekeria Behaeddin Multani. 511) Nisameddin Chalidi von Dehli, bekannt als Nisami Ewlia, d. i. die Ordnung der Heiligen. 512) Ebu Abdallah Ssawmaai. 513) Mohijeddin Abdolkadir aus Gilan, gest. 561 (1165). 514) Hammad Debbas, gest. 525, (1130). 515) Ssadaka von Bagdad. 516) Seifeddin Abdol-wehhab.

gest. 560 (1164). 517) Ebu Mohammed Abderrahman et-Tafsundschi. 518) Ebu Amru Ssarifini. 519) Bakr Ibn Bathur. 520) Kadhibol-Ban von Moßul. 521) Mohammed el-Awani, bekannt als Ibnol-Kaid. 522) Ebusuud B. Schibl 523) Ebu Medin el-Maghribi. 524) Ebul-Abbas B. el-Aarif eß-ßinhadschi, gest. 535 (1141). 525) Ebur-rebii el-Kesif el-Malaki. 526) Addi B. Mosafir der Syrer, dann der Hidschaser. 527) Sadi Ahmed B. Ebil-Hasan er-Rufaai. 528) Haiwet B Kais von Harran. 529) Dschaigir, gest. 590 (1194). 530) Ebu Abdallah Mohammed B. Ibrahim et-Karschi el-Haschimi. 531) Ebul-Hasan Ali B. Hamid aus Oberägypten, bekannt als Ibneß-ßabbagh. 532) Ebu Ishak B. Thasif. 533) Ibnol-Faradh der Aegypter, Verfasser der zwey berühmten mystischen Kaßidete, der Taijiet und Chamrijet. 534) Ibrahim Ibn Mißar el-Dschaaberi, gest. 632 (1234). 535) Mohijeddin Ibnol-Arabi, Verfasser von einem halben Tausend mystischer Werke, über welche er eine besondere Abhandlung schrieb, drey Dutzend derselben sind im zweyten Bande der Geschichte des osmanischen Reichs S. 657 angegeben, die berühmtesten sind bereits oben vorgekommen, geboren 560 (1164), gest. 688 (1240). 536) Ssadreddin Mohammed B. Ishak von Konia; Verfasser des oben angezeigten Miftahol-ghaib, d. i. Schlüssel des Geheimnisses, des Nußuß u Fukuk, des Buches der göttlichen Hauche (Nefhatol-ilahije), nach dessen Titel der des Werkes Dschami's, Nefhatol-Ins, als Hauche der Menschheit zu verstehen seyn dürfte. 537) Moejeddin el-Dschindi, Verfasser einer Kaßidet, die ein Seitenstück zur Taijet des Ibnol Faradh. 538) Saededdin el Farghani, Verfasser eines Commentars zur Taijet 539) Musa Sedrani, war i. J. 665 (1266) mit dem Vorhergehenden beysammen. 540) Isa Hettar aus Jemen. 541) Ebul-Ghais Dschemil aus Jemen, gest. 651 (1253). 542) Ebul-Hasan el-Maghribi esch-Schadeli, der Entdecker des Kaffee, gest. 654 (1256). 543) Jasin el-Maghribi el-Hidscham el-eswed, gest. 667 (1268) *). 544) Ebul-Abbas el-Mersi. 545) Saad Haddad und sein Schüler, der Scheich Dschewher. 546) Ahmed B. el-Dschaad, beygenannt Ebu Isa 547) Nedschmeddin Abdallah B. Mohammed von Ißfahan, gest 721 (1321). 548) Kutbeddin Jahja Dschami Nischaburi, gest. 746 (1345). 549) Ebu Mohammed Abdallah el-Merdschani, gest. 699 (1299). 550) Ebu Abdallah, bekannt als Ibnol-Motarraf der Andalusier, gest. 707 (1307). 551) Suleiman Turkmani, gest. 614 (1217). 552) Ali Kurdi. 553) Moferridsch. 554) Ebul-Abbas von Demenhuri. 555) Rihan. 556) Alaeddin der Chuaresmier. 557) Abdallah el-Jafii der Geschichtschreiber, dessen berühmtestes Werk das Miretol-Dschenan we ibretol jakſan, d. i. Spiegel des Paradieses und Beyspiel der Wachsamkeit; dann das Raudh er-riahin, d. i. der Basilikongarten; das airrer en-nasim fi fadhail Kuran el-düsim, d. i. wohlgeordnete Perlen zum Preise der Trefflichkeiten des Korans des höchsten; das erste Werk geht in chronologischer Ordnung bis zum Jahre 759 (1357). 558) Scheich Schihabeddin Suhrwerdi, der von Ssalaheddin im J. 587 (1191) hingerichtete Verfasser der bey Abulfeda angegebenen Werke, deren vorzüglichste oben vorgekommen. 559) Ewhadeddin Hamid aus Kerman.

*) Hier ist im Dresdner Manuscripte Afifeddin von Telmesan eingeschaltet.

560) Seid Kasim von Tebris. 561) Senaji von Ghasna, der große persische Dichter, Verfasser des Hadikat, welcher i. J. 525 (1130) verfaßt ward. 562) Ferideddin Attar, der große persische Dichter, gest. 627 (1229). 563) Scherefeddin Moßlih B. Abdallah Saadi von Schiras, der unsterbliche ethische Dichter. 564) Fachreddin Jarahim el-Iraki der Dichter, gest. 688 (1289). 565) Emir Huseini der Dichter, gest. 718 (1318). 566) Ewhadi von Ißfahan, der Dichter, Verfasser des Glases Dschem's. 567) Chakani, der große Lyriker, gest. 595 (1198) 568) Nisami, der große Dichter des romantischen Epos, gest 592 (1195). 569) Chosrew von Dehli, gest. 725 (1325), der indische Lyriker. 570) Kemal Chodschendi, der große persische Dichter. 571) Mewlana Mohammed Schirin, bekannt als Maghribi. 572) Hafis, gest. 792 (1389). Nun folgen unter besonderer Ueberschrift die Frauen, welche es in der Mystik zu dem Grade von Männern gebracht, nämlich: 573) Rabiaa Aduje. 574) Lobbabet el-motaabidet. 575) Merjem von Baßra. 576) Rihanet Walih. 577) Moasel el-Adujet. 578) Aasiret el-Aabidet. 579) Schaawanet. 580) Kortijet. 581) Haffsa, die Tochter Sirin's. 582) Rabjna, die Syrerin 583) Hekimet Schamijet Dimeschkijet, d. i. die weise Syrerin, aus Damaskus. 584) Omir Hasan. 585) Fatime von Nischabur. 586) Seitunet. 587) Fatime von Berdaa. 588) Omm Ali, die Gemahlin Ahmed B. Chachruijet's. 589) Omm Mohammed, die Mutter des Scheich Ebi Abdallah B. Chafif. 590) Fatime, die Tochter Ebubekr el-Kettani's. 591) Fadhat. 592) Die Schülerin Serri Sakati's. 593) Memat Tohfet. 594) Omm Mohammed. 595) Beibek Merwijet. 596) Die Tochter Kaab's. 597) Fatime, die Tochter Mosenna's. 598) Die schwarze Sclavin. 599) Ein Weib, deren Namen und Vaterland unbekannt. 600) Eine unbekannte Sclavin. 601) Eine Aegypterin. 602) Ebenfalls. 603) Eine Chuaresmerin. 604) Eine abyssinische Sclavin. 605) Eine Frau aus Ißfahan. 606) Eine Perserin.

Das Werk ward, wie die am Schlusse desselben beygesetzte vierzeilige Strophe besagt, vollendet i. J. 880 (1415). Die vorliegende Handschrift in kurrenter Nestaalik (vollendet zu Constantinopel i. J. 919) (1513). Ein Quartant von 187 Blättern. Sehr sonderbar ist es, daß der große Mystiker Mahmud von Schebister, der Verfasser des Rosenflores des Geheimnisses, gest. 720 (1320), keinen besonderen Artikel erhalten, wiewohl unter dem Artikel Huseini (565, nicht 366, wie im Rosenflor, Wien 1838, durch Druckfehler) der von diesem an Mahmud Schebisteri erwähnten Fragen Erwähnung geschieht. In dem oben erwähnten Medschalisol-Uschak, d. i. Versammlungen der Liebenden, wird Mahmud Schebisteri unmittelbar nach Huseini, zwischen demselben und Emir Chosrew von Dehli, aufgeführt, und erzählt, daß er seine Blicke auf eine Verwandte des Scheichs Ismail von Sis geworfen, und derselben die Abhandlung über die Liebe und die Liebenden gewidmet, und ihm sein Zeitgenosse, der Scheich Tahiri, der ihn hierüber getadelt, vielen Verdruß gemacht habe, wider welchen die satyrischen Verse der Rosenflor des Geheimnisses über den unwillkommenen Scheich gerichtet seyen.

b) Werke in gebundener Rede.

Hieher gehören zuvörderst die schon in dem zwölften Abschnitte der Poesie aufgeführten mystischen Werke, nämlich der Garten Sena-

zi's, die Vogelgespräche Scheich Attar's, das Glas Dschems von Ewhadi, das Mesnewi Dschelaleddin Rumi's, die goldene Kette Dschami's und der Rosenflor des Geheimnisses von Mahmud von Schebister, und die folgenden hätten eben sowohl dort, als die dortigen hier aufgeführt werden können. Weiters gehören auch in diese Rubrik ein großer Theil der Werke Saadi's, so wie des großen lyrischen Dichter Huseini, Chakani, Chosrew von Dehli, Kemal von Chodschend, Hafis, Mohammed Schirin Maghribi und Seid Kesimol-enwar, d. i. der Spender der Lichter. Diese vierzehn großen persischen mystischen Dichter sind der große und kleine Heerwagen, auf welchen persische Poesie und Mystik mit einander zum höchsten Himmel fährt. Noch gehören von den unter den Diwanen der Lyriker angezeigten Diwanen die Urfi's, Schewket's, Feisi's, Schahi's, Iraki's. Schewki's und Lisani's, als eine Pleias mystischer Dichter, hieher.

345.

گلشن توحید

d. i. der Rosenflor des Einheitsbekenntnisses, dessen Verfasser, ein Nachbeter des Mesnewi und Mahmud's von Schebister, indem dem Rosenflor des Geheimnisses der Rosenflor des Einheitsbekenntnisses nachgeahmt ist. Der Text desselben ist eine Auswahl von Versen aus dem Mesnewi Dschelaleddin Rumi's, und also ein Seitenstück zur Insel der Mesnewi von Sinetschak, deren sogleich erwähnt werden wird. Aus jedem der sechs Bücher des Mesnewi sind hundert Distichen ausgewählt, deren jedes mit fünf anderen glossirt ist, so, daß das ganze Werk aus 3600 Distichen besteht. Kein schönes, aber deutliches, leserliches Neschi, ohne Angabe des Datums und Namen des Schreibers. 106 Bl. Quart.

346.

جزیرهٔ سینه چاك

d. i. die Insel des Mesnewi, vom türkischen Derwisch Sinetschak im J. 963 (1546) gesammelt. Besteht aus 366 aus dem Mesnewi gewählten Distichen, der türkische Commentar desselben wird unten unter den türkischen Werken vorkommen. 18 Bl. Duodez.

347.

انتخاب تحفة الاحرار

d. i. eine Auswahl von Versen aus Dschami's Geschenk der Freyen. Schönes Taalik, auf goldgesprenkeltem, röthlichem Papiere, in allem nicht mehr als 19 Bl. Duodez und 144 Distichen.

348.

مجموعه

d. i. eine Sammlung mystischer Bruchstücke in Prosa und Versen, von Mustafa Abdol-Kasim. Enthält eine Glosse über jene Abhandlung Dschelaleddin Rumi's, ein persisches mystisches Gedicht Aarif Tschelebi's, zwey mystische Ghasele zum Lobe Schems Tebrisi's, dem Freunde und Lehrer Dschelaleddin Rumis, vermuthlich aus dem Diwane desselben, worauf dann eine halb arabische, halb türkische Abhandlung, welche ein Commentar zu mehreren aus dem Schatze der Seelen Dschelaleddin Rumi's gezogener Koranstexte und Ueberlieferungsstellen. Klein-Octav, sehr feine, aber gute Taalik. Die Abhandlung beginnt mit der Deutung einiger der schwierigsten Stellen aus Hafis.

349.

اسرار الشهود فی معرفة حضرت المعبود

d. i. Geheimnisse der Zeugenschaft in der Erkenntniß der Mystik des Angebeteten. Nach dem 1) Flehen zu Gott (Munedschat), 2) dem Hymnus des Propheten (Naat), auf welche in den Dichterwerken Meslewi oft das Lob Maabur Dschelaleddin Rumi's folgt, folgt hier 3) das des Seid Mohammed Nurbachsch, welcher kein anderer, als der Scheich Schihabeddin Suhrwerdi, nach welchem der von ihm gegründete Derwischorden insgemein der der Suhrwerdi genannt wird (Mouradjea d'Ohsson IV. p. 622 und Geschichte des osm. Reichs I. 153 nach Athaji). 4) Von dem beschaulichen Wege und dem Betragen des Jüngers gegen den vollkommenen Meister. 5) Beschreibung des Zustandes der Begeisterung durch die Zungen der Vollkommenheit. 6) Erzählung. 7) Ermunterung, dem Pole der Zeit als leitendem Scheiche zu folgen. 8) Von dem Zustande der irrenden Menge. 9) Erzählung. 10) Erzählung von der Einwirkung des Gespräches und dem Nutzen des der Armen. 11) Erklärung des beschaulichen Weges (Tharikat). 12) Uebrige Theile desselben. 13) Erzählung. 14) Erzählung. 15) Ueber den Text: Sterbt eh ihr gestorben. 16) Von den Stationen und Stufen der Wallenden. 17) Andeutung der niederen Eigenschaften. 18) Von der Vermehrung und Verminderung derselben. 19) Erzählung. 20) Von der Versammlung des Menschen. 21) Erzählung. 22) Von dem, was auf dem beschaulichen Wege erforderlich. 23) Erzählung. 24) Von der Wahrheit (Hakikat). 25) Andeutung, daß die Wesenheit des Menschen das Herz. 26) Das Wort Dschoneid's: Der aufrichtige Jünger entbehrt der Wissenschaft der Gelehrten. 27) Der Grund der Handlungen ist die Absicht. 28) Alle Handlungen sind durch Gott vorherbestimmt. 29) Die erste Bedingniß der Wallenden ist Aufrichtigkeit. 30) Erzählung. 31) Erzählung. 32) Erzählung. 33) Das Wort: Wenn ihr nicht sündigtet, würde ich wohl zu euch gekommen seyn. 34) Wenn ihr nicht sündigtet, würde ich für euch fürchten. 35) Von der Wahrheit der Liebe. 36) Die Dauer ist das Resultat des Verderbens. 37) Erzählung. 38) Gott verzeihet nicht, daß man ihm einen Gefährten gebe, sonst alles andere. 39) Erzählung. 40) Erzählung. 41) Von den

Graden der beyden Zustände Ssehw und Mahw, d. i. der gänzlichen Vernichtung und Auslöschung des Ichs. 42) Beschreibung der Begeisterung. 43) Erzählung. 44) Erzählung. 45) Erzählung. 46) Von den Eigenschaften. 47) Erzählung. 48) Erzählung. 49) Erzählung. 50) Andeutung über das Wort 51) Erzählung. 52) Erklärung des Wortes: Wendet euch zu eurem Herrn und tödtet eure Seelen. 53) Erzählung. 54) Erzählung. 55) Handlung ohne Aufrichtigkeit erzielt nicht die Annäherung zu Gott. 56) Alles Gute und Böse findet schon in dieser Welt seine Vergeltung. 57) Erzählung. 58) Erzählung. 59) Erklärung des Wortes, daß Alles, was ist, Gott ist. 60) Ermahnung über die Vereinigung in Gott. 61) und 62) ohne Titel. Geschrieben im Ssafer 1220.

(Die Fortsetzung folgt.)

Register
des
ein und achtzigsten bis vier und achtzigsten Bandes.

A.

B.

C.

G.

L

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

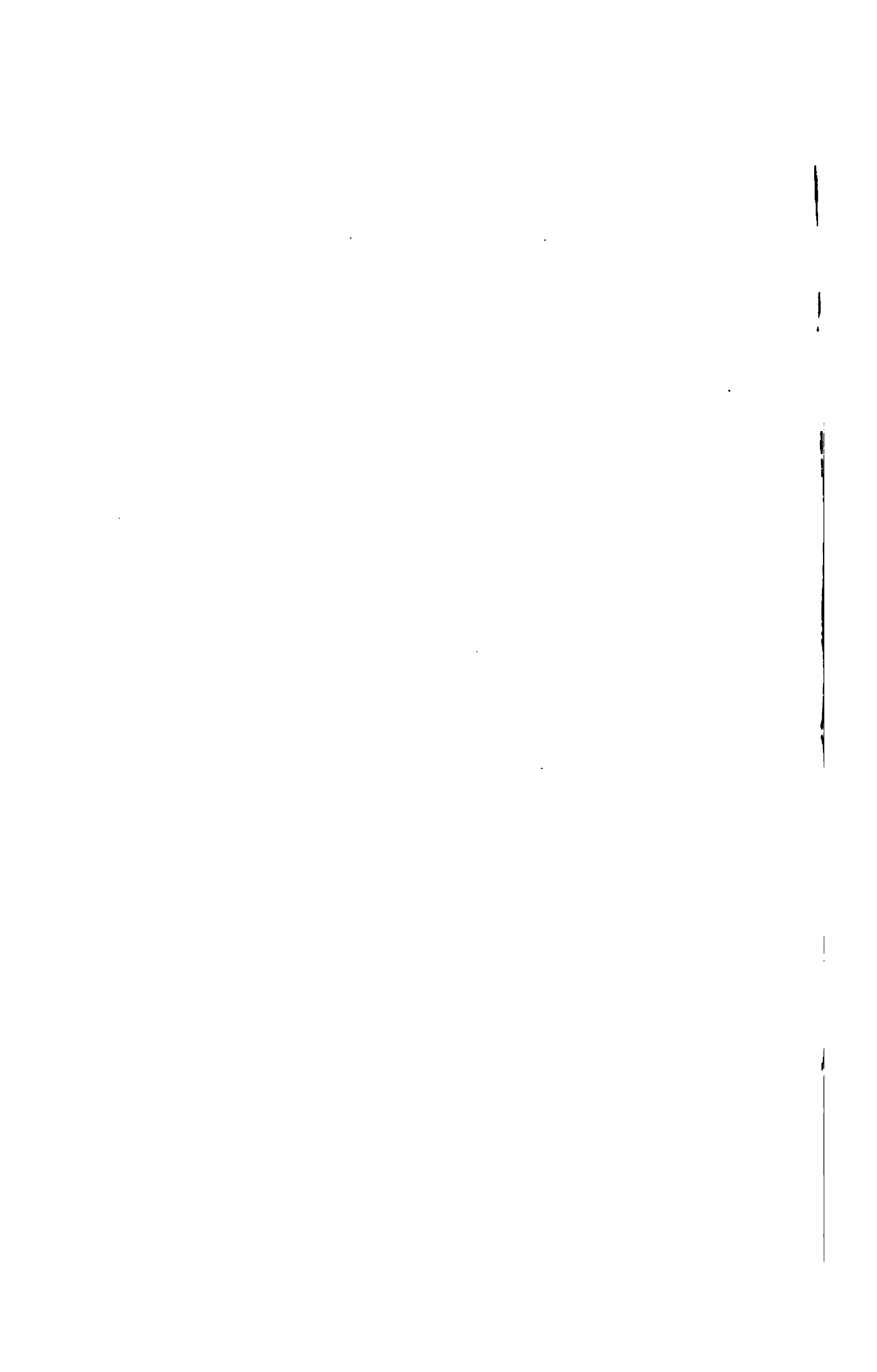
W.

X.

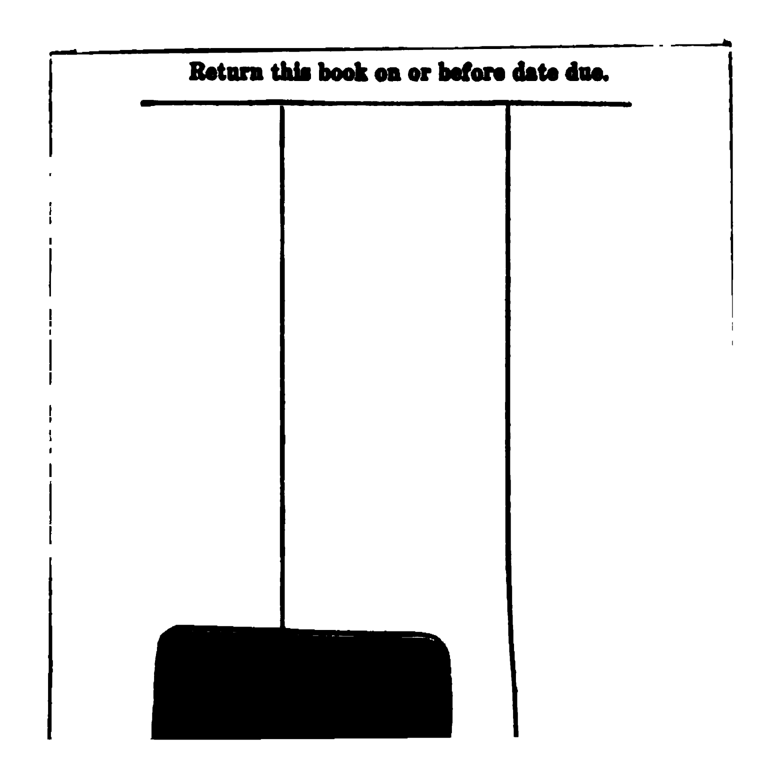
Z.

Herausgabe besorgt durch J. L. Deinhardstein.






Stanford University Libraries
3 6105 015 425 254


Return this book on or before date due.

